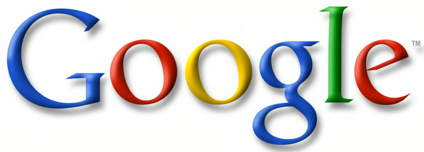
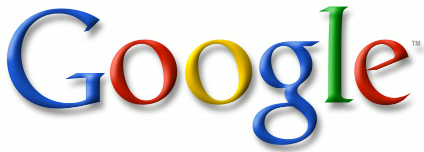





יהוה
THEOLOGICA
ANDOVER.
Ps. CXIX.
160.
כדברך
JOH. XVII.
17.
ὁ λογος
ὁ σος
αληθεια
εστι
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ.

Handbuch
der
Pastoral-Medicin
für
christliche Seelsorger

von
Dr. C. H. Theodor Schreger
öffentl. ord. Professor der Arzneikunde an der vereinigten Friedrichs-Universität zu Halle.

Halle
bei Hemmerde und Schwetschke
1823.

Vorwort

an meine Zuhörer älterer und neuerer Zeit.

Empfangen Sie, meine Herren, hier die von Mehreren aus Ihrer Mitte laut gewünschten, und Ihnen von mir versprochenen Lehrvorträge über Pastoralmedicin. Ursprünglich wurden sie in Wittenberg für mein früheres dortiges Lehramt ausgearbeitet, und vor einer nicht kleinen Anzahl junger Theologen öffentlich von mir gehalten. Ergänzt und erweitert, wie ich sie einigemal hier in Halle mündlich wiedergab, erscheinen sie jetzt vor einem größern Publicum im Drucke.

Mein Zweck war, Ihnen in diesen Vorträgen den großen Einfluß der Naturkunde überhaupt, und der Naturgeschichte des Menschen, so wie der Heilkunst

insbesondere auf die praktische Theologie darzuthun. Mithin mußte mir daran liegen, Sie, als künftige Seelsorger, nicht nur die Sitten der Menschen nach ihrer physischen Beschaffenheit mehr würdigen zu lehren, und Sie über so manche wichtige Pflichten Ihrer thätigen Mitwirkung für das körperliche, intellectuelle und moralische Menschenwohl aufzuklären, sondern auch mit den nöthigen medicinischen Gegenständen vertrauter zu machen, die der Seelsorger bei seiner Amtsführung zu seinem und seiner Gemeine Heil kennen muß. Zugleich sollten Sie manche Anweisung bekommen zu einem auf das allgemeine Beste abzweckenden öffentlichen Lehrvortrag in Ihrem Wirkungskreise, und endlich in den Stand gesetzt werden, einige hierher gehörige, oft sehr verfängliche Fragen, die Ihnen vorgelegt werden dürften, nach richtigen Grundsätzen zu beantworten.

Möge dieser Unterricht das Seinige beitragen, Sie Alle zu würdigen Nachfolgern des Goldsmith's schen Landpriesters von Wakefield, oder des Tobler'schen Gotthold's *) zu bilden!

Stets bewahrt der echte Seelsorger, dieser Melchisedech seiner Zeit, die Harmonie seines innern und

*) Gotthold, der wackere Seelsorger auf dem Lande; von J. G. Tobler. Aarau 1820. 8.

äußern Lebens, hegt reinmenschliche Gesinnungen, ist stark genug, um unter keinerlei Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht immer erwarten kann. Mit den zu seinem schönen Beruf nöthigen Kenntnissen ausgestattet, waltet er immer in heiterer, gleicher Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt, das Gute zu wirken. Er ist ohne Menschenfurcht und Gefallsucht, vernünftig, duldsam und nachgebend, aber auch fest, freundlich und ernst, versöhnlich, genügsam rc. Mit moralischer Würde vereinigt er soviel religiöse Weisheit, als er bedarf, um allen Forderungen seines Amts und den billigen Erwartungen der Glieder seiner Gemeine möglichst ganz zu entsprechen. Diese religiöse Weisheit besteht in der innigsten Vertraulichkeit mit den heiligen Urkunden, und der von allen Schlacken menschlichen Zusatzes gereinigten Religion. Aus der Fülle der Erleuchtung, welche ihm diese Schriften geben, theilt er den Christen, jedem nach seinem Bedürfniß, mit; fesselt die Kinder mit väterlicher Milde an sich; studirt als Menschenkenner seine Gemeine; verwaltet die christlichen Religionshandlungen und Gebräuche mit Salbung; hält sich auch bei den alltäglichsten Amtsverrichtungen über der Sphäre der Alltäglichkeit; benutzt, wenn er auf dem Lande lebt, die Landesökonomie, als ein besonderes Mittel, zu dem

Verstande und Gemüthe seiner Pfarrkinder zu sprechen. Er ist dann an den unschuldigsten Idyllenzustand, der sich hienieden denken läßt, an den des Ackermanns, ohne verbauern zu dürfen, meist durch gleiche Beschäftigung, sowie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft. Er ist Vater, Hausherr, Landmann, und so ganz ein Glied der Gemeine. Auf diesem reinen, schönen irdischen Grunde ruht des Geistlichen höherer Beruf; ihm ist Beruf, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zunächst zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseyns zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, zu ermuthigen, und, wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, ihnen die Hoffnung einer seligern Zukunft heranzurufen und zu verbürgen.

Thun Sie desgleichen!

Inhalt.

Zweiter Abschnitt.

Allgemeine Lebensordnungskunde oder Diätetik.

Dritter Abschnitt.

Von den eigentlichen geistlichen Amtsverrichtungen und übrigen Berufspflichten eines Seelsorgers, wiefern sie theils auf seinen, theils auf seiner Gemeine Gesundheitszustand wesentlichen Einfluß haben.

Einleitung.

Unverkennbar wichtig ist der Einfluß der praktischen Seelsorge auf Gesunde und Kranke. Sie ist's, die gemeinschaftlich mit der Heilkunde durch Mäßigkeit und Arbeit kräftige Menschen erzieht, die Sitten derselben veredelt, ihren Geist aufklärt, sie gegen Alles schützt und von Allem abzieht, was nur immer ihr Wohlseyn trüben könnte. Sie ist's, welche die Naturanlagen des Menschen, seine durch Erziehung und Gewohnheit gebildete Körper- und Seelenstimmung genau beurtheilt, und die daraus hervorgehenden Handlungen um so richtiger zu würdigen weiß. Sie ist's, die Hand in Hand mit der Heilkunde an dem Wohl der Kranken arbeitet, und durch heilsame Einwirkungen auf die Seele auch die Kräfte des Körpers erhebt, welche die Krankheit zu erdrücken droht. Sie ist's endlich, welche die albernen Gewohnheiten und schädlichen Mißbräuche am Kranken- und Sterbebette beseitigen, Irrwahn und Aberglauben immer mehr verscheuchen, und so für den Arzt und den Kranken gleich wohlthätig werden kann und soll.

Diese Uebereinstimmung, dieses Zusammenwirken der praktischen Seelsorge mit der Heilkunde, diese Berücksichtigung alles dessen, was die Gesundheitspflege und den Krankendienst unserer Mitbürger betrifft, hat man **Pastoralmedicin** genannt.

Eine geläuterte Pastoralmedicin soll also gewisse Resultate aus der Arzneikunde enthalten, welche eines Theils den wesentlichsten Einfluß auf die praktische Seelsorge haben, und dem Religionslehrer die Mittel darbieten, die er in gewissen Fällen seiner Amtsführung anzuwenden hat, um seiner Be-

stimmung, als Seelsorger, in ihrem ganzen Umfange zu genügen, andern Theils aber auch demselben eine zweckmäßige Anleitung geben, wie er selbst zu dem körperlichen Wohlseyn seiner Gemeindeglieder alles Mögliche beitragen soll.

Der Nutzen und die Nothwendigkeit solcher Hülfskenntnisse für den Seelsorger ergiebt sich aus Folgendem:

1) Pflicht der Selbsterhaltung gebietet Jedem, für die Gesundheit seines Körpers und die möglichste Verlängerung seines Lebens zu sorgen. Nur die Arzneikunde kann ihm die geeignetsten Mittel zu dieser heiligen Pflichterfüllung darreichen. Ohne Bekanntschaft mit denselben wird der Moralist immer im Finstern tappen, wenn er über jene Lebenspflicht Andere nützlich unterrichten will.

2) Wird wegen der innigen Verbindung zwischen Seele und Leib, und vermöge der Wechselwirkung beider auf einander, so wie durch den Einfluß unserer physischen und politischen Außenverhältnisse die geistige und sittliche Menschencultur so oder anders motivirt. So macht uns z. B. unser physisches Temperament bald zu gewissen Tugenden, bald zu gewissen Untugenden geneigt. — So giebt es Leibesübel, welche der Seele manche verkehrte, schädliche Richtung geben, und uns die Erfüllung unserer Pflichten nur zu sehr erschweren. — So erleidet unser Körper durch äußere physische Einflüsse, durch gewisse Speisen und Getränke, durch das Klima u. s. w. mancherlei Veränderungen, welche mächtig auf die Seele zurückwirken, so, daß dadurch unsere Moralität bald befördert, bald gelähmt wird, u. s. w.

3) Können bei manchen geistlichen Amtsverrichtungen verschiedene Umstände eintreten, welche die Beachtung gewisser physischer Rücksichten erheischen, deren verständige Benutzung hier jene Functionen sehr erleichtert, dort einen wesentlichen Nachtheil von dem Körper selbst entfernt. Endlich kommt

4) der Pfarrer, zumal auf dem Lande, wo er in Abwesenheit, oder vor der Dazwischenkunft eines Arztes, durch Empfehlung und Anwendung diätetischer Vorschriften 2c. einem Kranken wahrhaft nützen, ja nicht selten einen sonst unaus-

bleiblichen Tod verhüten kann, z. B. bei plötzlich Erkrankten oder Verunglückten, bei Vergifteten, Scheinleblosen u. s. w., ohne doch Seelsorger und eigentlicher Arzt zugleich zu seyn, wie es die Priester des Alterthums waren, und wie man neuerlich in Schweden, wohl durch Noth gedrungen, sogar vom Staate aus zu bezwecken sucht, mit welchem Erfolg? läßt sich leicht voraussehen. Denn der Seelsorger hat größtentheils ein so beschwerliches Amt, oft noch mit Landwirthschafts-, ja wohl auch Nahrungssorgen belastet, und seine Wissenschaft erfordert soviel Studium, daß er, ohne diese zu vernachlässigen, schwerlich noch eine andere in ihrem ganzen Umfange gründlich erlernen, viel weniger mit Sicherheit und Glück ausüben kann, am wenigsten eine Wissenschaft, wie die Heilkunde, von der schon Hippokrates sagt: vita brevis, ars longa, occasio praeceps, experientia fallax, judicium difficile!

Deshalb kann auch aller Unterricht aus den meisten sogenannten medicinischen Volksschriften, die gewöhnlich in den Bereich des eigentlichen Arztes überschweifen, nicht anders, als äußerst mangelhaft seyn; er bildet Halbärzte, welche oft mehr schaden, als die Krankheiten selbst. Arzneien in den Händen Unwissender oder Halbwisser bleiben immer das, was der Dolch in der Hand eines Unmündigen ist.

Literatur.

Michael. Alberti de morum et morborum consensu. Halae 1722. 4.

Derselbe de convenientia medicinae cum theologia practica. Halae 1732. 4.

Georg. Mathiae Epist. de habitu medicinae ad religionem. Halae 1754. 4.

Langhans von den Lastern, die sich an der Gesundheit des Menschen selbst rächen. Bern 1773. 8. (Eine treffliche Schrift.)

Lechleichtner's kurzer Lehrbegriff einer ökonomisch-medicinischen Pastoral, für Geistliche auf dem Lande ꝛc. Augsb. 1791. 8.

J. A. Mai's medicinische Fastenpredigten, oder Vorlesungen über Körper- und Seelendiätetik zur Verbesserung der Gesundheit und der Sitten. 2 Theile. Mannheim 1793. 94. 8. (Ein Buch,

das kein Seelsorger ungelesen lassen darf; es enthält die geläutertsten Ideen und Grundsätze, in einer sehr muntern, dem Verfasser ganz eignen Laune dargestellt.)

Franz Xavier Metzler üb. den Einfluß der Heilkunst auf die praktische Theologie. 2 Bände. Ulm 1794. 8. Zweite verm. Aufl. 1806. 8. (Eine ebenfalls sehr lanziehende und belehrende Schrift.)

Peter Conr. Griesenbeck de praxis medicae connubio cum sacrorum ministerio. Giessae 1799. 4. (Empfiehlt, wie früher Süßmilch und ein gewisser Empereur, während der Französischen Revolution, die Vereinigung des Seelsorgers und Arztes in einer Person!! —)

Brief eines Arztes an einen Landpfarrer, von Carl Ferdin. Becker zu Hörter. Göttingen 1804. 8.

Ueber die Verhältnisse des Geistlichen zum Arzte und zum Kranken, von einem Arzte. Berlin 1806. 8. (Beides sehr lehrreiche Schriften.)

Handbuch der Volksarzneiwissenschaft, von G. H. Masius. Lpz. 1817. 8. (Eine beifallswürdige, in den gehörigem Grenzen sich haltende, umsichtig und einfach abgefaßte Schrift für gebildete Nichtärzte.)

Alb. Matthias Vering Versuch über Pastoral-Medicin. Münster 1818. 8. (Ein brauchbares Compendium.)

Medicina clerica. Lond. 1821. 8.

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Naturgeschichte des Menschen.

Wenn die Betrachtung der Natur für den aufmerksamen Forscher überaus anziehend und nützlich seyn muß, so ist für uns überhaupt das Studium des Menschen nach seinen physischen oder körperlichen und psychischen Eigenschaften der würdigste Gegenstand, die Aufgabe, wovon unser ganzes Leben die Auflösung seyn soll.

Wüßten wir von dem Menschen auch weiter nichts, als daß er das vorzüglichste aller Geschöpfe unserer Erde und ein sich selbst erkennendes und nach Principien sich selbst bestimmendes allgemein sprachfähiges Wesen ist, so müßte uns schon dieses zu großen Begriffen von seiner eigenthümlichen Würde und Vortrefflichkeit berechtigen. Dieser vollkommene Organismus setzt die feinste Verarbeitung des materiellen Stoffs als Ursache und Wirkung voraus. Alle Organe haben hier ihre Vollendung erhalten: es werden alle Säfte reiner geschieden, lebendiger durchwärmt, inniger gemischt und assimilirt; bei der größern Zartheit ist kräftigere Dauer, zur sanftern Geschmeidigkeit gesellt sich vielfachere Wirksamkeit, und zu der ganzen Plasticität eine reichere, zusammengesetztere Zweckmäßigkeit. Gewiß finden sich bei keinem andern Geschöpfe so viele und mannichfaltige Kräfte in Harmonie gesetzt, wie beim Menschen. Was bei den vollkommensten Thieren der höchste Zweck ist, das ist bei ihm nur noch Grundlage, nur Anstalt zu einer weiter aussehenden Bestimmung;

er scheint einzig darum in die Verwandtschaft der Thiere herabgesunken zu seyn, um im mütterlichen Schooße nach und nach zu einem höhern Daseyn, zu einer vernünftigen und moralischen Selbstständigkeit heranzureifen, so daß sein Erdenleben nur Vorbereitung und Entwickelung zu einer bessern Ordnung der Dinge ist.

Diese Anlage zu einer höhern Würde spricht sich auch schon in der so ausgezeichneten äußern Charakterform des Menschen aus. Unmöglich können wir diesen Liebling der Vorsehung mit einiger Aufmerksamkeit betrachten, ohne in seiner Form, Stellung, seinen reinen Verhältnissen, seinem Ausdruck, seiner Schönheit und in seinen Fertigkeiten u. s. w. den ihm angestammten Adel zu ahnen.

Will man ihn aber nach allen seinen Eigenschaften studiren, so ist es nicht genug, dessen physische und psychische Kräfte zu beobachten; man muß auch die aus der Verbindung beider hervortretenden Eigenschaften desselben untersuchen.

Zweites Kapitel.

Geschichte des physischen Menschen.

Daß der Bildungsstoff des Menschenkörpers ursprünglich aus dem Schooße der rohen physischen Materie kommt, beweist nicht allein die Art und Weise, wie alle organische Wesen, also auch die Menschen, entwickelt und genährt werden, sondern auch der endliche Rückstand des natürlichen oder chemischen Auflösungsprocesses: thierische Erde.

Allein diese rohe Materie bedurfte, um zu organischen Zwecken brauchbar zu werden, einer ganz besondern Bearbeitung. Diese erhält sie, in die thierische Oekonomie aufgenommen, bevor sie noch zur Bildung eigentlicher Bestandtheile verwendet wird; sie erscheint nämlich ursprünglich unter der Gestalt einer unendlich feinen, für uns einfachen Faser, die erst dann ganz sichtbar wird, wenn mehrere davon, in einander gesponnen, zu Faden zusammenschmelzen, aus deren

Aneinanderreihung Plättchen oder Lamellen, aus diesen aber Bändchen, und zuletzt aus dem mannichfachen Geflechte aller dieser Theile das eistoffige Bildungs- oder Zellgewebe entsteht.

Dieser Ei- oder Thierstoff also wäre wenigstens für unsere Sinne die ursprüngliche organische Materie, die erste und allgemeine Grundlage des Thier- und Menschenorganismus. Aus diesem Elemente schafft nun die bildende Natur durch eigenthümliche Mischungen und Zusammensetzungen alle Bestandtheile des Thierleibes: hier den festen Knochen, dort den elastischen Knorpel; hier eine Membrane, dort eine Muskelfaser, eine Nervenhülle u. s. w.

Nach der äußern Form sind alle Theile unsers Körpers theils flüssige, nämlich: entweder elastisch-flüssige (gas- oder dunstförmige), oder tropfbar-flüssige (liquide, Säfte), theils solide (starre, feste). Diese letztern entstanden nebst dem Zellstoff aus jenen, und gingen früher oder später aus dem liquiden Zustande in den festen über.

Drittes Kapitel.

Starrgebilde des Menschenkörpers überhaupt.

Man theilt die festen oder soliden Theile gewöhnlich in sieben Klassen: in Knochen, Bänder, Muskeln, Gefäße, Eingeweide, Nerven und Drüsen.

Die festen oder starren Gebilde sind im Allgemeinen theils mehr oder weniger harte, theils mehr oder minder weiche; zu den harten gehören: die Knochen, Knorpel, Nägel ꝛc.; zu den Weichgebilden: die Bänder, Sehnen oder Flechsen, Muskeln, Häute, Blut- und Lymphgefäße, die Nerven, Drüsen und übrigen Eingeweide ꝛc.

Die Knochen bestehen aus einem Gefüge mehrerer harter, unbiegsamer, an sich unempfindlicher Fasern und Plättchen meist aus phosphorsaurem Kalk ꝛc., durch Thierleim zusammengekittet, und machen nicht nur die Basis und Stütze des ganzen Körpers aus, sondern dienen auch zur Anlage ver-

schiedener Muskeln, die sich an ihnen befestigen. Zugleich bilden sie durch ihre Zusammenfügung an einigen Stellen Höhlen, welche besondere Eingeweide in sich schließen. — Die Zähne haben ihre bekannte eigene Bestimmung.

Die Vereinigung aller Knochen des Körpers zu einem Ganzen heißt ein Skelet oder Geripp, welches in das Haupt, den Stamm oder Rumpf, und in die Gliedmaßen oder Extremitäten eingetheilt wird.

Das Haupt oder den Kopf theilt man wieder ein: in die Hirnschale oder den Hirnschädel, und in das Antlitz.

Der Schädel besteht aus acht Knochen: vorwärts liegt das bei Erwachsenen gewöhnlich in ein Stück verschmolzene Stirnbein, rückwärts das Hinterhauptbein; oben an beiden Seiten liegen die Scheitel- oder Wandbeine, unter diesen ab- und seitwärts beide Schlafbeine. Unter dem Stirnbeine ruht das Sieb- oder Riechbein, und unterwärts nach innen das Keil- oder Grundbein. Diese 8 Knochen bilden in ihrer Verbindung die Schädel- oder Kopfhöhle.

Das Antlitz wird eingetheilt in den obern und untern Kiefer (Kinnbacken). Der obere besteht aus 13 Knochen: aus zwei obern Kinnbackenbeinen, zwei Thränenbeinen, zwei Nasenbeinen, zwei Wangen- oder Jochbeinen, zwei Gaumenbeinen, zwei untern Nasen-Muschelbeinen, und aus einem Pflugscharbeine, als Zwischenscheidewand der Nasenhöhlen. — Der Unterkiefer besteht aus der untern Kinnlade, einem einzigen Knochen bei Erwachsenen. In jeder Kinnlade finden sich gewöhnlich bei ganz ausgewachsenen Menschen 16 Zähne: 4 Schneide- oder Vorderzähne, 2 Eck-, Spitz- oder Augenzähne, und 10 Backen- oder Stockzähne.

In jeder Trommelhöhle des Ohrs liegen 3 Gehörknöchelchen. Der Kopf besteht also aus 60 einzelnen Knochen.

Das aus 5 Stücken zusammengesetzte Zungenbein an der Zungenwurzel hängt mit dem Kopf nur durch weiche Theile zusammen.

Zum Stamm oder Rumpf gehören das Rückgrat, die Brust und das Becken.

Das Rückgrat oder die Wirbelsäule bilden 7 Halswirbel-, 12 Rückenwirbel- und 5 Lendenwirbelbeine. In der Mitte dieser Wirbel befindet sich ein rundliches Loch für den Durchgang des Rückenmarks.

Die Brust oder der Thorax zählt auf jeder Seite 12 Rippen: 7 obere wahre, die vorn am Brustknochen, hinten an den Rückenwirbeln, und 5 untere falsche Rippen, die blos am Rückgrate befestigt sind, vorn aber unter sich durch Knorpel und durch diese nur mittelbar mit dem Brustbeine zusammenhängen.

Das Becken besteht aus 4 Knochen; den beiden Hüft- oder Beckenbeinen, dem Heiligen- oder Kreuzbeine und dem Steißbeine.

Die Gliedmaßen theilt man in die zwei obern (Brustglieder), und in die zwei untern (Bauchglieder). Zu den obern gehören: das Schulterblatt nebst dem Achsel- oder Schlüsselbein, der Oberarm, der Vorderarm mit 2 Knochen: dem Ellbogen- und dem Speichebein, und die Hand, bestehend aus der Handwurzel mit 8 Knochen, der Mittelhand mit 5 Knochen und den 5 Fingern mit 14 Knochen, nebst 2 Zwickelbeinchen. Zu den untern Gliedmaßen gehören: das Schenkelbein mit der Kniescheibe, der Unterschenkel mit seinem Schien- und Wadenbein, und der Fuß, der aus der Fußwurzel mit 7 Knochen, dem Mittelfuß mit 5 Knochen, und den 5 Zehen mit 14 Knochen und 2 Zwickelbeinchen zusammengesetzt ist.

Es besteht also der ganze Menschenkörper aus 251 beständigen Knochen.

Die Knorpel sind feste, bläulichweiße, glatte, elastische und biegsame Körper. Sie bedecken die Gelenkflächen und manche Erhabenheiten der Knochen, deren Bewegung dadurch erleichtert wird.

Knochen und Knorpel sind mit einem Häutchen überzogen, jene mit dem Periosteum, diese mit dem Perichondrium.

Die Bänder oder Ligamente sind weiße, glänzende und feste Membranen, die sowohl unbewegliche Knochen, als die Enden beweglicher mit einander verbinden, und nach ihrer verschiedenen Bestimmung bald in mancherlei Flächen ausgedehnt, bald band-, bald strangartig geformt sind.

Die Muskeln bestehen aus einem Gewebe mehrerer durch Zellstoff in Bündel vereinigter, weicher, biegsamer, elastischer und röthlicher Fleischfasern. Die eingewebten Sehnenfasern sind dünner, aber stärker, elastischer, von glänzend fast silberweißer Farbe. Ein Convolut solcher Fasern in einen rundlichen Strang heißt Sehne, ein mehr verflächtes Flechse. Muskeln und Sehnen haben ihre Haut und Scheiden. Die meisten Muskeln sind zur Bewegung der Knochen bestimmt, manche aber, wie die Schließmuskeln 2c., bewegen blos häutige Theile. Uebrigens bilden die Muskeln den größten Theil unserer Körpermasse.

Die Gefäße sind häutige Röhren, welche zur Aufnahme und Fortleitung von Flüssigkeiten bestimmt sind. Es giebt Luft-, Blut- und Lymphgefäße. Die Luftgefäße durchziehen unsere Lunge; die Blutgefäße sind theils Schlag- oder Pulsadern (Arterien), theils zurückführende 2c. Adern (Venen). Die Schlagadern sind konische, mit Muskelfasern durchwebte, biegsame, pulsirende Hautröhren, die sich durch den ganzen Körper verbreiten, und selbst die Knochensubstanz durchdringen. Sie empfangen das Blut aus der Hauptschlagader (Aorta), die vom Herzen ausgeht, und führen es von hier weg zu allen Theilen des Körpers. — (Das Weitere s. unten.)

Die Venen, zartere Hautröhren, größtentheils ohne Muskelfasern, aber innen mit Falten oder Klappen versehen, zertheilen sich ebenfalls durch den ganzen Körper, nehmen das Blut aus den Arterien auf, und führen es in zwei große Blutadern (die sogen. Hohlvenen), welche es dem Herzen zurückgeben. Auch vertreten Venen hier und da die Stelle der Saugadern. (Das Weitere s. unten.)

Die Lymphgefäße sind konischer und noch zarter, als die Venen, aber, wie diese, mit Klappen versehen, übrigens durchscheinend, weil sie kein Blut führen, sondern andere Stoffe. Nur an dem Umfange größerer Saugaderstämme lassen sich Muskelfasern wahrnehmen. Die Lymphgefäße gehen von der Oberfläche des Körpers und den Eingeweiden desselben mit kleinen, feinen Zweigen aus, die in größere Aeste zusammenfließen, und alle in einem gemeinschaftlichen Kanal (dem Milchbrustgang) endigen, welcher sich in eine Blutader versenkt. Sie saugen sowohl die auf der Hautoberfläche angebrachten, als auch gewisse Feuchtigkeiten in den Höhlen des Körpers ein, und führen sie in den genannten Brustkanal. (Das Weitere s. unten.)

Die Nerven sind schmutzig weiße fadenförmige Fortsetzungen der Medullarsubstanz sowohl des Hirns, als des Rückenmarks. In jedem Nerv liegt das Mark in Fasersträngen, deren jeder mit einer eignen Hülle, dem Nevrilem, der ganze Nerv aber mit seiner häutigen Scheide umgeben ist. Alle Nerven zerästeln sich vielfach in den übrigen Organen. Nur die Hirnhäute, das Oberhäutchen, die Nägel, die Hüllen des Eies und der Mutterkuchen bekommen keine Nerven. — Aus dem Hirn stammen 12 Nervenpaare: der Geruchsnerv, der Sehnerv, der Augenmuskelnerv, der Augenrollmuskelnerv, der gemeinschaftliche Sinnesnerv, der Nerv des äußern geraden Augenmuskels, der Antlitznerv, der Gehörnerv, der Zungenschlundkopfnerv, der Stimmnerv, der Beinnerv und der Zungenfleischnerv. — Aus dem Rückenmark kommen 30 Nervenpaare: 8 Halsnerven-, 12 Rücken- oder Rippennerven-, 5—6 Lenden- oder Bauchnerven-, und 5—6 Kreuzbeinnervenpaare. Das Gangliensystem besteht aus dem sympathischen Nerv. — Endlich giebt es noch folgende aus mehrern Hauptstämmen zusammengesetzte Nerven: den Herz- oder Gefäßnerv, den Zwerchmuskelnerv, die Nerven des Arms und die Nerven des Fußes.

Die Drüsen sind von verschiedener Größe und Structur, meist rundliche, mit einer eigenen Haut umgebene Körper, die aus Arterien, Venen, Lymphgefäßen, Nerven, zum Theil auch aus eigenthümlichen Kanälen zusammengesetzt, und zur Absonderung gewisser Säfte aus dem Blute, oder dazu bestimmt sind, allerlei Stoffe mit diesem mischbar zu machen. Sie sind ein wesentlicher Theil der

Eingeweide, welche die zusammengesetztesten und verschiedenartigsten Organsysteme unsers Körpers, und meistens in größern oder kleinern Höhlen eingeschlossen sind. (Von jedem einzelnen wird weiter unten die Rede seyn.)

Alle einzelne Theile des Menschenkörpers verbindet ein lockeres Zellgewebe, in dem auch mehr oder weniger Fett liegt.

Das Ganze umkleiden die allgemeinen Hautdecken, welche aus der feinen, unempfindlichen Oberhaut (Epidermis), deren Innenfläche ein Schleimnetz, der Sitz der Hautfarbe, überzieht, aus dem Warzengewebe und aus der Lederhaut oder dem Fell bestehen. Diese Lederhaut (Cutis) ist ein dichtes Zellgewebe, mit vielen Nerven und Gefäßen durchwebt. Unter ihr liegt die sogenannte Fetthaut, Zellgewebe, welches gewöhnlich mit Fett angefüllte Bläschen enthält. —

Außer den Fußsohlen und der Hohlhand ist die Körperoberfläche Neugeborner mit einem weichen Wollhaar, sind einzelne Hautpartieen im künftigen Lebensalter mit längern oder kürzern, mehr oder weniger feinen, schlichten oder krausen ꝛc. Haaren besetzt. Die Rückenfläche des Vordergliedes an den Fingern und Zehen bedecken die durchscheinenden hornartigen Nägel.

Viertes Kapitel.

Flüssigkeiten des Menschenkörpers überhaupt.

Sie sind theils elastisch, gas- oder dunstförmig, theils tropfbar flüssig oder liquid. Ihre Quelle ist das purpurrothe, undurchsichtige, fad riechende, schwach salzig schmeckende, etwas klebrige Blut, schon im noch lebenden Körper ein bloßes Gemenge aus Blutwasser (Serum) und Cruor (Blutroth), der, im Serum erzeugt, und, zu Körnern oder Kügelchen gestaltet, darin schwebt. Außerhalb des Körpers gerinnt es leicht an der Luft, und trennt sich dann in obige beide Hauptbestandtheile. (Das Weitere s. unten.)

Die gas- und dunstförmigen Feuchtigkeiten sind: 1) in den Höhlen des Hirn- und Rückenmarks thierisches Gas oder Dunst; 2) dergleichen im Labyrinth des Ohres; 3) dergl. in den Brusthautsäcken; 4) im Herzbeutel; 5) Gas und Dunst in den Lungen; 6) Gas im Darmkanal; 7) im Bauchhautsacke Dunst; 8) Gas in der Harnblase; 9) in den Hautorganen die unmerkliche Ausdünstung.

In liquider Form werden aus dem Blute abgesondert folgende:

1) seröse Flüssigkeiten: a) in den Thränendrüsen die Thränen; b) im Auge zwei wässerige Feuchtigkeiten; c) im Magen der Magensaft; d) im übrigen Darmschlauch der Darmsaft; e) in der Haut Schweiß.

2) Schleimige Flüssigkeiten. In den Schleimdrüsen: a) der Nase; b) des Mundes und Schlundes; c) der Speiseröhre; d) des ganzen Darmkanals; e) der Luftröhre und der Lungen; f) der Gallenblase; g) der Harnblase; h) des Fruchthalters (uterus); i) in der Vorsteherdrüse (prostata); k) im Schleimnetz der Hautdecken.

3) Eiweißstoffige Flüssigkeiten: a) in den Lymphdrüsen die Saugader-Lymphe; b) im Auge die Krystall- und Glasfeuchtigkeit; c) in den Gelenken

der Gelenksaft; d) in den Eihäuten das Frucht- oder Kindswasser.

4) Speichelstoffige Flüssigkeiten: a) in den Mundspeicheldrüsen der Mundspeichel; b) in der Bauchspeicheldrüse der pancreatische Saft oder Bauchspeichel.

5) Oelige Feuchtigkeiten: a) im äußern Gehörgange das Ohrenschmalz; b) in den Augenliederdrüsen eine ölige Feuchtigkeit; c) in der Fetthaut und den Netzen Fett; d) in den Hauttalgdrüsen Hautsalbe ꝛc.

6) Gallenstoffige Flüssigkeit: in der Leber die Galle.

7) Harnstoffige Flüssigkeiten: a) in den Nieren der Harn; b) in der Allantois des Embryo die allantoische Flüssigkeit.

8) Saamenstoffige Flüssigkeit: in den Hoden der Saame.

9) Milchzuckerige Flüssigkeit: in den Brüsten die Milch.

Fünftes Kapitel.

Leben, Lebenskraft.

Unser Körper unterscheidet sich, gleich allen übrigen organischen Körpern, von seiner Entstehung an bis zu seinem Tode von den unbelebten durch einen eigenthümlichen Zustand, welchen wir Leben nennen.

Unter den mannichfaltigen Eigenschaften des Lebens in den verschiedenen Arten der belebten Körper und in den verschiedenen Theilen jedes einzelnen sind folgende die vorzüglichern und gemeinen:

1) Ein belebter Körper hat seine besondern chemischen Gesetze, welche von denen in der unbelebten Natur abweichen, darum widersteht er

2) den gemeinen, todte Körper zerstörenden Kräften, namentlich: der Wärme, der atmosphärischen Luft, dem Was-

ser, und erhält sich beständig seine Mischung und Gestalt, ungeachtet er diesen Kräften immerfort ausgesetzt ist.

3) Ist er erregbar, er läßt sich nämlich durch äußere Ursachen bestimmen, seinen Zustand durch sich selbst zu verändern.

4) Ernährt er sich, fremde Stoffe (Nahrungsmittel) aufnehmend, und sich verähnlichend.

5) Er bereitet Säfte, welche sowohl von seinen Nahrungsmitteln, als unter einander verschieden sind.

6) Wechselt er seine Materie, indem er von Zeit zu Zeit alte (Thierschlacke) auswirft, und durch die Verähnlichung neue erhält. — Außerdem haben die meisten belebten Körper noch

7) die Fähigkeit, ihres Gleichen zu erzeugen, welche einigen fehlt; auch schränkt sich dieselbe mehr oder weniger auf eine gewisse Lebensperiode ein.

Alle diese Eigenschaften des Lebens äußern sich in den mancherlei Arten belebter Körper auf verschiedene Art. So hat auch der Mensch seine besondere Weise des Lebens, obwohl er darin im Ganzen mit den übrigen Mammalien übereinkommt. Dann hat in einem belebten Körper, so wie in dem menschlichen, jedes Organ gewissermaßen sein eigenes Leben, d. h. seine besondere Art von Wirksamkeit, welche von der anderer Organe abweicht.

Einzelne Organe, welche von einem ganzen Körper getrennt sind, bleiben nachher noch kürzer oder länger belebt.

Bei einigen organischen Körpern, z. B. den Polypen rc., leben diese abgetrennten Theile so vollkommen, daß sie fortfahren sich zu ernähren, zu wachsen, und endlich wieder zu einem Ganzen zu werden. Je einfacher aber die Organismen sind, desto dauerhafter ist ihr Leben in abgetrennten Theilen, und umgekehrt; unser Körper steht mit den ihm ähnlichen Thieren in dieser Hinsicht auf einer niedrigen Stufe.

Die Ursache des Lebens ist uns verborgen. Man hat zwar eine gewisse eigenthümliche Kraft der belebten Körper angenommen, welche das Leben bewirken soll, und nennt

dieselbe von ihrer Wirkung [illegible] ohne uns [illegible] doch unter diesem Namen ein Etwas zu denken, wovon die Materie der belebten Körper verschieden ist, nehmen wir die Lebenskraft für eine Eigenschaft der Materie selbst an, die von ihr unzertrennlich ist. Nach Reil soll sie in der Mischung und Form der belebten Materie liegen; weil aber die Form den Grund ihrer Entstehung in der Mischung hat, so dürfte die Lebenskraft wohl in dieser letztern allein gegründet seyn. Demnach scheint die Mischung der Materie des Zeugungsstoffs, aus welchem der belebte Körper entstand, die Ursache seines Lebens zu seyn. Diese Mischung bildete sich durch das Leben des alten belebten Körpers, von dem der Zeugungsstoff ausging u. s. w. bis zu den ersten Stammeltern jeder Art belebter Organismen, und mithin endlich zu der Kraft der schaffenden Gottheit hinauf.

Vermöge dieser Mischung nimmt der noch ungebildete Zeugungsstoff, in die nöthigen Umstände versetzt, so auch der Nahrungsstoff des schon gebildeten Körpers, eine gewisse, bestimmte Gestalt an, wie formloses Salz, je nachdem seine Mischung beschaffen ist, sich kubisch, prismatisch, rhomboidalisch, oder anders krystallisirt. Den Grund davon sehen wir freilich eben so wenig, als den der Krystallisation unorganischer Körper ein. Wir treffen hier endlich auf die [illegible] Kräfte in der ganzen uns bekannten Natur, auf die anziehende und abstoßende Kraft. Ueber diese [illegible] der unbelebten Natur so wenig, als in der belebten, [illegible]

Wenn aus dem Zeugungsstoffe die ersten einfachen Theile von gewisser, bestimmter Gestalt gebildet sind, so wirken nun diese theils vermöge ihrer Mischung, theils vermöge ihrer Form. So werden sie ernähret, so werden neue Säfte bereitet, neue feste Theile geformt, bis endlich der ganze Körper ausgebildet ist. In diesem ist dann jedes Organ vermöge der Mischung und Form seiner Theile zu gewissen Wirkungen fähig; alle diese Organe sind mit einander in zweckmäßiger Verbindung; so hat jedes auf das andere den entsprechenden Einfluß, und durch die zusammenhängende [illegible]

Wirkungen entsteht das Ganze in einem organischen Körper, welches wir sein Leben nennen.

Je nachdem aber die Mischung des Zeugungsstoffes bei einer Art belebter Körper verschieden ist, muß es auch die Form ihrer Theile, und mithin die Art ihres Lebens seyn. Und wieder muß jeder Organtheil eines organischen Körpers seine eigene Art von Leben haben, je nachdem seine Mischung und Form verschieden ist. Freilich dürfen wir nicht wähnen, hiermit das Leben hinlänglich erklärt zu haben. Diese Hypothese zeigt nur ungefähr, wie man sich das Leben im Ganzen denken könne, ohne andere, als mechanische und chemische Kräfte in ihm anzunehmen. Es ist uns dennoch das Leben jedes belebten Körpers desto unbegreiflicher, je zusammengesetzter sein Bau, und je mannigfaltiger seine Organe und Verrichtungen sind. Ueberdies sehen wir die nöthigen Umstände, unter welchen das formlose Gemisch zu belebter Materie selbst bestimmt sich gestaltet, nicht ein. Und dann ist unsere Kenntniß von der Materie der belebten Körper noch sehr mangelhaft; wir kennen bis jetzt nur die todte Materie der organischen Körper, welche belebt waren. Freilich lehrt uns schon die chemische Analyse von diesen organisirten Körpern, daß sie 1) alle auch in Rücksicht der Mischung dieser Materie einander ähnlich; und 2) die in ihrer Form und der Art ihres Lebens verschiedenen organisirten Körper auch in der Mischung der Materie von einander abweichen, obwohl wir auch hier nur die gröbern, nicht die feinern Verschiedenheiten durch die chemische Analyse darstellen können. Aber was fehlt nun der todten Materie organisirter Körper, um belebt zu seyn? was hat sie verloren, indem sie starb? ist dieses ein feiner Stoff, ist es Wärme-, ist es Licht-, Säure- oder elektrischer Stoff? u. s. w. Vergleichen wir einen lebenden Körper mit einem todten, so finden wir, daß der Charakter des lebenden thierischen Körpers in einer Fülle und Gespanntheit sinnlicher Gebilde besteht; — der Charakter des todten ist das Schlaff- oder Welkseyn. — Die Fülle und Gespanntheit wird aber von Manchen gedeutet durch die

Indifferenz der Zeit und des Raums in einem selbstständigen, d. h. durch sich selbst bestimmten oder lebendigen Leibe. Der Begriff dieser Indifferenz soll thätige Ruhe (tonus vitalis Stahlii) seyn, nicht im Gegensatze mit der Bewegung, sondern selbst als Bewegung innerlich, oder für das Innere angeschaut. Nach Schelver soll das Wesen des Lebens bestehen in einem Streben zwischen zwei Richtungen für das Innere oder Centrale (Contraction) und für das Aeußere oder Peripherische (Expansion). — —

In manchen, vielleicht in allen lebendigen Körpern ist mehr oder weniger unbelebte Materie mit belebter vermengt; und auch in dem Verhältnisse dieser zu jener scheint ein wichtiger Unterschied verschiedener Arten der Körper, verschiedener Alter und verschiedener Theile zu seyn. — Die Lebenskraft scheint in gewissen Körpern eine kürzere oder längere Zeit, wenigstens dermahlen unthätig, gleichsam gebunden bleiben zu können, daß wir jene Aeußerungen des Lebens nicht wahrnehmen; dann aber, wenn gewisse Bedingungen eintreten, thätig zu werden. Allein die Erhaltung der Mischung und Gestalt dauert während dieser Ruhe fort. Beispiele davon giebt uns das Saamenkorn, das Ei, das Räderthier. — Ob nur die festen Theile, oder auch die Säfte des belebten Körpers Lebenskraft haben, oder nicht, das läßt sich erst dann bestimmen, wenn man den Begriff dieser Kraft bestimmt hat. Nimmt man ihn im weitesten Sinne, nennt man Lebenskraft die eigenthümliche Mischung der belebten Körper, so muß man dem Blute und auch wohl andern Säften, so lange sie in dem Systeme des belebten Körpers enthalten sind, allerdings und um so mehr Lebenskraft zuschreiben, da sie gewisse nur aus Lebenskraft zu erklärende Wirkungen leisten. Das Blut selbst hat, wie das bebrütete Ei zeigt, ursprünglich ein Streben zum Rückenmark, = Contraction, und eine Tendenz, sich von demselben zu entfernen, = Expansion. Wie sich nun höher hinauf ein Nervensystem ausbildet, wird jedes Nervenfädchen Centrum einer Contraction des Bluts, woraus

das Bild einer allgemeinen Blut-Oscillation entsteht. Dem gegenüber bildet sich das Herz, als Grund allgemeiner Expansion im Blute aus; der Kreislauf ist nichts anders, als das rastlose Streben nach Ruhe. — Die belebten festen Theile haben noch eine lebendige Spannkraft, Contractilität, nämlich jene Elasticität der todten, aber in viel höherm Grade, als diese. — Die lebendige Spannung eines einzelnen thierischen Körpers ist selbst ein Theil der allgemeinen Spannung, und ordnet sich daher die Cohäsion ebenso unter, wie die allgemeine Gravitation die besondere Cohäsion beherrscht.

Noch einmal aber: die Lebenskraft kennen wir eigentlich nur aus ihren Erscheinungen, die ihre Gegenwart in einem Körper hervorbringt. Alle körperliche Verrichtungen geschehen durch sie, und mit dem gänzlichen Verschwinden derselben erlischt das Leben.

Die Lebenskraft bewirkt sowohl im Thiere, als auch in der Pflanze die Ernährung, Reproduction und Fortpflanzung. Sie macht den Körper für äußere und innere Eindrücke oder Reize empfänglich, man nennt diese Eigenschaft Erregbarkeit; sie giebt ferner dem Körper das Vermögen, dem empfangenen Reize entgegenzuwirken, also Wirkungs- Reactionsvermögen. Die durch das Einwirken der Reize auf die Erregbarkeit und durch das Entgegenwirken dieser hervorgebrachte Veränderung heißt Erregung. Die Phänomene, wodurch sich die Erregung äußert, machen das Leben selbst aus. Das Leben besteht also in der Wirkung der Reize auf die Erregbarkeit, und in der Reaction dieser; folglich ist es mit Recht ein gezwungener Zustand zu nennen. Eine fast allgemeine Wirkung der Erregung ist vermehrter Zufluß der Säfte in das gereizte Organ; eine andere: vermehrte Ausdehnung (turgor vitalis). Auch die Erregbarkeit eines Organs wird durch mäßige und mäßig wiederholte Erregung erhöht. Dadurch wird es zu seiner Verrichtung geschickter. Aber zu starke und zu oft wiederholte Erregung erschöpft

die Erregbarkeit mehr oder weniger. Erregung, die sich auf den ganzen Organismus erstreckt, bewirkt, zum höchsten Grad gesteigert, den Tod. Dadurch wird es fast wahrscheinlich, daß bei den Wirkungen der Erregbarkeit ein gewisser Stoff: elektrischer oder magnetischer, (elektro-magnetischer), Wärme- oder Licht- oder Säurestoff aus den Fasern sich entmische, also ein Aufwand dieses Stoffs erfolge, der durch die Ernährung wieder ersetzt wird. — Wirkt ein Reiz stark und lange, oder oft wiederholt auf die erregbaren Organe, so wird die Erregbarkeit endlich gegen die Wirkung dieses Reizes abgestumpft.

Die Erregbarkeit eines belebten Organs wird stärker, gleichsam angehäuft, wenn es eine Zeitlang nicht erregt wird, so daß es bei einer endlich erfolgenden neuen Erregung stärker reagirt. Doch wird, wenn der Mangel an Erregung zu lange dauert, das Organ endlich minder erregbar und träger.

Wenn durch starke Reizung einzelner Organe die Erregbarkeit derselben vermehrt wird, so wird dagegen gemeiniglich die Erregbarkeit anderer vermindert.

Wenn ein starker Reiz auf ein erregbares Organ wirkt, so wird es zu gleicher Zeit von einem schwächern nicht erregt.

Einige erregbare Organe leiden von gewissen Reizen anders, als die übrigen erregbaren Organe, so z. B. die Luftröhre, die keinen andern Reiz, als den Luftreiz verträgt; der Magen, die Sexualorgane u. s. w. Und hingegen giebt es besondere Reize, welche nicht blos die Erregbarkeit überhaupt in Thätigkeit setzen, sondern eine besondere und bestimmte Art der Reaction machen. Einige derselben sind auch nur in gewissen Organen fähig, diese hervorzubringen, so z. B. der Wein, die Gewürze, die Brechmittel, die Purganzen, die Ansteckungsstoffe, manche Gifte.

Die Reize sind übrigens entweder psychische, oder physische. Zu jenen gehören: alle Operationen der Seele, als: Empfinden, Aufmerken, Urtheilen, Wollen rc.; zu den physischen: die Luft, die Wärme, das

Licht, Speisen und Getränke, Arzneien, Gifte, die Feuchtigkeiten des Körpers rc. Beiderlei Reize können aber ordentliche und außerordentliche, natürliche (normale) und widernatürliche (normwidrige) seyn. — Es giebt unter den ordentlichen und natürlichen Reizen einige, welche zum Leben unentbehrlich sind: die atmosphärische Luft, die Wärme und das Blut. Die gänzliche Entziehung eines dieser Reize hat den baldigen Tod zur Folge.

Die Erregbarkeit äußert sich im Nerven durch Empfindlichkeit oder Sensibilität, im Muskel und den Fleischhäuten durch Reizbarkeit oder Irritabilität, dort als Nerven-, hier als Muskelkraft.

Durch die mancherlei Wirkungen der Organe des belebten Körpers erfolgen mancherlei zweckmäßige Veränderungen desselben, welche Verrichtungen heißen. Alle diese Verrichtungen bezwecken das Wohl der belebten Wesen selbst, alle haben auf einander einen wohlthätigen Einfluß. Daher läßt sich auch sagen: ein organischer Körper sey ein solches Product der Natur, in welchem alles Zweck, und wechselseitig auch Mittel ist.

Jede Verrichtung in dem belebten Körper hängt ab: 1) von der Erregbarkeit ihrer Organe, 2) von der Gestalt ihrer Organe. In dem thierischen Körper scheinen die Verrichtungen der Organe, welche nicht selbst Theile des Nervensystems sind, auch von dem Einflusse der Nerven auf das Organ abzuhängen, wie die Wirkungen der Leidenschaften rc. auf die Verrichtungen beweisen.

Sechstes Kapitel.

Verrichtungen des menschlichen Körpers.

Alle Verrichtungen des lebenden Menschenkörpers lassen sich auf zwei Hauptfunctionen zurückbringen. Diese sind:

1) Die Verrichtungen des thierischen Lebens, die allein dem Thiere eigen sind, und dieses von der Pflanze unterscheiden; sie bestehen in der Empfindung und in der willkührlichen Bewegung.

2) Die Verrichtungen des organischen oder vegetativen Lebens hat das Thier mit der Pflanze gemein; sie beziehen sich auf die Ernährung, Erhaltung und Fortpflanzung des Individuum.

Siebentes Kapitel.

Thierische Lebensverrichtungen.

I. Sinnliche Empfindung.

Die Organe der Empfindung sind die Nerven (s. oben) und das Hirn, jene in der Schädelhöhle eingeschlossene, oberhalb gewölbte, ovale, mit drei Häuten umkleidete Masse von ganz eigener Art, die so fest weich ist, daß sie sich schneiden läßt. Sie besteht aus einer zweifachen Hauptsubstanz: der äußern grauen oder Rindensubstanz, und der innern weißgelblichen, dem Hirnmarke. Das Gehirn theilt man ein in das große und kleine. Das große nimmt den obern Raum der Schädelhöhle ein; das kleine ist durch eine Queerhaut von dem großen geschieden, und liegt unter diesem in dem hintern und untern Raume der Schädelhöhle. Aus der Verbindung beider geht das verlängerte Hirnmark hervor; dieses senkt sich durch das große Hinterhauptloch in die Rückgratshöhle, füllt diese ganz aus, und heißt dann Rückenmark.

Die Nerven empfangen mit ihren äußern Endigungen die Eindrücke von außen, und pflanzen diese blitzschnell zum Gehirn fort. Aber sie nehmen auch eben so schnell Eindrücke

von diesem wieder auf, und verbreiten sie in die Theile, worein sie sich verlieren.

Wie die Nerven ihre Eindrücke dem Gehirn mittheilen, welche Veränderungen dieses Organ dadurch erleidet, wie diese als Sensationen von der Seele aufgefaßt, und wie im Gegentheil die von der Seele empfangenen Eindrücke den Nerven zurückgegeben werden? — Alles dieses ist und wird uns wahrscheinlich hier immer Räthsel bleiben, denn ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist! —

Da nur die Nerven Empfindungsorgane sind, so sind auch nur jene Theile unsers Körpers empfindlich, in welchen sich Nerven verbreiten. Alle übrige, in die keine Nerven eingehen, sind auch empfindungslos, wie: gesunde Knochen, Bänder, Sehnen, Haare, Nägel und Oberhäutchen der Hautdecken.

Betrachten wir nun die Empfindung als eigentliches thätiges Vermögen in ihren verschiedenen Aeußerungen, d. i. unter den mancherlei Modificationen, welche sie durch die Sinnorgane erhält. — Dadurch, daß jener allgemeinen Anlage ganz verschiedene Organe angewiesen wurden, erhielt sie einen ausgedehntern Spielraum, und konnte sich auf so vielerlei Arten offenbaren, als sie Organe erhalten hat. Die Rede ist aber hier erst noch von der äußern Empfindung, welche die Körperwelt außer uns zum Gegenstande hat.

Es ist klar, daß die Menge der Berührungspunkte für die Seele mit der Sinnenwelt durch die Anzahl der Organe bestimmt, mithin ihre Existenz und Wirkungssphäre in eben dem Verhältnisse erweitert, dabei aber auch zugleich ihre Activität auf eine Art beschränkt wird, wie es unserer Lebensbestimmung am angemessensten ist.

Die Frage also: ob es nicht besser wäre, wenn uns mehrere Sinne zu Gebote ständen? scheint unüberlegt zu seyn, weil wir auch bei dem längsten Erdenleben noch lange nicht alle die Kenntnisse von den Werken der Natur sammlen und fassen können, welche unsere gegenwärtigen fünf Sinne in solcher Ueberfülle uns darreichen.

1) Getast (Gefühl).

Dieser erste Sinn, der sich im Menschen entwickelt, kann gleichsam als der Grundsinn angesehen werden, welcher mit dem Gesicht den übrigen Sinnen Haltung giebt. Durch Geschmack, Geruch und Gehör können wir nicht die Dinge selbst, sondern nur gewisse Eigenschaften derselben empfinden; wer diese drei Sinne allein besäße, würde nicht so leicht von der Existenz einer Körperwelt außer sich zu überzeugen seyn; hingegen dem Getast und dem Gesicht glauben wir, daß die Körper, welche wir sehen und fühlen, wirklich außer uns vorhanden sind. Ob mit Rechte? das ist eine andere nicht hieher gehörende Frage. Engel sagt in seinem Philosophen für die Welt: „An Solidität und Figur, diese „Phänomene für Gefühl und Auge, schließt „sich, nach unserer Vorstellungsart, alles „andere an, was wir von Körpern kennen. „Was tönt? Was duftet? Was schmeckt? so „fragt alle Welt, und alle Welt glaubt diese „Fragen beantwortet, wenn eben da, wo das „Ohr hört, die Nase riecht, die Zunge schmeckt, „wenn eben da auch die Augen sehen und die „Finger tasten können. Der Sehende will alles auf Gesichts-, der Blinde auf Gefühls„ideen zurückbringen."

Da der allgemeine Tastsinn seinen Sitz in den Nervenenden hat, die in die Haut auslaufen, so verbreitet er sich nicht allein über die Gesammtoberfläche des Körpers, sondern er zieht sich auch in das Innere desselben hinein, und durchdringt, wie das Nervensystem, selbst dessen ganze weiche Masse. Sein Einfluß erstreckt sich sogar auf die übrigen Sinnorgane, und jede Empfindung der Zunge, der Nase, des Ohrs und des Auges, sobald sie sehr intensiv geworden ist, artet in Gefühl aus. Man hat daher bei den Empfindungen jedes Organs wohl zu unterscheiden, was eigentliche Wirkung desselben sey, oder was dem mitwirkenden Gefühl angehöre.

Der Tastsinn setzt eine unmittelbare Berührung mit dem zu empfindenden Körper voraus; durch ihn wird die Beschaffenheit von dessen Oberfläche, Größe, Figur, Temperatur, Gewicht, Ruhe und Bewegung uns fühlbar. Zur Beschaffenheit der Oberfläche gehören Härte, Weichheit, Flüssigkeit, daher Trockenheit, Feuchtheit, Sprödheit, Zähheit, Rauhheit, Glätte. Schwere wird durch die Quantität des Drucks, Bewegung und Ruhe aber werden durch Veränderung oder Beharrlichkeit im Raume erkannt, die Wärme endlich durch die ihr eigene Qualität die Körper auszudehnen. Allein allen diesen Empfindungen fehlt es an der erforderlichen Bestimmtheit; sie sind blos subjectiv, und haben deswegen keine allgemeine Gültigkeit. Der Verstand mußte also hier der Natur zu Hülfe kommen, und das that er durch die Erfindung verschiedener Werkzeuge: des Tribometers zur Bestimmung der Oberfläche, der Waage, um die Schwere zu messen, des Thermoskops zur Bezeichnung der Wärmetemperatur, des Hygroskops zur Angabe der Trockenheit u. s. w.

Bei weitem nicht an allen Stellen des Körpers ist das Getast gleich lebhaft, sondern vielmehr nach der Menge der Nerven, nach Beschaffenheit ihrer Enden und der darüber geworfenen Haut stärker oder schwächer.

Indeß ist auch dieser Sinn der Vervollkommnung durch Cultur fähig, wie man denn von dem blindgebornen Bildhauer Ganibassi erzählt, daß er blos durch seinen verfeinerten Tastsinn den Originalen sprechend ähnliche Brustbilder verfertigt habe, daß Andere dadurch nicht allein Metalle und die Echtheit alter Münzen, sondern sogar auch Farben zu unterscheiden wissen.

Uebrigens sind die Empfindungen, die der Tastsinn giebt, von allen die dunkelsten, dabei aber die sichersten und lebhaftesten. Denn eine Empfindung kann dunkel und dabei sehr lebhaft seyn; sie verliert sogar immer an Intensität im Verhältniß der zunehmenden Feinheit und Klarheit.

Aus dem Gesagten erhellt, daß der Mensch schon durch diesen Sinn allein eine Menge verschiedener Empfindungen

erhält; zu den mehresten derselben fehlen uns die Benennungen; dergleichen sind das Drücken, Quetschen, Streichen, Stechen, Schneiden, Reißen, Sengen; Ritzen rc.

Sie alle sind, so wie die Empfindungen der übrigen Sinne, entweder angenehm, oder unangenehm, oder aber gemischt. Gleichwohl drückt diese Eintheilung keinen objectiven, sondern blos subjectiven Unterschied aus. Die kleinste Steigerung vermag es, Vergnügen in Schmerz, so wie die geringste Nachlassung Schmerz in Vergnügen umzuwandeln.

2) Geschmack.

Von dem vorhergehenden unterscheidet sich der Schmecksinn durch seine Oertlichkeit, sein Organ, durch das Object, durch die Art des Empfindens und durch die Beschaffenheit der Empfindung selbst.

Sein eigentliches Organ ist die Zunge vermöge ihrer Nervenwärzchen; indeß hat sie nicht in allen Stellen gleiche Geschmacksempfindlichkeit. Er erstreckt sich zwar auch auf andere Mundpartieen, ist aber hier unvollkommen.

Nicht alle Arten von Substanzen afficiren diesen Sinn, sondern einzig die Salze, und solche Körper, die dergleichen enthalten, nachdem sie entweder auf der Zunge selbst, oder schon vorher aufgelöst worden sind. Ihre Auflösung auf der Zunge geschieht durch den Mundspeichel und den Mundschleim, der zugleich die Wirkung der schmeckbaren Körper mäßigt. Wie aber diese Flüssigkeiten eigentlich wirken, läßt sich schwer erklären; gewiß ist's, daß dies nicht blos mechanisch geschehen kann. Aus Volta's Geschmacksexperiment, bei welchem Berührung der Zunge mit zwei verschiedenen Metallen, die sich einander berühren, Geschmack bewirkt, geht ziemlich deutlich hervor, daß der Geschmack eine chemische Wirkung sey. Da es ebenfalls Salze giebt, die den Geruch afficiren, so ist die nahe Verwandtschaft dieser beiden Sinne, ihre natürliche Nachbarschaft und ihre Uebereinstimmung zu einerlei Zwecken begreiflich. Keine Sinne sind

einander so ähnlich, wie der Geruch und Geschmack, weil nicht nur ihr Object und andere Modificationen dieselben sind, sondern auch, weil sie einerlei Zweck haben, und weil ihre Organe in wirklicher Verbindung mit einander stehen.

Uebrigens sind die Empfindungen dieses Sinnes mannichfaltig; an Dunkelheit und Lebhaftigkeit kommen sie jenen des Tastsinns am nächsten, und lassen sich daher so wenig, wie jene, unter eine deutliche Theorie bringen. Je dunkler ein Sinn ist, desto schwieriger wird die Theorie desselben. Ueber den Geschmack hat man einige Versuche gewagt, aber blosse Versuche. Soviel ist erwiesen: durch den Geschmack unterscheiden wir durchaus keine räumliche Bestimmungen der Außenwelt. Für das Raumgebiet unserer vordern Mundhöhle hingegen ist das Organ dieses Sinnes ein wahres Tastorgan, vermittelst dessen wir durch wahre Tastacte uns eine genaue Localkenntniß unter den Theilen dieser Mundhöhle erworben haben. Dieses Tastvermögen besitzt aber die selbstthätig bewegliche, und auf ihrer Oberfläche, wie die Fingerspitze, mit dem allgemeinen Hautgefühl versehene Zunge nicht sowohl als Schmeckorgan, sondern vielmehr als Speiseleiter beim Kauen ɩc., gewissermaßen als Arbeitsorgan. Wir erhalten durch unsre Zunge auf diesem Wege wirklich einige räumliche Kenntniß, die aber von geringem Umfange ist, und die, als solche, von uns gewöhnlich übersehen wird, weil sie uns durch Häufigkeit der Wiederholung zu alltäglich geworden ist, und keine Vergleichung mit Tastvorstellungen unsers eigentlichen Tastorgans zuläßt, da sie einer eigenen, für sich bestehenden und von der Außenwelt geschiedenen kleinen Tastwelt angehört. — Die Verbindung des Tastvermögens mit dem Geschmacksinne in einem und demselben Organe, unserer Zunge, weist deutlich auf das eigentliche wahre Verhältniß des Geschmacks zu der objectiven Außenwelt hin. Diese Verbindung deutet nämlich an, daß nach einer ursprünglichen Bestimmung dieses Sinnes sogenannte palpable oder tastbare Körper Object des Geschmacks seyn sollten. Indeß sind doch die eigentlich starren oder festen Körper nur insofern Geschmacks-

Objecte, als sie selbst mit liquiden Körpern in dynamisches Wechselverhältniß zu treten, und dadurch, selbst in ihren kleinsten Theilen, die liquide Form anzunehmen vermögend sind. Demnach scheint der Schmecksinn eigentlich die Bestimmung zu haben, die verschiedenen dynamischen Zustände der liquiden Form der Körper zur innern Kenntniß oder zur Anschauung zu bringen, so wie der Hauttastsinn für die verschiedenen Zustände der starren Körperform, das Gehör aber für die verschiedenen mechanischen Zustände der elastischen Form der Körper bestimmt zu seyn scheint. Die liquide Form der Körper ist das Medium, durch welches die schmeckbaren Körper auf unser Geschmacksorgan wirken. Dies Organ hat die höchst wohlthätige Einrichtung, sein Medium unter der Form des Speichels häufig selbst liefern zu müssen. Nach obigen Bestimmungen ist unser Schmecksinn ein sogenannter activer Sinn, welchem seine Objecte nicht durch actives Zuthun der Außenwelt entgegengeschickt werden, wie es bei der passiven Form des Gesichts und Gehörs, bei dem Hautgefühle und dem Geruche der Fall ist. Vielmehr müssen wir durch selbstthätige Willenshandlungen, also auf activen Wegen, die Objecte dieses Sinnes selbst herbeischaffen, weil sein Medium nicht überall verbreitet seyn kann, und die Gegenwart dieser Objecte für anderweitige höchst wichtige Zwecke Bedürfniß ist. Dieses Herbeischaffen der Geschmacksobjecte für den Geschmacksact geschieht zwar bei dieser Sinnart nicht so, wie bei dem Getaste, durch die Zunge selbst, sondern das active Geschmacksorgan appellirt deswegen gleichsam an ein seiner activen Bestimmung nach verwandtes und zu dieser Absicht geschickteres Organ unsers Systems, an unser Tast- oder Arbeitsorgan. Durch dieses letztere besorgt unsere Selbstthätigkeit activ den gröbern Theil dieser mechanischen Vorbereitung des dynamischen Geschmacksactes, welche Vorbereitung, wenn die Speisen in den Mund genommen sind, durch die active Zunge noch fortgesetzt wird. Man könnte unser Tastorgan insofern als einen mittelbaren Theil unsers Geschmacksorgans ansehen, indem dasselbe, wie es überhaupt

mehrere Functionen zugleich hat, diesem Zwecke besonders zu entsprechen angewiesen ist. Man nimmt folgende einfache Geschmacksempfindungen an: die salzige, saure, kalische, süße, bittere, herbe, weinige, gewürzhafte, warmscharfe, wie Pfeffer ꝛc., die faule, fade, welche jedoch aus mehrern zusammengesetzt seyn können. Einfacher ist Haller's Eintheilung in sauer, süß, bitter, gesalzen und scharf, als die Grundempfindungen des Geschmacks.

Wir scheinen im Ganzen einen feinern Geschmack, als die Thiere zu haben, weil theils unser Geschmacksorgan vollkommener, theils das Oberhäutchen unserer Zunge zarter ist.

3) Geruch.

Zunächst über den Schmecksinn, aber schon weit über denselben erhöht, tritt der ungleich feinere Geruchsinn auf. Die Nase, wichtig schon als Sprach- und Athmungsorgan, wird es noch mehr als Organ dieses Sinnes.

Da gewisse flüchtige Stoffe im Gas- und Dunstzustande Objecte des Geruchs sind, so war das Organ, durch welches die Luft von außen nach innen strömt, zugleich das schicklichste für diesen Sinn. Ihre Stellung und ganze Construction entsprechen diesem Zwecke vollkommen. Doch wird sie erst durch eine überaus zarte, empfindliche Riechhaut, welche ihre innern Höhlen und Muscheln auskleidet, und durch die dahin laufenden Nervenzweige ganz dazu geschickt. Da diese Nerven unmittelbar aus dem Hirn in sie übergehen, und blos durch zarten Schleim geschützt sind, so entsteht nothwendig eine außerordentliche Empfindlichkeit und Feinheit des Geruchs, durch den selbst Ohnmachten theils gegeben, theils wieder gehoben, Purgirmittel sogar bei Menschen schon durch den bloßen Geruch wirksam werden können.

Die Riechhaut und ihre Nerven werden von den riechbaren Körpern entweder nur durch deren Verbreitung, oder vermöge des Luftzugs berührt, und erwecken mancherlei Em-

ruchsempfindungen, für welche unsere Sprache großentheils noch keine Namen hat, weil sie sich wegen ihrer Lebhaftigkeit und Dunkelheit nicht anders, als durch Vorhaltung eines Objects, oder durch Vergleichung mittheilen lassen.

Der Mensch hat im Ganzen einen weit schwächern Geruch, als andere Thiere. Daß aber auch bei erstern der Geruchsinn einer überaus großen Erhöhung fähig sey, beweisen theils die Wirkungen mehrerer Krankheiten, theils die Nachrichten von gewissen unkultivirten Völkern, welche denselben in einem beinahe unglaublich hohen Grade besitzen, wie die Neger. Bei den Nasonen unter uns läßt dies schon der sonderbare Bau ihrer Nase vermuthen.

Dessen ungeachtet fehlt dem Geruchsorgane der meisten Menschen die active Einrichtung, daß sie es wegen ihrer in keinem Theile beweglichen Nase dem unmittelbaren oder mittelbaren Objecte, den Riechstrahlen der Außenwelt, selbstthätig entgegen zu bringen vermöchten. Daher, weil dieser Sinn ein passiver heißen kann, unterscheiden wir auch durch ihn durchaus keine räumliche Bestimmungen der riechbaren Außendinge mehr.

Anders verhält es sich indeß bei solchen Thieren, die selbstthätig bewegliche Nasen haben, sollte auch nur die riechende Nasenspitze durch eigene Muskeln beweglich seyn. Solche Thiere wittern sehr genau durch ihren Geruch die Gegend, aus welcher die Riechstrahlen kommen. Ja manche Thiere, bei denen dieser active Antheil des Geruchsinnes in einem vorzüglicheren Grade entwickelt ist, wie z. B. beim sogenannten Spürhunde, sind im Stande mittelst ihres activen Geruches, wie wir durch unser actives Gehör, sehr genau den Ort auszuspüren, wo der riechende Körper liegt. Und wirklich, wenn die von einem solchen Körper in der umgebenden Luft ausgehenden Riechstrahlen, wie die von leuchtenden und schallenden Körpern ausströmenden Licht- und Schallstrahlen, geschwinder, als sie wirklich thun, sich verbreiteten, wodurch sie nämlich, wie jene Licht- und Schallstrahlen, von dem riechenden Körper in mehr gerader Rich-

tung in die Nase übergehen müßten, so würde der Spürhund rc. ganz unfehlbar im Stande seyn, durch den einfachsten, einzigen activen Geruchsact erfahrungsmäßig den Ort in der Außenwelt zu erkennen, in welchem der riechende Körper sich befindet. Allein bei dem langsamen Uebergang dieser Riechstrahlen durch die atmosphärische Luft in die Nase geschieht es, daß solche durch die ortsverändernden Bewegungen der sie übertragenden Lufttheilchen auf die verschiedenste Weise ihrer Richtung nach verbogen, verzögert, oder gar zerrissen werden. Dadurch ist der Spürhund genöthigt, durch selbstthätige Ortsveränderungen den krummen, oft wohl gar unterbrochenen Faden des Riechstrahles bis zu dem Geruchsobjecte hin selbstthätig zu verfolgen, wenn er den Ort des riechenden Körpers in der Außenwelt bestimmen will. — Dies dünkt mir der wahre Begriff des Gespüres und der Witterung der Thiere durch den Geruch zu seyn. —

Die elastisch flüssige oder die Luft-Form der Körper ist das Medium, durch welche das Riechen vermittelt wird. Der Geruch ist zunächst bestimmt, die verschiedenen dynamischen Zustände elastisch flüssiger Stoffe zur Anschauung des Menschen zu bringen. Sogenannte riechende Körper sind nur insofern Object unsers Geruchsinnes, als sie selbst in dieser Körperform zu erscheinen im Stande sind, sey es nun, daß sie selbst unmittelbar in diese übergehen können, wie die verschiedenen Luftarten, oder daß sie vielmehr durch Aneignung an die atmosphärische Luft, durch sogenannte Auflösung in derselben, diese elastisch flüssige Form selbst annehmen.

Die Geruchsobjecte sind in der Regel auch Geschmacksobjecte, insofern ihre elastisch flüssige Form in die tropfbar flüssige, aus der sie zu entspringen pflegt, wieder zurücktritt. So sind sie auch Tastobjecte, wenn sie aus der liquiden Form in ihre ursprünglich feste oder starre zurückkehren. Insofern scheint unser Geschmacksinn einen natürlichen Uebergang von dem Getaste auf den Geruch zu machen, welcher Uebergang sich auch dadurch ausdrückt, daß dem Geschmacksorgan einiges Geruchs- und Tastvermögen zugleich zukommt.

Geschmack und Geruch vereinigen sich in dem gemeinschaftlichen Zwecke, dem sie beide vorstehen, nämlich Wächter der Salubrität aller nach Innen aufzunehmenden Stoffe der Außenwelt zu seyn.

Aber jenem dient dieser zur Berichtigung, da zumal beide zusammengenommen unverwöhnte Menschen und Thiere ziemlich sicher von der Heilsamkeit und Schädlichkeit alles dessen unterrichten, was sie genießen wollen. So fliehen z. B. Schaafe, durch den Geruch gewarnt, den blauen Eisen- oder Sturmhut (Aconitum Napellus L.) u. a. ihnen schädliche Giftkräuter; so lassen Rinder und Schaafe die Wolfsmilch, die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale) u. a. unangetastet auf den Wiesen stehen.

4) Gehör.

Der Gegenstand des Gehörsinnes, nämlich der Schall, welcher in einer Minute 60,000 Fuß zurücklegt, ist selbst kein eigentlicher Körper mehr, sondern eine bloße Modification, eine innere partielle Bebung (Oscillation) elastischer Körper, zumal der Luft. Aber nicht jede Bewegung elastischer Körper ist zur Erzeugung des Schalles geschickt; es wird dazu eine innige Erschütterung der kleinsten Theilchen jener Körper erfordert, die man an schwingenden Saiten und in den Chladni'schen Klangfiguren sehen, an tönenden Metallen fühlen kann. Soll der Schall zum Ohr gelangen, so muß der Körper von Luft umgeben seyn. Allem Anschein nach besteht diese aus ungleich gespannten Theilchen, und wird dadurch zur Fortpflanzung jedes schallenden Luftwellchens fähig. Diese geschieht in wellenförmig sich erweiternden Sphären, und jeder auch nur wenig elastische Körper, selbst das Wasser, ist ein Leiter des Schalles. Trifft der Schall auf eine harte Fläche, so wird er unter dem Einfallswinkel zurückgeworfen und bildet in einer Entfernung von 58 — 69 Fuß das Echo.

Gleichwie das Gehör über die vorigen Sinne sich erhebt, so ist auch dessen Organ, das Ohr, in seinem ganzen Bau zusammengesetzter, künstlicher, bestimmter. Man theilt es

Ein

in das äußere, mittlere und innere ein. Das äußere und mittlere sind vornehmlich da, den Schall aufzufassen und fortzuleiten, indeß die eigentliche Ausbildung der Töne und ihre weitere Fortpflanzung in dem innersten Ohr vorgehen. Wenigstens währt der Gehörsinn fort, wenn auch das äußere und mittlere Ohr zerstört sind; aber mit der Verletzung oder Lähmung des Gehörnervs geht er unwiederbringlich verloren.

Zum äußern Ohr rechnet man die äußere Ohrmuschel nebst dem Ohrläppchen, und den knorplichen Gehörgang. Nichts kann zweckmäßiger seyn, als die Construction von jener, vermöge ihrer knorplichen Substanz elastischen Ohrmuschel, da ihre Bestimmung ist, die von allen Seiten zuströmenden Schallstrahlen nicht nur aufzufangen, sondern auch dergestalt zurückzuwerfen, daß sie am Ende in dem Gehörgang zusammentreffen müssen, und sich selbst mit jedem Ton in eine gleichförmige Stimmung zu spannen. Hätte die äußere Ohrmuschel nur eine einfache Spannung, so wäre sie nur für einen einzigen Ton empfänglich. Um aber für alle Töne es zu werden, mußte sich ihre Spannung auch leicht verändern lassen; dazu erhielt sie ihre eigenen Muskeln. Problematisch bleibt es aber immer noch: wie sich die Ohrmuschel mit jedem auffallenden Tone in Einklang stimmt? Sind die Bewegungen der Muskeln, welche das [illegible], unwillkührlich; wer wird uns denn den Mechanismus erklären, der eine so schnelle und genaue [illegible] vermag? Sind sie freiwillig, welches ist denn die geheime Wissenschaft der Seele, die eben diese Bewegungen [illegible] selbst ohne einiges Bewußtseyn heraus[illegible]

Im mittlern Ohr oder der sogenannten Trommelhöhle bilden und pflanzen sich die aufgefangenen Schallstrahlen mittelst der vorgespannten Trommelhaut und der an ihr hängenden Gehörknöchelchen weiter fort, und werden durch zwei Oeffnungen in das Allerheiligste, zum innern Organ hinübergebracht. Zu diesem führt nämlich der Gehörgang, der den Schall gleich einem Sprach-

rohr reflectirt, und verstärkt fortleitet. In die Trommelhöhle aber ist etwas schief gegen den Gehörgang die elliptische Trommelhaut gespannt; diese kann durch einen eignen Spannmuskel mit jedem Ton gleichförmig gestimmt werden, und läßt, da sie aus einer sechsfachen Bedeckung besteht, keine Luft durch. Diese strömt vielmehr durch einen besondern Kanal (durch die Eustachische Röhre) beim Einathmen aus der Mundhöhle in die Trommelhöhle, und wird mit jedem Athemzuge erneuert. Theils durch diese Luft, theils durch die in der Trommelhöhle frei schwebenden Gehörknöchelchen und die Trommelsaite, wird der Schall durch das mittlere ins innere Ohr gebracht.

Das innere Ohr liegt ganz in einer Höhlung der sogenannten Felsenpartie vom Schlafbein; es wird im weitern Sinne der Labyrinth genannt, und in den Vorhof, den eigentlichen Labyrinth, und die Schnecke eingetheilt.

Der Vorhof ist eine offene Höhlung hinter der halbrunden Oeffnung im Hintergrunde des Mittelohrs, mit einigen häutigen Säckchen ausgekleidet; der eigentliche Labyrinth besteht aus drei halbzirkelförmigen Bogengängen oder Kanälen, welche eine eigene Flüssigkeit enthalten; die Schnecke liegt auf der entgegengesetzten Seite vor dem Vorhof, und ist im rechten Ohr rechts, im linken links gewunden. Mit diesem Apparate verbindet sich der Gehörnerv, auf dessen weiche Partie beim Hören augenscheinlich das Allermeiste ankommt, obgleich alle Theile des Ohrs das Ihrige dazu beitragen, vorzugsweise aber in der Schnecke die Töne vollendet, und dann dem Gehörnerv mitgetheilt werden.

Nachdem nämlich der Ton seine ganze Vollendung erhalten hat, verbreiten sich seine bestimmtesten Schwingungen bis zu der Oberfläche des Gehörwassers im eigentlichen Labyrinth, wallen in genau berechneten Undulationen bis zum Gehörnerv herüber, und theilen diesem ihre Impressionen mit, um sie endlich der feinern Organisation zu überliefern, wo sie zur Empfindung gesteigert werden.

Weil beide Ohren gleichzeitig und auf gleiche Weise den Schall empfinden, so hören wir diesen nur einfach. Die Verschiedenheit der Arten des Schalls, welche für uns entweder Wohlklang oder Mißklang sind, beruht theils auf der Beschaffenheit des schallenden Körpers, theils auf der Geschwindigkeit von dessen zitternder Bewegung, mithin auf der größern oder kleinern Zahl der Schwingungen desselben in einer gewissen Zeit, so, daß jeder Ton für eine gewisse Zeit seine bestimmte Anzahl von Schwingungen hat, die desto kleiner ist, je tiefer, desto größer, je höher der Ton ist. Ein im Allgemeinen angenehmer, aber in seiner Fortdauer auch unangenehmer und ermüdender Einklang oder Einschall bildet sich für unser Ohr, wenn dieses nur einen Ton auf einmal hört, es schalle nun entweder nur ein Körper, der in allen seinen Theilchen gleich schnell zittert, oder es mögen mehrere mit einerlei Geschwindigkeit zittern; im Allgemeinen unangenehm dagegen ist's für unser Ohr, wenn es hinter einander mehrere Töne zugleich hört. Doch hört es auch zwei verschiedene Töne zusammen gern, die ein solches Verhältniß zu einander haben, daß sie den Wohlklang nicht stören. Man nennt die Verbindung dieser Töne Consonanz, und die Töne in Rücksicht auf einander consonirend. Alle diese Verhältnisse lassen sich, wie unser Chladni zuerst gelehrt hat, mit kleinen Zahlen ausdrücken, mithin treffen, wenn zwei solche Töne zugleich da sind, die Schwingungen derselben oft zusammen. So verhält sich ein Ton (Grundton) zu seiner Octave = 1 : 2, zu seiner großen Terze = 4 : 5, zu seiner Quinte = 2 : 3. Aber die Verhältnisse der dissonirenden Töne, welche zusammen Dissonanz geben, lassen sich nur mit größern Zahlen ausdrücken, so daß die Schwingungen zweier solcher coexistirenden Töne nur selten zusammentreffen. Uebrigens hängt die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit des Schalles nicht nur von seiner qualitativen, sondern auch von seiner quantitativen Verschiedenheit ab.

Der Gehörsinn ist überhaupt nicht blos auf thierische Zwecke beschränkt; nein, durch die Fülle und Vollkommen-

heit der Empfindungen, die er giebt, wird er einer theoretischen Bildung fähig, er wird zu einer Quelle edlerer ästhetischer Freuden. Insbesondere wichtig ist durch ihn die große Wirkung der Natur- und Kunstmusik auf unsere Seele. Zugleich aber macht er nebst den Sprachorganen eine Wechselwirkung mit den sinnlichen Vernunftwesen möglich, ist folglich das Mittel einer vernünftigen Mittheilung des Gedankenverkehrs und des ganzen geselligen Lebens.

5) Gesicht.

Unstreitig ist der Gesichtssinn der edelste äußere Sinn, sein Gegenstand das Licht, das feinste und activste Princip in der ganzen Natur, dessen Schnelligkeit sich zu der des Schalles wie 634683 gegen 1 verhält, ja sogar nach Andern diese beinahe 976,000 Mal übertreffen soll. Alle Körper theilen sich in Ansehung des Lichts in leuchtende, reflectirende, durchsichtige und dunkle. Die ersten sind entweder künstliche oder natürliche Phosphoren; die reflectirenden werfen die Lichtstrahlen unverändert, d. i. ungetheilt unter dem Einfallswinkel mit dem Bilde des Objects zurück; die dunkeln trennen sie und werfen sie nur zum Theil zurück, aber ohne Bild; die durchsichtigen lassen sie gebrochen, d. i. mit veränderter Richtung durchfallen. Ueberhaupt erleidet der Lichtstrahl so oft eine Brechung, als er aus einem Medium in ein anderes von ungleicher Dichtheit übergeht. Aber die Beschaffenheit der durchsichtigen Oberflächen kommt dabei sehr in Anschlag; sind diese eben, so gehen die auffallenden Strahlen parallel durch; sind sie erhaben, so convergiren sie in einem Punkt, malen das Bild des Objects verjüngt und umgekehrt hin, und vergrößern die Dimensionen; sind sie endlich concav, so werden sie zerstreut. Was die Strahlentrennung anlangt, so betrachtet man jeden Lichtstrahl, als aus sieben einfachen farbigen zusammengesetzt, aus dem violetten, purpurnen, himmelblauen, grünen, gelben, orangefarbenen und rothen. Diese Verschiedenheit der Farben scheint in der verschiedenen Inten-

stät dieser Strahlen und ihrer Actionen auf das Nervensystem ihren Grund zu haben. Fallen die Lichtstrahlen auf undurchsichtige polirte Flächen, so folgt eine Zurückwerfung derselben nach Gesetzen, welche jenen bei durchsichtigen Körpern entgegengesezt sind. Converspiegel zerstreuen, Hohlspiegel sammlen sie in einem Brennpunkte, Planspiegel werfen sie parallel zurück, während die gemischten Spiegelflächen, wie die cylindrischen, konischen u. a., zusammengesetzte Phänomene geben.

Das Sehorgan ist das Auge, ein wahres Meisterstück der schaffenden Weisheit. Es liegt bei uns in einer mehr pyramiden- als trichterförmigen knöchernen Höhle, die im Verhältniß des Augapfels sehr groß und mit Muskeln, Gefäßen, Nerven, Drüsen und Fett um- und ausgepolstert ist; wird das Fett durchs Alter oder durch Krankheiten verzehrt, so sinkt das Auge, seiner Lebhaftigkeit und seines Ausdrucks beraubt, in die zu weit gewordene Höhlung zurück.

Die über den gebogenen Ausschnitt des Stirnbeins sich wölbenden Augenbraunen geben dem Auge Schutz und Schatten, und dem Antlitz Schönheit und Energie. Von diesen zieht sich die Haut unter dem Namen der Augenlider über den Augapfel herab, schirmt denselben gegen ihre eigenen Reibungen durch ein aus den Augenlidranddrüsen sich abscheidendes Oel. Dazu tragen auch die Thränen bei, welche unter gewissen Umständen das Auge reichlich überthauen. Der schön gebogene knorpliche Augendeckelrand ist mit Wimpern, einer wohl geordneten Haarreihe, zur Zierde und Sicherheit besetzt. Den obern Augenlidern stehen mit ihren Wimpern die untern entgegen, mit welchen sie in beiden Winkeln verwachsen sind; sie haben einen geradern Schnitt, ihre Bewegung ist äußerst schnell; im Schlafe schließen sich beide.

Durch das Wechselspiel von zehn Augenmuskeln kann das Auge nach allen möglichen Richtungen bewegt werden.

Der Augapfel besteht aus einer dreifachen Hauptmembran, und enthält dreierlei Feuchtigkeiten. Die äußerste Augenhaut heißt die harte, und giebt dem Augapfel seine

rundliche Form; vorn hat sie einen kreisförmigen Ausschnitt, worein die durchsichtige, etwas convexere Hornhaut, wie das Uhrglas auf eine Uhr paßt. Die schwarze oder braune Augenhaut (Aderhaut) mit ihrem Pigment macht die innerste Belegung aus. Diese steht da, wo sie sich mit der Hornhaut verbindet, nach ab- und einwärts, und bildet eine runde Scheibe, deren Vorderfläche ihrer Vielfarbigkeit wegen die Regenbogen- oder Farbenhaut (Iris), die Hinterfläche aber ihrer blauschwärzlichen Farbe wegen die Traubenhaut genannt wird. Im Mittelpunkte dieser Scheibe ist eine Oeffnung, der Augenstern, die Blendung, Pupille oder das Lichtloch (die Sehe). Durch sie gelangen die Lichtstrahlen, wie durch einen Tubus, ins innere Auge. Diese Haut und ihre Oeffnung, das Sehloch, werden gleichförmig mit der Intensität des auffallenden Lichts afficirt, erweitert oder verengert. Indeß hängt die Contraction desselben nicht allein vom Lichtreiz auf die Markhaut ab, sondern auch von Reizung der Ciliarnerven im Auge. Dadurch, daß die Iris schwarz ist, werden die abschweifenden Lichtstrahlen verschluckt; würden sie reflectirt, so müßte das Sehen gestört werden. Bei den Thieren, deren Regenbogenhaut in heitern Farben spielt, ist entweder die Pupille einer überaus starken Zusammenziehung fähig, oder sie haben ein schwaches Gesicht, welches kein helles Licht vertragen kann, und dies ist auch bei einigen Menschen der Fall, die dann mehr des Nachts im Dunkeln sehen; dies zeigt sich auch bei den sogenannten Blendlingen, oder Kakerlaken (Albinos) unter Menschen und Thieren, welche einen rosenrothen Augenstern haben.

Im Hintergrunde des Auges tritt aus dem zweiten Hirnnervenpaare ein Zweig unter dem Namen des Sehnervs in den Augapfel, und breitet sich zwischen der schwarzen Membran und dem Häutchen des Glaskörpers in Gestalt eines äußerst feinen Netzchens, als Seh-, Mark-, Nerven- oder Netzhaut aus, welche an ihrer Außenfläche mit einem äußerst zarten Häutchen bedeckt, etwa die hintere

Hälfte des Augapfels deckt, und das eigentliche Sehorgan darstellt.

Zu den Feuchtigkeiten des Auges gehören: die wässerigen Feuchtigkeiten, welche, liquid nnd durchsichtig, den Raum theils zwischen der Hornhaut und dem Augenstern, theils, nach Jacobson's neuester Entdeckung, zwischen Ader- und Netzhaut ausfüllen; die Glasfeuchtigkeit, welche in dem Glashäutchen eingeschlossen, den innern hohlen Raum der größten Hälfte des Augapfels einnimmt, ist ein rundlicher durchsichtiger Körper, welcher aus vielen mit einer durchsichtigen eiweißartigen Masse gefüllten Zellen oder Fächern besteht. Vorn hat sie ein kleines Grübchen zur Aufnahme der Krystallinse, welche gerade hinter dem Augenstern liegt. Diese besteht aus mehrern durchsichtigen Lamellen, welche sich nach innen immer mehr verdichten und einen Kern bilden, und ist mit einer durchsichtigen Haut, ihrer Kapsel, umgeben.

Wie geschieht nun das Sehen? Die von dem beleuchteten Gegenstande durch die Sehe in das Auge fallenden Lichtstrahlen werden durch den Krystall- und Glaskörper stark nach einwärts gebrochen, während der innere schwarze Schleim (das Pigment) des Auges ihre Zerstreuung verhütet. Der Punkt ihrer Convergenz trifft auf die Markhaut, welche gleichsam die Glastafel eines Concavspiegels bildet, dessen Beleg die braune oder Aderhaut ist. Das Bild erscheint hier verkehrt, in unendlich verjüngten, aber äußerst netten und bestimmten Umrissen. Die Veränderung, welche dadurch die Markhaut erleidet, theilt sich endlich durch den Sehnerv dem Gehirn mit. Wie aber die Impression des Lichts und das Bild des Gegenstandes durch den Sehnerv zur Seele gelange? das ist eine Frage, welche, wie manche andere: z. B. warum wir im gesunden Zustande Gegenstände einfach und nicht doppelt sehen? warum nicht verkehrt? warum die zur rechten Seite nicht auf der linken? und diese auf jener? wie ist es möglich, durch das Gesicht das Erhabene zu empfinden? wie die Größen und Distanzen zu beurtheilen? — noch kein Sterblicher auf eine

befriedigende Art beantwortet hat. Um dies wenigstens bei den meisten dieser Fragen zu versuchen, müssen wir unsere Zuflucht zum Einfluß der Urtheilskraft auf das Sehen nehmen, da gewissermaßen die Seele eigentlich sieht, und nicht das Auge.

Deutlich sehen wir eigentlich nur diejenigen Objekte, deren Bilder auf der Markhaut in die Gegend der Augenaxe fallen; deshalb blicken wir so nach ihnen, daß ihr Bild diese berühre. Um einen Gegenstand deutlich zu sehen, muß er in der gehörigen Entfernung liegen, damit sein Bild genau auf die Markhaut falle. Die Seheweite eines gesunden Auges ist im Allgemeinen acht Zolle. Doch kann dasselbe auch entferntere Gegenstände ziemlich deutlich sehen.

Die Ideen, welche wir durch das Gesicht erhalten, sind sehr mannichfaltig, es sind die klarsten und deutlichsten; aber bei diesem Sinn haben auch die meisten (optischen) Täuschungen Statt, so daß er oft durch den Tastsinn berichtigt werden muß.

Durch das Gesicht unterscheidet man: 1) Helle und Finsterniß, und an hellen Orten die verschiedenen Abstufungen der erstern, auch zwischen erhellten Stellen einzelne, die weniger oder gar nicht erhellt sind; 2) die [illegible] verschiedenen Farben, abstammend von der verschiedenen Lichtbrechung entweder auf der Oberfläche des Körpers, der die Strahlen zurückwirft, oder in dem Medium, durch das sie zum Auge gelangen, wobei aber manche Täuschungen obwalten; 3) sieht man jede Linie, welche sich auf der uns zugewandten Fläche eines Körpers ziehen läßt, folglich auch dessen Länge, Breite, Höhe unter einem gewissen Sehewinkel. Die scheinbare Größe einer sichtbaren Linie ist gleich der Größe des Sehewinkels, unter dem sie erscheint. Die für uns unsichtbare wahre Größe einer Linie schätzen wir blos ungefähr nach der scheinbaren, wenn wir ihren Abstand wissen. Leicht läßt sich dies auf jeden Körper anwenden, [illegible] dem dessen Länge, Breite und Höhe gerade Linien sind. Aber auch hier fehlt es nicht an optischen Täuschungen. [illegible]

selben mischen sich ein in unser Urtheil über die für uns unwahrnehmbare Entfernung der Körper von uns nach der scheinbaren Größe ihrer Länge, Breite, Höhe, wenn uns die wahre derselben bekannt ist. Den Abstand naher Körper schätzt man in einigen Fällen auch nach der scheinbaren Größe, unter welcher man eine gerade Linie erblickt, welche zwischen unserm Auge und dem Körper liegt. Einen zu kleinen, oder zu weit von uns entfernten Körper können wir nicht sehen, weil der Sehewinkel zu klein ist. Die Ortsbestimmung der Körper trügt uns oft, weil wir den Ort von diesen nur insofern wahrnehmen, als wir ihren Abstand von uns oder von andern Körpern sehen, deren Stelle uns bekannt ist. Auch die Bewegung eines Körpers kann uns täuschen, weil wir, ohne sie eigentlich wahrzunehmen, blos darüber urtheilen können, wenn wir den Körper jetzt anderswo sehen, als wo wir ihn vor einer Weile sahen. Geschieht aber die Bewegung weder zu schnell, noch zu langsam, so nehmen wir sie selbst wahr. Endlich ist unsre Beurtheilung der Form der Körper nach den verschiedenen Sehewinkeln, unter denen sie uns im Ganzen oder theilweise erscheinen, und nach dem verschiedenen Licht und Schatten ihrer Flächen, ebenfalls nicht frei von optischem Blendwerk.

Das kurze Gesicht (Myopie), als angeborner Augenfehler, hat seinen Grund in der zu großen Convexität der Krystallinse und der zu starken Rundung des äußern Auges, wodurch die Lichtstrahlen zu sehr sich brechen, oder zu geschwind sich vereinigen, ehe sie auf die Markhaut fallen, oder ehe ihr Brennpunkt diese erreichen kann. Verhältnißmäßig hohle Gläser helfen diesem Gebrechen ab. Die Weitsichtigkeit (Gebopie oder Presbyopie) hingegen hat ihren Grund in der zu sehr abgeplatteten Form der Krystalllinse und der zu wenigen Rundung des Auges, wodurch die darauf fallenden Lichtstrahlen nicht genug gebrochen werden und zerstreut auf die Markhaut fallen, oder wodurch ihr Brennpunkt zu weit hinter diese fällt. Verhältnißmäßig convexe Gläser sind das Mittel dagegen. — Der Schielende sieht ebenso, wie

der Geradsichtige, blos ein Bild des Objects, nur fällt dasselbe auf zwei ungleiche Stellen in der Markhaut beider Augen, die sich aber nach und nach durch Gewohnheit in Harmonie setzen, so daß die Empfindung nur einfach ist, oder nur ein Bild des Objects zum Bewußtseyn kommt.

6) Verschiedenheit der Sinne und der Empfindungen.

Im Nervensysteme überhaupt ist der wahre Sitz der Empfindung. Da man durch nichts berechtigt ist, einem Nervenpaar und dessen Äste oder Zweige eine andere Substanz, und andere materielle Eigenschaften, als den übrigen, zuzugestehen, so fragt es sich: worin denn eigentlich die Verschiedenheit unserer Sinne gegründet sey? Der Grund davon kann nirgends, als in der besondern Structur der Organe, gefunden werden; durch sie, nimmt man an, wird das Nervensystem verschiedentlich modificirt, also giebt es so verschiedene Sinne, als durch den Reichthum oder die Armuth der Organe verschiedene Modificationen eines und desselben Vermögens möglich sind.

Man darf also eigentlich keine fünf verschiedene Gattungen von Nerven für die fünf Sinne annehmen, da aus dem Obigen erhellt, daß derselbe Nerv in der Nase riecht, welcher auf der Zunge schmeckt u. s. w. Gleichwohl ist es nicht zu leugnen, daß auch die Nerven, nach Beschaffenheit der Organe, hier vertheilter oder vereinzelter, verfeinerter, entblößter, dort größer und verhüllter seyn müssen. Folglich dürfte auch nicht jeder Nerv für jedem Organe entsprechend sich erklären lassen.

Zu Folge obiger Analogie wird jeder einzelne Sinn so vielerlei besondere Empfindungen zulassen und erzeugen können, als er verschiedener Veränderungen fähig ist; aber die wirkende Ursache liegt nun nicht mehr in dem Organe selbst, sondern in der Natur des Objects und der Impression, die es macht, so daß die verschiedenen Empfindungen eben desselben

Sinnes von der Qualität und Quantität des Eindrucks abhängen. In Ansehung der Qualität sind die Empfindungen reine, oder gemischte. Der Grund von dieser Verschiedenheit liegt in der Beschaffenheit der Objecte. Quantitativ haben bei einer und derselben Empfindung mancherlei Grade statt; diese sind physiologisch von der Quantität der Eindrücke und der Empfänglichkeit des Organs dafür, psychologisch von der Aufmerksamkeit und dem vorausgegangenen Gemüthszustande abhängig. Treffen mehrere gleichzeitige Empfindungen zusammen, sie mögen nun einem oder mehrern Sinnen angehören, so entsteht eine Relation unter denselben, und diese folgt dem für jede Bewegung geltenden Gesetz: daß die lebhaftere die schwächere in Verhältniß ihres Uebergewichts noch mehr entkräftet, oder gänzlich verschlingt; ein Erfahrungssatz, der ein Erklärungsprincip für die Psychologie ist, und für Logik und Moral wichtig wird. Er läßt sich leicht aus den allgemeinen Gesetzen der Bewegung herleiten, denn im Grunde ist Empfindung, soweit sie dem Körper angehört, nichts anders, als Bewegung.

Wenn man aber die verschiedenen Sinne selbst unter sich vergleicht, so ist es unmöglich, die auffallende und stark ausgesprochene Progression zu übersehen, welche von unten aufwärts von einem zum andern steigt. So wie sie sich vom Getast bis zum Gesicht stufenweise erheben, so werden ihre Objecte einfacher und feiner. So ist der eigentliche Gegenstand des Tastsinnes, genau bestimmt, die Undurchdringlichkeit der Körper. Dieser Tastsinn setzt demnach unmittelbare Kraftäußerung der Körper auf das Nervensystem voraus. Der Schmecksinn fordert schon ausgesuchtere Objecte, Salze, und auch diese nur, nachdem sie aufgelöst sind. Wie viel feiner sind aber nicht die flüchtigen Effluvien, welche den Riechsinn afficiren? Gleichwohl ist der Schall noch unendlich feiner, da er eine bloße Modification der so subtilen Luftsubstanz ist. Und doch ist diese nur durch den Hörsinn vernehmbare Erschütterung der kleinsten Lufttheilchen noch sehr roh, wenn man sie mit dem Lichte vergleicht, dieses

mag nun eine wirkliche Materie, oder eine bloße Modification des Aethers seyn.

Aber auch die Organisation der Sinneswerkzeuge gewinnt stufenweise an Bestimmtheit, an Kunst und deutlicher Zweckmäßigkeit. Das Getast schweift über und durch den ganzen Körper; die Localität des Geschmacks ist schon bestimmter, die Nervenenden sind mannichfaltiger und ausgeprägter; indeß ist doch dieser über mehrere Theile des Mundes ausgegossene Sinn noch nicht ausschließlich an ein Organ gebunden. Dies gilt auch von dem Geruch, da sich die Grenzlinie der Riechhaut nicht genau bezeichnen läßt; jedoch ist die innere Structur hier schon viel verfeinerter; die zarter ausgesponnenen Nervenenden können selbst das fein gewobene Oberhäutchen (Epithelium) nicht mehr erheben. Also hat erst das Gehör ein ausschließliches Organ; aber es ist so zusammengesetzt, daß man verlegen wird, wo man denn eigentlich den wesentlichen Act dieses Sinnes suchen soll. Nicht so beim Auge: in der schönsten und vollkommensten plastischen Form, der Sphäre, enthält es eine so zweckmäßige Construction, daß sich seine ganze Theorie berechnen und durch Kunst darstellen läßt.

Bei der oben bezeichneten Progression der Sinne werden nun die Eindrücke von außen immer leiser und mittelbarer. Beim Getast war es unmittelbare Berührung des Körpers; beim Geschmack und Geruch geschieht diese schon mittelbarer, dort durch eine tropfbare Flüssigkeit, hier durch die Luft als Auflösungsmittel; aber doch ist es noch der Körper selbst, der mit den Nervenenden in Contact kommt; beim Gehör geschieht die Mittheilung der Luftschwingungen durch die Undulationen des Gehörwassers, und beim Gesicht endlich trifft der feine Lichtstrahl durch die Hornhaut, Krystallinse und Glasfeuchtigkeit auf die Markhaut.

So wie die Empfindungen von der einen Seite an Heftigkeit und Lebhaftigkeit abnehmen, so steigen sie zu höhern Graden der Reinheit, der Deutlichkeit, und werden für das Erkenntnißvermögen tauglicher; dabei aber erweitert sich ihre Sphäre in einer Progression, die zu stark ist, als daß sie

durch eine der bekannten Formeln ausgedrückt werden könnte. Je lebhafter eine Empfindung, desto dunkler ist sie; je deutlicher, desto leiser. Hieraus folgt, daß die Lebhaftigkeit vom Gesicht herunter zum Getast zunehmen müsse, indeß die Feinheit oder Klarheit umgekehrt vom Getast zum Gesicht fortschreitet. Je mehr aber eine Empfindung an Deutlichkeit gewinnt, desto geistiger ist sie; je dunkler und lebhafter sie ist, um so körperlicher und materieller wird sie seyn. Hieraus kann man schließen, daß die Empfindungen des Auges und Ohres durch die Imagination sich leichter reproduciren lassen, als die der übrigen Sinne, daß es aber schwerer seyn muß, den Vergnügungen des Gefühls und Geschmacks zu widerstehen, als den übrigen, welches auch die Erfahrung bestätigt. Daher sagt Sulzer ganz richtig: die Vergnügungen der feinern Sinne gleichen einem sanften Zephir, und die Vergnügungen des Gefühls einem ungestümen Winde, dem sich nur mühsam widerstehen läßt.

Was die Dauer der verschiedenen Sinne betrifft, so kann man wohl als Regel überhaupt festsetzen, daß die niedrigen Sinne früher entwickelt und thätig sind, daß aber die höhern, wenn sie ihre völlige Ausbildung gleich später erreichen, nichts desto weniger auch früher wieder abnehmen, so daß mithin der niedrigste, so wie der erste von allen, bis zuletzt am wirksamsten bleibt, und nur mit dem Leben selbst aufhört. Freilich kann der Zufall hier mancherlei Ausnahmen veranlassen.

Betrachten wir nun die Zweckverbindung der äussern Sinne. Gleichwie diese ein gemeinschaftliches Vermögen voraussetzen, und insgesammt nur verschieden modificirtes Allgemeingefühl sind, so verbinden sie sich wieder zur Einheit eines gemeinsamen Totalzwecks. Die beiden äußersten, das Getast und Gesicht, sind gleichsam das gemeinschaftliche Band, welches alle zusammenhält, sie zu einem Ganzen verknüpft. Durch das Getast wird unsere Existenz in der Sinnenwelt gleichsam eingewurzelt; Geschmack und Geruch bezwecken unmittelbar die thierische Erhaltung, indeß das Gehör, noch mehr aber das Gesicht, mittelst ihrer ausgedehnten Sphären

die andern beherrschen. Im Ganzen genommen ist sowohl die Anzahl, als die verschiedene Beschaffenheit der Sinne aufs genaueste zur äußern und innern Natur und zur endlichen Bestimmung des Menschen diesseits berechnet.

Wir haben nun zwar unter den äußern Sinnen überhaupt eine sehr merkliche Gradation gefunden, und den Abstand des einen von dem andern nach allen nur möglichen Gesichtspunkten, in Rücksicht der Objecte, ihrer Eindrücke, der Organe, der Empfindungen selbst, ihrer Sphäre und Dauer nachgewiesen; allein eine genauere Bestimmung dieses gegenseitigen Abstandes scheint nach keinem möglichen Maaßstabe entdeckt werden zu können. Nur soviel dürfte sich aus der allgemeinern Vergleichung ergeben, daß zwischen dem Getast, Geschmack und Geruch einerseits, und dem Gehör und Gesicht andererseits ein größerer Zwischenraum in der Mitte liegt, den man als die Grenzscheidung zwischen den niedrigern und höhern äußern Sinnen ansehen muß. Dieser auf die Natur der Dinge gegründete Unterschied wird durch die Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes und seiner Auslegerin, der öffentlichen Meinung, bestätigt. Denn diese belegt den Mißbrauch der niedern oder gröbern Sinne mit einer Mißbilligung, einer Verachtung, welche die höhern gar nicht zu treffen pflegt. Ja die Natur selbst hat auf die Ausschweifungen der erstern das Siegel der Verworfenheit gedrückt, indem sie schmerzliche Wirkungen und schimpfliche Folgen damit verband, von welchen die höhern und edlern sinnlichen Freuden ganz frei geblieben sind.

7) Sprachvermögen.

Ein dem Menschen ausschließlich eigenes, unmittelbar unter dem Einflusse der Vernunft stehendes Vermögen ist die **Sprachfähigkeit**. Diese liegt theils in der Organisation, theils in der Vernunft, und wird durch beide zugleich bedingt. Denn wer wollte es leugnen, daß beim Menschen der Leib zu höhern Zwecken organisirt ist, und höhere Kräfte

auf diese Organisation einwirken, somit auch die Organisation zur Sprachfähigkeit! — Sie allein würde die erhabenen Vorzüge des Menschen über die vollkommensten Thiere außer allem vernünftigen Zweifel setzen. Wenn es auch wahr wäre, welches noch nicht entschieden ist, daß sich bei einigen Affenarten alle Sprachwerkzeuge vorfinden, so folgt daraus noch keinesweges der Schluß auf die Sprachfähigkeit, da es denselben immer an Reinheit, Bestimmtheit, an der feinen Biegsamkeit und ausnehmenden Vollendung fehlt, welche den Reichthum der menschlichen Töne und Sprach-Articulationen möglich macht. Daß dies Vermögen nicht blos eine zufällige Vollkommenheit des Menschen ist, möchte insonderheit auch dadurch erweislich seyn, daß, obschon es noch andere Mittel der Gedankenmittheilung giebt, der Gebrauch der articulirten Stimme dennoch bei allen Völkern des Erdbodens ohne irgend eine Ausnahme angetroffen wird. Es giebt kein Volk ohne Sprache, keine Sprache ohne Vernunft, und keinen blos thierischen Stand der Natur. Noch mehr, alle Völker haben ihre Musik! —

Zur Hervorbringung articulirter Töne wird aber physiologisch erfordert: 1) eine Luftbewegung, oder ein Luftzug, den schon das Athmen bewirkt, daher die Nothwendigkeit der Verbindung zwischen den Sprach- und Respirationswerkzeugen; 2) die Steigerung der erschütterten Luft zu Schall, oder die Erzeugung der Stimme; und 3) die mannichfaltige Modification des Schalles, oder die Articulation der Stimme, Tonbildung.

Von der ersten dieser Actionen wird unten bei der Theorie des Athemholens die Rede seyn. Schallend wird die ausgeathmete Luft durch jene zweckmäßige Einrichtung unsers Kehlkopfs (Larynx), oberhalb mit einem Spalt, der Stimmritze (Glottis), worüber der Kehldeckel (Kehlklappe, Epiglottis) liegt, und deren elastische Ränder von der durchstreichenden Luft in eine zitternde Bewegung gesetzt werden; indem sich diese nun der Luft selbst wieder mittheilt, so geräth sie in jene partielle Oscillation, welche den Schall

ausmacht. Es sey nun, daß die Stimmritze selbst willkührlich verengert und erweitert, oder daß die Federkraft ihrer Ränder mehr oder weniger gespannt werden kann, oder daß beide Ursachen zusammenwirken, so steigt oder sinkt die Stimme in Verhältniß dieser Modifikationen zu höhern oder tiefern Tönen, und wird dadurch musikalisch.

Auch als Sprachorgan verdient der Kehlkopf alle Aufmerksamkeit, noch mehr aber und am meisten die Stimmritze und Kehlklappe, wo der Luftzug schallend wird. Die Höhe und Tiefe des hervorgebrachten Tones aber hängt theils von der größern oder geringern Spannung der Kehlkopf- und Stimmritzenbänder, theils aber auch von der Verengerung und Erweiterung der Stimmritze selbst ab; man kann also den Luftröhrenkopf in dieser Rücksicht sowohl mit einem Saiten- als mit einem Blasinstrumente vergleichen. Die feinere, sanftere Stimme des weiblichen Geschlechts hat ihren Grund in den kleinern Dimensionen des weiblichen Kehlkopfs.

Aus diesem allen nun ist die Verwandlung der bewegten Luft in Schall, und die Modificirung des Schalles zu Tönen begreiflich genug.

Wie viel vortrefflicher aber die Stimmwerkzeuge beim Menschen, als bei den Thieren sind, erhellt nicht allein aus ihrer Biegsamkeit, sondern auch daraus am meisten, daß der Mensch die Töne aller Thiere, ich möchte sagen der ganzen schallenden Natur nachzuahmen vermag.

Die Sprachorgane selbst sind theils ruhende oder leidende, theils thätige. Jene sind die Oeffnungen der Nase und des Mundes, durch welche die schallende Luft durchströmt. Zu diesen gehören vorzüglich: die Zunge nebst ihren Beinchen, das Zäpfchen, die Lippen etc. Die muskulöse Zunge (s. weiter unten) wird hauptsächlich durch ihre Beweglichkeit zum Sprachwerkzeug geschickt. Dieser Bewegungen giebt es viele: Verlängerung, Verkürzung, Erhebung, Niederdrückung, Zusammenziehung, Krümmung, Anschwellen, Vibration. Welche Modifikationen erhält dadurch nicht die Stimme? Bald wird sie durch die Nase,

bald

bald durch ihren Mund gebildet; bald verbreitet sich ihr Strom, und rauscht in vollen Wogen über die ganze Zungenbreite weg; bald wird er zusammengedrängt, und gleitet durch die Rinne der gehöhlten Zunge hin; bald wölbt sich diese, und die Stimme fließt zu beiden Seiten ab. Bald geht sie in einem Zuge fort, bald wird sie plötzlich abgebrochen, angeprellt, erschüttert, artikulirt ꝛc. Die Zungenbeinchen sind gleichsam die Basis der Zunge, verhindern ihre allzugroße Ausdehnung von hinten, verbinden sie mit der Kehle, und tragen zu ihrer Verlängerung und Verkürzung bei. Das Zäpfchen, welches den meisten Thieren fehlt, ist an einer beweglichen Membran befestigt, an dem hängenden häutigen Gaumen, oder Gaumenvorhang mitten im Gaumengewölbe, zwischen den hintern Oeffnungen der Nase und des Mundes. Es ist kein Werkzeug der Stimme, sondern der Sprache. Die Lippen dagegen sind beides; auch bei den Mundinstrumenten: Horn, Trompete, Flöte ꝛc. sind sie es, die den Ton entstehen lassen, welcher nur verschiedentlich modificirt wird nach der Länge und Weite der Instrumente. Nicht die Luftsäule im Rohre des Instruments, wie Biot annimmt, die an und für sich nicht in Schwingung versetzt, sondern welcher ein Ton mitgetheilt werden kann, ist es, von welcher der Ton ausgeht, sondern die Lippen vertreten die Stelle des Mundstücks an Blasinstrumenten. Auf die Lippen und Zähne werden wir weiter unten zurückkommen.

Durch die vereinte Thätigkeit aller dieser Werkzeuge kann die Stimme auf eine so vielfache Art abgeändert werden, daß sie nun nicht mehr blos, wie bei den Thieren, die heftigern Bewegungen und Affect- oder Schmerz-Erschütterungen ausdrückt, sondern die sanftesten Empfindungen bestimmt andeuten, und die geistigsten Gedanken sogar in deutlich abgemessenen verhallenden Tönen bezeichnen und verlautbaren kann.

Diese artikulirte Stimme, die eigentliche Sprache, ist bei dem Menschen das Resultat seiner Erziehung; unsere Muttersprache in der ersten Kindheit ist ein bloßes Geschrei, wie bei Taubgebornen und in der Wildniß aufgewachsenen Men-

schen. Auch die Idioten, die unfähig sind zu denken, oder Andern ihre Ideen mitzutheilen, sind, wiewohl sie gut hören und vollkommen gebildete Sprachorgane haben, fast immer stumm, und bringen nur ein rauhes unartikulirtes Geschrei hervor, das dem des Kindes gleicht, und blos durch das Alter modificirt zu seyn scheint. Wohl empfing der Mensch mit seiner Organisation Alles, was zur Erfindung der Sprache nöthig ist, aber er konnte dazu nur mittelst einer ununterbrochenen Anstrengung in einer langen Reihe von Generationen gelangen. Und, wenn der Gebrauch der Sprache dazu diente, unsere Begriffe zu gründen, wie viele Versuche mußte nicht erst unser Geist machen, bevor er sich die Sprache erwarb und aneignete!

Doch lassen sich die unzähligen in der menschlichen Sprache vorkommenden Artikulationen auf sehr wenige einfache Elemente oder Grundtöne zurückbringen. Je nachdem die Mundöffnung erweitert, verengert, oder sonst bestimmt wird, strömt die Luft in Gestalt irgend eines besondern Tones heraus. Erleidet derselbe während seines Durchgangs durch den Mund von der Zunge keine Art von Stoß oder Druck, so heißt er ein Selbstlauter (Vocal). Die Entstehung der Bildung dieser Art von menschlichen Tönen kann man leicht durch Selbstaufmerksamkeit auf die Veränderungen seines eigenen Mundes erforschen. Die Mitlauter (Consonanten) werden durch gewisse An- und Abprellungen hervorgebracht; sie sind also eigentlich nicht die Töne selbst, sondern diejenigen Zeichen, wodurch die verschiedenen Artikulationsarten der Vocale unterschieden werden, oder die Modificationen, welche die Töne von der Zunge, oder von den übrigen thätigen Sprachorganen erhalten; sie sind verschieden, so wie dieses oder jenes dieser Werkzeuge dabei besonders geschäftig war. Die ganze Kunst des Sprechens besteht in den vielen Veränderungen, welche wir mit den fünf Selbstlautern vornehmen. So leicht indeß die Aussprache dieser Vocale ist, so viele Hindernisse zeigt die Artikulation der Consonanten, wodurch die Sprache selbst mehr oder weniger erschwert wird.

Zur Hervorbringung der Selbstlaute dürfen blos die Organe, welche diese Töne bilden, in einer schicklichen Lage sich befinden, und darin erhalten werden, deren die Stimme bedarf, um sich hören zu lassen; während man, um durch das Zusammentreffen von Consonanten Töne zu bilden, viele Bewegungen machen muß, die sich nur durch stete Aufmerksamkeit und vielfache Anstrengungen regeln lassen. Gewisse Artikulationen sogar, wie: das teutsche ch, das englische th, das spanische und arabische jota ꝛc. lassen sich von Fremden fast nicht vollkommen nachahmen. Die Töne, die aus Selbstlautern bestehen, scheinen uns natürlich zu seyn, wir bringen sie ohne Zusammensetzung, ohne Mühe, selbst unwillkührlich, und gewissermaaßen instinktmäßig hervor. Mittelst der Selbstlauter drücken wir Schmerz, Vergnügen und alle überraschenden Empfindungen unwillkührlich aus. Dagegen ist die Artikulation der Mitlauter das Product der Reflexion und der Kraftanstrengung. Wir bringen es hier zu keiner genauen und reinen Artikulation, wenn uns nicht die Einbildung oder eine stete Uebung unserer Organe die ganze dazu erforderliche Kraft verleiht, und uns nicht alle nöthige Beweglichkeit erwerben läßt. Die Ausbildung der Sprache ist wesentlich an die Kunst zu denken gebunden, an die Logik, und alle diejenigen Wissenschaften, welche die Uebung unserer intellectuellen Kräfte regeln sollen. Wenn man bedenkt, daß in einigen Sprachen gewisse Mitlauter fehlen, daß in andern, zumal rohen, solche vorkommen, die kein europäischer Mund aussprechen, keine Feder nachschreiben kann, so sollte man vermuthen, daß es eben nicht sehr leicht seyn müsse, ihre eigentliche Zahl festzusetzen. Wer außerdem der Natur dieser Artikulationen weiter nachforscht, und ihre geheime Verknüpfung mit den Empfindungen und Gemüthszuständen genauer untersucht, der wird wohl finden, daß die Töne, insofern sie Zeichen der Gedanken und Ausdrücke der Empfindungen sind, weniger willkührlich in ihrem ersten Ursprunge gewesen seyn müssen, als sie es in der Folge durch die weitere Fortbildung der Sprachen selbst geworden sind. — Hieraus folgt, daß

jeder Selbst- und Mitlauter seine eigene Mechanik haben müsse; diese ist hier einfacher, dort zusammengesetzter und verwickelter; eine Bemerkung, die nicht allein deshalb wichtig ist, weil sie uns erklärt, wie das noch kleine, unmündige Kind an der Hand der sicher leitenden Mutter Natur seine ersten Sprechversuche an den allereinfachsten Artikulationen macht, und erst dann, nachdem die geringern Schwierigkeiten überwunden sind, Schritt vor Schritt zu den zusammengesetztern fortgeht. Sie ist es auch vorzüglich darum, weil sie zur Erfindung der Kunst, Taubstumme reden zu lehren, Anlaß gab, deren Erfinder Petrus Pontius, ein Benedictiner-Mönch aus dem 17ten Jahrhunderte, war, die aber der Schweizer Amman von Schaffhausen auf ihre wahre Theorie gründete, und Schulze, l'Epée, Sicard, unsere Landsleute Heineke, Eschke u. A. immer mehr vervollkommneten.

Die Bestimmtheit, Mannichfaltigkeit, Schnelligkeit, Willkührlichkeit und der Seelenausdruck der Artikulationen, alles muß uns überzeugen, daß die Sprachfähigkeit gleichsam die köstlichste Blüthe der Menschenorganisation ausmacht. Es ist aber eben darum sehr begreiflich, daß die Entwickelung dieses Vermögens mit der Vernunftentwickelung unaufhörlich zusammenhängen muß, so daß jene nur dann gedeihen kann, wenn der Mensch sich in einer für diese günstigen Lage befindet. In diese wird er schon durch die Natur selbst gebracht, oder instinktmäßig durch seine geselligen Triebe hineingezogen. So natürlich es mithin für den Menschen ist, in Gesellschaft zu leben, so natürlich ist es ihm auch, nicht blos durch Mienen und Geberden, sondern auch durch artikulirte Töne zu reden.

Ohne Sprache und außer der Gesellschaft mit andern seines Gleichen bleibt der Mensch vernunftlos, also ein Thier; aber so gewiß es seine Bestimmung ist, vernünftig zu seyn, so gewiß sind ihm Geselligkeit und Sprache natürlich, d. i., in seiner Bestimmung gegründet. Vernunft, Sprache, Gesellschaft sind so in sein Wesen hineingewoben, daß er ohne sie

ewig in der Thierheit versunken bleiben würde, und nur durch sie zu der seiner Natur eigenthümlichen Würde; der Humanität, gelangen kann. „Nur die Sprache, sagt Herder in seiner Geschichte der Menschen, „hat den Menschen „menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Fluth seiner „Affekte in Dämme einschloß, und ihr durch Worte vernünf„tige Denkmahle setzte. Nicht die Leier Amphions hat Städte „errichtet, keine Zauberruthe hat Wüsten in Gärten ver„wandelt; die Sprache hat es gethan, sie, die große Gesel„lerin der Menschen." — Cicero nennt sie daher auch: conciliatrix generis humani. —

II. Thierische Bewegung.

Der ursprüngliche Sitz aller thierischen Bewegung ist das Schleimgewebe, aus welchem in höhern Thieren besondere Fasergebilde, als eigenthümliche Bewegungsorgane, sich entwickeln, nämlich die Muskeln. Doch giebt es auch im Thierkörper noch bewegliche Theile ohne faserigen Bau, und faserige Theile ohne eigene Beweglichkeit, z. B. Sehnen, Faserknorpel.

Die Art der Muskularaction besteht in Contraction und Expansion. Die Kräuselung der Muskeln begreift blos eine Reihe schnell sich folgender Contractionen und Expansionen, und gilt überhaupt nur für eine Erscheinungsweise der Muskularaction bei aufgehobener Richtung der Bewegung.

Alle Muskeln sind vermögend, auf einen angebrachten Reiz thätig zu werden, oder Bewegung hervorzubringen. Alle Bewegungen im Körper geschehen durch Muskelaction. Die meisten Muskeln werden von einem durch den Einfluß des Willens erregten, auf die in dieselben sich vertheilenden Nerven angebrachten Reiz in Bewegung gesetzt. Die auf diese Art bewirkte Bewegung heißt die willkührliche, oder arythmische. Zu der dieser Bewegung fähigen Muskulatur gehören: die Muskeln des Schädels, Antlitzes, Schlundes, der Stimmorgane, des Halses, der Brust, des Rückens,

des Unterleibes, der Harnblase, des Afters, der Gliedmaßen ꝛc. Alle diese Muskeln sind in krankhaften Zuständen, bei Zuckungen ꝛc., das Spiel einer unwillkührlichen, rhythmischen, oder automatischen Bewegung. Die der unwillkührlichen Bewegung im gesunden Zustande untergeordneten Muskeln sind: das Herz, die Muskelfasern der Gefäße und des Darmkanals ꝛc. Einige derselben lassen sich durch Uebung bis zur willkührlichen Zusammenziehung bringen. So kann mancher Mensch willkührlich seinen Pulsschlag aufhalten ꝛc.

Endlich giebt es auch gemischte Muskelbewegungen, d. h. solche, in welchen eben soviel Bewegung, als bei der Sollicitation von außen der Nothwendigkeit anheimfällt, durch ein anderes eingreifendes System der Willkühr unterworfener Organe gleichsam wieder erlöst wird. Die gemischten Bewegungen sind die, welche der Respiration, und die, welche der Ernährung dienen. Bei der Respiration fällt das willkührliche Bewegungsmoment in den Brustkasten, das unwillkührliche in die Luftröhre und in die Lungen; bei der Nutrition gehorchen die beiden Extreme: die Kau- und Schluckorgane einerseits (doch in abnehmender Gradation), und andererseits der After der Willkühr, das aber, was mitten inne liegt, der Nothwendigkeit.

Uebrigens dauert die Thätigkeit der Empfindung und Bewegung nicht ununterbrochen fort; sie fordert, vermöge eines ewigen Naturgesetzes, nach einer gewissen Zeit Ruhe. Diesen Zustand der Ruhe nennen wir Schlaf. Im Schlafe feiern die Verrichtungen des Hirns und des gesammten Nervensystems, sowie die willkührlichen Muskeln. Auch die von den unwillkührlichen Bewegungen abhängigen Functionen nehmen einigermaaßen Theil an der Ruhe des Hirns und der Nerven; der Kreislauf des Bluts, das Athemholen, die Verdauung u. s. w. gehen im Schlafe langsamer von Statten. Der Schlaf kehrt im gesunden Zustande zu einer bestimmten Zeit zurück. Diese regelmäßig wiederkeh-

rende Ruhe der gesammten animalischen Verrichtungen ist zur Erhaltung unserer Gesundheit nothwendig. (s. weiter unten.)

Achtes Kapitel.

Organische Lebens-Verrichtungen.

Diese sind das eigentliche Resultat der physischen Kräfte unter dem Einfluß der plastischen, belebenden und empfindenden Kraft; sie sind zur Fortsetzung des Thierlebens unentbehrlich, und wirken größtentheils unabhängig von Willkühr und nothwendig fort. Es gehören dazu: der Blutumlauf, das Athemholen, die Ernährung, und die Fortpflanzung des Individuum.

1) Blutumlauf.

Der Kreislauf des Bluts ist gleichsam die Grundlage aller übrigen Verrichtungen des Leibes, und die erste Bedingung des ganzen Lebens. Das Princip und Centrum dieser Bewegung liegt im Herzen. Das Herz, ein abgerundet konischer Hohlmuskel, steigt in der Brusthöhle mit seiner breitern Basis bis etwa in die Gegend des achten Rückenwirbels, während seine rundliche Spitze in etwas schiefer Richtung links und einwärts gegen den Zwerchmuskel herunterhängt. Es wird von einer häutigen Hülle, dem Herzbeutel (Pericardium), locker umkleidet, theils um dasselbe in seiner Lage zu erhalten, theils um es durch eine aus den Schlagadern dieses Beutels dunstende Feuchtigkeit, den sogenannten Liquor pericardii, gegen Reibungen und Verwachsungen zu sichern. Im Innern des Herzens sind vier Höhlen: die rechte und linke Vorkammer (Venensäcke), die rechte und linke Herzkammer. Die beiden erstern haben Anhängsel, die sogenannten Herzohren, welche die Hohlvenen in die rechte oder vordere, die Lungenvenen aber in die linke oder hintere Vorkammer leiten. Die Vorkammern öffnen sich in die Herzkammern, so, daß das Blut der Hohlvene aus der rechten

Vorkammer in die rechte Herzkammer, und das Lungenvenenblut aus der linken Vor- in die linke Herzkammer rinnen kann. Ferner pflanzt sich aus der rechten Herzkammer die Lungenschlagader, und aus der linken die große Schlagader (Aorta) fort. Die rechte und linke Herzhöhle sind durch eine Scheidewand abgesondert, in welcher zwischen den Vorkammern eine ovale Klappen-Oeffnung bei dem ungebornen Kinde ist, die das Blut vor der Geburt von der rechten in die linke Herzhöhle durchläßt, sich aber nach der Geburt schließt, und mit der Scheidewand selbst verschmilzt. Beim Durchgange aus den beiden Vorkammern in die Herzkammern ganz an der Mündung der Hohl- und der Lungenvenen liegen sich einwärts öffnende Klappenventile, durch die das Blut ins Herz rinnt, aber aus demselben nicht zurückrinnen kann. An der Aorta und Lungenarterie hingegen liegen halbmondförmige Klappen, welche umgekehrt das Blut aus dem Herzen, nicht aber in dasselbe zurücklassen. So ist das Organ beschaffen, welches in Verein mit dem Gefäßsystem den Kreislauf des Bluts durch den ganzen Körper bewirkt, und mit demselben den eigentlichen Lebensstrom unterhält. Die Vorkammern werden nämlich durch den Reiz der andringenden Blutwelle zusammengezogen, und treiben diese in die Herzkammern; auch hier erfolgt aus eben der Ursache eine Zusammenziehung; die Spitze des Herzens krümmt sich, und nähert sich mehr der Basis; vorwärts gekrümmt beschreibt sie einen Halbzirkel, und schlägt fühlbar vorn an den Rippenknorpel. Dies ist der Herzschlag.

Indeß da der Rücktritt des Bluts in die Vorkammern durch die entgegenstehenden Klappen gesperrt ist, so wird es mit Gewalt in die Arterien gepreßt, und durch die denselben eigene Contraction weiter fortgedrängt. Es lassen sich mithin in diesem ganzen Naturprocesse folgende Momente deutlich unterscheiden: 1) eine Contraction der Venen, die das Blut in die Vorkammer bringen; 2) die Verengung der Vorkammern, wodurch dasselbe in die Herzkammern befördert wird; 3) eine Contraction der Herzkammern, die es in die Schlag-

adern hineinzwängt, und 4) eine neue Zusammenziehung in diesen letztern, wodurch es nicht allein durch alle Verzweigungen des Arteriensystems fortbewegt, sondern auch durch die Mündungen derselben hinüber in die Venen geführt wird. Der dritte dieser Momente ist mit dem ersten, so wie der vierte mit dem zweiten gleichzeitig. So entsteht im Herzen eine umwechselnde Anfüllung und Entleerung, eine Erweiterung und Zusammenziehung, Systole und Diastole genannt.

Es giebt aber einen doppelten Kreislauf des Bluts: den ersten oder kleinern aus dem Herzen durch die Lungen mittelst der Lungenarterie, und aus dieser mittelst der Lungenvenen ins Herz zurück; den zweiten oder größern durch die Aorta aus dem Herzen in dem ganzen Körper herum, und aus diesem zurück in das Herz durch die Hohlvenen. Beim Embryo verhält es sich anders. Denn da das selbstständige Athemholen desselben unmöglich, die ovale Oeffnung aber in der Vorkammerscheidewand noch unverschlossen ist, so rinnt das durch die Hohlvenen ins rechte Herz gebrachte Blut, ohne durch die Lungen zu kreisen, unmittelbar ins linke Herz, und von da durch die Aorta wieder in den größern Strom, woher es gekommen war. In jedem Falle aber erzeugt das Zusammenziehen des Herzens und der Aorta die Blutwelle oder den im ganzen Körper mehr oder weniger fühlbaren Pulsschlag.

Dieses so bewundernswürdige Umkreisen des Bluts durch den ganzen Körper beruht auf einem in Hinsicht sowohl des Mechanismus, als der darin wirkenden Kräfte überaus einfachen Triebwerke. Daß die genauere Modification dieser Bewegung von dem Baue des Herzens und der Blutgefäße abhängt, ist an sich klar. Die Kräfte selbst aber liegen theils in der Natur des Bluts, theils im Herzen. Jenes ist eines der allervollkommensten Agentien in der organischen Natur. Es ist das Product einer so innigen und vollständigen Mengung, daß bisher alle chemischen Kunstversuche, etwas Ähnliches hervorzubringen, vergeblich waren. Der Reiz des-

selben scheint hauptsächlich in seiner Wärme und in seinen Bestandtheilen zu liegen. Auf der andern Seite hingegen kommt den Gefäßhäuten und dem Herzen die Irritabilität, besonders an ihrer Innenfläche, und zwar in einem höhern Grade zu, als kaum einem andern Muskel. Indem mit dem herbeiströmenden Blute der Blutreiz ins Herz gebracht, dieses aber vermöge seiner Muskelkraft in Wechselzuckungen gesetzt wird, entsteht aus der Combination dieser Wirkungen eine gegenseitige Action des Blutes auf's Herz und des Herzens auf's Blut, mithin eine Bewegung aus einem innern Princip, die der erste Grund, die unausbleibliche Bedingung des Lebens ist. Auch die Systole und Diastole fließt ganz natürlich aus der Theorie der Reizbarkeit. Ist das Herz durch die einrinnende Blutwelle zur Contraction gereizt, und das Blut eben dadurch wieder gänzlich zurückgetrieben, so folgt die Diastole nothwendig, indem jede Muskelfaser, sobald der Blutreiz zu wirken aufhört, ihre vorige Lagerung wieder annimmt.

Wie groß muß nicht die Wirkung dieses einfachen Mechanismus erscheinen, wenn man bedenkt, daß eine Blutmasse von 24 Pfunden in einer Stunde 24, folglich 576 Mal in einem Tage durchs Herz und durch die kleinsten Haargefäßchen im ganzen Körper herumgetrieben wird! —

Das Herz ist unaufhörlich in Thätigkeit durch's ganze Leben. Wenn man während einer Minute die Herzschläge nach einer mittlern Berechnung nur auf 80 annimmt, so macht dieses schon 4,800 in einer Stunde, 115,200 in einem Tage, 42 Millionen, 48 tausend Mal tausend in einem Jahre, und 4 Billionen, 204 Millionen, 800,000 in hundert Lebensjahren, welche noch nicht das höchste Menschenalter sind. — Daß auf die Stärke der Herzschläge auch das Rückenmark Einfluß habe, wenn auch nicht die Ursache der Herzbewegung sey, haben neuere Versuche gelehrt. —

Weit verbreitet ist der Einfluß des Blutumlaufs. Denn da alle Flüssigkeiten des Körpers in Blutsubstanz verwandelt, und so viele Säfte wieder aus derselben abgeschieden werden müssen, so theilt sich ihre Bewegung gewissermaßen allen übri-

gen Flüssigkeiten und Säften mit; sie bringt sie alle unter einander in Gemeinschaft, sie erweitert dadurch die wohlthätige Wirksamkeit der plastischen Kraft über die ganze flüssige Masse, und von da weiter auch über alle Starrgebilde des Körpers. Aus eben dem Grunde ist das Blut die Quelle aller organischen Reize, folglich aller organischen Bewegung. Endlich enthält es auch den verarbeiteten Nahrungsstoff, woraus die abgehenden Theile ersetzt, die vorhandenen erhalten, erneuert, entwickelt werden. Der Blutstrom führt in seiner Welle Thätigkeit und Wirksamkeit in alle Punkte unsers Organismus, ist mit einem Worte die Bedingung, der Anfang des ganzen animalischen Lebens.

2) Athemholen.

Nächst dem Blutkreislaufe verdient die Respiration, ein wahrer organisch-chemischer Naturproceß, alle unsere Aufmerksamkeit. Beide Functionen sind in mehrern Rücksichten unter einander verbunden. Ihre Organe, das Herz und die Lungen, sind nicht nur der Localität nach nachbarliche Eingeweide, sie stehen auch in unmittelbarer Wechselwirkung, und üben einen gegenseitigen Einfluß auf einander aus. Beide wirken durchs ganze Leben stetig und ununterbrochen fort, und sind zur Erhaltung desselben in gleichem Grade unentbehrlich.

Die Lungen, das eigentliche Athmungsorgan, sind mit der Luftröhre so verwachsen, daß sie zusammen nur ein Ganzes bilden. Die Luftröhre (Trachea) steigt nämlich aus den Lungen durch den Kehlkopf bis zum Rachen, so, daß sie der durch Mund und Nase eindringenden Luft den Weg bis zu ihnen bahnt. Sie ist eine aus mehrerlei Häuten gebildete Röhre, vorn durch knorpliche Halbringe, die durch quer- und senkrechtlaufende sehnige und fleischige Zwischenfasern verbunden sind, wodurch die Luftröhre selbst verengert und gekürzt, oder ausgedehnt und verlängert werden kann, hinten aber durch einen ligamentösen Muskelapparat geschlossen.

Vorn zwischen dem außen am Halse fühlbaren Schild- und Ringknorpel des Kehlkopfs (dem Adamsapfel) liegt die Schilddrüse, und sondert einen Schleim ab, wodurch der innere Luftgang beständig feucht erhalten, und somit gegen die unmittelbare Einwirkung der äußern Atmosphäre und den Reiz der darin befindlichen heterogenen Theilchen geschützt wird. So wie dieser Luftkanal den Lungen näher kommt, theilt er sich in zwei Aeste (Bronchia), die dann, einem Korallengewächs ähnlich, in unzählige Sprossen zerästelt, die atmosphärische Luft durch ihre offenen Enden in alle Fächerchen und Zellchen der Lunge vertheilen.

Die Lungen selbst, die von der Luftröhre getragen und unterstützt werden, bilden eine sehr leichte, lockere, elastische Substanz, die aus Blut-, Lymph- und Luftgefäßen, einigen Nerven und Drüsen zusammengewoben ist. Der Zellstoff um und zwischen diesem Gewebe bildet eine Menge kleiner, unregelmäßiger Fächerchen, mittelst welcher sich die eingeathmete atmosphärische Luft durch die ganze Lungensubstanz ausbreiten kann. Diese ist von einer äußerst feinen, glatten, durchsichtigen Membran überzogen, welche mit den Häuten der innern Brusthöhle (Pleurae) eins ist, nur daß sie auf den Lungenflügeln umgewandt erscheint, und mit denselben durch Zellgewebe verwachsen ist. Die Lunge stellt zwei Flügel dar, welche blos durch die Luftröhrenäste und Gefäße zusammengehalten werden. Jeder dieser Flügel wird wieder durch Einschnitte, und zwar der rechte in drei, der linke in zwei Lappen getheilt. Oben stoßen ihre Spitzen an der Luftröhre zusammen; abwärts treten sie aus einander nach der Wölbung der Brusthöhle, welche sie fast ganz ausfüllen, und erreichen so mit ihrer einwärts ausgehöhlten Basis, worin das Herz liegt, den Zwerchmuskel, die Scheidewand der Brust- und Bauchhöhle.

Die Brusthöhle wird durch das obere Rückgrat, die Rippenwölbung, das Brustbein und den Zwerchmuskel (Diaphragma) elliptisch gebildet. Alle diese Gebilde sind nun so eingerichtet, die Rückenwirbel nämlich mittelst der zwei-

schen ihnen liegenden elastischen Knorpel, die Rippen durch ihre Bänder und Einsenkungen, der Zwerchmuskel durch seine Muskelkräfte, daß, indem die Wirbelsäule sich verlängert, die Rippen mit Hülfe ihrer Zwischenmuskeln gehoben werden, und der Zwerchmuskel heruntersteigt, der ganze Raum in der Brusthöhle nach allen Durchmessern um ein Beträchtliches vergrößert werden kann. Mithin müßte zwischen den Lungen und der Brusthöhle ein leerer Raum entstehen, wenn nicht jene durch die in ihnen befindliche Luft mit dieser gleichzeitig und verhältnißmäßig ausgedehnt würden. So aber werden die Lungen mit der Brust zugleich erweitert, folglich wird auch die darin enthaltene Luft verdünnt, somit das Eindringen der äußern atmosphärischen Luft möglich gemacht, und der ganze Mechanismus des Athemholens begreiflich, welches größtentheils die Folge eines nicht zu endenden Kampfes zwischen der Elasticität der Lungen und der Irritabilität des Zwerchmuskels ist. Durch das wechselnde Uebergewicht dieser zwei Kräfte, von deren Kampf das Leben selbst abhängt, wird die Brust abwechselnd erweitert und verengt, Luft eingezogen und ausgestoßen. Bekanntlich ist die Luft eine elastische Flüssigkeit, die sich in jeder gegebenen Quantität, in jedem gegebenen Raume ausdehnt, und unaufhörlich nach dem Gleichgewicht strebt. Wie also die Brusthöhle erweitert worden ist, dehnt sich die Luft in den Lungen so weit aus, als es der vergrößerte Raum gestatten will; dadurch aber wird sie dünner, und das Gleichgewicht gegen die äußere Luft zu ihrem Nachtheil aufgehoben. Diese dringt sofort durch die Luftröhre in die Lungen ein, und kommt mit dem Blute, welches ebenfalls jetzt häufiger in die ausgedehnten Lungen gelangt war, in größerer Quantität in Berührung. So vortheilhaft aber diese Mischung für die Blutmasse seyn mag, so nachtheilig ist sie für die Luft selbst, denn diese verliert von nun an ihre Elasticität, ihren an das Blut abgegebenen Lebensluftantheil (Sauerstoff), mithin ihre Heilsamkeit; sie wird gehindert, und ihrer ganzen wohlthätigen Wirksamkeit verlustig. Dergestalt entsteht die Nothwendigkeit des Ausathmens.

dazu tragen folgende Ursachen bei: 1) die Nichtmehrausdehnbarkeit der Lungenluft, verbunden mit der Federkraft der Rippen, welche jetzt in ihre Lage zurücktreten; 2) wird dieser Rücktritt durch die Mitwirkung der Bauchmuskeln befördert, welche den Unterleib zusammenziehen, den Zwerchmuskel emporsdrängen, folglich den ganzen Brusthöhlenraum wieder verkleinern; 3) zwingt auch das Blut, welches jetzt häufiger anströmt und mit vermehrter Gewalt in den Lungen auf die Luft drückt, dieselbe zum Weichen. Unter dem Zusammenfluß so vieler mitwirkenden Ursachen ist wohl nichts begreiflicher, als der stete Wechsel des Aus- und Einathmens. — Das Erdenleben beginnt mit dem ersten Einathmen, und endet mit dem letzten Ausathmen.

Der Hauptzweck des Athmens ist kein anderer, als die Befriedigung eines sehr wichtigen, durch die ganze thierische Oekonomie weit und breit herrschenden Naturbedürfnisses, des Bedürfnisses der atmosphärischen Luft zur Erhaltung des Lebens. Allein das eigentlich nährende und belebende Princip dieser Luft liegt in deren Antheil ($\frac{1}{5}$) von Lebensluft (Sauerstoffgas). Beim Ein- und Ausathmen wird nämlich das Blut mit der Luft in Berührung gebracht, durch diese gereinigt und verbessert, d. i. durch den Respirationsproceß wird aus dem Körper, und zunächst aus dem Blute mittelst des atmosphärischen Sauerstoffs der überflüssige Kohlenstoff entfernt, und das Blut außerdem mit dem zur Umbildung des Chylus in Blut nothwendigen Sauerstoff, zugleich aber auch mit Stickstoff versorgt, welcher letztere insbesondere zur Bildung des Blutfaserstoffes dienen dürfte. Daß allein durch die beim Athmen Statt findende Verdichtung des atmosphärischen Sauerstoffs in den Lungen die thierische Wärme entstehe, läßt sich mit Recht bezweifeln. Zu ihrer Entwickelung tragen vielmehr bei: die Thätigkeit des Herzens und der Arterien, ferner die Verdauung, Chylusbildung, Secretion rc., mehr der Wechsel der organischen Materie und die Nutrition, endlich auch der Einfluß des Nervensystems theils unmittelbar,

theils mittelbar durch Unterhaltung und Anspornung des Kreislaufs und der Respiration.

Uebrigens muß der animalische Chemismus des Athemholens, weil er zu innig mit dem Wesen des Lebens selbst verwebt ist, immer höchst räthselhaft bleiben. Denn je schwieriger und verwickelter die Versuche sind, die man in dieser Rücksicht anstellen kann, desto größer werden auch die Widersprüche in den Resultaten, die man daraus herzuleiten sucht; und so gewiß es ist, daß die Stoffe der Luft und des Bluts sich wechselseitig binden, und der Kohlenstoff von diesem mit dem Sauerstoff von jener als kohlensaures Gas beim Ausathmungsact entweicht, so ist doch die Aufnahme von Luftstoffen in die Blutmasse oder die eigentliche Ingestion des Athmens, so wenig sich auch daran zweifeln läßt, noch nicht ganz sicher ausgemittelt.

Das Athmungsbedürfniß ist im Allgemeinen während der frühern Lebensperioden weniger groß, als in den spätern. Erhöht wird es besonders beim Zahnausbruch, Zahnwechsel und beim Eintritt der Pubertät. In andern Verhältnissen des Körpers, z. B. in der Schwangerschaft rc., sinkt es nicht unter das gewöhnliche. Reger ist es bei erhöhter Thätigkeit, also im Wachen, bei der Bewegung, bei der Verdauung, als in den entgegengesetzten Zuständen des Lebens. — Aber nicht blos die eigentlich sogenannten Athmungswerkzeuge, sondern auch andere, namentlich die Hautorgane rc., haben einen nach Verschiedenheit der Organismen unstreitig sehr verschiedenen Antheil an dem Respirationsprocesse.

Mit dem Athemholen sind mancherlei Wirkungen verbunden, welche man, da sie nicht beständig sind, da sie von außerordentlichen Veranlassungen abhängen, und die Befriedigung nur bisweilen eintretender Lebensbedürfnisse zum Zweck haben, als zufällig ansehen kann. Dergleichen ganz augenscheinliche Wirkungen des Athmens sind: das Seufzen, Gähnen, Saugen, Keuchen, Husten, Niesen, Lachen, Weinen und Schluchzen.

Endlich hängt mit der Respiration die Fettbildung innigst zusammen. Denn warum bildet sich nur da am meisten Fett, wo die wenigsten kleinsten Blutströmchen sich finden, wie unter der Haut und in den Netzen? Hier wird nämlich das Fett durch die mehr oxydirtes Blut führenden Arterien aus der Nachbarschaft angezogen. — Warum ist es da am häufigsten, wo die meiste Zeit wenig respirirt wird? welches bei allen Thieren im Meere, und sogar bei den überaus viel Sauerstoff verbrauchenden Seevögeln der Fall ist, deren Leben selbst oft gezwungen wird, durch Fettbildung zu respiriren. — —

3) Ernährung.

Blutumlauf und Athemholen sind also die beiden Grundpfeiler, worauf die schaffende Natur das System des Menschenlebens aufgeführt hat, aber nun mußte auch für die Erhaltung desselben gesorgt werden. Die Verrichtungen, welche auf diesen Zweck angelegt sind: Digestion, Se- und Excretion ꝛc., begreift man unter dem allgemeinen Namen der Nutrition. Alle zur Verdauung und Ausleerung liquider und fester Stoffe erforderlichen Eingeweide liegen entweder im Anfange der Bauchhöhle, oder zunächst um diese herum.

Die Bauchhöhle wird oben von dem Zwerchmuskel, unten von dem Becken und dessen Muskeln, hinten von den Lendenwirbeln, den Lenden- und Psoasmuskeln begrenzt. Sie ist mit einer eignen Membran, der Bauchhaut (Peritonaeum), ausgekleidet, welche beständig eine Feuchtigkeit ausdünstet, wodurch das Verwachsen der unterliegenden Baucheingeweide verhütet wird, und diese, wie in einem trichterförmigen Sacke, der nach unten spitz zugeht, zusammengehalten werden. Innerhalb dieses Sackes befinden sich die Leber, der Magen, die Milz, die Bauchspeicheldrüse, die engen und weiten Gedärme und die innern Sexualorgane, außerhalb die Nieren mit den Nebennieren, die Harnblase, die Harngänge und die äußern Sexualorgane.

In dieser Sphäre des Organismus wird nun der wichtige Ernährungsproceß eingeleitet, welcher uns so nothwendig ist, weil der Gesammtstoff unsers Körpers einer fortdauernden Erneuerung, eines beständigen Ersatzes bedarf. Die Materie ist hier in einem unaufhörlichen Wechsel, gleichsam in einer steten Ebbe und Fluth; es läßt sich wohl kein Augenblick im Leben denken, wo unser Körper nicht, wäre es auch nur durch die unmerkliche Hautausdünstung, einige Theile verlöre und andere dafür eintauschte.

Dieser Nutritionsproceß umfaßt aber, wie gesagt, mehrere Functionen, nämlich 1) die Verdauung theils im Magen, theils im obern Darmschlauche; 2) die Absonderung (Secretion), wodurch aus der allgemeinen Nahrungsquelle, dem Blute, verschiedene Säfte abgeschieden werden; 3) die Verähnlichung oder Assimilation, welche diese Säfte jenen Organen gleichstoffig bereitet, denen sie zur Ernährung dienen sollen, und endlich 4) die Ausleerung durch die Haut und durch die übrigen Excretionsorgane.

Die Verdauung im Magen besteht eigentlich in zwei Voracten: dem Zerkauen und dem Niederschlucken, und in einem Hauptacte, in der Magenverdauung selbst.

Jede dieser Actionen hat ihre angewiesenen Stellen oder Werkstätten und ihre besondern Werkzeuge.

Zum Zerkauen dient die Mundhöhle mit den Zähnen, dem Gaumen, der Zunge, den Lippen und den Wangen, nebst den hieher gehörigen Gefäßen, Drüsen, Nerven und Muskeln.

Die Mundhöhle theilt sich in die äußere und in die innere; jene wird durch die Lippen und Wangen begrenzt; an den Lippen bemerkt man die zarte Haut (Epithelium), wodurch sie mit dem Zahnfleisch zusammenhängen, das Lippenbändchen, welches ihre Bewegungen bestimmt, und das Rinnchen (Philtrum) in der Mitte der Oberlippe, welches dem ganzen Antlitz Ausdruck giebt. Die Wangen

schließen eigene Höhlen ein; sie haben mit dem Zahnfleisch gemeinschaftliche Bedeckungen, und werden durch ihren eigenen Muskel bewegt. In der innern Mundhöhle liegt die Zunge, ein äußerst merkwürdiger Muskel, zugleich das Werkzeug des Schmeckens, der Sprache, des Kauens und Schluckens. Sie hat ihr eigenes Bändchen, und hängt hinten mittelst ihrer leicht beweglichen Knöchelchen mit dem Kehlkopf zusammen, vorn ist sie frei und äußerst mobil. Viele Drüsen, Gefäße und Nerven liegen in ihrem Muskelfleische. Der harte Gaumen hilft das Gewölbe der Mundhöhle bilden, so weit die Decke am Knochen sich erstreckt. Ihn begrenzt nach hinten der weiche Gaumen, ein muskelhäutiges Gewölbe, aus vier halbmondförmigen Bogen zusammengesetzt. Zwischen diesen liegt das Zäpfchen, ein kleiner traubenförmiger Körper, aus welchem beständig eine Feuchtigkeit auf die hintere Zunge träufelt, wo der austrocknende Luftzug am stärksten ist. Es hat seinen eigenen Muskel, und ist von den Mandeldrüsen rc. umlagert.

Zum Essen und Trinken laden Hunger und Durst ein, jene schmerzhaften Reizgefühle, die durch den Drang zu essen und zu trinken geweckt werden. Der Schmerz ist auch hier die Stimme, wodurch die Natur gegen alles Schädliche warnt und alles Nothwendige gebietet. Die Ursache des Hungers liegt im Nervensysteme; er ist nicht blos Folge des Reibens der Magenwände, oder ein unangenehmes Gefühl von dem krampfhaften engen Zusammenfalten der innern Magenhaut, sondern wohl auch Wirkung des reinen Magensaftes auf die Magennerven, oder des Vertrocknens der Säfte, ihrer zunehmenden Schärfe, Zersetzung und Verderbniß, lauter Wirkungen, die unausbleiblich erfolgen, wenn die abgehende Materie nicht immerfort wieder ersetzt, die zurückbleibende nicht erneuert wird. Der Durst entsteht von der Trockenheit des Schlundes und der Gaumgegend, oft auch des Magens, oder vom Reize salziger, scharfer Speisen, oder vielleicht durch eine Empfindung des Uebermaaßes von freier Elektricität im Körper, besonders im Magen rc.

Nur kaltblütige oder träge Geschöpfe können Hunger und Durst länger aushalten; beim warmblütigen, thätigen Menschen steigen beide, unbefriedigt, bis zur äußersten Wuth. Der Heißhungrige fällt rasend Alles an; er zerfleischt schonungslos sich selbst, wenn ihm nichts Anderes in den Weg kommt. Aber noch peinlicher und unerträglicher ist für uns der Durst.

Das Zerkauen der Speisen ist größtentheils mechanisch. Die Zunge und übrigen Theile der Mundhöhle nehmen sie auf, werfen sie hin und her, und bringen sie immer in die erforderliche Lage, zum Zerkäuen zwischen die Zähne, wodurch die festen durchlöchert, zerschnitten, zerrissen und zermalmt werden. Die vorläufige Maceration der Speisen geschieht mittelst Beimischung des Mundspeichels, welcher durch den Druck der beim Kauen auf die Speicheldrüsen wirkenden Muskeln ausgepreßt wird, oder auch von selbst aus deren Ausführungsgängen in den Mund fließt. Speichel und Luft erweichen die Speisen, lockern sie auf, und bereiten sie zur weitern Verdauung vor. Ersterer trägt auch außerdem, von Zeit zu Zeit verschluckt, zu dieser im Magen bei.

Zum Niederschlucken dienen, außer dem Gaumen und Zäpfchen ꝛc., der Rachen (Schlundkopf, pharynx, gula), ein pyramidaler, häutig-muskulöser Sack, der hinter der Nasenhöhle, der Mundhöhle und dem Kehlkopfe herabgeht, und mit diesen in Verbindung steht. Er führt in den Schluckdarm (Schlund, Speiseröhre, oesophagus), einen aus vier Häuten bestehenden cylindrischen Kanal, welcher etwas links hinter der Luftröhre und den Lungen durch eine eigene Oeffnung des Zwerchmuskels in den Magen herabsteigt. Beim Niederschlucken lassen sich zwei Acte unterscheiden: der erste, wodurch die Speise ꝛc. in den Rachen gedrängt wird, daß sie, indem sich die Zunge vorn an den harten Gaumen legt, über deren geneigte Rückenfläche heruntergleiten muß; dabei wird der Obertheil des Schlundkopfs ausgespannt, die Oeffnung der hintern Nasenlöcher und der

Eustachischen Gehörröhre verschlossen, der Kehldeckel gehoben, und der Rachen selbst erweitert, um den Bissen ꝛc. aufzunehmen. Im zweiten Acte wird der Rachen von oben herunter zusammengezogen, so daß die Speise ꝛc. fortschreitend abwärts gleitet; der Kehlkopf hebt sich näher gegen das Zäpfchen, und die Kehlklappe schließt sich, damit der Bissen darüber, wie über eine Brücke, durch die Speiseröhre herabsinken kann, während ihm auf dem ganzen Wege immerfort Schleim zufließt, und Sauggefäße schon hier Manches daraus in sich ziehen.

Im Magen beginnt nun die erste Verdauung der Speisen ꝛc., als Vorbereitung und vorläufige Bedingung der Nutrition. Der Magen ist ein in der Bauchhöhle mehr links gelegener und geräumiger Behälter mit zwei Oeffnungen: einer obern in der Herzgrubengegend, Cardia genannt, und einer untern, dem Pförtner (Pylorus, Janitor) mehr nach rechts gegen den Zwölffinger- oder Gallendarm. Er besteht aus vier Häuten: die äußerste kommt von der Bauchhaut; durch die dreifachen Faserschichten seiner zweiten, der Muskelhaut, geschehen die mancherlei Bewegungen des Magens: die wurmförmige oder peristaltische ꝛc. Unter ihr liegt die gefäß- und nervenreiche Zellhaut, welche von der innersten sammetartigen oder Flockenhaut überkleidet ist. Diese sondert den zur Verdauung unentbehrlichen Magensaft ꝛc. aus.

Die Hauptmomente, auf die es bei dem ersten Verdauungsgeschäft im Magen ankommt, sind folgende: 1) sobald der Magen hinlänglich mit Speisen ꝛc. angefüllt ist, werden der obere und untere Magenmund so geschlossen, daß die Magenluft mit der atmosphärischen außer Gemeinschaft tritt; 2) mischt sich mit den Speisen der Magensaft, als ein vorzügliches Auflösungsmittel derselben; 3) hilft zur Verdauung die Wärme der benachbarten Eingeweide und des Magens an sich, aber auch 4) dessen doppelte Bewegung, welche theils durch seine eigene Muskelhaut, theils durch die Verdauungspresse, nämlich durch den Zwerchmuskel und die

Abdominalmuskeln hervorgebracht wird; 5) endlich wirkt dabei vorzüglich die plastische Kraft; die übrigen Kräfte sind nur untergeordnete. Luft, Wärme, Elasticität, auflösende Säfte, mechanische Bewegung und Nerveneinfluß vereinigen also ihre Kräfte, um die Speisen rc. in eine Masse zu verwandeln, aus welcher nachher nährende Säfte ab- und ausgeschieden werden können. —

Der Mensch besitzt übrigens eine solche Verdauungskraft, daß er aus Allem, was die Erde hervorbringt, und aus Erde selbst, wie die Otomanen, ein indischer Völkerstamm am Orinoko, Nahrungsstoffe ausziehen kann. Es giebt sogar Menschen, welche Kiesel und andere harte Körper zermalmen und mehr oder weniger verdauen können.

Die Speise bleibt in der linken Gegend der Cardia zunächst der Milz, bis der Magen eine andere Lagerung annimmt, gewöhnlich eine Stunde unverändert liegen, ehe sie ihre erste Umschaffung zu organischen Zwecken erhält, oder sich durch den der Gährung analogen, in 5 oder 6 Stunden beendigten Verdauungsproceß zu Speisebrei (Chymus), einem grau-weißlichen, meist säuerlichen, theils zarten Gemenge, theils schon wirklichen Gemische, umbildet. Flüssigkeiten bleiben in dem linken und mittlern Raume des Magens, verhalten sich aber bei der Digestion auf verschiedene Weise. Wasser z. B. wird mit dem rohen Mageninhalt vermischt, aber nicht mit dem Speisebrei; Weingeist wird so, wie Wasser, im Magen absorbirt, und bringt den Eiweißstoff, den er antrifft, zum Gerinnen. Milch gerinnt und wird verdaut, Oel wird ganz in Speisebrei umgewandelt rc.

Erst nachdem wirklicher Speisebrei, etwa 4 — 6 Loth, im Menschenmagen bereitet ist, fließt derselbe allmählig in den Gallen- oder Dauungsdarm, wo die zweite eigentliche Verdauung, die Chylusbildung, vor sich geht, und in die übrigen Gedärme über.

Alle Gedärme bestehen, gleich dem Magen, aus vier Häuten, und werden in die engen (dünnen) und in die weiten (dicken) eingetheilt. Die engen von dem Magen

aus sind der genannte Gallen-, Dauungs- oder Zwölffingerdarm, der sogenannte Leerdarm und der Hüft- oder Krummdarm. Indem sich bald die ringförmigen, bald die Längenfibern des Engdarms zusammenziehen, entsteht davon, wie im Magen, die wurmförmige, d. i. abwechselnd vor- und rückwärts kriechende und sich windende Bewegung desselben. In ihm verlaufen viele einsaugende und aushauchende Gefäße, aus welchen der Darmsaft ausschwitzt, ein dem Magensaft ähnliches liquides Auflösungsmittel. Die engen Gedärme werden von den weiten umschlungen, in welchen die Häute fester, dicker, und die Durchmesser größer sind. Dahin gehören: der Blinddarm mit seinem Fortsatz, der Grimmdarm (colon), und der Mast- oder Afterdarm (rectum), welcher letztere unten starke Schließmuskeln hat.

Um diese Darmpartieen wirft das Bauchfell mittelst seiner Verlängerungen und Falten verschiedene Hüllen, das Gekröse (Mesenterium). Eine andere Fortsetzung der Bauchhaut sind die Netze (omenta), eine sehr dünne, gefäß- und fettreiche Membran. Die Gekröse dienen den Därmen zum Schutz und zu Haltungspunkten, ohne doch deren Bewegungen zu hindern, und haben ihre Bestimmung bei der Secretion, indem sie den Chylusgefäßen rc., welche aus dem Darm-Chylus den Nahrungssaft ziehen und weiter führen, die nöthige Haltung geben, gleichwie den durchstreichenden Blutgefäßen und Nerven. Die Netze hingegen erhalten den ganzen Darmschlauch warm, schlüpfrig, und hindern dessen Verwachsung.

Die vorzüglichsten Auflösungs- und Trennungsmittel des Speisebreies im Engdarm sind außer dem Darmsaft die Galle, ein aus dem kohlenstoffreichen Pfortaderblute in der Leber abgeschiedener und durch besondere Gallengänge in den Gallendarm übergeleiteter eigener bitterer Saft, und der Bauchspeichel, eine in dem Pancreas, einer großen Magendrüse quer hinter dem Magen, abgesonderte, und durch einen eigenen Kanal ebenfalls in den Gallendarm übergeführte

Flüssigkeit, Secretionen von ganz entgegengesetzter Natur, welche im Dauungsdarm durch eine Art von chemischer Affinität die verschiedenen zur Nutrition theils tauglichen, theils untauglichen Bestandtheile des Speisebreies trennen, jene zu einem auflöslichen emulsionähnlichen Chylus veredeln, diese aber, nachdem sie gänzlich ausgezogen, und für die animalische Oekonomie fernerhin unbrauchbar geworden sind, als unauflösliche, von der Galle gefärbte Auswurfsstoffe, fortschaffen.

So viel ist übrigens gewiß, daß der Einfluß der Galle auf das Blut, auf alle übrige flüssige und starre Organgebilde, auf das Temperament, auf die Farbe der Menschen, auf die Secretion in den engen, und auf die Excretion in den weiten Därmen ꝛc. sehr entscheidend ist.

Die Leber, jene große, schwere Gallendrüse, füllt die obere Bauchhöhle rechts ganz aus, und bildet vier Lappen und mehrere Gruben. Ihre Substanz ist sehr dichter Zellstoff, mit Blut-, Lymph- und Gallengefäßen durchfilzt; zu den erstern gehört die Leberarterie, als Ernährungsader der Leber, und die Pfortader, aus deren venösem Blute die Galle ausgeschieden wird. Alle Gallengefäße bringen diese theils in die mit der Leber zusammenhängende birnförmige Gallenblase, theils geradezu in den Lebergallengang, von wo sie durch den gemeinschaftlichen Gallenkanal (ductus choledochus), welcher schräg in den Gallendarm herabsteigt, in diesen, mit dem Magendrüsensafte vermengt, überfließt. Um Galle aus dem Pfortaderblute zu bereiten, wird dieses zuvor in der Milz, einem schwammichten, sehr gefäßreichen Eingeweide der linken Seitenbauchgegend, mit dem erforderlichen Kohlen- und Wasserstoffe versorgt.

Der durch den Gallenstoff getrennte Darm-Chylus wird nun, auch vom Darmsafte durchdrungen, jetzt von den Chylusgefäßen aufgenommen, und erhält auf dem weiten Wege, den er durch deren Schlangenwindungen und durch die Gekrösdrüsen nehmen muß, zugleich aber bei seinem weitern Fortrücken zum Brustgang (Speisesaftröhre, ductus tho-

vaciens) mit den herzugeführten lymphatischen Flüssigkeiten inniger gemischt, einen höhern Grad der Reife zu thierisch-organischen Zwecken. So mehr animalisirt fließt er in dem Brustgang zusammen, und aus diesem durch dessen Klappenöffnung in die Schlüsselbeinvenen, um mit der Blutmasse identificirt zu werden.

Die Ausbildung des Chylus zu rothem Blut wird also bewerkstelligt: 1) durch den langen Weg, den er durch die Chylusgefäße und Drüsen und durch den Brustgang bis zu den Schlüsselbeinvenen nehmen muß; 2) durch die Beimischung eigenthümlicher, schon aus dem Blute abgesonderter Flüssigkeiten, die ihm eine größere Verwandtschaft mit diesem geben; 3) durch die allmählige Mischung mit dem Blute, welche die innigere Annäherung und Verbindung erleichtert; 4) durch den größern und kleinern Blutstrom, und 5) durch die Wirksamkeit der Plasticität. — Da aber im eigentlichen Blutstrome sich keine Spur mehr von Chylus ꝛc. wahrnehmen läßt, so muß die Blutbildung (Hämatose) selbst, nach Art der Absonderungen, eine augenblickliche Operation der Natur, das Resultat der vitalen und chemischen Zusammenwirkung des Nahrungsstoffes vermittelst der assimilirenden Organe seyn.

Als die letzte Stufe in der assimilativen Progression hat aber die Hämatose ihre ganz eigenen Gesetze, welche den bereits im Chylus verschwundenen unorganischen Charakter der Nahrungsstoffe einen Grad höher zu dem Uebergange zum Organischen steigern, übrigens auch unmittelbar gegen die unorganische Natur, jedoch nur an beschränkten Punkten, nämlich besonders in den Lungen ꝛc., sich richten müssen. Dieser neue Zutritt unorganischer Stoffe, nämlich der Gasarten, erfordert einen neuen Stufengang der assimilativen Function; er hat wirklich Statt in den Lungen und im Herzen, in welchem letztern die Gasarten erst ganz ihren unorganischen Charakter verlieren, und unter die allgemeine Qualitätsform des Bluts vereinigt werden dürften.

Demnach zeichnen sich beim Menschen und bei den höhern Thierklassen folgende vier Hauptstadien der Blutentwickelung aus: 1) Verdauung im Magen; 2) Speisebreibildung im Gallendarme; 3) Chylusbildung im absorbirenden Gefäßapparat der Därme, und 4) eigentliche Blutbildung in den Blutgefäßen ꝛc. Chymus, Chylus und Blut gehen aber stufenweise und so unmerklich in einander über, daß man sie kaum anders, als verschiedene Gradationen der allgemeinen Blutentwickelung nennen kann. Jedoch da ihre Bildungsorgane deutlich von einander abweichen, so darf man diese Stoffe und die Processe ihrer Bildung als von einander verschieden ansehen.

Das durch die eben genannten Naturprocesse bereitete Blut betrachten wir hier als die Quelle der Erhaltung und des Wachsthums unsers Körpers, als den Strom unsers Lebens. Da die Materie, sowohl die liquide als die starre, immerfort abnimmt, so mußte auch dieser Abgang beständig ersetzt werden. Geschieht dies verhältnißmäßig, so wird der Körper erhalten; geschieht es überwiegend, so wächst er; geschieht es kärglich, so erfolgt seine Abnahme. Da nämlich aus dem Blute alle Arten von Säften abgeschieden werden, welche sich in der Folge den verschiedenen Organgebilden assimiliren und einverleiben, so ist wohl kein Zweifel, daß nicht die nähern und entferntern Bestandtheile der abgesonderten Flüssigkeiten im Blute präexistiren sollten, so daß eine bloße Absonderung dieser Substanzen, ohne deren eigentliche Verwandlung, zu ihrer Hervorbringung genug ist. Wie aber in jedem Secretionsorgane diese und keine andere Flüssigkeit aus dem Blute abgesondert wird, so in den Speicheldrüsen der Speichel, in der Leber die Galle, in den Nieren der Harn u. s. w.? das ist eine Frage, die weder aus der Structur und Form jener Organe, noch aus dem Einflusse des Nervensystems oder der schon abgesonderten Flüssigkeit, noch aus andern Ursachen genüglich sich erklären läßt, wenn man nicht zu der freilich auch verborgenen Naturplastik, die hier besonders wirksam seyn muß, seine Zuflucht nimmt.

Viel begreiflicher ist es, wie diese Säfte, wenn sie einmal den nöthigen Grad von Vollendung erhalten haben, und dahin gebracht worden sind, wo sie den Abgang ersetzen sollen, sich durch ihre organische Natur mit denselben Organen verbinden, verähnlichen, und zuletzt mit ihnen in eins verschmelzen, somit das bewundernswürdige Phänomen der Erhaltung und des Wachsthums von dem ersten Momente des Lebens an bis an sein Ziel aus einem innern Princip uns zeigen.

Uebrigens stehen, wie alle Organe überhaupt, besonders die Absonderungsorgane, außer der nachbarlichen noch in einer gegenseitigen Wechselverbindung, namentlich vor allen Lungen, Haut, Nieren und Darmkanal. Eines vertritt des andern Stelle, wenn letzteres aus irgend einem Grunde in seiner Thätigkeit gestört ist. Ferner offenbart sich derselbe Wechsel, dem der ganze Organismus während seiner Fortdauer unterliegt, auch in der Absonderungsthätigkeit. Denn diese ist in den frühern Lebensperioden kräftiger, als in den spätern, die Absonderung selbst aber qualitativ weniger vollkommen, vorzüglich deshalb, weil mehr Wasser im Verhältniß zur eigenthümlichen Substanz secernirt wird. Ueber das Mannesalter hinaus vermindert sich diese qualitative Vollkommenheit der Absonderung zum Theil auf entgegengesetzte Weise, und verliert sich nach und nach ganz, wie am deutlichsten die periodische Saamensecretion bei Männern beweist. Auch ist die Absonderungsthätigkeit vorübergehend selbst im gesunden Zustande sehr bedeutenden Verschiedenheiten unterworfen; so wird durch den körperlichen, auch schon psychischen Eindruck der Nahrungsmittel auf die Mündung der Speicheldrüsen der Speichel, durch die Reizung des Ausführungsgangs der männlichen Geschlechtsdrüsen, der Saame reichlicher bereitet. Dagegen sinkt im Allgemeinen die Absonderungsthätigkeit durch dieselben Einflüsse, welche das Leben überhaupt herabstimmen. Viel geringer ist z. B. die Hautausdünstung in der Kälte, als in der Wärme, in demselben Verhältniß aber die Harnsecretion reichlicher. Eben so wie-

den Klima, Jahreszeiten, Geschlecht ꝛc. mehr oder weniger bedeutend auf die Absonderungen.

Von der Absonderung, als Bildung einer von dem Blute verschiedenen Flüssigkeit aus demselben, ist die Ernährung, als Bildung starrer Theile aus dem Blute, nicht wesentlich verschieden. Allein der Nutritionsproceß geht nicht innerhalb, sondern außerhalb der Gefäße, durch die den einzelnen Organen inwohnende Anziehungskraft vor sich, weil sonst durch die mechanische Bewegung des durch die Contraction des Herzens und der Arterien getriebenen Bluts aller Ansatz neuer Materie gestört würde. Es geschieht dabei eine innige Durchdringung der organischen Substanz und der ernährenden Materie, und durch einen biodynamischen Proceß erst eine Analysis, und dann eine neue Synthesis, so daß ein doppeltes Secretionsproduct entsteht: eines in flüssiger Form, welches als ein weniger tauglicher Theil, entweder durch Saugadern, oder durch verschiedene Secretionskanäle wieder entfernt, und ein zweites, das eine feste Form annimmt, und durch die organische Materie, welcher es verähnlicht ist, angezogen wird.

So viele abgesonderte Flüssigkeiten aber auch ganz oder zum Theil im Körper zurückbleiben, oder einem andern Organismus von derselben Art abgegeben werden, also mittelbar oder unmittelbar zur Erhaltung des Individuums oder der Art beitragen, so giebt es dagegen andere, wie der Harn, der Haut- und Lungenausdünstungsstoff, welche als unnütz und schädlich ausgeworfen werden, und deshalb Aussonderungen (Excretionen) oder Auswurfsflüssigkeiten heißen.

Der Harn wird in den Nieren ab- und ausgesondert, zwei bohnenförmigen Körpern hinter und unter der Leber und Milz zu beiden Seiten des Rückgrats, welche aus Blut-, Lymphe- und Harngefäßen bestehen. Erstere bilden die Rinden-, letztere die Marksubstanz der Nieren. Ihre warzige Substanz besteht aus den Mündungen der den aus dem Blute in der Rindensubstanz abgeschiedenen Harn führenden Gefäße.

Der gebildete Harn sammelt sich aus diesen in dem Nierenbecken, und rinnt von da durch die Harngänge (Ureteres), zwei häutige Kanäle, in die Harnblase. Dieser bei Männern ovale, bei Weibern mehr rundliche Urinbehälter liegt vorn im Becken. Aus ihm wird der Harn durch die Harnröhre mittelst eines zweckmäßigen Mechanismus nach Bedürfniß und Willkühr völlig ausgeleert.

Die Hautausdünstungsmaterie ist theils elastisch, theils tropfbar flüssig, und heißt dann Schweiß. Jener flüchtige Stoff, der vorzüglich aus dem Haargefäßsystem an der äußern Hautoberfläche, aus den Hauttalgdrüsen und Haaren ausgeschieden wird, ist eine dunstförmige Auflösung thierischer Flüssigkeit in der Atmosphäre, und nach Verschiedenheit des Organismus, des Alters, Geschlechts, der Nation, des Klima, der Gemüthsstimmung, der Nahrung, der einzelnen Hautflächen an Quantität und Qualität sehr verschieden. Daher hat er auch schon einen so abweichenden Geruch. So riecht er z. B. beim Grönländer thranig, beim Chinesen und Juden knoblauchartig, höchst widrig beim Neger ꝛc. Anders riecht er bei Kindern, als bei Erwachsenen und Greisen; sehr übel riecht er bei blonden, zumal rothhaarigen Menschen, bei Frauen während ihrer Monats- und Kindbettreinigung ꝛc. Ekelhaft urinös riecht der Schweiß am Haarkopfe, unter den Achseln, in der Schooßgegend, am Mittelfleische, an den Füßen, zumal bei unsaubern und stark schwitzenden Menschen. Auch Stoffe von gewissen Nahrungs- und Arzneimitteln, z. B. von Zwiebeln, Wein, Baumöl, Schwefel, Stinkasant ꝛc., innerlich genommen oder äußerlich in die Haut eingerieben, theilen sich merklich der Ausdünstung mit. — Der Schweiß, der blos von der Thätigkeit des Herzens und der Muskeln abhängt, und auch ohne Berührung der äußern Luft bestehen kann, enthält viel Wasser u. a. liquide, aber auch fixe Stoffe. Erstere treten auf die Hautoberfläche in Tropfen aus, letztere schießen, wie aus dem Schweiße der Glashüttenarbeiter, oder beim übermäßigen Genusse von Seesalz ꝛc. auf der Haut krystallinisch an. —

Während des Essens und unmittelbar nachher dünsten wir am wenigsten aus, im Allgemeinen aber am stärksten in der Verdauungszeit; daher wird die Ausdünstung ganz besonders durch Störung der Verdauung vermindert. Die Menge der festen Speisen hat keinen bedeutenden Einfluß, dagegen verstärkt sich die Ausdünstung durch genossene, zumal warme Getränke.

Die Lungenausdünstungsmaterie wird durch die Schleimhaut der Lunge und durch die Schleimdrüsen der Luftröhre rc. aus dem Blute geschieden, und besteht aus Wasser, Kohlensäure und etwas Schleim aus dem Luftorgan. In derselben erkennt man alle Riech- und flüchtigen Stoffe wieder, z. B. von innerlich genommenen Kampher, Aether, Weingeist, Baldrian, Stinkasant, von Knoblauch, Zwiebeln, Meerrettig, von mehrern Gewürzen, von altem Käse rc. Der gewöhnliche übelriechende Athem bei manchen sonst gesunden Menschen soll von einer eignen septischen Säure, oder von Salpetersäure herrühren, die sich aus Nahrungsüberresten erzeugt. Bleibt diese an oder zwischen den Zähnen hangen, so zieht sie deren Kalkstoff an, und es entwickelt sich die Phosphorsäure aus denselben. Kommt diese zu übelriechenden Materien, so muß der Athem desto widerlicher werden. Manchmal entsteht er auch von Unrath, oder von Geschwüren in der Nase, im Munde, Gaumen, in den Lungen, von cariösen Hohlzähnen, und von Verderbnissen im Magen rc. — Der übelriechende Athem mancher Weiber während ihrer monatlichen Periode, der selbst Blumen, woran sie riechen, verwelken macht, besteht aus kohlensaurem, Kohlenwasserstoff- und oxydirtem Stickgas. Der leuchtende und glühende Athem aus dem Munde mancher Menschen, gewöhnlich starker Branntweintrinker, ist oft blauflammend, und verhält sich wie ein Luftzünder, oder enthält Phosphorwasserstoffgas, das sich in den Eingeweiden jener Menschen entwickelt.

Die Ausleerung der Darmexcremente, als eines untauglichen Niederschlags aus der in den weiten Där-

men vollends ausgesogenen Speisemasse, geschieht in dem Afterdarme größtentheils mechanisch. Durch den Reiz der Auswurfsstoffe werden nämlich die Kreis- und Längenmuskelfasern jenes Darms zusammengezogen, wodurch ein Drang entsteht, welchem, wenn er stark genug ist, und das wird er durch die Mitwirkung der Bauchmuskeln und des Zwerchmuskels, der Schließmuskel des Afters nachgeben muß, damit der gröbere Darmunrath hier seinen Ausgang finde.

Uebrigens steht mit den Excretionen fester und flüssiger Stoffe die Ausdünstung sofern in Antagonismus, als Abnahme der Darmkoth- und Harnaussonderung die Ausdünstung verstärkt, und umgekehrt. Alle stimmen insofern zusammen, als, unabhängig von der Menge genossener Nahrungsmittel und der Beschaffenheit der Atmosphäre, unser Körper, wenn er gesund ist und nicht mehr wächst, im Durchschnitt binnen 24 Stunden nach eingenommener Mahlzeit wieder eben so schwer wird, als er vor dieser war.

4) Fortpflanzung des Individuum.

Durch das Zeugungsvermögen soll nicht nur der Mensch, als Individuum, sondern die Menschheit, als Gattung, erhalten werden. Der Zweck desselben wäre hiermit die Zeugung, und das Product davon: ein Menschenkind. Wenn die Natur auf einer Seite einen undurchdringlichen Schleier über die Ursachen dieser Erscheinung geworfen, und dem Sterblichen seinen eigenen Ursprung zum unauflöslichen Räthsel gemacht hat, so haben auf der andern Seite Cultur und Sitten die darauf abzweckenden Functionen an die Gesetzgebung einer strengen Ordnung gebunden.

Groß und schnell sind die Veränderungen, durch welche der Mensch zur Zeugungsfähigkeit heranreift. Mächtig sind die neuen Triebe, die in seinem Busen erwachen, und allen seinen Neigungen einen andern Schwung geben, Triebe, die einzig beim Menschen, keiner Zeit unterthan, in einem fort wirken, Triebe, welche beide Geschlechter wie durch den

geheimen Zauber einer unerklärbaren Sympathie einander näher bringen, und oft kaum durch die ganze Gewalt der Vernunft und Sittlichkeit gehörig eingeschränkt, beherrscht, gezügelt werden können.

Einzig und unaussprechlich sind die Freuden jenes schönen Vereins zweier Seelen, welche sich selbst gewählt, und ihr ewiges Bündniß nicht im Taumel der rohen Sinnlichkeit, sondern unter der stillschweigenden Begünstigung der Vernunft und Liebe geschlossen haben. Eine so innige Vereinigung, wo alle physischen und geistigen Kräfte auf den höchsten Grad gespannt werden, kann in der Natur nicht ohne Wirkung bleiben; ein neues Leben, ein neues Wesen ist die Frucht davon. Schon lebt das beginnende Geschöpf im mütterlichen Schooße, und beides, die Geschichte der Mutter während der Schwangerschaft und die der Frucht, welche sie trägt, sind Zeugen, daß eine liebevolle Vorsicht über das Werden, Gedeihen und über die Tage des Menschen wacht.

Endlich rückt der Zeitpunkt heran, wo das Kind zur Welt geboren werden soll; eine gewaltsame, erschütternde Revolution! — Aber auch hier sind alle Umstände und Veränderungen absichtlich angelegt, selbst die Geburtsschmerzen sind auf Zwecke berechnet.

Wenn denn aber endlich der neue Weltbürger erscheint, wie zärtlich ist nicht schon im voraus für alle Bedürfnisse seiner Schwäche, seiner Hülflosigkeit gesorgt! welche Fülle, welches Uebermaaß von Liebe findet er nicht in dem Herzen der Mutter, die ihn trug! welche unversiegbare Quelle der auserlesensten Nahrung an ihrem vollen Busen!

So viel ist von dem Act der Menschenbildung und Menschengeburt bekannt. — Bald nach der Empfängniß schließt sich die Oeffnung des Uterus (der Muttermund), und es findet keine weitere Befruchtung Statt. Die ersten zwei, drei Wochen nach der Conception, während welcher ein Eibläschen in einem oder dem andern Eierstocke geborsten, und das Eichen, von seiner Hülle losgetrennt, durch einen der eigenen Kanäle (Muttertrompeten) in den Uterus

gebildet ist, um hier zu [illegible] und den ersten Keim des künftigen Menschen in sich entbilden zu lassen, bemerkt man bloß ein in einer zarten Hülle eingeschlossenes Knöpfchen Flüssigkeit. Erst in der dritten Schwangerschaftswoche des Menschenweibes erscheint ein gallertartiges Körperchen in diesem Knöpfchen, von der Größe eines kleinen Nadelkopfs. In der vierten Woche entwickeln sich aus diesem Körperchen zwei durch ein feines Bändchen zusammenhängende Kügelchen. Aus dem einen wird nachher der Kopf, aus dem andern der übrige Leib des Embryo gestaltet. Dieser bildet sich im zweiten Monate immer mehr aus. Jetzt zeigt sich ein beweglicher Punkt, sein leise klopfendes Herz; auch beginnt allmählig die Verknöcherung. Im dritten Monate erhält der Embryo eine mehr menschliche Gestaltung; es bildet sich die Nabelschnur mit dem Mutterkuchen mehr aus. Dieser besteht aus einem Convolut von Gefäßen, und hängt dadurch und durch Zellstoff mit dem Uterus zusammen. Aus seiner innern, nach dem Kinde zugekehrten Fläche tritt der Nabelstrang hervor, das eigentliche Band zwischen Mutter und Kind, welcher das Mutterblut durch zwei in ihm liegende Schlagadern zu der Frucht leitet, und durch eine Blutader zur Mutter zurückführt; mit seinem andern Ende senkt sich der Nabelstrang in die Nabelöffnung des Embryo ein, und verliert sich im Unterleibe desselben. Die Frucht schwimmt in einer Flüssigkeit, dem Ei- oder Fruchtwasser, welches von den Eihäuten umgeben ist. Im vierten und fünften Monate schreitet das Wachsthum des Fötus schnell vorwärts, das Fruchtwasser mindert sich so, daß der Mutter jetzt die Bewegungen ihres Kindes fühlbar werden. Am Schlusse des neunten Sonnen- oder zehnten Mondmonats hat es die gänzliche Ausbildung im Mutterleibe erhalten; hier ist dasselbe von dem Mutterblute durch die Mutterkuchen- und Nabelstranggefäße ernährt worden. — Das Blut strömt im neugebornen Kinde nicht durch die Lungen, sondern der Mutterkuchen vertritt einstweilen deren Stelle.

Mit

§. 6. Mit dem Ende des neunten Sonnenmonats fangen Schmerzen im Rücken und im Unterleibe die Zusammenziehung der schwangern Gebärmutter an. Durch die ersten Contraktionen desselben wird seine bisher geschlossene Oeffnung (Os-Muttermund) erweitert; die Fruchthäute spannen sich, und zerreißen endlich durch den Drang der Wehen; das Fruchtwasser fließt ab, und nach einigen starken, erschütternden Schmerzen wird das Kind, insgemein mit dem Kopfe voran, geboren. Sogleich verkündet es durch einen lauten Schrei den ersten Athemzug. Kurz nach der Geburt trennt sich der Mutterkuchen vom Uterus, und wird als Nachgeburt mit einem Blutverlust ausgestoßen, oder im Nothfall durch die Kunst beseitiget.

Von der Geburt fängt die *erste Periode* der allmähligen Fortbildung des Neugebornen an, und schreitet bis zur gänzlichen Vollendung des Menschen fort. Während dieses ganzen Zeitraums lebt und webt die Menschennatur in dem Zustande eines immerwährenden Emporstrebens; alle Kräfte, alle Blüthen derselben treiben und entfalten sich ihrer Zeitigung entgegen.

Die *erste Kindheit* des Menschen ist aber ein wahrer Schauplatz des Elends. So unselbstständig, so hülfsbedürftig, wie der Mensch, wird kein Thier geboren. Seine Entwickelung geht äusserst langsam vor sich. Alle Thiere haben weit früher ihre Vollkommenheit erreicht, und einige werden ganz ausgebildet geboren. Beim Menschen ist Alles erlernt, was beim Thiere natürlich ist. Wie demüthigend für uns; aber auch wie erhebend! wenn wir bedenken, daß nach der Analogie der ganzen Natur edlere und zusammengesetztere Zwecke durch langsamere und überdachtere Anstalten erstrebt werden müssen. — Der Uebergang aus dem Mutterschooße ins freiere Licht des Daseyns ist, physisch betrachtet, ein so großer, schneller Gewaltschritt, daß keine Veränderung im übrigen Leben, die allerletzte ausgenommen, damit verglichen werden kann; er ist Uebertritt vom Pflanzen- ins Thierleben, und wirkliche Versetzung in

geschlüpft ist, um hier zu wurzeln u
künftigen Menschen in sich ausbilden zu
selbst ein in einer zarten Hülle eingesch
sigkeit. Erst in der dritten Schwan
schenweibes erscheint ein gallertarti
Tröpfchen, von der Größe eines kle
vierten Woche entwickeln sich aus di
ein feines Bändchen zusammenhän
einen wird nachher der Kopf, a
Leib des Embryo gestaltet. Dies
nate immer mehr aus. Jetzt zei
sein leise klopfendes Herz; auch
cherung. Im dritten Monate
menschliche Gestaltung; es bi
dem Mutterkuchen mehr
Convolut von Gefäßen, und
stoff mit dem Uterus zusam
dem Kinde zugekehrten Fl
vor, das eigentliche Band
cher das Mutterblut durch
zu der Frucht leitet, und
zurückführt; mit seinem
strang in die Nabelöffnung
im Unterleibe desselben.
sigkeit dem Ei- oder F
ten, ist. Im
das des Fö
so,
lbar w
Me
leibe

estimmt, und so vorsichtig bereitet, eilen sich ändert, wie es die verän- Kindheit erheischen. Bei seiner ge- eiht schnell und glücklich der Säug- n ist unmittelbar nach der Geburt am at im Verhältniß des Fortrückens der e an ab. Denn der Menschenleib ist Theilen zusammengesetzt; die starren id gegen die flüssigen aus. So lange r, als der Widerstand, so lange das ens gegen den übrigen Körper groß, der eftig ist, die starren Theile dagegen ge- gebend sind, so lange geht das Wachs- ücklich von Statten. Aus diesem Grunde hieren, z. B. bei diesen und jenen Fisch- sthum nie ganz auf. Je näher das unge- eburtszeit kommt, desto schneller wächst es; eborne die Geburt überlebt, um so mehr chsthum ab. So wächst, nach Büffon, ibryo im 1. Monate 1 Zoll,

—	2.	—	1¼	—
—	3.	—	1¼	—
—	4.	—	1⅓	—
—	6.	—	2	—
—	6.	—	2	—
—	7.	—	2	—
—	8.	—	3	—
—	9.	—	4 Zoll.	

chst er im 9ten Monate allein mehr, als in den zusammengenommen, in den drei letzten aber so in den sechs ersten. Nach der Geburt nimmt das m nach folgendem Verhältnisse wieder ab: im ersten e wächst das Kind 6, im zweiten 4, im dritten Doch bemerkt man zuweilen Stillstand, und r beim Eintritt der Geschlechtsreife, wo die Na- ifte gleichsam zusammennimmt, eine neue Beschleu-

ein neues Element. Es läßt sich kaum anders begreifen, als daß dieser rasche und dabei so mühevolle Wechsel äußerst schmerzhaft seyn muß. Das Kind kommt auf einmal in eine kältere Atmosphäre, die es durchdringt, erschüttert und von allen Seiten drückt. Sein Erstgefühl ist Schmerz, den es laut genug ausspricht. — Gleichwohl scheint die Schwachheit, die Abspannung, worein noch alle Kräfte und Empfindungen des Neugebornen wie versunken sind, eine weise Veranstaltung zu seyn, weil dadurch das arme leidende Geschöpf wenigstens dem Bewußtseyn der Schmerzen entrückt wird. Diese tiefe Schwäche ist die erste Wohlthat des Schöpfers für seinen Liebling, den Menschen. Ja, so niedrig und beklagenswerth unser Zustand unmittelbar nach der Geburt auch seyn mag, so ist diese doch auf der Bahn der menschlichen Existenz ein überaus wichtiger Schritt; das Kind ist dadurch auf der Leiter seiner Bestimmung um eine bedeutende Stufe höher gehoben. Von diesem Augenblick fängt der Mensch an, ein mehr für sich bestehendes Wesen zu seyn; in seinem neuen Elemente wird er nun auch äußerer Eindrücke fähig; er kommt nach und nach mit der Körperwelt in vielfachere und weitläuftigere Beziehungen. Hier erst beginnt sein wahres Leben, nun erst hebt er sich stufenweise zur Würde der Menschheit empor. — Belauschen wir die ersten Schritte der Kindheit, so bezeichnen sie einen beinahe unaufhörlichen Schlaf, als natürliche Folge der Kindesschwäche, aber auch das beste Mittel gegen dieselbe, wenn er natürlich ist. Denn die geschäftige Natur nutzt diesen Zustand, um im Stillen alle Theile fortzubilden, und, da im Schlafe mehr Lebenskraft entwickelt als verbraucht wird, so ist derselbe eine heimliche Quelle, woraus Leben und Kraftfülle in alle Theile ausströmt; das Kind schlummert nun einem desto hellern Tage entgegen. — Nur Leiden oder Hunger unterbrechen seinen gesunden Schlaf. Hunger und Durst stillt es an seiner Mutter Brust. Wohl ihm, wenn kein barbarisches mütterliches Vorurtheil, wenn keine egoistische Rücksicht, keine Kränklichkeit der Mutter ihm diese versagt! Die Natur selbst hat

ihm seine erste Nahrung bestimmt, und so vorsichtig bereitet, daß sie in ihren Bestandtheilen sich ändert, wie es die veränderlichen Bedürfnisse der Kindheit erheischen. Bei seiner gesunden Muttermilch gedeiht schnell und glücklich der Säugling. Sein Wachsthum ist unmittelbar nach der Geburt am stärksten, und es nimmt im Verhältniß des Fortrückens der Zeit von jenem Punkte an ab. Denn der Menschenleib ist aus ungleichstoffigen Theilen zusammengesetzt; die festen machen den Widerstand gegen die flüssigen aus. So lange nun die Kraft größer, als der Widerstand, so lange das Verhältniß des Herzens gegen den übrigen Körper groß, der Trieb des Blutes heftig ist, die starren Theile dagegen geschmeidig und nachgebend sind, so lange geht das Wachsthum schnell und glücklich von Statten. Aus diesem Grunde hört bei einigen Thieren, z. B. bei diesen und jenen Fischarten, das Wachsthum nie ganz auf. Je näher das ungeborne Kind der Geburtszeit kommt, desto schneller wächst es; je länger das geborne die Geburt überlebt, um so mehr nimmt sein Wachsthum ab. So wächst, nach Büffon, der Menschenembryo im 1. Monate 1 Zoll,

—	2.	—	$1\frac{1}{4}$	—
—	3.	—	$1\frac{1}{4}$	—
—	4.	—	$1\frac{1}{3}$	—
—	5.	—	2	—
—	6.	—	2	—
—	7.	—	2	—
—	8.	—	3	—
—	9.	—	4 Zoll.	

Mithin wächst er im 9ten Monate allein mehr, als in den drei ersten zusammengenommen, in den drei letzten aber so viel, als in den sechs ersten. Nach der Geburt nimmt das Wachsthum nach folgendem Verhältnisse wieder ab: im ersten Lebensjahre wächst das Kind 6, im zweiten 4, im dritten 3 Zoll rc. Doch bemerkt man zuweilen Stillstand, und dann wieder beim Eintritt der Geschlechtsreife, wo die Natur ihre Kräfte gleichsam zusammennimmt, eine neue Beschleu-

tigung des Wachsthums. Auch macht sie in einzelnen Fällen Ausnahmen, wenn gleich im Ganzen Uebereinstimmung da ist.

Beobachten wir ferner die Aeußerungen des klarer werdenden Bewußtseyns beim jungen Kinde, so erscheinen in ihm früher alle Organe, und ihre Verrichtungen noch unentwickelt. Der Gefühlsinn, nur für stärkere Eindrücke empfänglich, scheint selbst noch auf der Zunge herrschender, als der eigentliche Geschmacksinn zu seyn; vom Geruch äußert sich noch wenig oder gar keine Spur; die stärkern Gehöreindrücke reizen kaum des kleinen Kindes Aufmerksamkeit, und sein Auge rollt oder wankt unstät, bedeutungslos hin und her. Allein in höchstens sechs Wochen horcht schon sein Ohr auf Klänge und Töne, das Auge sehnt sich lüstern und begierig nach Licht, seine Blicke heften sich mehr auf zumal glänzende Gegenstände. Wenn sein bisheriges Lächeln nur convulsivische Zuckung, und sein thränenloses Geschrei stumpfer Ausdruck des Leidens war; so verkündet jetzt die erste Thräne ein aufdämmerndes Bewußtseyn, und das erste wahre Lächeln ihres Lieblings lohnt der Mutter zärtliche Sorge. Unendlich rührende Kleinigkeiten für fühlende Aeltern und kinderfreundliche Beobachter! Für sie ist diese Thräne, für sie dieses Lächeln das liebliche Morgenroth des beginnenden Vernunftlebens! Nun ersteigt das Kind bereits die Stufe der höhern Sinnlichkeit und des hellern Selbstbewußtseyns. Denn, spürt man jetzt unbefangen der Quelle seiner Freude oder seiner Betrübniß nach, so wird man sie sehr oft in dem Gefühl von Recht und Unrecht finden.

Die weitere Entwickelung des Kindes wird nun durch dessen Vermögen, seinen Kopf vermöge der zunehmenden Halsmuskelstärke aufrecht zu tragen, erleichtert, und es gewinnt nach und nach die Vortheile, welche der Mensch seiner aufgerichteten Stellung verdankt. Es gewinnt überhaupt mit jedem Tage an Größe und Stärke; alle seine Bewegungen werden bestimmter, seine Empfindungen zuverlässiger, sein Bewußtseyn deutlicher; alle seine Thätigkeiten dringen

hervor, freilich die untern früher und schneller, doch so, daß sich diese Regsamkeit nach und nach den höhern mittheilt, die zwar mühsamer und langsamer sprossen, aber doch mit jenen gleichzeitig zu wirken anfangen. Mit einem Worte: die Schritte des Kindes in dieser frühesten Lebensepoche sind Riesenschritte, und sein geistiges Wachsthum scheint mit dem körperlichen einerlei Gesetzen zu folgen.

Mit dem Zeitpunkte des ersten Zahnens tritt wieder eine neue Zwischenperiode ein. Die ersten, in einem gefäßreichen häutigen Säckchen noch eingeschlossenen Zahnkeime findet man schon beim dreimonatlichen Embryo, beim gebornen Kinde oben und unten zwanzig; sie sind die Keime der sogenannten Milch- oder Wechselzähne, und bestehen ursprünglich in durchsichtigen weichen Klümpchen, um welche herum eine etwas zähere Substanz sich ansetzt, der künftige Zahnschmelz. Nach und nach entstehen in diesen Klümpchen so viele Verknöcherungspunkte, als der werdende Zahn Kronspitzen bekommen soll. Oft ist die Verknöcherung schon vor der Geburt so weit gediehen, daß manche Kinder einige Schneidezähne mit zur Welt bringen. Gewöhnlich aber fällt die Zeit des Zahndurchbruchs in den 7ten bis 9ten Monat und noch weiter hinaus; die Schneidezähne erscheinen zuerst, etwas später die Wangenzähne, noch später die Spitz- oder Augenzähne.

Vom 7ten bis 11ten Lebensjahre geht der Wechsel dieser Zähne vor sich; die letzten Wangenzähne (Weisheitszähne) kommen erst in dem Zeitraum vom 10ten bis 80sten Jahre zum Vorschein.

Eigentlich wächst der Zahn oben von seiner Krone herunter; erst bilden sich die Spitzen, dann der Körper, und zuletzt die Wurzeln. Jeder Zahn ist von unten aufwärts eingebohrt; in dieser innern Oeffnung, die mit den Jahren kleiner wird, bekleidet ihn eine Beinhaut mit Blutgefäßen und einem Nerven durchwebt. — Dieser erste Zahnausbruch ist von der Natur bestimmt, das Kind der Mutterbrust zu entziehen und an solidere Nahrung zu gewöhnen. Die Folge

davon ist eine beschleunigtere Consolidation der Starrgebilde des Körpers, vermehrte Energie des Nerven- und erhöhte Reizbarkeit des Muskularsystems. Alle diese Folgen äußern sich bald in der größern physischen Stärke und in dem steigenden Muthe des Kindes. Daher das Gehen und Reden desselben fast in denselben Zeitpunkt fallen, wenigstens als die unmittelbare Wirkung des Zahnens anzusehen sind. In seinem neuen Kraftgefühl strengt das Kind kühner seine willkührlichen Muskeln an, und versucht ihm bisher fremd gebliebene, oder unerreichbare Bewegungen. Der erste Versuch frei zu stehen und ohne Beihülfe allein zu gehen, setzt eine an Verwegenheit grenzende Entschlossenheit voraus, und die Zuversicht, oder Furchtsamkeit, womit das kleine Geschöpf sich dabei benimmt, läßt mit vieler Wahrscheinlichkeit auf die Energie oder Schwäche seines künftigen Charakters schließen. Insgemein gelingt dieses Unternehmen desto zeitiger und glücklicher, je mehr das Kind sich selbst überlassen war. Mit jedem Tage wird es nun selbstständiger, und tritt unvermerkt in die Rechte der äußern Freiheit, da hingegen der Fortgang seiner physischen Kräfte durch eine allzuweichliche Pflege, durch gar zu ängstliche Obhut, durch künstliches Gängeln und jede Thorheit der Verzärtelung gehemmt und verspätigt wird. Aus diesem Grunde sind unsere Bauernkinder so viel früher munter und stark, und der kleine Neger hüpft und schwimmt in einem Alter, in welchem der Europäer kaum noch kriechen kann. — Das Kind besitzt in seinen Zähnen auch schon Werkzeuge der Sprachartikulation; die fortschreitende Festigkeit seines Körperbaues hat sich bereits den Sprachorganen mitgetheilt, und so fallen die ersten Aeußerungen des Sprechvermögens ungefähr in denselben Zeitpunkt. Nichts ist zwar unvollkommener, als das erste Stammeln des Kindes: aber wie ganz eigen anmuthig sind nicht selbst seine Sprachfehler, sobald sich nur einigermaaßen vernehmliche Töne darin unterscheiden lassen. Nichts beweist aber unwidersprechlicher, wie sehr der Mensch alles durch sich selbst werden muß, wie alle seine Fähigkeiten das Werk der

Kunstbildung sind, als die Schwierigkeiten, mit welchen er in den Elementen des Redens zu kämpfen hat. Jeder Buchstabe, jede Sylbe muß besonders erlernt und durch immerwährende Wiederholung endlich zur Fertigkeit gebracht werden.

Von diesem Zeitpunkt an fließt das Leben des Kindes ununterbrochen und in einem beinahe gleichförmigen Strome der Entwickelung durch die ganze Dauer des Knaben- und Mädchenalters bis gegen die Periode der Mannbarkeit fort.

Glückliches, beneidenswerthes Alter! Noch schonen seiner die Stürme wilderer Leidenschaften, keine ernste Sorgen quälen oder lähmen es! Noch flattert die Phantasie im Schimmer künftiger Hoffnung, und lächelt dem Leben freundlich zu, ohne dasselbe durch seine Blendwerke wirklich zu täuschen! Die Tage dieses Lebensalters scheinen, wie die Gegenstände seiner Wünsche, lachende Spielwerke. Indeß fühlt der Knabe doch den innern Drang des Emporstrebens jeder seiner Anlagen; jeglicher Eindruck hat einen eigenen Reiz, denn jeder ist neu, und mit jedem wird der Gesichts- und Empfindungskreis der Seele erweitert; sie, die Seele, schwebt, von keinem unruhigen Bewußtseyn umdüstert, in beständiger Klarheit; sie erblickt die Welt im Rosenlichte eines schönen Morgens, und betrachtet die Zukunft als eine endlose Kette in einander gegliederter Freuden und Hoffnungen! O schöne, selige Knabenzeit! —

In diesem ganzen Zeitraume bemerkt man keine Revolution in der Geschichte des Menschenlebens. Die Zeit und die mit derselben verhältnißmäßig fortschreitende Natur führen das Kind auf der Bahn seiner physischen und psychischen Ausbildung fort. Das Gedächtniß ist die herrschende Fähigkeit dieses Alters, es ist hier in voller Thätigkeit. Zugleich befindet sich die Phantasie in ihrer ersten Entwickelung, und das Kind mithin auf der ersten Stufe des höhern Sinnenlebens.

men vollends ausgesogenen Speisemasse, geschieht in dem Afterdarme größtentheils mechanisch. Durch den Reiz der Auswurfsstoffe werden nämlich die Kreis= und Längenmuskelfasern jenes Darms zusammengezogen, wodurch ein Drang entsteht, welchem, wenn er stark genug ist, und das wird er durch die Mitwirkung der Bauchmuskeln und des Zwerchmuskels, der Schließmuskel des Afters nachgeben muß, damit der gröbere Darmunrath hier seinen Ausgang finde.

Uebrigens steht mit den Excretionen fester und flüssiger Stoffe die Ausdünstung sofern in Antagonismus, als Abnahme der Darmkoth= und Harnaussonderung die Ausdünstung verstärkt, und umgekehrt. Alle stimmen insofern zusammen, als, unabhängig von der Menge genossener Nahrungsmittel und der Beschaffenheit der Atmosphäre, unser Körper, wenn er gesund ist und nicht mehr wächst, im Durchschnitt binnen 24 Stunden nach eingenommener Mahlzeit wieder eben so schwer wird, als er vor dieser war.

4) Fortpflanzung des Individuum.

Durch das Zeugungsvermögen soll nicht nur der Mensch, als Individuum, sondern die Menschheit, als Gattung, erhalten werden. Der Zweck desselben wäre hiermit die Zeugung, und das Product davon: ein Menschenkind. Wenn die Natur auf einer Seite einen undurchdringlichen Schleier über die Ursachen dieser Erscheinung geworfen, und dem Sterblichen seinen eigenen Ursprung zum unauflöslichen Räthsel gemacht hat, so haben auf der andern Seite Cultur und Sitten die darauf abzweckenden Functionen an die Gesetzgebung einer strengen Ordnung gebunden.

Groß und schnell sind die Veränderungen, durch welche der Mensch zur Zeugungsfähigkeit heranreift. Mächtig sind die neuen Triebe, die in seinem Busen erwachen, und allen seinen Neigungen einen andern Schwung geben, Triebe, die einzig beim Menschen, keiner Zeit unterthan, in einem fort wirken, Triebe, welche beide Geschlechter wie durch den

geheimen Zauber einer unerklärbaren Sympathie einander näher bringen, und oft kaum durch die ganze Gewalt der Vernunft und Sittlichkeit gehörig eingeschränkt, beherrscht, gezügelt werden können.

Einzig und unaussprechlich sind die Freuden jenes schönen Vereins zweier Seelen, welche sich selbst gewählt, und ihr ewiges Bündniß nicht im Taumel der rohen Sinnlichkeit, sondern unter der stillschweigenden Begünstigung der Vernunft und Liebe geschlossen haben. Eine so innige Vereinigung, wo alle physischen und geistigen Kräfte auf den höchsten Grad gespannt werden, kann in der Natur nicht ohne Wirkung bleiben; ein neues Leben, ein neues Wesen ist die Frucht davon. Schon lebt das beginnende Geschöpf im mütterlichen Schooße, und beides, die Geschichte der Mutter während der Schwangerschaft und die der Frucht, welche sie trägt, sind Zeugen, daß eine liebevolle Vorsicht über das Werden, Gedeihen und über die Tage des Menschen wacht.

Endlich rückt der Zeitpunkt heran, wo das Kind zur Welt geboren werden soll; eine gewaltsame, erschütternde Revolution! — Aber auch hier sind alle Umstände und Veränderungen absichtlich angelegt, selbst die Geburtsschmerzen sind auf Zwecke berechnet.

Wenn denn aber endlich der neue Weltbürger erscheint, wie zärtlich ist nicht schon im voraus für alle Bedürfnisse seiner Schwäche, seiner Hülflosigkeit gesorgt! welche Fülle, welches Uebermaaß von Liebe findet er nicht in dem Herzen der Mutter, die ihn trug! welche unversiegbare Quelle der auserlesensten Nahrung an ihrem vollen Busen!

So viel ist von dem Act der Menschenbildung und Menschengeburt bekannt. — Bald nach der Empfängniß schließt sich die Oeffnung des Uterus (der Muttermund), und es findet keine weitere Befruchtung Statt. Die ersten zwei, drei Wochen nach der Conception, während welcher ein Eibläschen in einem oder dem andern Eierstocke geborsten, und das Eichen, von seiner Hülle losgetrennt, durch einen der eigenen Kanäle (Muttertrompeten) in den Uterus

geschlüpft ist, um hier zu [illegible] und den ersten Keim des künftigen Menschen in sich ausbilden zu lassen, [illegible] selbst ein in einer zarten Hülle eingeschlossenes Tröpfchen Flüssigkeit. Erst in der dritten Schwangerschaftswoche des Menschenweibes erscheint ein gallertartiges Körperchen in diesem Tröpfchen, von der Größe eines kleinen Nadelkopfs. In der vierten Woche entwickeln sich aus diesem Körperchen zwei durch ein feines Bändchen zusammenhängende Kügelchen. Aus dem einen wird nachher der Kopf, aus dem andern der übrige Leib des Embryo gestaltet. Dieser bildet sich im zweiten Monate immer mehr aus. Jetzt zeigt sich ein beweglicher Punkt, ein leise klopfendes Herz; auch beginnt allmählig die Verknöcherung. Im dritten Monate erhält der Embryo eine mehr menschliche Gestaltung; es bildet sich die Nabelschnur mit dem Mutterkuchen mehr aus. Dieser besteht aus einem Convolut von Gefäßen, und hängt dadurch und durch Zellstoff mit dem Uterus zusammen. Aus seiner freien, nach dem Kinde zugekehrten Fläche tritt der Nabelstrang hervor, das eigentliche Band zwischen Mutter und Kind, welcher das Mutterblut durch zwei in ihm liegende Schlagadern zu der Frucht leitet, und durch eine Blutader zur Mutter zurückführt; mit seinem andern Ende senkt sich der Nabelstrang in die Nabelöffnung des Embryo ein, und verliert sich im Unterleibe desselben. Die Frucht schwimmt in einer Flüssigkeit, dem Ei- oder Fruchtwasser, welches von den Eihäuten umgeben ist. Im vierten und fünften Monate schreitet das Wachsthum des Fötus schnell vorwärts, das Fruchtwasser mindert sich so, daß der Mutter jetzt die Bewegungen ihres Kindes fühlbar werden. Am Schlusse des neunten Sonnen- oder zehnten Mondmonats hat es die gänzliche Ausbildung im Mutterleibe erhalten; hier ist dasselbe von dem Mutterblute durch die Mutterkuchen- und Nabelstranggefäße ernährt worden. — Das Blut strömt im neugebornen Kinde nicht durch die Lungen, sondern der Mutterkuchen vertritt einstweilen deren Stelle.

Mit

16. Mit dem Ende des neunten Sonnenmonats stellen sich Schmerzen im Rücken und im Unterleibe die Zusammenziehung des schwangern Gebärorgans an. Durch die öftern Zusammenziehungen desselben wird seine bisher geschlossene Oeffnung (der Muttermund) erweitert; die Fruchthäute spannen sich und zerreißen endlich durch den Drang der Wehen; das Fruchtwasser fließt ab, und nach einigen starken, erschütternden Schmerzen wird das Kind, insgemein mit dem Kopfe voran, geboren. Sogleich verkündet es durch einen lauten Schrei den ersten Athemzug. Kurz nach der Geburt trennt sich der Mutterkuchen vom Uterus, und wird als Nachgeburt mit kleinem Blutverlust ausgestoßen, oder im Nothfall durch die Kunst beseitiget.

Von der Geburt fängt die erste Periode der allmähligen Fortbildung des Neugebornen an, und schreitet bis zur gänzlichen Vollendung des Menschen fort. Während dieses ganzen Zeitraums lebt und webt die Menschennatur in dem Zustande eines immerwährenden Emporstrebens; alle Kräfte, alle Blüthen derselben treiben und entfalten sich ihrer Zeitigung entgegen.

Die erste Kindheit des Menschen ist aber ein wahrer Schauplatz des Elends. So unselbstständig, so hülfsbedürftig, wie der Mensch, wird kein Thier geboren. Seine Entwickelung geht äußerst langsam vor sich. Alle Thiere haben weit früher ihre Vollkommenheit erreicht, und einige werden ganz ausgebildet geboren. Beim Menschen ist Alles erlernt, was beim Thiere natürlich ist. Wie demüthigend für uns; aber auch wie erhebend! wenn wir bedenken, daß nach der Analogie der ganzen Natur edlere und zusammengesetztere Zwecke durch langsamere und überdachtere Anstalten erstrebt werden müssen. — Der Uebergang aus dem Mutterschooße ins freiere Licht des Daseyns ist, physisch betrachtet, ein so großer, schneller Gewaltschritt, daß keine Veränderung im übrigen Leben, die allerletzte ausgenommen, damit verglichen werden kann; er ist Uebertritt vom Pflanzen- ins Thierleben, und wirkliche Versetzung in

ein neues Element. Es läßt sich kaum anders begreifen, als daß dieser rasche und dabei so mühevolle Wechsel äußerst schmerzhaft seyn muß. Das Kind kommt auf einmal in eine kältere Atmosphäre, die es durchdringt, erschüttert und von allen Seiten drückt. Sein Erstgefühl ist Schmerz, den es laut genug ausspricht. — Gleichwohl scheint die Schwachheit, die Abspannung, worein noch alle Kräfte und Empfindungen des Neugebornen wie versunken sind, eine weise Veranstaltung zu seyn, weil dadurch das arme leidende Geschöpf wenigstens dem Bewußtseyn der Schmerzen entrückt wird. Diese tiefe Schwäche ist die erste Wohlthat des Schöpfers für seinen Liebling, den Menschen. Ja, so niedrig und beklagenswerth unser Zustand unmittelbar nach der Geburt auch seyn mag, so ist diese doch auf der Bahn der menschlichen Existenz ein überaus wichtiger Schritt; das Kind ist dadurch auf der Leiter seiner Bestimmung um eine bedeutende Stufe höher gehoben. Von diesem Augenblick fängt der Mensch an, ein mehr für sich bestehendes Wesen zu seyn; in seinem neuen Elemente wird er nun auch äußerer Eindrücke fähig; er kommt nach und nach mit der Körperwelt in vielfachere und weitläuftigere Beziehungen. Hier erst beginnt sein wahres Leben, nun erst hebt er sich stufenweise zur Würde der Menschheit empor. — Belauschen wir die ersten Schritte der Kindheit, so bezeichnen sie einen beinahe unaufhörlichen Schlaf, als natürliche Folge der Kindesschwäche, aber auch das beste Mittel gegen dieselbe, wenn er natürlich ist. Denn die geschäftige Natur nutzt diesen Zustand, um im Stillen alle Theile fortzubilden, und, da im Schlafe mehr Lebenskraft entwickelt als verbraucht wird, so ist derselbe eine heimliche Quelle, woraus Leben und Kraftfülle in alle Theile ausströmt; das Kind schlummert nun einem desto hellern Tage entgegen. — Nur Leiden oder Hunger unterbrechen seinen gesunden Schlaf. Hunger und Durst stillt es an seiner Mutter Brust. Wohl ihm, wenn kein barbarisches mütterliches Vorurtheil, wenn keine egoistische Rücksicht, keine Kränklichkeit der Mutter ihm diese versagt! Die Natur selbst hat

ihm seine erste Nahrung bestimmt, und so vorsichtig bereitet, daß sie in ihren Bestandtheilen sich ändert, wie es die veränderlichen Bedürfnisse der Kindheit erheischen. Bei seiner gesunden Muttermilch gedeiht schnell und glücklich der Säugling. Sein Wachsthum ist unmittelbar nach der Geburt am stärksten, und es nimmt im Verhältniß des Fortrückens der Zeit von jenem Punkte an ab. Denn der Menschenleib ist aus ungleichstoffigen Theilen zusammengesetzt; die starren machen den Widerstand gegen die flüssigen aus. So lange nun die Kraft größer, als der Widerstand, so lange das Verhältniß des Herzens gegen den übrigen Körper groß, der Trieb des Blutes heftig ist, die starren Theile dagegen geschmeidig und nachgebend sind, so lange geht das Wachsthum schnell und glücklich von Statten. Aus diesem Grunde hört bei einigen Thieren, z. B. bei diesen und jenen Fischarten, das Wachsthum nie ganz auf. Je näher das ungeborne Kind der Geburtszeit kommt, desto schneller wächst es; je länger das geborne die Geburt überlebt, um so mehr nimmt sein Wachsthum ab. So wächst, nach Büffon, der Menschenembryo im 1. Monate 1 Zoll,

—	2.	—	1¼	—	
—	3.	—	1¼	—	
—	4.	—	1½	—	
—	5.	—	2	—	
—	6.	—	2	—	
—	7.	—	2	—	
—	8.	—	3	—	
—	9.	—	4	Zoll.	

Mithin wächst er im 9ten Monate allein mehr, als in den drei ersten zusammengenommen, in den drei letzten aber so viel, als in den sechs ersten. Nach der Geburt nimmt das Wachsthum nach folgendem Verhältnisse wieder ab: im ersten Lebensjahre wächst das Kind 6, im zweiten 4, im dritten 3 Zoll ꝛc. Doch bemerkt man zuweilen Stillstand, und dann wieder beim Eintritt der Geschlechtsreife, wo die Natur ihre Kräfte gleichsam zusammennimmt, eine neue Beschleu-

neigung des Wachsthums. Auch macht sie in einzelnen Fällen Ausnahmen, wenn gleich im Ganzen Uebereinstimmung da ist.

Beobachten wir ferner die Aeußerungen des klarer werdenden Bewußtseyns beim jungen Kinde, so erscheinen in ihm früher alle Organe, und ihre Verrichtungen noch unentwickelt. Der Gefühlsinn, nur für stärkere Eindrücke empfänglich, scheint selbst noch auf der Zunge herrschender, als der eigentliche Geschmacksinn zu seyn; vom Geruch äußert sich noch wenig oder gar keine Spur; die stärkern Gehöreindrücke regen kaum des kleinen Kindes Aufmerksamkeit, und sein Auge rollt oder wankt unstät, bedeutungslos hin und her. Allein in höchstens sechs Wochen horcht schon sein Ohr auf Klänge und Töne, das Auge sehnt sich lüstern und begierig nach Licht, seine Blicke heften sich mehr auf zumal glänzende Gegenstände. Wenn sein bisheriges Lächeln nur convulsivische Zuckung, und sein thränenloses Geschrei stumpfer Ausdruck des Leidens war; so verkündet jetzt die erste Thräne ein aufdämmerndes Bewußtseyn, und das erste wahre Lächeln ihres Lieblings lohnt der Mutter zärtliche Sorge. Unendlich rührende Kleinigkeiten für fühlende Aeltern und kinderfreundliche Beobachter! Für sie ist diese Thräne, für sie dieses Lächeln das liebliche Morgenroth des beginnenden Vernunftlebens! Nun ersteigt das Kind bereits die Stufe der höhern Sinnlichkeit und des hellern Selbstbewußtseyns. Denn, spürt man jetzt unbefangen der Quelle seiner Freude oder seiner Betrübniß nach, so wird man sie sehr oft in dem Gefühl von Recht und Unrecht finden.

Die weitere Entwicklung des Kindes wird nun durch dessen Vermögen, seinen Kopf vermöge der zunehmenden Halsmuskelstärke aufrecht zu tragen, erleichtert, und es gewinnt nach und nach die Vortheile, welche der Mensch seiner aufgerichteten Stellung verdankt. Es gewinnt überhaupt mit jedem Tage an Größe und Stärke; alle seine Bewegungen werden bestimmter, seine Empfindungen zuverlässiger, sein Bewußtseyn deutlicher, und seine Thätigkeiten freier

hervor, freilich die untern früher und schneller, doch so, daß sich diese Regsamkeit nach und nach den höhern mittheilt, die zwar mühsamer und langsamer sprossen, aber doch mit jenen gleichzeitig zu wirken anfangen. Mit einem Worte: die Schritte des Kindes in dieser frühesten Lebensepoche sind Riesenschritte, und sein geistiges Wachsthum scheint mit dem körperlichen einerlei Gesetzen zu folgen.

Mit dem Zeitpunkte des ersten Zahnens tritt wieder eine neue Zwischenperiode ein. Die ersten, in einem gefäßreichen häutigen Säckchen noch eingeschlossenen Zahnkeime findet man schon beim dreimonatlichen Embryo, beim gebornen Kinde oben und unten zwanzig; sie sind die Keime der sogenannten Milch- oder Wechselzähne, und bestehen ursprünglich in durchsichtigen weichen Klümpchen, um welche herum eine etwas zähere Substanz sich ansetzt, der künftige Zahnschmelz. Nach und nach entstehen in diesen Klümpchen so viele Verknöcherungspunkte, als der werdende Zahn Kronspitzen bekommen soll. Oft ist die Verknöcherung schon vor der Geburt so weit gediehen, daß manche Kinder einige Schneidezähne mit zur Welt bringen. Gewöhnlich aber fällt die Zeit des Zahndurchbruchs in den 7ten bis 9ten Monat und noch weiter hinaus; die Schneidezähne erscheinen zuerst, etwas später die Wangenzähne, noch später die Spitz- oder Augenzähne.

Vom 7ten bis 11ten Lebensjahre geht der Wechsel dieser Zähne vor sich; die letzten Wangenzähne (Weisheitszähne) kommen erst in dem Zeitraum vom 10ten bis 80sten Jahre zum Vorschein.

Eigentlich wächst der Zahn oben von seiner Krone herunter; erst bilden sich die Spitzen, dann der Körper, und zuletzt die Wurzeln. Jeder Zahn ist von unten aufwärts eingebohrt; in dieser innern Oeffnung, die mit den Jahren kleiner wird, bekleidet ihn eine Beinhaut mit Blutgefäßen und einem Nerven durchwebt. — Dieser erste Zahnausbruch ist von der Natur bestimmt, das Kind der Mutterbrust zu entziehen und an solidere Nahrung zu gewöhnen. Die Folge

davon ist eine beschleunigtere Consolidation der Starrgebilde des Körpers, vermehrte Energie des Nerven- und erhöhte Reizbarkeit des Muskularsystems. Alle diese Folgen äußern sich bald in der größern physischen Stärke und in dem steigenden Muthe des Kindes. Daher das Gehen und Reden desselben fast in denselben Zeitpunkt fallen, wenigstens als die unmittelbare Wirkung des Zahnens anzusehen sind. In seinem neuen Kraftgefühl strengt das Kind kühner seine willkührlichen Muskeln an, und versucht ihm bisher fremd gebliebene, oder unerreichbare Bewegungen. Der erste Versuch frei zu stehen und ohne Beihülfe allein zu gehen, setzt eine an Verwegenheit grenzende Entschlossenheit voraus, und die Zuversicht, oder Furchtsamkeit, womit das kleine Geschöpf sich dabei benimmt, läßt mit vieler Wahrscheinlichkeit auf die Energie oder Schwäche seines künftigen Charakters schließen. Insgemein gelingt dieses Unternehmen desto zeitiger und glücklicher, je mehr das Kind sich selbst überlassen war. Mit jedem Tage wird es nun selbstständiger, und tritt unvermerkt in die Rechte der äußern Freiheit, da hingegen der Fortgang seiner physischen Kräfte durch eine allzuweichliche Pflege, durch gar zu ängstliche Obhut, durch künstliches Gängeln und jede Thorheit der Verzärtelung gehemmt und verspätigt wird. Aus diesem Grunde sind unsere Bauernkinder so viel früher munter und stark, und der kleine Neger hüpft und schwimmt in einem Alter, in welchem der Europäer kaum noch kriechen kann. — Das Kind besitzt in seinen Zähnen auch schon Werkzeuge der Sprachartikulation; die fortschreitende Festigkeit seines Körperbaues hat sich bereits den Sprachorganen mitgetheilt, und so fallen die ersten Aeußerungen des Sprechvermögens ungefähr in denselben Zeitpunkt. Nichts ist zwar unvollkommener, als das erste Stammeln des Kindes: aber wie ganz eigen anmuthig sind nicht selbst seine Sprachfehler, sobald sich nur einigermaaßen vernehmliche Töne darin unterscheiden lassen. Nichts beweist aber unwidersprechlicher, wie sehr der Mensch alles durch sich selbst werden muß, wie alle seine Fähigkeiten das Werk der

Kunstbildung sind, als die Schwierigkeiten, mit welchen er in den Elementen des Redens zu kämpfen hat. Jeder Buchstabe, jede Sylbe muß besonders erlernt und durch immerwährende Wiederholung endlich zur Fertigkeit gebracht werden.

Von diesem Zeitpunkt an fließt das Leben des Kindes ununterbrochen und in einem beinahe gleichförmigen Strome der Entwickelung durch die ganze Dauer des Knaben- und Mädchenalters bis gegen die Periode der Mannbarkeit fort.

Glückliches, beneidenswerthes Alter! Noch schonen seiner die Stürme wilderer Leidenschaften, keine ernste Sorgen quälen oder lähmen es! Noch flattert die Phantasie im Schimmer künftiger Hoffnung, und lächelt dem Leben freundlich zu, ohne dasselbe durch seine Blendwerke wirklich zu täuschen! Die Tage dieses Lebensalters scheinen, wie die Gegenstände seiner Wünsche, lachende Spielwerke. Indeß fühlt der Knabe doch den innern Drang des Emporstrebens jeder seiner Anlagen; jeglicher Eindruck hat einen eigenen Reiz, denn jeder ist neu, und mit jedem wird der Gesichts- und Empfindungskreis der Seele erweitert; sie, die Seele, schwebt, von keinem unruhigen Bewußtseyn umdüstert, in beständiger Klarheit; sie erblickt die Welt im Rosenlichte eines schönen Morgens, und betrachtet die Zukunft als eine endlose Kette in einander gegliederter Freuden und Hoffnungen! O schöne, selige Knabenzeit! —

In diesem ganzen Zeitraume bemerkt man keine Revolution in der Geschichte des Menschenlebens. Die Zeit und die mit derselben verhältnißmäßig fortschreitende Natur führen das Kind auf der Bahn seiner physischen und psychischen Ausbildung fort. Das Gedächtniß ist die herrschende Fähigkeit dieses Alters, es ist hier in voller Thätigkeit. Zugleich befindet sich die Phantasie in ihrer ersten Entwickelung, und das Kind mithin auf der ersten Stufe des höhern Sinnenlebens.

Das Jugendalter beginnt, der Knabe tritt zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau. Jetzt tritt der Zeitpunkt ein, wo die Absichten der Natur, die bis jetzt nur auf das Individuum, dessen Erhaltung und Entwickelung gerichtet waren, mit einem Mal sich erweitern, und auf den höhern Zweck der Erhaltung der ganzen Menschengattung hinarbeiten. Dies Alter der Mannbarkeit oder Pubertät läßt sich bei beiden Geschlechtern nicht genau bestimmen, denn es fällt sowohl bei verschiedenen Völkern der Erde, als bei einzelnen Menschen in ungleiche Jahre. In sehr heißen, auch wohl in sehr kalten Zonen tritt dieser Moment viel früher, als in unserer gemäßigten Zone, und hier je südlicher, desto früher ein. Das Klima wirkt in seinen Extremen nachtheilig auf den Organismus. Daher jene Frühreife nicht als ein Vorzug, nicht als eine Begünstigung der Natur, am wenigsten für Menschen, sondern als ein Beweis und eine Wirkung größerer Schwächlichkeit angesehen werden muß. Jedoch in einem Klima, an eben demselben Orte sogar, fällt diese Periode ungleich, beim weiblichen Geschlechte um ein paar Jahre früher, als beim männlichen, beim Städter in der Regel früher, als beim Landbewohner, so, daß hier die Lebensart offenbaren Einfluß hat. Mädchen werden bei uns im 13ten, 14ten Jahre, Knaben im 15ten, 16ten mannbar, bald früher, bald später, nach Verschiedenheit der Körperconstitution, Nahrung, Lebensart, Phantasie und mehrerer anderer zusammentreffender Umstände. — In Hindostan dagegen und andern heißen außereuropäischen Ländern ist es nichts seltenes, fruchtbare Ehen zwischen acht- oder neunjährigen Mädchen und zehn- oder zwölfjährigen Knaben zu sehen. Von den Nordafrikanern, sogar von den Samojeden und andern Nordasiaten hat man ähnliche Nachrichten, wiewohl die frühen Ehen nicht immer eine frühe Mannbarkeit beweisen. Jene Weiber, welche in ihrem zehnten Jahre Mütter sind, sind im dreißigsten welke Matronen. In Guinea ist ein vierzigjähriger Mann ein Greis, und ein Funfziger selten. — Sera juvenum venus, eaque inexhausta juventa.

ihr ein Lobspruch, den Tacitus den alten Teutschen beilegt.

Die Jugend ist in der That der Frühling, die schönste Blüthezeit unsers Lebens; sie führt den Menschen seiner vollen Ausbildung entgegen. Alle vorhergegangene Umstände waren nur Vorbereitungen; aber jetzt eilt der Jüngling, die Jungfrau dem hohen Zwecke der vollendeten Menschheit mit mächtigem Schritte näher. Diese merkwürdige Veränderung wird durch mancherlei Vorboten angekündigt. Oft macht die Natur in diesem Alter außerordentliche Anstrengungen, und der Körper wächst mit einem Mal zu seiner erreichbaren Höhe heran. Man kann aber ein dreifaches Wachsthum unterscheiden: 1) ein allgemeines des ganzen Körpers; 2) ein partielles gewisser Theile desselben, und 3) ein Wachsthum des Umfangs. Nur die beiden ersten Arten sind eigentliche Entwickelung. Die erste dauert bis gegen das männliche Alter hin; die zweite ist der Jugend eigen; die dritte ist nicht sowohl Entwickelung, als Anhäufung der Materie, und hat meist erst im spätern Alter Statt. Die Ursache des partiellen Wachsthums der Jugend scheint folgende zu seyn: die Bestandtheile, welche den Körper wegen der größern Festigkeit seiner Starrgebilde nicht mehr in die Länge ausdehnen, werden durch die weiter gewordenen Unterbaucharterien nach den Geschlechtstheilen geleitet; diese also erhalten durch den nunmehr reichern Zufluß in kurzer Zeit eine Ausbildung, welche unmöglich war, so lange der ganze Vorrath der nährenden Blutheile durch das Wachsthum in die Länge erschöpft wurde. Alle Gefühle werden nun wärmer; es erwachen bisher noch unbekannte Triebe; der Blick wird ernster, stäter, bedeutsamer, theilnehmender. Der Mensch fühlt jetzt im Bewußtseyn seines erhöheten Selbstwerths, in der nachdenkenden Einsamkeit ein Vergnügen, das er sonst nur außer sich gesucht hatte. Denn auch die Seele hat so gut, wie der Leib, ihre Perioden des Wachsthums. Eine der denkwürdigsten fällt gerade in das Jugendalter. Hier erklimmt der Mensch die obere Stufe der höhern Sinnlichkeit. Zeigten sich schon

im frühern Alter Spuren der Spontaneität, die aber noch den gröbern Neigungen fröhnte, so gewinnt diese jetzt durch das freie Spiel der Einbildungskraft in Harmonie mit dem Verstande an Stärke und Adel; sie schränkt die Herrschaft der natürlichen Triebe ein; Verstand und Sinnlichkeit ringen mit einander, machen Verträge, aber nur auf kurze Zeit. Denn bald schwingt sich die Vernunft, durch jene Kämpfe erstarkt, zum Range der höchsten Gesetzgeberin heran. Es ist aber eine gewisse Erfahrung, daß diese psychologische Veränderung bei Menschen, deren Verstand und Herz in frühern Jahren vernachlässigt worden waren, entweder viel später, oder gar nicht eintritt. Oft bleiben sie ihr ganzes Leben hindurch Kinder. —

Wie groß ist aber auch nicht die physische Umwandlung der beiden Geschlechter in diesem Alter! In sehr kurzer Zeit erhalten die Geschlechtsorgane ihre Vollendung; die Stimme ändert sich, auffallender zwar beim Knaben, als beim Mädchen, aber auch hier merkbar genug für ein geübtes Ohr. Während bei jenem ein zarter Bartwuchs anfliegt, wölbt sich bei diesem die Brust zum schönern Busen. Die dem Menschenweibe eigenthümlichen Katamenien finden sich ein, und verkünden dem reifenden Mädchen seine Bestimmung, dereinst Mutter zu werden. Dies ist also die frohe Jahreszeit der angehenden Reife, dies das Alter der zauberischen Einbildungskraft! — Es gehört zum Glück des Gebundens, daß es so unschuldig, so heiter und rein, so lange wie möglich, erhalten werde. — —

Wir haben nun den Menschen bis auf den höchsten Gipfel seiner physischen Vollkommenheit, bis in sein:

Vollkommenes Lebensalter (männliches Alter) begleitet. Hier scheint er eine Zeitlang zu verweilen, um in seiner ganzen Lebensfülle gleichsam zu schwelgen, und seine Wirkungssphäre mit dem vollen Maaße seiner Kräfte auszufüllen. Aber eigentlich giebt es im Menschenleben eben so wenig, wie in der übrigen Natur, irgendwo einen Stillstand. Mithin steht der Mensch auch im vollkommenen Alter nicht

Stärke, und, wenn schon das totale oder partielle Wachsthum aufgehört hat, so arbeitet die Natur noch immer an der gänzlichen Vollendung der schon ausgebildeten Organtheile fort. Dergestalt gewinnt der Mann unvermerkt einen ihm eigenthümlichen Charakter. Wenn ein schlanker, feiner Wuchs, wenn Lebhaftigkeit mit wirksamer Bescheidenheit im Jünglinge gefallen, so soll hingegen im vollkommenen Manne Stärke der herrschende Ausdruck seyn. Ihn empfehlen ein fester, gedrungener Gliederbau, strotzende und rasch abgesetzte Muskeln, sprechende Gesichtszüge, eine ins Dunkle spielende Hautfarbe, Muth im Blick, im Gange Adel und Zuversicht. Nicht so beim zärtern Geschlecht. Ihm ziemt Sanftheit auch noch in der vollen Reife, also gehören ihm die feinern Umrisse, die rundere Muskulatur, das hellere Incarnat, die bescheidene Grazie rc.

Auch die Seele schwingt sich jetzt zum höchsten, hienieden erreichbaren Grad der Vollkommenheit. Indem das wilde Ungestüm der Leidenschaften sich allmählig legt, und die lieblichen Farbenbilder der Phantasie reellern Einsichten in die wahre Beschaffenheit der Dinge und des Lebenswerthes weichen, so gewinnt die Vernunft mehr Raum und Herrschaft; der übersinnliche Charakter wird entwickelt, der Mensch fängt an, als freieres Vernunftwesen, der Sinnlichkeit mehr Gehorsam zu gebieten. Sobald indeß der Zeitpunkt sich nähert, wo die Vernunft keine weitere Ausdehnung erhält, der Körper dagegegen an Masse und Umfang zunimmt, ist das Menschenleben schon wieder im Sinken begriffen; es neigt sich bereits zu dem Abhang hin, und wir finden uns endlich auf dem Punkte, wo die Abnahme fühlbarer und drückender zu werden anfängt, an der Grenze des höhern und hohen Alters.

Gewiß tragen alle organische Wesen den Keim ihrer eigenen Zerstörung in sich, indem dieselben Ursachen, welche in den vorhergehenden Jahren das Wachsthum beförderten, durch ihre Fortwirkung nach einerlei Naturgesetzen ihre Ab-

lösung herbeiführen. Dies ist also die Schattenseite des Menschenlebens! — Man pflegt dies Alter in [illegible] das angehende (mittlere, senectus viridis, cruda), und in das hohe Greisenalter (senectus decrepita) einzutheilen. Dort ist der Abhang sanfter, hier jäher; jenes heißt daher beim Seneca ganz treffend: devexa, dieses praeceps aetas. Aus eben dem Grunde, aus welchem das Wachsthum beim weiblichen Geschlechte schneller verläuft, ist auch hier das Alter langsamer und das Leben überhaupt dauerhafter.

Eine grosse Wohlthat bleibt es, daß das Alter so unvermerkt heranschleicht, daß es Andere immer eher, als wir selbst wahrnehmen. Und in der That sind im Anfange dieser Periode der Beschwerlichkeiten noch nicht so viele, daß dadurch der frohere Lebensgenuß merklichen Abbruch leiden sollte. Der Körper behält noch Munterkeit genug übrig, die Seele scheint sogar in einer gewissen Rücksicht zu gewinnen, indem so, wie die Macht der Sinnlichkeit geschwächt wird, die höhern Geistesfähigkeiten zu freierer Thätigkeit gelangen. Dies ist also jenes ehrwürdige Alter, welches Zutrauen und Hochachtung einflößt und zu fordern berechtigt ist.

Bald aber nehmen auch die Geistesfähigkeiten in derselben Ordnung wieder ab, wie sie sich nach und nach entwickelt hatten. Allmählig wird das Gedächtniß, zumal für spätere oder neuere Eindrücke, schwächer, dann erkrankt die Einbildungskraft; im höhern Alter, wenn die Sinne stumpf werden und die Kräfte des Körpers sinken, vermindern sich immer mehr die Seelenkräfte, und am Ende wird der Mensch wieder zum Kinde. Der Fall des sich selbst überlassenen Körpers ist eine in jedem Zeitmoment zunehmende Beschleunigung. Dies ist das Bild der letzten Periode des Menschenlebens. — Die physischen Ursachen des höhern Alters sind: die zunehmende und immer weiter um sich greifende Erhärtung der Weichgebilde, die Verstopfung und theilweise Verknöcherung der Gefäße, die Callosität der Nerven, die Minderung und Vertrocknung der Flüssigkeiten, ihr Hinneigen zur Entmischung

und Verderbniß; die Anhäufung der erdigen Theile im Blut und in der ganzen Säftemasse.

Je länger die Ursachen der Zerstörung in den starren und liquiden Stoffen des Organismus fortwirken, desto unaufhaltsamer verbreitet sich das Uebel nach allen Seiten. Nach und nach werden die Sinne schwächer, vorzüglich das Gehör und Gesicht. Für die meisten Greise hat die Natur ihre Reize verloren, sie hat ihren Schmuck abgelegt, für sie schweben und schwimmen die Gegenstände mit unbestimmten Umrissen und verwischten Farben in trübem Nebel. Nicht weniger leidet das Muskelsystem; daher die überhandnehmende Unbehülflichkeit, die immer sich mehr beengende Thätigkeitssphäre des Greisen, dessen ganze Welt zuletzt sein Zimmer, sein Lehnstuhl, sein Bett sind. Auch die Eingeweide versagen immer mehr ihre Dienste, und die Nahrung, statt neues Leben, neue Stärkung durch den Körper auszugießen, wird demselben jetzt zur größern Bürde. Und wie mühsam arbeitet nicht das matte Herz gegen die träge Blutmasse! Nicht mehr vermag es, diese bis in die äußern Theile des Körpers zu treiben; der Kreislauf des Bluts ist unterbrochen, wie abgerissen, langsam schleicht es vor- und rückwärts; die Pulsschläge sinken von 80 bis auf 40, 30, 24 in einer Minute, und die wenige Lebenswärme zieht sich in das Innere zurück. Wie mitleidswürdig ist des Greisen Existenz, oder vielmehr dieser Schatten seiner Existenz! Wie ist sein ausgetrockneter Köper von krausen Runzeln überfurcht! — Bebend wankt sein Fuß am unsichern Stabe daher; tief hängt sein Haupt, vom Schnee des Alters bedeckt, von der Jahre Menge belastet, am krummgebogenen Nacken herab, und zum nahen Grabe hin, wo der Müde Ruhe hofft, und findet. —

Auch die Seele nimmt an dieser Zerrüttung des Greisenkörpers Theil. Schon ist die Sinnlichkeit erloschen, jedes Gefühl abgestumpft, verzehrt, der Verstand gelähmt, mit einem Worte: die Seele schrumpft zugleich mit dem Leibe zusammen, und wie hier die Sphäre der Wirksamkeit und des Genusses, so wird dort der Kreis der Ideen und Vor-

prägungen immer beschränkter. Von der Beengung des Ideenkreises, von dem Schwinden des Gedächtnisses rc. kommt es, daß der Greis unbewußt hundert Mal das Nämliche wiederholt. Dieser Zustand erzeugt im Ganzen einen eigenthümlichen Charakter, den man nur mit Geduld ertragen kann.

Mit stiller, aber unwiderstehlicher Gewalt führet uns endlich der Strom des Lebens an die Ufer der Ewigkeit fort. Ein natürliches, nothwendiges Geschick, vor welchem die Einbildungskraft, noch mehr das unruhige Gewissen zurückschaudert, indeß ihm die Vernunft, eben weil es natürlich und unvermeidlich ist, und ein reines Bewußtseyn mit hingebender Resignation entgegenharrt! —

Tod ist Ruhe der erschöpften Menschennatur, und Stillstand ihrer Wirksamkeit. Tod ist nicht Tod, sondern Veredelung unserer Natur. — —

Die Kraft, welche am letzten erlöscht, ist dieselbe, welche das erste Bedürfniß des Lebens ausmacht, die Muskelkraft. Mit ihr stirbt das Herz, die Blutwelle stockt, der Athem entschwindet, und alle Bewegungen des Körpers werden zur bevorstehenden Auflösung gefesselt. Dies ist der Tod der Natur! — Wenige Sterbliche erreichen dies entfernteste Ziel des Daseyns; die mehresten erliegen frühern Zufällen und Krankheiten. —

So wäre nun der Vorhang über der letzten Scene dieses Erdenlebens niedergesunken!

Entfesselt von den Banden des Körpers und der niedrigen Sinnlichkeit, erreicht jetzt die Seele, sie, die Unsterbliche, eine neue Stufe auf der Leiter ihrer Bestimmung, und fährt in einer höhern und bessern Ordnung der Dinge fort zu wirken, wo sie hier stehen blieb, zu erndten, was sie hier ausgesäet, zu vollenden, was sie hier begonnen hat. — —

Neuntes Kapitel.

Natürliche Verhältnisse im Menschenleben.

Das hier gezeichnete Gemählde des Menschenlebens würde, ohne die Untersuchung der allgemeinen Fragen über die Dauer und Verhältnisse desselben überhaupt, nur noch sehr unvollständig, bloße Skizze seyn. —

Soviel wissen wir zuverlässig, daß die Menschen in der Regel unter allen Himmelsstrichen ungefähr gleich lange leben, oder doch leben können; nur daß freilich vermöge eines nicht zu bestimmenden Zusammentreffens äußerer und innerer Ursachen der Ausnahmen hier mehrere, dort wenigere sind. So herrschen in einigen Gegenden gewisse Krankheiten klimatisch: der Skorbut in den Polargegenden, unter den Lappen die Kolik, in warmen und heißen Ländern Gallenkrankheiten, gelbes Fieber und der tödtliche Sonnenbrand; Asien und Aegypten erzeugen die orientalische Pest; zwischen den Wendezirkeln ist die Ruhr gefährlich, in Sumpfgegenden das Wechselfieber, in warmen Jahreszeiten die feuchte kühle Nachtluft ꝛc. Zu diesen physischen Ursachen kommen noch politische und moralische, z. B. zu frühzeitige Ehen, die Vielweiberei, der Hang zu starken geistigen Getränken, zur Wollust, zum Selbstmord ꝛc. und andere herrschende Laster. Allein diese zum Theil zufälligen Ursachen abgerechnet, bleibt es wahr, daß der Europäer, der Neger, Amerikaner, Chinese, der Hindus, der Wilde, der Cultivirte, der Reiche und Arme, der Stadt- und Landbewohner gleich lange leben können. — Wollte man nun die Lebensdauer der Menschen auch blos nach der Angabe von bekannten Erfahrungen schätzen, so müßte man gleichwohl schon zugeben, daß der Mensch in Vergleich mit den übrigen Thieren eine größere Dauerhaftigkeit besitzt, und dieses ist aus der Organisation desselben vollkommen begreiflich. Der menschliche Organismus verdankt seine größere Ausdauer einer feinern Anlage. Bei keinem Vierfüßer ist das Zellgewebe so biegsam und nachgebend, bei viel kleinern Thieren sind die Schlagadern fester, das Hirn- und Nerven-

mark trockener, und bei manchen jungen sind schon die Knochen härter. Da nun die Erhärtung der weichen und die Austrocknung der flüssigen Theile die Ursache der Abnahme ist, so muß der Mensch vermöge seiner zartern Structur, gleichsam durch seine Gebrechlichkeit selbst, ausdauernder seyn. Wenn unter den Thieren die Beispiele des Todes vom Alter ziemlich häufig vorkommen, so sind sie dagegen beim Menschen äußerst selten. Durch obige Erfahrung kann also nur das gewöhnliche oder relative, nicht aber das mögliche oder absolute Lebensziel bestimmt werden. Jenes ist nämlich der Zeitpunkt, worein der zufällige, dieses derjenige, worein der natürliche Tod fällt.

Wer die Analogieen, aus welchen sich überhaupt auf die Dauer der Pflanzen und Thiere schließen läßt, auf die Menschen anwendet, wer die Nachrichten von dem langen Leben der antidiluvianischen Menschen nicht geradezu für fabelhaft erklären mag, wer damit die Berichte von ungewöhnlich bejahrten Greisen aus älterer und neuerer Zeit vergleicht, der wird sich bald überzeugen, daß der Mensch nach seinen physischen Anlagen viel länger leben könnte, als er wirklich lebt.

Aeußerst wichtig ist die Bemerkung in beiden organischen Naturreichen: daß, je länger ein Geschöpf getragen wird, je langsamer es wächst, je später es die Fortpflanzungsfähigkeit erhält, und sein gänzliches Wachsthum vollendet, desto länger auch lebe. Die Eiche z. B. wächst am langsamsten und dauert am längsten. Pilze, welche in einer Nacht aufschießen, überleben den folgenden Tag nicht; unter den Thieren leben die Insekten am kürzesten, aber ihr Wachsthum ist auch das schnellste; die Fische wachsen sehr langsam, oft ihr ganzes Leben durch, aber dasselbe ist denn auch sehr langdauernd; nur die Vögel machen hier, wie in so vielen andern Rücksichten, eine Ausnahme. Unter den Säugthieren wird namentlich der Hirsch 8 Monate getragen, und bedarf 5—6 Jahre zu seinem ganzen Wachsthum, woraus sich auf seine natürliche Lebensdauer von etwa 40 Jahren schließen läßt.

Denn

Denn, nach Buffon, leben die Thiere etwa acht Mal so lange, als zu ihrem Wachsthum erfordert wird. —

Aber wozu, dürfte man bei dem Menschen fragen, dieser so weit aussehende Aufwand an Kräften, da er doch für die Allermeisten vergeblich ist? da die Allerwenigsten kaum die Hälfte der möglichen Dauer durchleben? — Weil der Mensch bestimmt ist, als ein Vernunftwesen, seine Seelenkräfte mehr, als die Thiere, anzustrengen; weil er, als ein moralisches Wesen, tausenderlei Schmerzen und Leiden, die jene nicht kennen, nicht fühlen, preisgegeben wird; weil er endlich, als ein freies Wesen, seine Kräfte mißbrauchen und in Unordnung zc. ausschweifen konnte, welches alles der Lebenserhaltung Eintrag thut, so würde er ohne einen beträchtlichen Ueberschuß an physischer Kraft auch dieses nähere, in der Ordnung der Natur aufgesteckte Ziel nicht erreichen können. Sollte der Mensch etwa ein Jahrhundert leben, so mußte er für eine Dauer von beinahe zwei Jahrhunderten organisirt werden.

Natürlich ist es sehr schwer, der nähern Bestimmung unsers absoluten Lebensziels beizukommen; doch läßt sich wahrscheinlich vermuthen, daß es beinahe an das zweihundertste Jahr reiche. Vorausgesetzt, daß etwas über 20 Jahre zur Vollendung des gänzlichen Wachsthums erfordert wird, so weist, wenn wir, nach der bereits erwähnten Analogie, diesen Zeitraum für den achten Theil der ganzen Lebenszeit annehmen, das herauskommende Product ungefähr auf jene Grenze hin.

Auch kennen wir kein historisch erwiesenes Beispiel, daß ein Mensch über zweihundert Jahre gelebt hätte. Der älteste Nestor späterer Zeit, Heinrich Jenkins, lebte, nach gerichtlichen Urkunden, (geb. 1501, gest. 1660), fast 160 Jahre, und hätte wohl etwas länger leben können, wenn er in seinem diätetischen Verhalten sich gleich geblieben wäre. Diesem kommt der bekannte Engländer Thomas Parre (geb. 1483, gest. 1635) am nächsten, welcher sein Lebensalter bis auf fast 153 Jahre brachte, es aber ebenfalls durch eine einzige Abweichung von seiner gewöhnlichen Frugalität

unwillkührlich selbst verkürzte. Sein Sohn aus der zweiten Ehe, Michael Michaelstone, ward 127 Jahre alt. — Bei der verschiedensten Lebensart, bei der größten Unthätigkeit und bei der höchsten geistigen und körperlichen Kraftanstrengung kann der Mensch ein hohes Alter erleben. So wurden Mehrere der ausgezeichnetsten Gelehrten hochbejahrte Greise (s. unten). Matrosen und Krieger wurden grau unter den Stürmen des Meers, unter den Beschwerden der Märsche und Feldläger. Anachoreten, die auf der Spitze einer Säule ihr Leben verträumten, Einsiedler, die sich in Höhlen vergruben, brachten ihr Alter auf hundert und mehrere Jahre. Ein Schweizer lebte 120 Jahre blos von Milch, Morales ein Jahrhundert lang vom Wassertrinken. Ein hundertjähriger Engländer antwortete auf die Frage: bei welchen Lebensregeln er ein solches Alter erreicht habe? „ich aß, ehe ich hungerte, und trank, bevor ich Durst hatte." — Ausschließliche Ernährung mit Vegetabilien, oder mit Fleisch, mit lauter Fischen, oder mit einer gemischten Kost bewirkte, bei mäßigem und schwelgerischem Genuß, einen und denselben Erfolg. Strenge, Pythagoreische Enthaltsamkeit beförderte, gleich Mönchskasteiungen, eben sowohl einen langen Lebensverlauf, als eine täglich reich besetzte Tafel und Ueberfluß an Nahrung. Diese Scheinwidersprüche löst zum Theil ein tiefer, eindringender Blick in die Natur des Menschen, denn nicht Allen ist Alles erlaubt; hier stehen sie nur als Zeugnisse für die Unerschütterlichkeit des Menschenorganismus, welche alle Schwierigkeiten besiegt, sich Allem anschmiegt, um den einzigen Zweck der ungestörten Fortdauer zu erreichen.

Groß ist aber die Anzahl von ausgezeichneten Beispielen einer naturgemäßen langen Lebensdauer. Wie viele derselben mögen bei den Naturvölkern verloren gehen, welche ohne Zweifel die meisten davon liefern könnten, wenn sie Jahre zählten und Kalender hätten!

Aus den Zeiten der alten Griechen, Römer und anderer Völker sind die Nachrichten über das Alter, welches die Menschen damals erreicht haben, nur zufällig, nur zu vereinzelt und

beschränkt, als daß sich über die wirklich längere und kürzere Lebensdauer der Gesammtheit hinlänglich urtheilen ließe. Arkadien und Anatolien waren vormals wegen des langen Lebens ihrer Bewohner berühmt. Die auf dem Berge Athos erlebten ein hohes Alter, daher man sie auch Makrobios nannte. Hippokrates, der Vater der Arzneikunde, wurde 104 Jahre alt. Das hohe Alter Einzelner von 120 — 150 Jahren im alten Italien bestätigt die im Jahre 76 nach Christi Geburt unter Kaiser Vespasian angestellte Volkszählung.

Von spätern Ueberlieferungen und neuern Beispielen sind folgende die glaubwürdigsten:

Als Vespucci nach Brasilien kam, zählten ihm die Einwohner mit Kieselsteinen ihre Jahre vor, und zeigten ihm in ununterbrochener Reihe: Sohn, Vater, Großvater, Urgroßvater und Aeltervater zugleich noch am Leben.

Lafitau kannte unter den Indiern in Nordamerika eine Frau, von der die Kinder ihrer Kinder bis zur fünften Generation noch lebten. Es gab dort noch weit ältere Frauen, welche die ältesten lebenden Personen nie anders, als schon alt gekannt hatten. Birton und Brissot bezeugen, daß die Menschen überhaupt in Amerika älter würden, als anderswo. Letzterer nennt einen Temple zu Neuhampshire, der acht Kinder hinterließ von 73, 75, 77, 79, 81, 83, 85 und 86 Jahren.

Die Kalifornier leben in einem unfruchtbaren Landstriche bei dürftiger Nahrung gesund, und werden alt.

Unter den tatarischen Nomaden, sagt Pallas, trifft man 80 — 100jährige Greise häufig an.

Der alte Kaiser Kienlong in China ließ 1485 aus seinem Reiche alle Greise, welche älter, als er waren, nach Pekin kommen; es stellten sich 3000 ein, unter denen 192 achtzig- und hundertjährige Urältervater waren.

Kämpfer erzählt von Japan, daß er auf seiner Reise in einem Dorfe alle Einwohner, Söhne, Enkel und

Großenkel von einem einzigen Stammvater gefunden habe, der damals noch lebte.

Nach den russischen Kirchenlisten befanden sich unter 837,852 im Reiche während 1814 gestorbenen Personen 877 über 100 Jahre alt, 80 über 110, 19 über 120, zehen über 125, einer von 145, und einer von 150.

Im Jahre 1703 waren unter 50,444 damals in Island lebenden Menschen 957 von 70 — 80 Jahren, und Einer von 100. Linnée sagt von den Lappländern, daß Viele unter ihnen ein Jahrhundert erlebten.

Kalm erwähnt einer Zeit in Schweden, wo 70jährige Männer rüstig ihr Feld pflügten, und sehr alt wurden.

Pontoppidam giebt von mehrern Norwegern Nachricht, welche zu verschiedenen Zeiten ein Alter von 110 bis 150 Jahren zurücklegten. — Und so weisen Dänemark, Großbritannien, Frankreich, Teutschland, die Schweiz, Ungarn rc. mehrere Methusala's ihrer Zeit auf, ja jedes Jahr liefert seine Beiträge zu den Merkwürdigkeiten eines hohen Greisenalters im In- und Auslande.

Auch zeichnen sich mehrere Städte in dieser Art aus. So findet man, nach Schlözer's vergleichenden Sterblichkeitstabellen, zu Genf unter 1000 Lebenden 221 siebenzigjährige und dieses Alter überlebende Greise. Lebenslustigen Alten empfiehlt sich die wegen ihrer Salubrität und durch ihren Reichthum an Greisen längst berühmte Stadt in Frankreich, St. Germain en Laye.

In den Londoner Sterbelisten vom 18ten Jahrhundert sind 200 Menschen verzeichnet, welche ein Säculum durchlebt hatten.

In Wien zählte man (1816) 12,306 Todte, worunter 47 Greise 90 — 100 Jahre alt wurden, der älteste sogar 102.

Von einzelnen dergleichen denkwürdigen Beispielen noch folgende: Haller erwähnt in Hernsford eines Tanzes von 5 Männern und 5 Frauen, die zusammen 1000 Lebens-

jahre zählten. — Die Gräfin Desmand wechselte, als hochbetagte Greisin, noch zweimal ihre Zähne, und starb 1656 in einem Alter von 140 Jahren. — Im Jahr 1807 wurde zu Paris der Arzt Dufournel, 119 Jahre alt, Großmeister einer Freimaurerloge, und präsidirte noch während der Sitzung und bei Tafel. Seine lebende Tochter war damals beinahe 100 Jahre alt. — Francois Cailtoy erreichte sein 105tes Lebensjahr. Während des letzten Vendéekrieges kam er in Gefahr, an seinem Geburtsorte von den Royalisten ermordet zu werden. Sein Ausruf: „habt ihr keine Achtung für meine 100 Jahre?" rettete ihn.

Thomas, ein Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts, giebt eine Zeit an, wo mehrere 100jährige venetianische Senatoren zugleich bei öffentlichen Feierlichkeiten erschienen.

Maria Neroz in Valencia starb 1800 im 142sten Lebensjahre; bis ins 111te ging sie noch wöchentlich einen Weg von 4½ Stunden. Nur 2 Tage vor ihrem Tode verlor sie Gehör und Gesicht, und schlief fast unbemerkt beim Abendessen ein.

Der Neger Jos. Ramm starb im December 1809 in Jamaica 140 Jahre alt. Zwanzig Jahre zuvor wechselte er noch neue Zähne, die, nebst seinen Sinnen, den Geruch ausgenommen, gesund blieben. Nur einmal war er krank. Wenige Tage vor seinem Ende hatte er zu Fuße noch 4 englische Meilen zurückgelegt, u. s. w.

Die meisten hochbejahrten Greise treffen wir in Norden an, zumal unter den Jägern, Schiffern und Landleuten ꝛc.

Daß aber auch ungemeine Geistesthätigkeit zur Erreichung eines hohen Alters beitragen könne, beweisen mehrere neuere Beispiele. So erlebte Friedrich der Große ein Alter von 74, Kant und Wieland eines von 80 Jahren; der Maler Oeser ward 82, Haydn und Heinitz 77, Heyne 82, Metastasio über 84, der Philosoph Jacobi fast 80, der Dichter Jacobi 74, Klopstock 79, Gleim 83, Adelung 74, Nösselt 73, Blücher 77,

die beiden Stolberge 78 und 72, Thümmel 79, Sicard 85, Bertuch 75, W. Herschel 84, Jos. Banks 77 Jahre alt ꝛc. Noch jetzt begeistert uns der kräftige Greis Göthe durch seine Meisterwerke! noch jetzt entzückt uns die 80jährige Mara durch ihre Gesänge! — —

Geht man in die Urgeschichte zurück, so finden sich die allgemeinen Angaben der Bücher Mose von einem hohen Menschenalter, über deren Auslegung und Glaubwürdigkeit die verschiedensten Ansichten herrschen. Ihre gemilderte Annahme und theilweise Verwerfung wird von dem Grade der Wahrheit abhängig, welchen die Vergleichung ähnlicher Erzählungen mit diesen bestimmt. Die physischen, auf dem Gange der Organisation beruhenden Gründe zeigen, was möglich, und auch wohl wahrscheinlich ist. Unleugbar lebten damals viele Menschen lange, wenn ihre Existenz, als Stammeltern, mit mehrern auf einander folgenden Generationen gleichzeitig war.

Der Mensch wird nicht geboren, um als Kind zu sterben, sondern die Bahn zurückzulegen, die seinem Wesen angemessen ist, und nach eben den Gesetzen ein Greis zu werden, nach denen er ein Jüngling wurde.

Diese Gesetze sprechen deutlich und vernehmlich: Sie zeigen, wie der Mensch erst nach langen, sehr bestimmten Perioden der regelmäßigsten Entwickelung, und nach Verlauf von vielen Jahren seine Vollendung erzielt, um, als Väter, in seinen Nachkommen fortzuleben, mehrere Geschlechter entstehen zu sehen, und dann den kommenden seinen Platz zu überlassen. Eben diese Gesetze sagen unwidersprechlich aus, daß der menschliche Lebensgang immer dahin abzweckt, einen ununterbrochenen, alle Perioden regelmäßig beendigenden Verlauf herbeizuführen, daß sie Krankheiten nur erregen, um Gesundheit wiederherzustellen, und daß selbst die schreckliche Ausartung in Cretinismus, einen Zustand, der an Vegetation grenzt, und in die Fähigkeit zum Somnambulismus den überzeugendsten Beweis liefert, wie Erhaltung auch in den auffallendsten Metamorphosen Zweck des Organismus ist.

Diese Gesetze müssen den Ungläubigsten überzeugen, daß ein lang dauerndes Leben bei Tausenden von Menschen erwiesen und in der Menschenanlage gegründet ist, daß solche vielvermögende Kräfte, solche dauerhafte Organe, welche dem Geschlecht eigenthümlich sind, in jedem Individuum einen solchen Erfolg unter günstigen Umständen hervorbringen können.

Aus diesen hier nur angedeuteten Gründen ergeben sich folgende gemeinnützige, aber höchst verkannte Wahrheiten: es liegt in der Macht des Menschen, ein gesundes, schmerzenfreies Leben mehrere Decennien hindurch zu genießen; ist er selbst dazu nicht mehr fähig, so hängt es doch mehrentheils von ihm ab, seine Nachkommen in diesen Zustand zu versetzen. Die größten Uebel schafft der Mensch sich selbst, denn Alles artet aus unter seinen Händen. Es giebt nur äußerst wenige Krankheiten, denen der Mensch nicht ausweichen könnte, die Vermeidung ihrer mehresten Ursachen beruht auf seinem freien Willen und auf der Wahl der ihm angemessensten Lebensordnung.

Indeß ist das wirkliche Lebensziel des Menschen so ganz zufällig, daß es bei jedem Einzelnen von besondern Ursachen und individuellen Umständen abzuhängen scheint. Zugleich aber steht die Zufälligkeit des Todes, an gewisse Gesetze gebunden, unter dem Einfluß einer höhern Ordnung. Ja, es herrscht ein sicheres Ebenmaaß zwischen den Werdenden, den Lebenden und den Sterbenden. Fest stehet das Gesetz, daß das männliche Geschlecht über das weibliche bei der Geburt einen kleinen Ueberschuß hat, der sich wie 21 zu 20 verhält, aber schon vor dem vierzehnten Jahre sich wieder aufhebt, und die völlige Gleichheit der Geschlechter herstellt. Diese ist über die ganze Erde verbreitet; bei einzelnen Familien zeigt sich keine Spur davon. Bei mehrern Familien, die zusammenwohnen, tritt sie nach 10 — 15 Jahren hervor, bei Massen von 10,000 Menschen alle Jahre, bei Massen über 60,000 alle Monate, bei Massen von mehrern 100,000 alle Wochen, bei 10 Millionen jeden Tag. Die Ungleichheit in kleinern Zahlen der Gebornen wird durch die Zeit aufgehoben

und in das Grundverhältniß verwandelt. Dasselbe geschieht durch die größere Menge bei gleichzeitigen Geburten. Es liegt also ein Gesetz zum Grunde, welches an Zeit und Raum gleich gebunden ist. Denn ohne das letztere wäre die gleichmäßige Vertheilung beider Geschlechter in jedem Punkte der Erde unmöglich. Dieses Gesetz gehört der Gattung an, und zeigt von einer höhern Ordnung der Dinge in der Natur. Die beiden Geschlechter stehen in demjenigen unwandelbaren Verhältniß zu einander, welches die Erhaltung, das Bedürfniß der Menschheit, und selbst die Anlage der Gesellschaft zur Sittlichkeit erfordert, und, obschon insgemein die Ehen aus ganz andern Beweggründen und Rücksichten, als aus Naturzweck, geschlossen werden, so ist doch auch ihre Menge und Beschaffenheit gegen die Bevölkerung der Länder in einem fast unbeweglichen Gleichgewichte. Wenn man daher diese Berechnung auch mehr ins Einzelne verfolgt, so findet es sich, daß das Menschengeschlecht nicht allein im Ganzen, sondern in demselben jedes besondere Lebensalter dem Tode jährlich seinen bestimmten Tribut zahlt, daß sich für jeden Zeitpunkt nachweisen läßt, der Wievielste von einer gegebenen Summe fortleben oder sterben werde. Mithin läßt sich auch aus der Durchschnittssumme der Sterbenden in einem Lande dessen Gesammtbevölkerung, die Anzahl der Menschen von jedem Geschlecht und Alter, die Menge der Ehen und Geburten, so wie das diesem Lande eigene Mittelalter herausbringen. Ueberall, wo eine gewisse Anzahl Menschen beisammen lebt, da läßt sich für Jeden mit Wahrscheinlichkeit angeben, wie lange er noch zu leben hoffen dürfe, wann er sterben müsse. — —

Diese in so manchen Beziehungen merkwürdige Arithmetik hat aber besonders ein großes philosophisches und religiöses Interesse; sie sollte den entschiedensten Ungläubigen von der Wahrheit überzeugen, daß in der großen Verkettung der Dinge der Zufall selbst nicht Zufall ist, und daß eine ewige Weisheit sogar über die regellosesten Begegnisse der Menschheit waltet.

Wenden wir dieses auf das Menschengeschlecht überhaupt an, so ergiebt sich für dasselbe unleugbar die Bestimmung, daß es sich nach und nach über der ganzen bewohnbaren Erdfläche verbreiten, sich daselbst so lange vervielfältigen solle, bis die sämmtliche Menschenmenge mit dem Raum und der Producten des ihr angewiesenen Planeten im Verhältniß stehen wird.

So darf also das Menschengeschlecht, als das edelste, hoffen, dereinst so viele vernünftige und glückliche Wesen nicht nur in seinem Schooße zu zählen und zu nähren, als dies nur immer nach der äußern Natureinrichtung möglich ist, sondern auch, als Hauptgeschlecht, die Gesetze seiner Herrschaft bis an die äußersten Grenzen der irdischen Schöpfung zu erweitern, sich als ein einziges Geschlecht überall zu klimatisiren, überall sich zu verbinden, und die Erzeugnisse aller Gegenden für jede Gegend, die Erfindungen aller Menschen für jeden Menschen fruchtbar und beglückend zu machen.

Das aber ist freilich ein weitgestecktes Ziel, dem unser Geschlecht, von einem einzigen Menschenpaare abstammend, sich nur in Jahrtausenden unmerklich nähert. Gegenwärtig ist es wohl noch weit von diesem Ziele entfernt. Denn, wenn man die ganze Zahl der Lebenden auch über tausend Millionen anschlägt, so ist sie gleichwohl das noch lange nicht, was sie nach Maaßgabe des Umfangs und der Beschaffenheit des Erdbodens seyn könnte und werden wird. Bedenkt man nämlich, daß auf einer Quadratmeile 6000 Menschen leben können, und berechnet die Erdfläche auf 3,159,675 geographische Quadratmeilen, so wird man sich überzeugen, wie weit das Menschengeschlecht in Rücksicht seiner Bevölkerung vom Ziele seiner Bestimmung noch absteht. Soviel ist wahr, daß, wenn alle Menschen, die jemals gelebt haben, noch jetzt beisammenlebten, für einen Jeden ein Raum von mehr als 10,000 Quadratschuhen übrig seyn würde.

Nichts destoweniger ist die Menschenfamilie, wenn gleich vom Ziele noch weit entfernt, im Emporstreben begriffen. Wollte man also derselben im Ganzen betrachtet ein Leben,

wie dem einzelnen Menschen, andichten, und solches, wie dieses, in eine Epoche der Zu- und Abnahme eintheilen, so müßte man wenigstens gestehen, daß sie sich kaum über die Kinderjahre erhoben habe, und erst noch in ihrer Blüthezeit, im Frühling ihres Daseyns lebe.

Wir können wenigstens in den Jahrbüchern der Erde kein Sinken ihrer Kräfte, keine Entvölkerung ihrer Söhne, keine Verschwörung der absterbenden Natur mit den Sitten und Einrichtungen der Menschheit zu ihrem nahen Untergang entdecken. Im Gegentheil, wenn man aus der Analogie des Vergangenen und Gegenwärtigen auf die Zukunft einen Schluß macht, so lassen sich unserm Geschlecht immer schönere Tage verkündigen. Es gewinnt doch fürwahr im Ganzen mit jedem Jahrhundert; Colonieen, Wissenschaften und Künste blühen, wo sonst elende Horden in unwirthbaren Wüsten sich herumtrieben; die Erde ist nun ganz umreist, und die Bande eines vielfältigen Verkehrs sind von einem Pole zum andern geknüpft. Nur ein Engherziger oder Trübsinniger kann in dieser freundlichen Blüthezeit der Menschheit schon ein trauriges Hinwelken, ein ohnmächtiges Schwinden derselben beseufzen.

Zehntes Kapitel.

Eigenthümliche Vorzüge des Menschenorganismus.

Das letzte Resultat, welches sich aus der Geschichte des physischen Menschen ergiebt, ist die so erhebende, so ehrenvolle Wahrheit, daß der Mensch auch schon in seinen körperlichen Anlagen alle andere Geschöpfe weit überbietet. Nur der Undankbare, der Stolze, weil er das eine Mal kaltsinnig über seine Menschenwürde hinwegblickt, das andere Mal ein Gott zu seyn wähnt, kann seinen Schöpfer anklagen, als wenn er neben dem Thiere verkürzt oder bevortheilt worden wäre!? — Wie mütterlich, spricht er, hat die Natur für das Thier gesorgt? Es wird reifer geboren; seine Erziehung bedarf weniger Zeit und Pflege! Sie selbst hat es gegen äußere Ver-

letzungen durch eine schützende Hülle verwahrt; sie selbst hat ihm Waffen verliehen, die es, nach Umständen, bald listig bald offen und fürchterlich zu gebrauchen versteht! — Bis auf welchen unglaublichen Grad sind nicht oft seine Sinne geschärft! Wie fest und frei von Krankheiten ist seine Gesundheit! wie vorsichtig ist für alle seine Bedürfnisse gesorgt! — Ueberdies wacht ein wohlthätiger Instinkt, gleich einem guten Genius, an seiner Seite, der es sicherer, als keine Vernunft, führt, warnt, spornt, in allen seinen Begierden und Verrichtungen bestimmt! — Hingegen der Mensch, ach! wie stiefmütterlich vernachlässigt ist er nicht neben dem Thiere! Niedrig und elend ist seine Geburt, und seine lange unbehülfliche Kindheit von tausendfachen Uebeln umlagert. Von einer zarten, empfindlichen Haut nothdürftig bedeckt, nackt, unbewehrt, ist er jedem schmerzhaften Eindruck, der Strenge der Atmosphäre und ihrer veränderlichen Temperatur, dem feindlichen Einflusse aller Elemente und der ganzen Natur bloßgegeben. Als ein Zögling der Erfahrung soll er, verlassen vom leitenden Instinkt, nur in langem Irrthum das Nützliche vom Schädlichen unterscheiden, und die schwere Kunst künftiger Klugheit in der Reue über das Vergangene üben lernen! — Seine Sinne sind, wie die übrigen Anlagen, für seine vielfachen Bedürfnisse zu sehr beschränkt, wofern es ihm nicht gelingt, jene durch eigene Erfindungen zu waffnen, diese durch eine mühevolle Uebung langsam zu erhöhen. Zwar erhebt man die Vernunft und Freiheit als göttliche Geschenke, die ihn für das alles entschädigen können; aber wie mißlich sind diese in so schwachen Händen! Sie scheinen ihm nur gegeben zu seyn, um seine Bedürfnisse zahlreicher und vielfältiger, sein Leben kummervoller, seinen Tod durch die Aussicht in eine ungewisse Zukunft nur bitterer zu machen. — —

So jammert der arme Sterbliche, erfinderisch und beredt im Tadel gegen die höhere Weisheit, sinnreich sich selbst zu quälen, und zu kurzsichtig, um einzusehen, daß der höchste Gabenspender nicht weniger gütig war in dem, was er uns versagt, als in dem, was er uns wirklich beschert hat. —

Zwar scheint es, als wären die Thiere in einigen Rücksichten besser bedacht, als die Menschen, aber es scheint nur so; denn wenn die Natur umständlicher für jene gesorgt, so hat sie dafür diesen Fähigkeiten gegeben, die eben diese Vormundschaft überflüssig machen. In Ansehung der hülflosern Geburt und langsamern Entwickelung berufe ich mich auf das schon oben Erwähnte. Den Mangel an Waffen, — denn Zähne und Fingernägel, wenn sich der Mensch ihrer auch bisweilen zu seiner Vertheidigung bedient, sind keine eigentliche Wehr, — ersetzte ihm jener Funke der göttlichen Vernunft hinlänglich. Hat man ihn gesehen, wie er gekleidet ist, wie er wohnt, wie er sich durch selbsterfundene Waffen, oder hinter selbst erschaffenen Vesten zu vertheidigen weiß, so mag man entscheiden, ob nicht seine Vernunft die sicherste und mächtigste Waffenrüstung ist. Der Mensch war bestimmt, gleich einer wehrlosen Obrigkeit über lauter bewaffnete Völker zu herrschen! — Ferner ist es wohl wahr, daß die Thiere uns in gewissen Sinnen übertreffen; jedoch fehlt es nicht an Beispielen einzelner Menschen und ganzer Völkerschaften, deren Sinne zum Theil, oder alle sehr geschärft sind. So zeichneten sich vor Allen die Athenienser an Schärfe des Gesichts aus; so ist der Geruch- und Gehörsinn der Neger außerordentlich verfeinert. Ueberdies hat das menschliche Empfindungsvermögen eine ungleich größere Sphäre, und ist nicht blos auf einseitige Bedürfnisse gerichtet; es ist einer größern Cultur und Vervollkommnung fähig. Freilich ist das Menschenauge weder mikroskopisch, wie ein Fliegen-, noch teleskopisch, wie ein Adlerauge; keines von beiden würde sich für unsere gegenwärtige Lage schicken, aber wir können ihm nach Erforderniß der Umstände, durch Kunst diese und jene Vollkommenheit geben. — Auch die Gesundheit des Menschen ist hinfälliger, und doch lebt er, trotz seiner Gebrechlichkeiten, im Ganzen länger, als andere Thiere, und seine Krankheiten müssen mehr auf Rechnung seiner Thorheiten, seiner physischen und moralischen Unmäßigkeit, als seiner natürlichen Constitution gesetzt werden. — Was endlich die Instinktlosigkeit

betrifft, so wollen wir solche der Natur eben so wenig als eine Vernachlässigung vorrücken, als wir es einer Mutter verdenken, wenn sie das herangewachsene Kind zu gängeln aufhört und seinen eigenen Kräften überläßt. Wir finden, beim Vergleich der Thierklassen unter einander, daß selbst schon bei ihnen der Instinkt im Verhältniß ihrer steigenden Seelenfähigkeiten abnimmt. So trifft man unter den Säugthieren, in Bezug auf die übrigen Thierklassen, die allerschlechtesten Künstler und Arbeiter! Warum? weil ihr Instinkt weit schwächer, als bei den übrigen ist, weil sie größern Verstand in ihrer Art besitzen, der aber nicht vollkommen genug ist, um andere, als höchst rohe und mangelhafte Kunstarbeiten verfertigen zu können. Mit einem Worte: die Gebrechen, welche der Mensch seiner eigenen Natur vorwirft, sind blos scheinbar, und zeugen bei näherer Beleuchtung von größerer Vortrefflichkeit. — Endlich läßt sich gar nicht leugnen, daß Vernunft und Freiheit sehr bedenkliche Geschenke der Vorsehung sind, aber sie werden auch desto wohlthätiger, je einen bessern Gebrauch der Mensch von denselben nach und nach machen lernt. Fern sey es also, mit Rousseau den Schluß zu machen, daß es besser wäre, diese himmlischen Gaben wegzuwerfen, und in die Wälder und zu den Wilden zurückzukehren! — O nein, der Mensch ist gut, er ist edler, als das Thier, er ist mit allen seinen Unvollkommenheiten, was er auf der gegenwärtigen Stufe seines unbegrenzten Daseyns seyn soll. —

Unter die Vorzüge, die der Mensch seiner Organisation verdankt, gehört:

1) seine eigenthümliche Leibesgröße. Zwar sollte man denken, daß er, der König der übrigen Geschöpfe, sie alle durch seinen majestätischen Wuchs übertreffen würde, allein so groß er, gegen einige Thiergattungen, scheinen mag, so klein ist er neben die größern hingestellt. Denn, die nicht sehr beträchtlichen Abweichungen auf beiden Seiten abgerechnet, kommt zwischen den größten und kleinsten eine Mittelgröße heraus, welche man, als den Maaßstab der Menschen-

statur im Allgemeinen ansehen kann. Sie ist für alle Erdtheile dieselbe, und übersteigt das Maaß von fünf Fuß nur um wenige Zolle. Wenn Andere daher annehmen, daß sich unter den verschiedenen weißen Menschenracen viel mehrere große Völker fanden und noch finden, als unter den dunkelfarbigen, daß wiederum unter den Weißen im Durchschnitt die nichtslavischen Nationen Europens größer sind, als die slavischen und als die morgenländischen, daß die alten Germanen größer, als ihre Nachkommen, und daß sie desto größer waren, je weiter sie gegen Norden wohnten; daß also ein Zustand der Barbarei für die körperliche Entwickelung weißfarbiger Völkerschaften vortheilhafter sey, als der Culturzustand, und Kälte günstiger, als Wärme und Hitze, mithin der Abstand zwischen den größten und kleinsten Nationen in Asien und Amerika beträchtlicher, als in Europa, am unbeträchtlichsten in Afrika: so haben sie bei dieser Annahme vergessen, die Mittelgröße für jeden Erdtheil zu bestimmen. Es scheint auch nicht, daß diese sehr veränderlich sey. Unter dem feindlichen Einfluß des Polarhimmels bleibt freilich der Mensch, gleich allen übrigen Erdproducten, im Wachsthum zurück, sonst aber erreicht er fast überall diese Mittelgröße, und die Verschiedenheiten, welche Kultur und Lebensart hier erzeugen, sind weder constant, noch eingreifend, sondern temporell und unbedeutend. — Auch braucht ja der Mensch, um seine ganze Bestimmung zu erfüllen, nicht außerordentlich groß, sondern gesund, thätig und gebildet an Geist und Herz zu seyn; und ebenso haben ganze Staaten, um mächtig und glücklich zu werden, nicht sowohl körperlich große, als betriebsame, muthige, aufgeklärte und gutgesittete Bürger vonnöthen. Mäßige Größe und Stärke, von Kunst und Wissenschaft geleitet, richten unendlich mehr aus, als Riesengröße und Herkulesstärke, welche der Hülfe der Kunst entbehren. —

Wir haben also gar keine Ursache, unsere Vorfahren um ihre außerordentliche Körpergröße zu beneiden, wäre sie auch weniger übertrieben, als sie es nach Vergleichung ihrer noch vorhandenen Waffenrüstungen mit unserer jetzigen

Körperbekleidung doch wohl seyn dürfte, weil uns das, was von dieser Seite uns in Vergleich mit ihnen abginge, auf andern Seiten tausendfältig ersetzt worden ist.

Durch obiges Größenverhältniß sieht sich nun der Mensch gleichsam in den Mittelpunkt der organisirten Schöpfung gestellt, von wo er seinen Wirkungskreis in gleichem Maaße über größere und kleinere Gegenstände ausdehnen, wo er die Vortheile von beiden in sich vereinigen kann. Daß dies der beste Standpunkt in der ganzen übrigen Schöpfung sey, wo die meisten Fähigkeiten mit den trefflichsten Anlagen zusammentreffen, läßt sich schon einigermaaßen aus der Analogie, die zwar nicht ohne Ausnahme ist, schließen, vermöge welcher die animalische Vollkommenheit abnimmt, wie sich die Thiere selbst von jener Mittellinie entfernen.

Also würde dem Menschen gerade diese Leibesgröße zugetheilt, die neben dem noch nach weiter aussehenden Verhältnissen gegen den ganzen Erdball, und weiterhin gegen das übrige Planetensystem berechnet worden ist, weil in derselben die feinsten Anlagen mit der möglichsten Dauerhaftigkeit und physischen Stärke vereinbar waren. Denn soviel bleibt immer wahr: die Leibesgröße ist nur ein unsicherer Maaßstab zur Bestimmung der geistigen Vollkommenheiten; zu große und zu kleine Körperstatur deuten selten auf große Geistesgaben. Mittelgröße ist eine Eigenschaft der meisten vollkommnern Thiere; nur der kluge Elephant scheint eine Ausnahme von der Regel zu seyn, wiewohl er unter die Thiere der größten Art noch nicht im Allgemeinen gehört. Das ihm an Größe zunächst stehende Rhinoceros, das Nilpferd, der Manati, der wilde Stier x. kommen mit ihm in keinen Vergleich. Die ganz kleinen Mäusearten sind vergleichungsweise seelenloser, als die etwas größern Mittelarten. Bei den Vögeln scheint colossale Größe mit Plumpheit, wie beim Strauß, Casuar, Dronvogel x., fast durchaus Dummheit und Seelenschwäche zu verkündigen. Unter die klügsten und gelehrigsten gehören ohne Zweifel die Vögel aus der zweiten Klasse: besonders der

Papagei nebst einigen Geschlechtern der Singvögel, und manche Raubvögelarten.

In welchem hohen Grade aber mit jenen herrlichen Geistesanlagen auch physische Kraft in der Mittelgröße sich paaren lasse, das beweist nichts so klar, als eben die außerordentliche extensive Körperstärke und Ausdauer des Menschen, an der er alle Thiere übertrifft. Von der möglichen Dauer seines Lebens sprachen wir schon oben; von seiner Verbreitsamkeit, d. i. der Fähigkeit, unter jedem Wärmegrade und von jeglicher Nahrung zu leben, soll sogleich gehandelt werden.

Aber auch ohne diese Rücksichten, wie groß ist nicht: 2) seine Stärke! Er verdankt diese zum Theil seiner aufrechten Stellung. Beim Vierfüßer liegt der Rückgrat ungefähr horizontal, so daß jede Last, die er tragen muß, unter einem rechten Winkel gegen die Kraft wirkt, welche die Wirbel unter einander verbindet. Beim Menschen dagegen gravitirt sie perpendikular, also in derselben Richtung, in welcher die Rückenwirbel auf einander liegen. Dadurch werden zum Theil die bekannten Beispiele von ausnehmend starken Menschen: von Lastträgern, Läufern, Luftspringern, Aequilibristen u. dergl. begreiflich. Man vertheilte eine Last von 20 Centnern verhältnißmäßig auf die verschiedenen Muskeln des Menschenkörpers, und ein Mann trug dieses ungeheure Gewicht ohne sonderliche Beschwerde von der Stelle. Ein anderes Experiment zeigt, daß ein Mann durch die bloße Entgegenstemmung seines Körpers der vereinigten äußersten Anstrengung zweier starken Pferde Einhalt zu thun vermag. Und welche herkulische Muskelkraft verrathen nicht die berühmten indischen Gaukler bei ihren äquilibristischen Künsten! — Gleichwohl beweisen jene Beispiele, wo der Mensch mitten im fürchterlichen Sturm aller physischen und moralischen Ungewitter unerschüttert, wie ein Fels, steht, noch unendlich mehr. Die neuere Zeitgeschichte hat uns unter andern namentlich in Trenk und Latude zwei dergleichen aufgestellt, die wirklich beinahe allen Glauben übersteigen. Fast keine Art von Beschwerden und Drangsalen ist denkbar, die Trenk nicht in

in ihrem höchsten Grade mit immer siegendem Muthe erduldet hätte. Peinigender, langwieriger Hunger, unerträglicher Durst, immer wiederkehrende tödtende Vereitelungen der glänzendsten und vernünftigsten Entwürfe und Hoffnungen, himmelschreiende vieljährige Ungerechtigkeiten und Chikanen der verächtlichsten Menschen, unaufhörliche Verrätherereien von Personen, denen er sich anvertraute — zahllose Todesgefahren, die in jedem Leser seiner Lebensgeschichte Grausen erwecken, stets mißlungene Versuche zu seiner Befreiung aus dem schimpflichsten, ungesundesten Kerker, unter denen jeder mehr Kraftaufwand kostete, als viele der berühmtesten Belagerungen, die drückendsten Fesseln, der allviertelstündige Wachenaufruf des Schlafenden, — — kurz Alles, was der Mensch nur fürchten und dulden kann, stürmte mit vereinter Macht auf diesen Coloß ein, ohne ihn zu überwältigen. — Und wie viele Märtyrer der ältern und neuern Zeit bestanden nicht die härtesten Kämpfe mit allem möglichen Lebensungemach! — —

Noch viel merkwürdiger aber ist 3) die dem Menschen eigenthümliche Verbreitsamkeit, oder die Anlage, allmählig in jedes Klima einzuarten, sich zu acclimatisiren. Pflanzen und Thiere sind an einen gewissen Himmelsstrich gebunden und in den Grenzen einer bestimmten Temperatur eingeschlossen. Der Mensch allein lebt, trotz seiner zarten Organisation, überall und selbst da, wohin ihm sein treuer Wächter und Begleiter, der Hund, nicht mehr folgen kann. Er lebt in tiefen Abgründen und unter der Erde, aber auch auf hohen Gebirgen bis zur Schneegrenze hin, so tief und so hoch, daß der Druck der Luftsäule mit einer Verschiedenheit von der ganzen Hälfte ihres Gewichts auf ihn wirkt. Er lebt unter dem sengenden Strahl der im Zenith scheitelnden Sonne, und und im durchdringenden Froste der Eiszone; nur die alleräußersten Endpunkte unserer Erde, wo die ganze Naturkraft in den ewigen Banden der Polarkälte gefesselt liegt, sind für ihn unzugänglich und unbewohnbar. Außerdem kann jeder Mensch unter allen möglichen Graden der Hitze und Kälte

ausdauern. So empfand Gmelin in Jeniseiskoy einen Kältegrad, welcher die stärkste Kunstkälte aus Eis und Salmiak ꝛc. übertraf. Einmal gefror Pallas das Quecksilber so ganz, daß er es hämmern konnte. Am Curchillfluß gefror Middleton der Weingeist sogar im geheizten Zimmer. Jedoch der Mensch erträgt die Hitze nicht weniger, als die Kälte, in dem innern Afrika, wo sie aufs allerhöchste steigt, so wie die künstliche Glasofenhitze. Dies bestätigen unter andern auch Jos. Banks und C. Blagden aus eigner Erfahrung.

Aber gleichwie der Mensch überall leben kann, so kann er sich auch überall nähren. Im ganzen Thier- und Pflanzenreiche giebt es kein Product, das er nicht in ein Nahrungsmittel für sich umwandeln könnte; sogar Insekten und Giftpflanzen speist er, und, wenn die erstorbene Natur weder Thiere noch Pflanzen mehr erzeugen kann, so vermag seine Verdauungskraft selbst aus dem Mineralreich noch nährende Säfte zu ziehen; er schafft den Boden, auf dem er steht, in eine Mahlzeit für seinen Hunger um. Der Mensch ist also für die Erde, die Erde für ihn geschaffen; sie ist seine Mutter, seine Ernährerin, sein Wohnsitz, sein Reich; für sie ist der Mensch geschaffen: ohne ihn würde sich ihr öder, kalter, unfruchtbarer Körper zwecklos auf seiner Bahn herumwälzen, nun aber der Mensch zugleich mit der Natur für die Zwecke des Schöpfers zusammenwirkt, da er Wälder ausrottet, Moräste austrocknet, Wüsten in Gärten verwandelt, da er Seen und Meeren Dämme, und Flüssen Grenzen setzt, da er der Vegetation über der ganzen Erdfläche allmählig weiter forthilft, so gewinnt die Schönheit und Vollkommenheit seines Wohnplatzes gleichförmig mit der Cultur der Menschheit, und es entsteht ein mit Weisheit berechneter Wechsel eines wohlthätigen Einflusses zwischen beiden.

Ein 4ter Vorzug des Menschen ist sein äußerer Anstand, seine edle aufrechte Stellung. Schon dadurch kündigt er sich als das begünstigte und zum Herrscher der Erde bestimmte Geschlecht an. Die vollkommensten Thiere sind zum Gange auf vier Füßen verurtheilt; richten sich auch bisweilen einige auf, so verräth es doch ihr ganzer Körperbau,

daß für sie diese freiere Stellung unnatürlich und erzwungen ist. Von dem Menschen hingegen läßt sich dies mit keinem Schein der Wahrheit behaupten. Eine so demüthigende sklavische Stellung widerspricht der ganzen äußern Organisation seines Körpers, seiner Lebensweise, seiner Bestimmung. Es ist so wenig wahrscheinlich, daß derselbe sich allmählig vom vierfüßigen Gange emporgehoben, und durch lange Uebung endlich zum Aufrechtstehen und Gehen gewöhnt habe, daß man es vielmehr einer ganz besondern höhern Wachsamkeit zuzuschreiben hat, wenn unter den verwilderten Horden, oder unter den einzelnen verwahrlosten Menschen keine vierfüßige Abart entstanden ist. Zwar gingen die unter wilden Thieren gefundenen Menschen auf Händen und Füßen, doch ahmten sie nicht deren Gang allein, sondern auch ihre Stimme, Gewohnheiten, ihre ganze Lebensweise nach, sie waren mit einem Worte ganz brutalisirt worden. So kann der Mensch gleichsam in jede Thiergattung einarten, worein ihn der Zufall stürzte. So hatte der in Hessischen Wäldern gefundene Mensch die Art eines Wolfs, der in Litthauen eingefangene Knabe die eines Bären, der in Irland aufgegriffene jene eines Schaafes, der Bambergische Wilde die eines Ochsen an sich. Einige waren schon so verwildert, daß alle Bemühungen, sie zu domesticiren und reden zu lehren, umsonst waren; ihr Körper war durch den thierischen Gang so verunstaltet, daß er kaum mehr sich aufrichten ließ. Wie viel unmöglicher würde dies gewesen seyn, wenn sich solche Unglückliche fortgepflanzt, und diese durch Angewöhnung schon so tief eingedrungene und ausgeprägte Erniedrigung nach einigen Generationen hinter einander in die Natur selbst übergegangen wäre! —

Ein aufrecht gebaueter Körper ist also dem Menschen natürlich, eigenthümlich, und für seine ganze Bestimmung wesentlich. Jenes beweist die historische Anthropologie und die Anatomie, dieses der vielfältige Einfluß eben dieser Stellung auf seine körperliche und geistige Vollkommenheit. Ihr verdankt der Mensch jene unglaubliche Stärke und Festigkeit bei seiner Zartheit, ihr die höhern Geschicklichkeiten bei diesem

gänzlichen Mangel an Kunsttrieben, ihr seine äußere Wohlgestalt, und die freie, vollendete Ausbildung aller Theile, ihr jene weit ausgedehnte Sphäre, jene ausgesuchte Feinheit aller, besonders der höhern Sinne, ihr endlich das Sprachvermögen, die Herrschaft über die Natur, und alle übrige Vorzüge, die mittelbar von dieser abhängen. Man nehme dem Menschen diese, und er hört auf Mensch zu seyn.

Schön sagt Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit: „Beim Menschen ist auf die Gestalt, die er jetzt hat, alles eingerichtet; aus ihr ist in seiner Geschichte alles, ohne sie nichts erklärlich; und da auf diese, als auf die erhabene Göttergestalt, und künstlichste Hauptschönheit der Erde auch alle Formen der Thierbildung zu convergiren scheinen, und ohne jene, so wie ohne das Reich des Menschen, die Erde ihres Schmucks und ihrer herrschenden Krone beraubt bliebe, warum wollen wir dies Diadem unserer Erwählung in den Staub treten, und gerade den Mittelpunkt des Kreises nicht sehen, in welchem alle Radien zusammenzulaufen scheinen? Als die bildende Natur ihre Werke vollbracht und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser Erde möglich waren, stand sie still, und überblickte ihre Werke, und als sie sah, daß bei ihnen allen der Erde noch ihre vornehmste Zierde, ihr Regent und zweiter Schöpfer fehlte, da ging sie mit sich zu Rathe, drängte die Gestalten zusammen, und formte aus allen ihr Hauptgebilde, die menschliche Schönheit! Mütterlich bot sie ihrem letzten künstlichsten Geschöpf die Hand, und sprach: steh auf von der Erde! Dir selbst überlassen, warst du ein Thier, wie andere Thiere, aber durch meine besondere Huld und Liebe gehe aufrecht, und werde der Gott der Thiere!" —

5) Kann sich der Mensch den Vorzug der Schönheit vor allen Geschöpfen der Erde mit vollem Rechte zueignen. So überaus schwer es auch seyn mag, die Idee des Schönen festzuhalten, und das allgemeine Object desselben genau zu charakterisiren, so ist doch das ästhetische Gefühl davon nicht so ganz dunkel und verworren, daß es schlechterdings unmög-

lich seyn sollte, die Gegenstände in dieser Rücksicht zu vergleichen und zu beurtheilen. Wäre das Schöne ein blos conventioneller Begriff, der einzig von Erziehung und Gewohnheit abhinge, so würde jede Untersuchung und Vergleichung des Relativschönen fruchtlos; allein so wandelbar, so vieler Modificationen fähig der Schönheitssinn immer seyn mag, so hat er doch so gut, wie der äußere Sinn, sein reelles Object, seine zuverlässigen Gesetze, und es giebt für ihn so gut, wie für die Vernunft, eine Wahrheit.

Die Schönheit ist eine ursprüngliche, unveränderliche Idee, welche, wiewohl sie unter tausenderlei Gestalten sichtbar werden kann, dennoch in allen diesen verschiedenen Erscheinungen eine und dieselbe ist. Aber wer wird uns in diesen wechselnden Erscheinungen das Wesentliche und Unwandelbare vom Zufälligen scheiden, wer uns das Urbild jener übersinnlichen Schönheit, wovon Alles, was wir schön nennen, nur ein matter Widerschein ist, in seiner Reinheit, Allgemeinheit, in seiner wahren Göttergestalt unverhüllt darstellen! —

Wir müssen immer noch fragen: Was ist Schönheit? — Von der Menschenschönheit läßt sich allerdings ein höchstes Ideal denken. Diesem Ideal nähern sich die Kunstgebilde der Altgriechen. Denn indem sie die feinsten, edelsten Verhältnisse, welche nur in der Gattung vorkommen, individualisirten, so gelang es ihnen, den Marmor und die Metalle zu einer die Natur selbst übertreffenden Schönheit zu formen. Diese vorzügliche Schönheit also ist ein Attribut der Menschengattung. Indeß würde man sie sehr irrig für einen ausschließlichen Vorzug irgend eines begünstigten Menschenstammes halten. Sie nimmt freilich, wie in jedem Geschlecht und Alter, so in jeder Menschenvarietät, ihren besondern Charakter an, allein in jeder Menschenrace giebt es vorzügliche Bildungen, deren Anzahl und Vollkommenheit überall um so größer ist, je geringere Schwierigkeiten die Natur zu bekämpfen hat, je günstiger die äußern Umstände sind, unter welchen sie wirken kann.

So zeichnen sich durch Körperschönheit in Europa mit ihren Brüdern in Vorderasien die Griechen, die Malthese rc.

aus, vom andern Geschlecht die Mingrelierinnen, Georgierinnen und Circassierinnen ꝛc., unter den Tatarn und Mongolen die Tungusen, Japanesen, Malabaren, und weiterhin die Bewohner der glücklichen Südseeinseln, unter den Afrikanern die Abyssinier, die Foulis, die Jalofs, unter den Amerikanern die sogenannten schönen Menschen, die Patagonier, die Guianesen ꝛc. Wenn wir nun in den widrigen Cretins der Tyroler und Salzburger Gebirgsthäler augenscheinliche Beweise haben, wie tief die schönste Menschheit sinken könne, warum sollten wir denn zweifeln, daß die sogenannten häßlichen Nationen durch günstigere Umstände, durch Verbesserung des Klima, durch Cultur, durch mannichfachern und freiern Lebensgenuß, durch Vermischung mit andern Racen wieder veredelt und verschönert werden können? —

Schönheit ist also freilich eine seltene Gabe des Himmels, die zarte Frucht eines glücklichen Zusammentreffens begünstigender Umstände; aber sie ist kein Privilegium besonderer Günstlinge, sondern ein der Menschheit im Allgemeinen zukommendes Erbtheil. Indeß, abgesehen von den Ursachen und Bestandtheilen der vorzüglichern Menschengestalt, die man in den feinen Verhältnissen, den sanften Umrissen, der schönen Harmonie des Mannichfaltigen zur leicht übersehbaren Einheit ꝛc. finden will, so muß nichts desto weniger das, was dem Menschen jenes hohe, unverkennbare Interesse verschafft und ihn so anziehend macht, hauptsächlich in dem Seeleneinfluß und Seelenausdruck gesucht werden. Je deutlicher sich jene erhabenen Geistesanlagen in der Miene, Stellung, Bewegung, Haltung des Körpers aussprechen, desto unwiderstehlicher werden unsere Blicke angezogen und gefesselt, desto unersättlicher versenkt sich die Seele in die Anschauung des Schönen. Ohne diesen Seeleneindruck läßt die schönste Körperbildung, das schönste Menschenantlitz unser Herz kalt; je sichtbarer aber Adel und Güte aus den Gesichtszügen hervorleuchten, desto mehr wird es gerührt und erwärmt. Aber nicht allein im Blick und in der Miene, sondern in der ganzen Stellung des Körpers, in allen Gebehrden und Bewegungen,

im Ton der Sprache, und selbst in jenem nachdenkenden, bedeutungsvollen Schweigen, welches oft beredter, als alle Sprache ist, offenbart sich jener Seelenausdruck. Jedoch bleibt vorzugsweise das Menschenantlitz ein Gegenstand des Wohlgefallens, weil sich auf demselben sowohl der bleibende Charakter, als jede augenblickliche Veränderung, welche die Seele nur leise berührt, am stärksten abdrückt. So natürlich nun aber auch Lavaters Versuch einer Physiognomik, d. i. einer auf sichern Grundsätzen aufgeführten Theorie des Menschenangesichts war, so ist dieser Gegenstand doch zu wandelbar, zu individuell, als daß man sich davon viel hätte versprechen können. Wenn auch die Physiognomik etwas reelles ist, so scheint sie mehr das Object eines natürlichen Gefühls, als des philosophischen Wissens zu seyn. Denn jeder Mensch hat seine eigene Physiognomie, mithin ist's die Verwebung des Ganzen, die den körperlichen Ausdruck der Seele ausmacht, mithin muß die Bedeutung der Theile aus dem Ganzen, und nicht das Ganze aus einzelnen abgerissenen Theilen erklärt werden, somit bedarf jeder Mensch einer eigenen Physiognomik, indem die Bedeutsamkeit mehrerer Theile durch einen einzigen verändert werden kann.

Ein 6ter Vorzug der Menschennatur bleibt uns noch übrig; dieser liegt in ihrer unbegrenzten Geschicklichkeit, in ihrer unbegreiflichen Anlage zu immer steigender Vollkommenheit, in ihrer Perfectibilität.

Wer vermag es, die Künste alle zu zählen, welche die Menschenhand, der Menschenfleiß übt! wer die Höhe zu messen, zu welcher der Mensch sie gehoben hat und heben kann! Auch wenn er am äußersten erreichbaren Ziele still zu stehen scheint, so ist seine Fähigkeit noch unerschöpft; nur der Stoff, welchen er bearbeitete, und welcher zu keiner weitern Veredlung taugt, hat ihm Schranken gesetzt, die nicht in seiner Natur sind. Doch er verbessert nicht allein unaufhörlich seine Kunsterzeugnisse, sondern er vervollkommnet sich während dem selbst in allen seinen Fähigkeiten; und hier ist es eigentlich, wo er keine Grenze kennt. — Oder, wer wagt

nicht zu bestimmen, wie weit das Auge, das Ohr, die Sprachorgane, jede körperliche Anlage durch anhaltende, zweckmäßige Uebung fortgebildet werden kann! Die erstaunenswürdigen Kunsttriebe der Thiere sind alle nur einseitig, blind, unabänderlich begrenzt. Der Mensch ahmt sie alle nach, und übertrifft sie; er besitzt außerdem unzählige andere, und er verbessert sie ohne Unterlaß. Wie ungemein entwickelt und veredelt muß nicht z. B. das Gehör beim Tonkünstler, die Stimme mit ihren Werkzeugen beim Sänger, das Auge beim Bildner und Maler seyn! Dasselbe gilt von den Fähigkeiten und Kräften des Körpers, z. B. von der Behendigkeit des Taschenspielers, dem Gleichgewicht des Seiltänzers, der Gelenksamkeit und Schnellkraft des Luftspringers, der Stärke des Lastträgers, der Lungen- und Muskelkraft des Läufers, Schwimmers etc. Auch betrachte man nur noch die Menschenhand; welche wundervolle Eigenschaften sind in ihr vereiniget! —

Dessen ungeachtet ist der Mensch auch in intellectueller und moralischer Hinsicht einer unendlichen Perfectibilität fähig.

So ist er denn von allen Wesen, die wir kennen, das wunderbarste, unerklärlichste, sich selbst ein Räthsel, bestimmt, ewig nach einem unerreichbaren Ziel zu streben, ewig unvollkommen zu seyn, und immer vollkommner zu werden, ewig nicht zu seyn, was er werden kann, und ewig doch an jeder Vortrefflichkeit zu gewinnen. — Ja, er soll den unermeßlichen Raum von der Thierheit bis zur Gottheit ausfüllen, von jener ausgehen, und sich dieser ohne Aufhören nähern, dazu liegt die Anlage schon in seinem Körper, in seinem ganzen Wesen, in allen seinen Verhältnissen.

Nun so sey uns unsere Vervollkommnungsfähigkeit Trost bei unserer Unvollkommenheit; unser rastloses Fortschreiten ins Unendliche sey uns Schadloshaltung für unsere Beschränktheit! — Glänzend, ehrwürdig, in die Ewigkeit beglückend ist das Loos des Sterblichen, wenn er auf diesem Pfade der steigenden Vollkommenheit zu seiner Bestimmung fortwandelt, aber jegliche Abweichung von demselben verwickelt ihn in

Widersprüche mit sich selbst und mit dieser ganzen schönen Ordnung aller Wesen; seine Hoffnung, seine Würde, seine Krone — Alles ist verloren.

Eilftes Kapitel.

Geschichte des psychischen Menschen.

Sollte man auch alle Kräfte und Vorzüge des Menschenkörpers erschöpft, alle Wirkungen desselben aufgezählt und berechnet haben, so fehlt doch immer noch sehr viel, um daraus alle Phänomene des Menschenlebens befriedigend erklären zu können. Man fühlt sich gedrungen, seine Zuflucht zu einem außerkörperlichen und übersinnlichen Wesen zu nehmen, man sieht sich unvermerkt in das Gebiet der Seele hinübergerückt. Plasticität, Lebenskraft, Empfindung, sofern sie körperliche Anlagen sind, reichen noch gar nicht zum vollständigen Begriff vom Menschenleben aus; sie alle wirken offenbar unter dem Einfluß einer höhern Kraft.

Das Studium des Körpers ist der nächste, der sicherste Weg zur Seelenkunde. Allein zum Beweis des Daseyns der Seele ist es noch lange nicht genug, daß man durch eine willkührlich construirte Worterklärung zu verstehen gebe, was man durch Seele verstanden wissen will, ob das Princip der schöpferischen Lebensthätigkeit, als welches sie nicht an Hirn und Nerven, sondern an das Herz und die Schlagadern physisch gebunden ist, oder ob wir damit das sinnliche und sinnige Wesen im Menschen bezeichnen sollen? Eben so unzulänglich ist's, dann zu zeigen, daß Etwas im Menschen existire, was jenen Erklärungen entspricht. Vormals war man mit dem Beweis vom Daseyn der Seele bald fertig: „es ist Etwas in mir, sagte man, was denkt und will, dieses Etwas heißt Seele, folglich giebt es eine Seele!" —

Wenn die Seele etwas reelles ist, so muß sie eine wahre, von den Körperkräften wesentlich verschiedene Kraft seyn; denn durch die Kraft hat Alles, was ist, seine objective Rea-

hält. Nun ist es gerade eine solche Kraft, zu welcher uns die Physiologie hinauf leitet. Sie führt uns immer auf einen Punkt, wo alle Eindrücke von außen still stehen, mithin eine Reaction erfahren, und aus körperlichen Bewegungen in ein Resultat ganz verschiedener Art, nämlich in Vorstellungen, umgeschaffen werden. Sie zeigt ferner, daß alle von innen nach außen gehende willkührliche Bewegungen aus einem Princip innerer Causalität hervorgehen, welches Princip vom Körper nothwendig verschieden seyn muß, da keine physische Kraft und kein mechanisches Gesetz willkührliche Veränderungen zu erzeugen hinreicht. Also haben wir deutliche Action und Reaction. — Wo aber diese in der Sinnenwelt zum Vorschein kommen, da müssen wir, vermöge der wesentlichen Gesetze unsers Verstandes, in der intelligibeln Welt ein Subject annehmen, in welchem diese Erscheinungen begründet sind. Das Daseyn der Seele, als einer reellen Kraft, ist mithin so gültig, wie das von jeder Körperkraft, erwiesen. Denn wäre die Seele weiter nichts, als das Ergebniß der vereinigten verhältnißmäßigen Wirkungen der Organisation, oder wäre sie kein wirkliches, von dieser selbst verschiedenes Wesen, so wäre es ja unbegreiflich, und ohne Beispiel in der Natur, daß eine bloße Erscheinung, wohinter nichts reelles ist, und die nichts reelles zum Grunde hat, doch reelle Veränderungen hervorbringen, und also eine Kraft äußern sollte! Die Seele muß also eine eigenthümliche reelle Wirklichkeit besitzen, und ein selbstständiges Wesen seyn. —. —

Hiezu kommt, daß Kraftäußerungen sich nicht ohne Kraft, und diese nicht ohne ein Subject denken lassen, welchem jene inwohnt, und welche der beharrliche Grund aller Veränderungen ist, die durch sie in der Welt der Erscheinungen gewirkt werden. Eine Kraft in Verbindung mit ihrem Subject, oder, wenn man lieber will, als Eins mit seinem Substrate gedacht, ist eine Substanz; nun, da die Seele eine wirkliche Kraft ist, so muß sie eben deswegen auch eine reelle Substanz seyn, und zwar die Grundsubstanz der Bestimmun-

gen, welche die Erfahrung in der Anschauung aufstellt, die wandelbar und wechselnd sind, folglich nur als Inhärenz erscheinen. Es versteht sich aber von selbst, daß die Seele hier nur empirisch und factisch betrachtet wird, nicht aber, insofern sie, unabhängig von der Form des Raums und der Zeit, zur intelligibeln Welt gehört.

So sehr sich also die Seele auch durch ihre specifischen Merkmale von allen Wesen in der Sinnenwelt entfernen und unterscheiden mag, so muß sie doch mit denselben nothwendig die allgemeinen Prädicate gemein haben. Sie muß für äußere Eindrücke empfänglich, und vermögend seyn, aus eigner Caussalität von innen heraus zu wirken. Daß sie aber von allen materiellen Substanzen, deren Daseyn man durch die äußern Sinne wahrnimmt, verschieden seyn müsse, das erhellt theils aus der Art, wie wir zu ihrer Bekanntschaft gelangen, theils aus ihren Wirkungen selbst. Die körperlichen Substanzen sind ohne Ausnahme Gegenstände der äußern Sinnlichkeit, sie sind an die Bedingung des Raums gebunden, d. i. sie können nicht anders, als raumerfüllend, vorgestellt werden. Der innere Sinn ist zwar auch ein wirklicher Sinn, weil er ebenfalls individuelle Objecte hat; allein diese sind schon von der Bedingung des Raums frei, unausgedehnt, und blos an die Zeitform geknüpft. Also ist die Seele, deren Veränderungen und Wirkungen eigentliche Gegenstände des innern Sinnes sind, eine immaterielle und unräumliche Substanz. Auch äußert sich ihre Kraft sowohl in der Passivität, als in der Activität ganz anders, als alle bekannte Körperkräfte. Die ihr durch die Organe mitgetheilten Impressionen bleiben, von ihr aufgenommen, nicht mehr, was sie im Körper waren, bloße Bewegungen, sondern sie werden zu Vorstellungen erhoben, wodurch ihre Kraft zur Selbstthätigkeit geweckt wird; mit andern Worten: ihre Reaction ist Vorstellung, ihre Action ist Selbstthätigkeit, Spontaneität, und da beide im Principe einerlei sind, so fließen sie aus derselben Grundkraft. Will man sich nun dahin verstehen, eine unräumliche, immaterielle, vorstellende, selbstthätige Substanz Geist zu nen-

nen, so gehört die Seele nothwendig unter diese Kategorie. Nach Andern ist der Geist das Princip des Bewußtseyns, des Denkens und freien Willens, die Seele dagegen vielmehr die schöpferische Urkraft in uns selbst. Wieder Andere nehmen im Menschen das sinnliche und sinnige Wesen als Seele, das verständige und vernünftige als Geist, und das sittige und sittliche als Willen an. — —

In der Seele, oder, wenn man lieber will, im Gemüthe lassen sich zweierlei Fähigkeiten und Kräfte unterscheiden, nämlich: 1) solche, die ihr als Geist, d. h. für sich außer aller Verbindung und Gemeinschaft mit dem Körper, zukommen. Sie sind: die Denkkraft, und das Vermögen, sich selbst nach Principien zu bestimmen, oder Verstand und praktische Vernunft. Dadurch wird die Seele zum Vernunftwesen; diese Kräfte theilt sie mit allen Intelligenzen. Sie besitzt aber auch 2) noch andere Fähigkeiten, als Seele, wiefern sie mit einem organischen Körper zusammenwirkt. In diesem Verein bringt sie Wirkungen hervor, welche das Product der Mischung der Kräfte des Körpers und der Seele, als reiner Intelligenz, sind. Diese nun werden unter der weitläuftigen Bedeutung der Sinnlichkeit zusammengefaßt. Oft heißt der Inbegriff der Geistesfähigkeiten auch das obere, die Summe der Seelenfähigkeiten das untere Vermögen.

Aber ohne Organ ist keine Thätigkeit, keine Wirksamkeit für uns denkbar; dadurch erst werden die Kräfte zum Leben aufgeweckt, dadurch die Wirkungen bestimmt und zugleich eingeschränkt. Es mag sich jedoch mit den übrigen Naturkräften verhalten, wie es wolle, soviel ist einmal gewiß, daß unser Geist mit einem Leibe verbunden, und insofern eine Seele ist. Daß unser Leib das Organ der Seele sey, daß sie gegen einander in Causalverhältnissen stehen, das muß Jeder einräumen, der ihre innige Vereinigung und Wechselwirkung beobachtet hat. Wie leicht, wie leise, wie plötzlich ist nicht die Mittheilung dieser Wirkungen im gesunden Zustande! Aber was für auffallende Erscheinungen erfolgen,

nicht, wenn das Gleichgewicht entweder auf Seiten des Körpers, wie im Rausche, im hitzigen Fieber ꝛc., oder auf Seiten der Seele, wie in heftigen Affecten ꝛc., aufgehoben worden ist.

Wer sieht nicht, welchen freundlichen Antheil Seele und Leib an ihren Schicksalen wechselsweise nehmen, wie immer die Stimmung des einen auf das Loos der andern Einfluß hat, und wie diese Harmonie durch alle Veränderungen des Lebens von der Geburt an bis ans Ende desselben fortdauert!

Im gesunden Zustande ist also die Wirkung der Seele auf den Körper so schnell, so ungehindert, daß Wollen und Thun unmittelbar auf einander folgen, und keine Empfindung ist so leise, so verschwiegen, daß sie nicht im Körper fühlbar und sichtbar werde; nicht weniger reizbar ist die Seele gegen die körperlichen Impressionen.

Die Seele mußte aber, sollte sie, als isolirtes Wesen nicht ewig schlummern, um zur Thätigkeit zu erwachen, mit der Sinnenwelt und den Naturkräften mittelst eines Organs in Gemeinschaft gesetzt werden. Dies ist das Band, wodurch der Schöpfer beide Welten in dem Wesen des Menschen zusammengeknüpft hat. Denn nun erhält die Seele Eindrücke; diese werden durch ihr geistiges Vermögen zu Anschauungen erhöht; zu diesen gesellt sich ein gewisses Interesse, ein angenehmes und unangenehmes Gefühl des Gefallens und Mißfallens, wodurch das Begehrungsvermögen aufgeregt und die Spontaneität oder Selbstthätigkeit geweckt wird.

So wird der Geist dadurch, daß er mit der Materie vereint worden ist, zum Weltvorstellenden Wesen; er nimmt Theil an den Erscheinungen der Natur, und gelangt zum Genusse derselben. Er wirkt in sie hinein, realisirt in ihr Veränderungen, die sonst nie erfolgt wären; ohne die Gesetzgebung der Natur ändern zu können, zwingt und regiert er sie zu seinen Absichten. Sinnlichkeit wäre also das Band zwischen dem organischen Körper und dem vernünftigen Geiste; aber wie und woher entspringt sie? welchem von beiden ge-

hört sie eigentlich an? Weder dem einen, noch dem andern ausschließlich; denn es ist eben so unmöglich, Empfindung in einem unbeseelten Leibe, als in einem reinen körperlosen Geiste sich zu denken. Sie muß nothwendig das Resultat, das gemeinsame Product aus der Vereinigung beider seyn. Dadurch aber erhält sie nicht nur selbst einen eigenthümlichen Charakter, wodurch sie sich weit über die thierische Sinnlichkeit erhebt, sondern sie theilt denselben auch allen übrigen Kräften und Fähigkeiten der Menschennatur mit. Dieser wechselsweise Einfluß mag indeß so tief eingreifend, so weit verbreitet seyn, als er immer will, so kann dadurch das Wesen des Geistes selbst, und die Vernunft nicht umgeändert werden; sie bleibt immer zweckbestimmend und gesetzgebend; sie verliert nichts von ihrer Würde, nichts von ihrer Alleinherrschaft. Sie bleibt auch im System der Menschennatur das Höchste, das Edelste und Letzte, dem alles Andere untergeordnet seyn, worauf alles Andere bezogen werden muß.

Hieraus ist nun klar, worin der eigenthümliche Charakter der Menschheit oder die Humanität besteht; sie ist nämlich ein Inbegriff der Kräfte, so modificirt, wie sie in der Menschennatur erscheinen, unter dem Gesetze der Vernunft, und auf Sittlichkeit, als den letzten Zweck, bezogen.

Allein es giebt in dem ganzen Gebiet der Menschennatur kaum eine Erscheinung, wodurch der Wechseleinfluß der Seele und des Leibes auf einander schöner und unwidersprechlicher ins Licht gesetzt würde, keine, die selbst offenbarer die Wirkung desselben wäre, als der beständige Wechsel des Wachens und Schlafes. Dieses periodische Hinsinken in einen todähnlichen Zustand und die immer wiederkehrende Auferstehung zu neuer Thätigkeit, zu neuem Leben ist der unumstößlichste Beweis jener Abhängigkeit der Seelen- und Körperkräfte von einander. Das Wachen ist derjenige Zustand, wo sich der innere Sinn und durch denselben alle übrige Seelenfähigkeiten mit vollem Bewußtseyn äußern, wo die Organe allen Eindrücken von außen offen stehen, wo die willkührlichen Muskeln jeden Befehl des Willens fertig und genau voll-

ziehen, wo also das gesammte Kräftesystem der menschlichen Natur in einer freien vollkommenen Wirksamkeit ist. — Der wahre tiefe Schlaf ist ein Gegentheil des Wachens. Die Mittelzustände zwischen Schlaf und Wachen, die sich in unbestimmt vielen Abstufungen diesem oder jenem nähern, sind die Träume, die Visionen und das Nachtwandeln.

In dem Traumleben verwechselt die Seele alle Blendwerke der Einbildung mit wirklichen Empfindungen. Bei Visionen befindet sich die Seele in einer Art von phantasirender Exaltation. Der Nachtwandler hält nicht allein Täuschungen für Empfindungen, sondern unternimmt und führt wirklich nach denselben, wie nach Realitäten, gewisse Handlungen aus, selbst solche, die er im Wachen fürchten oder gar nicht wagen würde.

Die wahre Ursache des tiefen Schlafs ohne Empfindung, Bewußtseyn und Bewegung muß in einer Erschöpfung desjenigen Princips gesucht werden, durch welches Seele und Leib in einander wirken. Jede körperliche oder geistige Ermüdung, jede äußere Ursache, welche den Aufwand der Lebensgeister vermehrt, oder ihre Bewegung hindert, Hitze und Kälte, heftige Leidenschaft und habituelle Trägheit ladet am Ende zum Schlaf ein.

Auf den ersten Blick scheint für die vernünftigen Zwecke des Menschenlebens nichts nachtheiliger, als diese Anordnung, bei welcher des Lebens eine Hälfte im tiefen, bewußtseynlosen Schlummer dahin schwindet. Aber bekanntlich ist der Schlaf ein wohlthätiges Stärkungsmittel, das den Körper immer wieder belebt, der Seele neue Munterkeit verleiht, und die Lebensdauer bedeutend verlängert. Er ist für den thierischen Körper eben das, was für die Uhr das Aufziehen ist. Die eine Hälfte des Menschenlebens ist Schlaf. Das Kind im Mutterschooße, das Junge im Ei schläft. Neugeborne Kinder und abgelebte Greise schlafen fast beständig; die Thiere, welche nicht des Nachts ihrer Nahrung nachgehen, schlafen so viel, als sie wachen; den ganzen Winter hindurch schlafen

die Murmelthiere u. a.; das Leben der Chrysaliden ist Schlaf; auch die Fische schlafen; allen ist der Schlaf Lebensbedürfniß, Restaurations- und Verlängerungsmittel des Lebens.

Ein anderes Resultat des Bündnisses der Seele mit dem Leibe ist das Temperament, jener aus der physischen Gesammtcomplexion des Körpers entstandene Habitus, welcher auf unsern ganzen intellectuellen und moralischen Charakter Einfluß hat. Kein einzelnes Temperament existirt rein, sondern es kommen bei jedem Individuum alle vor, nur daß das Uebergewicht bald auf der einen, bald auf der andern Seite größer ist. Dadurch erhält nun die Seele gewisse natürliche Dispositionen, die insofern als Folgen der körperlichen Complexion anzusehen sind, so wie umgekehrt ein durch moralische Ursachen veranlaßter Hang der Seele dem Temperament wieder einen eigenen Schwung geben kann, so daß dasselbe unstreitig das Product der Wechselwirkung zwischen beiden ist. — Uebrigens mag sich zum Theil der Unterschied der Temperamente auf das bei allen Menschen, ja sogar in demselben Menschen, Boden, in den Altersjahren, Nahrungsmitteln, und in der Lebensart überhaupt veränderliche Verhältniß der einzelnen Bestandtheile des Bluts gründen, wobei aber auch die Beschaffenheit der starren Gebilde des Körpers und der Grad der Contractilität, Reizbarkeit und Empfindlichkeit, so wie die Stärke und Schwäche der Lebenskraft überhaupt nothwendig mit in Anschlag kommen müssen.

Wie nun das Temperament eine Folge der individuellen psychisch-physischen Complexion ist, und jedem einzelnen Menschen einen eigenthümlichen Charakter der Sinnlichkeit giebt, so scheint hingegen der Instinct seinen Grund vielmehr in der körperlichen Constitution zu haben, sofern dieselbe der ganzen Gattung oder Art gemeinschaftlich zukommt. Um nämlich seine Absicht nicht zu verfehlen, organisirte der Schöpfer jedes lebende Wesen so, daß es schon durch seine physische Anlage unwillkührlich zu einer Handlungsweise bestimmt wurde, die mit jener Absicht harmonirt. Dieser tief und dunkel in der Organisation verborgene Bestimmungsgrund heißt der Instinct.

beim Sinnenmenschen regt er sich zwar auch noch, aber leiser, als in Thieren; nur beim Kinde und beim Naturmenschen äußert er sich noch mit Nachdruck; im Weisen aber, bei dem Vernunft und Sittlichkeit alleinherrschend sind, ist er fast so viel als ganz erloschen. Aus diesem ergiebt sich als Endursache des Instincts die Erhaltung des generischen und specifischen Charakters im Individuum.

Wenn also Perfectibilität der Hauptzug von Humanität ist, so muß Streben nach steigender Vollkommenheit als Grundinstinct der menschlichen Natur gelten, unter welchem sich alle besondere Triebe derselben ordnen lassen. Somit ist der Instinct auch ein Resultat der gegenseitigen Modification der Seele durch den Körper und des Körpers durch die Seele. Wenn er aber, schon in diesem allgemeinsten Gesichtspunkte genommen, aus generischen und specifischen Determinationen besteht, so verbindet er sich doch natürlich theils mit dem Temperamente, theils mit der übrigen individuellen Sinnlichkeit, und hat so wieder in jedem einzelnen Menschen seine eigenen Phänomene. So entsteht aus ihm jene große Verschiedenheit des Geschmacks, der Neigungen, Begierden und Leidenschaften, mit einem Worte, jene Sympathie und Antipathie, welche im Einzelnen unzählige Collisionen veranlaßt, dabei aber Ursache ist, daß in Hinsicht auf die ganze Menschengattung jede Art von Anlagen angeregt, jedes Bedürfniß befriedigt, die Natur in allen ihren Hülfsquellen genutzt, jegliche Kraft beschäftigt und in Spannung erhalten wird.

Aus dem bisher und weiter unten über die Natur und Folgen der Seelenvereinigung mit dem Körper Gesagten werden wir nun leicht von der Innigkeit derselben urtheilen können. Daraus entstehen periodische Zustände für beide, und neue Fähigkeiten, die weder der einen, noch dem andern ausschließend angehören, sondern so ganz die Ausbeute des Zusammenwirkens von beiden sind, daß es oft schwer ist, die Grenzlinie zwischen deren beiderseitigem Antheil zu ziehen. Im Ganzen betrachtet gewinnt die Seele in Gesellschaft des Körpers einmal so

viel, daß sie dadurch mit den übrigen Naturkräften in Gemeinschaft gesetzt, daß so ihre eigene Kraft geweckt und belebt wird, und daß sie Stoff zu Vorstellungen erhält, den sie in ihre eigenen Formen bilden, verarbeiten, läutern kann. Außerdem nehmen alle Geistesfähigkeiten ohne Ausnahme durch den Körpereinfluß eine besondere Modification, eine eigenthümliche Farbe an, ja so lange der Geist im Geleite des Körpers seinen Weg fortsetzt, so lange werden selbst seine edelsten Gesinnungen und Bestrebungen einen Anstrich von Sinnlichkeit behalten, und den Einfluß derselben fühlen müssen. Je näher eine Seelenoperation an die äußere Empfindung grenzt, desto größer ist der mechanische Zwang, desto gebundener die Selbstthätigkeit der Seele, und umgekehrt, je mehr sie sich der Vernunftthätigkeit nähert, desto geringer wird jene, um so freier diese. Aber jede Seelenverrichtung behält immer noch etwas von dem Einflusse des Körpers. Hieraus folgt, daß der Mensch, je vernünftiger er wird, desto weniger abhängt von der Tyrannei der Sinnlichkeit. Nemo liber est, nisi sapiens! —

Der Leib ist also das Organ der Seele; diese verhält sich zu jenem, wie der Künstler zu seinem Instrumente. Wenn solches das Mittel ist, wodurch er seine Fähigkeit äußern, seine Geschicklichkeit üben kann, so werden hinwiederum beide, sein Talent und seine Geschicklichkeit, dadurch beschränkt. Wie weit die Kraft unsers Geistes an sich reiche, läßt sich gar nicht bestimmen, da wir ihn nur als Seele, d. h. so wie er durch die Organisation befangen ist, kennen. So viel bleibt gewiß, daß in jeder Geisteskraft des Menschen eine Unendlichkeit liegt, die hienieden nicht entwickelt werden kann, weil sie von andern Kräften unterdrückt wird, und zum Verhältniß des Erdenlebens gleichsam in Banden liegt. Diese Grenzen der Seele sind wesentlich; sie gehen aus dem unveränderlichen Standpunkte hervor, welchen dies Wesen in der Reihe der Dinge einnimmt. Die Seele steht gleichsam in der Mitte zwischen der unendlichen Realität und dem Nichts; ihr Wesen ist aus Nichts und Wirklichkeit zusammengesetzt,

daher ihre Kraft und die Schranken derselben. Leibnitz sagt in seiner Theodicee: „die Seele ist erschaffen, mithin begrenzt."

Aber soviel läßt sich schon aus gewissen Lagen, worin die Seelenfähigkeiten außerordentlich gespannt und erhöht sind, abnehmen, daß ihre wesentlichen Schranken ungleich weiter abgesteckt seyn müssen, als es die zufälligen sind, worein sie durch die Organisation eingeschlossen wird. Man kann es aus der Erfahrung mittelst einer freilich unvollständigen Induction wahrscheinlich machen, zuverlässiger aber aus der Natur des der praktischen Vernunft wesentlichen Sittengesetzes a priori beweisen, daß die Seele einer ins Unendliche gehenden Veredelung fähig seyn müsse. Jedoch der Gang, der Grad, die Geschwindigkeit, die Richtung ihrer steigenden Vollkommenheit hängt von der Organisation ab. Aber wie könnte sie diese Fortschritte machen, wenn nicht das Organ selbst durch freiwillige Uebung verbessert werden könnte? Eine solche Perfectibilität kommt der Materie nicht an sich zu; sie ist mithin ein besonderer Vorzug, den der Menschenkörper dem Seeleneinfluß verdankt.

Es giebt im Menschenleben oft kürzere, oft längere Zwischenräume einer außerordentlichen Erhöhung der Seelenfähigkeiten, gleichsam eine Art der Begeisterung. Dies zeigen die Wirkungen des thierischen oder Lebens-Magnetismus. Auch im Schlaf und Traume werden zu Zeiten die Geisteskräfte außerordentlich gesteigert. Die Empfindungen im Traume sind für uns lebhafter, die Affecte feuriger, die Verbindungen der Gedanken und Möglichkeiten in ihm werden leichter, unser Blick ist heiterer, das uns umglänzende Licht schöner. Wenn wir gesund schlafen, wird unser Gang oft ein Flug, unsere Gestalt ist größer, unser Entschluß kräftiger, unsere Thätigkeit freier. Aus diesen und andern Wahrnehmungen ist es deutlich, daß die Seele in ihrem gewöhnlichen Zustande nicht ihre ganze Kraft äußern könne. —

Alles bisher Gesagte zusammenfassend, dürfen wir nun wohl den Schluß machen, daß der letzte und endliche Zweck

des Körpers die Seele ist, nicht aber umgekehrt. Der Körper soll Organ der Seele seyn; alle Theile und Functionen in jenem sind mit Absicht auf diese angelegt. Durch diese Vereinigung hat der Schöpfer die Geister- und Körperwelt in Gemeinschaft gesetzt, und beide im Menschen in eine Natur verschmolzen; er hat der Sinnlichkeit die edlern Keime der Vernunftthätigkeit anvertraut; hier mögen sie sich zuerst entwickeln, und unter mancherlei Hindernissen immer weiter gedeihen und wuchern, bis es endlich der herangewachsenen Vernunft gelingt, die Sinnlichkeit zu überwältigen. So hebt sich die majestätische Eiche zu ihrem vollen Wuchse empor, und überschattet weit und breit den Boden, aus dem sie Nahrung und Wachsthum zog! —

Ueber den physischen Kräften entfalten sich die organischen, über diese ordnen sich Vorstellung und Begehrung, und diese, wenn sie alle Grade des Wachsthums überstiegen haben, finden zuletzt in den Principien und der freien Moralität der theoretischen und praktischen Vernunft ihre höchste Vollendung. So weit gelangt auch das vollkommenste Thier nicht! Den Menschen so hoch zu heben, dazu gehörte eine menschliche, d. h. eine solche Organisation, welche selbst auch durch Aufmerksamkeit und absichtliche Uebung zugleich mit dem Geist sich veredeln ließe; die Vortrefflichkeit des Instruments mußte zugleich mit der steigenden Geschicklichkeit des Künstlers zunehmen.

Humanität ist das Product einer Menschenseele mit einem Menschenleibe; eine Thierseele mit einem Menschenleibe, oder eine Menschenseele mit einem Thierleibe, gesetzt daß ein solches Mißbündniß möglich wäre, würde nimmermehr Charakter der Menschheit hervorbringen.

Ist der Sterbliche aber endlich einmal über Sinnlichkeit erhaben, in das Gebiet der Vernunftgesetzgebung, der eignen moralischen Selbstbeherrschung übergetreten, dann mag er altern, an Körperkräften abnehmen, und in den Schooß der Natur, woraus er kam, zurücksinken. Der Geist ist zu einer höhern Ordnung der Dinge reif, und in sich selbst stark

genug, um seine Laufbahn erhöhter Wirksamkeit in einer vollkommnern Organisation zu beginnen. Denn was hindert uns, da man sich endliche Kräfte einmal nicht ohne Organe denken kann, auch für unsere Seelen eine Folge aufsteigender Organisationen anzunehmen, von welchen die vorhergehende immer nur die Hülle der künftigen zu seyn bestimmt ist? Dergestalt würde der Tod nur die äußerste Schale abstreifen, und den unsterblichen Geist um eine Periode weiter auf der grenzenlosen Bahn seiner Bestimmung fortführen.

Der Baum sproßt aus dem Keime, schießt hoch auf, gewinnt Blätter, Blüthen, Früchte, und — verwelkt. Die Raupe wird zum Schmetterling und — stirbt. Der Mensch eilt von seiner Geburt an seiner sittlichen Ausbildung immer weiter und weiter entgegen, und — stirbt, d. i. er wirft eine Hülle ab, die nicht unersetzlich ist, um sich ein weiteres Feld höherer geistiger Ausbildung zu suchen und anzubauen. Er wird belehrt, daß das kurze Erdenleben hier nur der Anfang seiner Dauer und der geringste von den Zwecken seines Seyns ist.

Zwölftes Kapitel.

Specielle Wechselwirkungen des Physischen in und außer dem Menschen, und des Psychischen in ihm.

I. Von den Einwirkungen der Seele auf den Körper.

Alle verschiedene Seelenverrichtungen wirken, als Reize, auf unsern Organismus; je erregbarer dieser ist, desto größere Wirkungen bringen sie in ihm hervor, daher empfindliche Personen, Kinder und Weiber diese in ihrem Körper am stärksten empfinden. Es giebt aber gewisse Organe, auf welche gewisse Seelenverrichtungen einen besondern Einfluß äußern; so wirkt der Wille auf die Muskeln, der Zorn auf die Leber rc.

1) Von dem Einfluß der Denkübungen auf den Körper.

Freies, leichtes Denken unterhält eine angemessene Erregung im Körper, und belebt die Functionen desselben. Nichtdenken oder Mangel an Vorstellungen und Denkübungen macht den Körper matt, schläfrig, unthätig. Dauert dieser Geistesmüßiggang lange, so geht daraus eine anhaltende Langeweile hervor, welche den Körper krank macht, und in seinem innern Wirken mehr oder weniger beeinträchtigt. Uebermäßige Geistesanstrengungen, vorzüglich wenn sie anhaltend und gezwungen sind, oder mit Unlust geschehen, schwächen die Verdauungskräfte nebst dem ganzen Nervensystem, und legen den Grund zur Hypochondrie, Melancholie, Auszehrung, zu mancherlei Kopf-, Brust- und Unterleibsbeschwerden.

2) Von dem Einfluß des Willens auf den Körper.

Groß ist die Macht, welche der Wille in dem Körper ausübt. Er setzt alle ihm zu Gebote stehenden Muskeln in Thätigkeit, und kann durch öftere Uebung äußerst behende und ungewöhnliche Bewegungen in denselben hervorbringen; auch die ihm nicht untergeordneten Muskeln weiß er sich nicht selten unterwürfig zu machen, z. B. die Herzmuskeln durch willkührliche temporelle Hemmung des Herzschlags ꝛc. Mittelbar wirkt der Wille auf den Körper, indem er solche Vorstellungen, womit gewisse Veränderungen in gewissen Theilen desselben correspondiren, absichtlich weckt und nährt, oder durch andere, ebenfalls absichtlich geweckte, verdrängt. — Wie viel ein starker fester Wille vermag, lehren ältere und neuere Beispiele. Was war es, was so manchem Gefolterten die Kraft gab, trotz des unaussprechlichsten Körperwehe, nicht zu bekennen? Es war die Macht eines festen Willens! Auch die fast übermenschlich scheinende Standhaftigkeit unter den Märtyrern des Glaubens beruhte auf deren hoher Willenskraft und festen Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christusglaubens, u. s. w.

5) Von dem Einfluß der Empfindungen, Vorstellungen, Leidenschaften, Gemüthsaffecte rc. auf den Körper.

Die Empfindungen sind eben so vielfach modificirt, als die Gemüthsbewegungen; ihr Einfluß kann also durchaus nicht in allen Fällen dem Einflusse gleich seyn, den z. B. Freude und Traurigkeit weckt.

In jedem Menschen regen sich zu jeder Zeit Empfindungen; aber nur dann, wenn sie anhaltend und im hohen Grade auf einen Gegenstand allein gerichtet sind, können sie ihre Einwirkung auf das körperliche Befinden fühlbar äußern, sind aber dann nicht mehr Empfindungen, sondern Leidenschaften.

Die Empfindungen und Vorstellungen sind der Seele entweder angenehm, oder unangenehm. Die angenehmen werden für den Körper wohlthätige Reize und beleben die Erregung desselben; das Gegentheil wirken die unangenehmen.

Die Bilder der Einbildungskraft, jenes Vermögens, sich das Gegebene überhaupt, sey es gegenwärtig oder vergangen, anwesend oder abwesend, vorzustellen, wenn sie mit gewissen Veränderungen im Körper verbunden waren, bringen ebendieselben, wiewohl schwächer, in denselben zurück.

Die Leidenschaften, jene gesteigerten Tugenden oder Mängel, und die Affecte haben den stärksten Einfluß auf den Körper; diese wirken schneller, jene langsamer. „Der Affect, sagt Kant, wirkt auf die Gesundheit wie ein Schlagfluß, die Leidenschaft wie eine Schwindsucht oder Abzehrung!"

Es giebt aber erregende und deprimirende oder schwächende Affecte. Unter den aufregenden steht

a) der Zorn oben an. Dieser beschleunigt den Blutumlauf: die Adern des Zornigen schwellen an, das Athemholen wird schneller, die Muskelkraft ungemein erhöht, der Schwächling erhält Riesenstärke, doch liegt das Gefühl in Betäubung, der Zornige fühlt in der Hitze des Kampfs die Wunden nicht, die ihm sein Gegner schlägt. Außerdem be-

Thränen tritt einige Erleichterung ein. — Anhaltende Traurigkeit und die mit ihr verwandten Seelenleiden: Gram, Kummer, Sorgen, Angst, Heimweh, unglückliche Liebe ꝛc., zehren wie ein schleichendes Gift an der Gesundheit, schwächen die Verdauungskräfte, daher Eßunlust, Blähungen, Koliken, Krämpfe; mit der Verdauung leidet die Ernährung, daher Abmagerung des ganzen Körpers; die Hautausdünstung ist gleich der Gallenabsonderung gestört, daher die blaßgelbe Gesichtsfarbe solcher Menschen. — Die endlichen Folgen sind: Schwindsucht, Wassersucht und andere kachektische Krankheiten.

e) Empfindelei, Schwärmerei und eine überspannte Phantasie erhöhen und überreizen die Empfindlichkeit des Nervensystems, und legen den Grund zu mancherlei hartnäckigen Nervenübeln.

Der unserer Gesundheit angemessenste Seelenzustand bleibt: möglichster Gleichmuth. In seinen Wirkungen auf den Körper gleicht er der Munterkeit und der Hoffnung. Nur derjenige, welcher die Fähigkeiten seines Geistes und Körpers zweckmäßig anwendet, der seiner Leidenschaften und Affecte Herr ist, den keine Gewissensbisse quälen, der also freudig in seine Vergangenheit und Zukunft blickt, genießt jenen so seligen Gemüthszustand. Allein da die Anzahl solcher Glücklichen nicht die größte ist, so läßt es sich begreifen, warum die meisten Krankheiten durch Gemüthsunruhe bald erzeugt, bald unterhalten werden, und die Heilung derselben durch fortdauernde Seelenleiden so oft erschwert, ja nicht selten ganz vereitelt wird.

Alle diese Wahrheiten sind Fingerzeige für den Seelsorger, beim Unterricht in der Moral dem Volke die Tugend auch als ein Beförderungsmittel der leiblichen Gesundheit, und als einen Lebensverlängerungsbalsam dringend zu empfehlen, und bei Darstellung der sittlichen Nachtheile der überspannten Leidenschaften und Gemüthsaffecte ihm auch die gefährlichen Wirkungen derselben auf den Körper begreiflich zu machen. Selbst in moralischer Hinsicht werden diese Erinnerungen von

großem Nutzen seyn. Auf den schwachen, sinnlichen Menschen dringen insgemein lebendige Vorstellungen von zeitlichen Lebensgefahren viel tiefer und bleibender ein, als die schwärzesten Gemälde von ewigen Strafen und göttlicher Ungnade.

II. Von den Einwirkungen des Körpers auf die Seele.

Gleichwie die Seele mächtig auf den Körper wirkt, eben so gewaltig wirkt dieser auf jene zurück. Gewisse Naturanlagen des Körpers, gewisse Veränderungen, welche er durch mancherlei innere und äußere Einflüsse erleidet, können gewisse Vorstellungen, Neigungen und Leidenschaften wecken und unterhalten, so, daß uns unsere Körperverfassung bald für gewisse Tugenden empfänglicher, bald zu gewissen Untugenden geneigter macht.

1) Von dem Einfluß der verschiedenen physischen Temperamente und körperlichen Stimmungen auf das Gemüth und die Sitten.

Es giebt im gesunden Zustande sehr verschiedene Grade von Elasticität und Erregbarkeit, und wieder besondere von Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Körpers. Diese verschiedenen Grade und ihre mancherlei Verhältnisse nennt man physische Temperamente. Einerlei Ursache wirkt nämlich unter übrigens gleichen Umständen nach der abweichenden Körperstimmung und Constitution bei dem Einen stärker und schneller, bei dem Andern später und schwächer, je nachdem sein Temperament beschaffen ist.

Der Seelsorger muß zur vollständigen und gehörigen Würdigung einer moralischen Handlung die Temperamente allerdings berücksichtigen, ohne doch darin die ganze Entschuldigung eines Lasters oder Vergehens suchen und finden zu wollen. Zugleich aber hat er die Geistesanlagen vom Temperamente und das erworbene Temperament vom angebornen wohl zu unterscheiden. Temperamente, die man blos der Seele beilegt (psychische), mögen wohl ganz geheim das Körperliche des Menschen auch zur

mitwirkenden Ursache haben; mithin beruht das psychische Temperament eigentlich auf dem physischen.

Man nimmt gewöhnlich vier angeborne Haupttemperamente an:

a) Das sanguinische oder normale besteht in einer hohen Erregbarkeit für lebhafte Geschwindeindrücke, welche rasche, aber vorübergehende Veränderungen hervorbringen. Es kündigt sich insgemein an: durch eine zarte, frische, feuchte Haut, blondes Haar, lebhafte, große, gewöhnlich blaue Augen, runde Glieder, durch einen muntern Gang und schnellen Puls. Der Sanguinische hat bei einer normalen Empfindlichkeit seines Nervensystems reine, milde Säfte, ein warmes, gehörig oxygenirtes Blut, eine wirksame Galle 2c., und verdauet gut. Alle Verrichtungen des Körpers gehen wegen leichter Beweglichkeit und Feuchtheit seiner festen Theile geschwind vor sich. Der Gemüthscharakter des Sanguinischen ist analog dessen physischen Anlagen. Er ist leichtsinnig, sorglos, lustig, wohlgemuth, will immer beschäftigt seyn, flieht aber schwere und anhaltende Arbeiten, die ihn zu bald ermüden. Für angenehme und unangenehme Gefühle ist er gleich empfänglich; seine Phantasie ist lebhaft, feurig, sein Mitgefühl fein, schnellthätig. Leicht geräth er in Affect, und seine Affecte sind, wie seine Leidenschaften, heftig, aber von keiner Dauer. Sanguinische sind sehr veränderlich, sinnlich, mehr witzig als verständig, gelehrig, geschickt, lenksam, aber auch unvorsichtig, und leicht unmäßig, herzhaft, kühn, oft tollkühn, schnell entschlossen, und in ihrer ganzen Handlungsweise flink und lebendig. — So ist das Temperament der frischen unverdorbenen Jugend und des weiblichen Geschlechts.

Wenn durch das Alter, durch viele geistige und körperliche Anstrengungen, durch erhitzende Speisen und Getränke, durch heiße Himmelsstriche 2c. die festen Theile des sanguinischen Menschen stärker, elastischer, erregbarer, und die flüssigen dicker, dichter, substantiöser und reizender werden, so bildet sich

b) das cholerische (gallichte, straffe, irritable) Temperament aus. Choleriker sind in der Regel muskelstark, kernfest und ausdauernd. Alle ihre körperlichen Verrichtungen geschehen mit Kraft und Energie; sie haben vielen Bart, männlichen Muth und eine durchdringende Stimme. Ihr Blut rinnt schnell, daher ihr lebhafter Herz- und Aderschlag, ihre große Consumtion. Alle ihre Handlungen sind hastig, und, zumal durch Affecte gesteigert, ungestüm. Da sie vermöge der großen Empfindlichkeit ihres Gemüths durch Eindrücke schnell und heftig ergriffen und gerührt werden, so entsteht in ihnen bald ausschweifende Lust, oder Unlust, Jähzorn, äußerste Wuth, aber auch übertriebene Traurigkeit. Ihre Einbildungskraft ist immer erhitzt; sie stellen sich Alles lebhafter vor, daher ihre feurige Munterkeit zu Geschäften, ihre übereilte Verwegenheit und Kühnheit in allen Unternehmungen, ihr Ehrgeiz, Hochmuth, ihr leichter Hang zum Auffahren, Poltern, zum Zorn und zur Wollust. Alle ihre Affecte beschwichtigen sich nicht so bald, als bei Sanguinischen. Gleichwie ihr Körper stark, fleischig und kraftvoll ist, so ist ihr Geist tüchtig zu anhaltenden Kopfarbeiten und zu durchdringenden Verstandesübungen. — Aus ihrer Mitte kommen meist Feuergeister: die Helden, die Genies, die Enthusiasten und — die Narren. — Wenn Geist und Phantasie nicht zu gespannt und erhitzt sind, so ist das cholerische Temperament gerade das Temperament der Wahrheit und des gereiften Verstandes, wo die starren und liquiden Theile des Körpers zwar mehr Energie besitzen, alle Leibes- und Seeleneindrücke zwar bald aufgenommen und mächtig gefühlt, aber dennoch die Leidenschaften immer in einer strengen Harmonie erhalten, beständig der Vernunft untergeordnet, und nur zu schönen Zwecken verwendet werden.

Wenn die festen Theile der Sanguinischen durch Alter, ruhige Lebensart, feuchte Lufttemperatur, durch viel warmes Getränk, weichliche Pflanzenkost, vorzüglich aber durch anhaltenden Kummer, ängstliche Sorgen ꝛc., durch Blutverlust, Schwächekrankheiten ꝛc. ihre Empfindlichkeit verlieren, und

die Säfte wässeriger, schleimiger, gleichsam kälter und entgeisteter werden, so entwickelt sich aus dem sanguinischen

c) das phlegmatische (schlaffe, reproductive) Temperament, wo das ganze Nervensystem unempfindlicher und unthätiger, die Reizbarkeit des Muskularsystems gemäßigt ist. Die Phlegmatiker haben einen trägern Blutumlauf, Mangel an Wärme; ihre Haut ist blaß, weich und gewöhnlich etwas aufgedunsen, ihr Fleisch welk, wuchernd ihre Fettbildung. Aus Mangel an Mannskraft hat ihre Stimme weniger Männliches, Kopf- und Barthaar sind weicher, dünner. Sie lieben die Ruhe und Gemächlichkeit, und gähnen in Faulheit. Am wohlsten ist ihnen, wenn man sie in ihrem Phlegma nicht stört. Ihr Blick ist matt, ihr Gang schleppend, schwerfällig. Ihr Körper ist schwer von der Stelle zu bringen, aber, einmal beweglich gemacht, erträgt er die drückendsten Strapazen ohne viele Ermildung, und duldet große Schmerzen mit kaltem Blute und wahrem Stoicismus. — Ihr Geist ist eben so träge, wie ihr Körper: sie begreifen, denken, urtheilen langsam; ihr Gedächtniß ist so ziemlich gut; in ihren Handlungen sind sie bedächtig; keine Empfindung wird leicht von ihnen aufgenommen, daher ihre Geduld und Beharrlichkeit im Arbeiten, wenn sie einmal dazu aufgerüttelt sind; daher auch ihre wenigen und schwachen Gemüthsaffecte, ihr Mangel an Witz, ihre geringe Einbildungskraft, ihre Muthlosigkeit, Schlafsucht, ihr ewiges Pflanzenleben. Ihre Apathie und wenige Klugheit läßt sie bei den beschränktesten Geisteskräften ganz gemächlich durchs Leben schlendern und von Jedermann geduldet, ja gut behandelt werden, weil sie niemals weder Anstoß geben, noch empfangen, weil sie nicht leicht Bösewichte, aber auch eben keine Tugendhelden sind, und gern in Indifferentismus versinken.

d) Das melancholische (hypochondrische, sensible, zarte) Temperament entsteht durch heißes Klima, vieles Wachen, erhitzende Nahrungsmittel, Geistesentkräftung, Gicht, mancherlei Haut- und Unterleibskrankheiten. Die

Melancholiker besitzen kein zu reizbares Muskelsystem, aber ein um so empfindlicheres Nervensystem. Was Andere nur wenig rührt, erschüttert diese schon gewaltig; der geringste Verdruß wirkt auf ihren ganzen Körper. Heftige, traurige oder fröhliche Vorstellungen machen sie schlaflos, und wecken in ihnen außerordentliche Phantasieen. Luft, Speisen, Getränke, Leidenschaften, welche letztere überhaupt bei ihnen anhaltend, hartnäckig und schwer zu bekämpfen sind, haben auf sie einen mächtigen Einfluß. Sie sind äußerst beißend in ihrem Spotte, ereifern sich beim geringsten Anlaß, und gerathen in neuen Aufruhr, sobald sie sich der ärgerlichen Sache nur wieder erinnern. In ihrer traurigen Gemüthsstimmung lieben sie die Einsamkeit, sind tief in sich gekehrt, eigensinnig, starrköpfig, widerspenstig, launisch, grämlich, leicht jähzornig, ehrgeizig, neidisch, mißtrauisch, verzagt; sie hassen außerordentlich und lachen zur Unzeit. In ihrer Lustigkeit sind sie ausschweifend. — Ihr Aussehen ist gewöhnlich älter, als sie wirklich sind, ihr Antlitz blaßgelb, ihr Auge hohl, ihr Puls träge, hart, ihr Gang langsam, fest. Sie verdauen schlecht, leiden beständig an Stuhlverstopfung und biliosen Krankheiten, haben lauter ängstliche Träume, einen kurzen, unruhigen Schlaf. — Ihr Verstand steht fast immer unter der Oberherrschaft ihres Magens; wer daher Geschäfte mit ihnen hat, der mag sich zuvor erkundigen, wie ihre Verdauung beschaffen sey? — —

Gemeiniglich ist dies das Temperament der viel sitzenden Stubengelehrten, Künstler und Professionisten, so wie Aller, die durch Schwelgen in der Jugend, durch zu grobe Kost bei sitzender Lebensart, durch Ueberspannung ihrer Phantasie die Wechselverhältnisse zwischen Hirn und äußern Sinnen stören, und dann Mystiker, Schwärmer, endlich Verrückte werden.

Selten wird man indeß die beschriebenen Haupttemperamente so rein in dem Menschenleben finden. Alter, Erziehung, Lebensweise rc. ändern Vieles in den physischen Anlagen, so daß das angeborne Temperament durch diese Einflüsse,

vornehmlich durch das Alter sich so verschieden artet, als die Gesichtsbildung, ja oft ausartet.

Zu dergleichen Modificationen gehört z. B. Haller's bäotisches oder vierschrötiges Temperament. Es entspringt aus einem Uebergewichte der starren Theile und ihrem festen Zusammenhange unter einander. Die Fleisch- und Nervenfasern sind grob, dicht, nicht leicht beweglich, und die Säfte dick, das Blut hat viel Faserstoff. Dergleichen Menschen sind überhaupt stark, grobgliedrig, durch Arbeit abgehärtet, oder haben von Natur einen dauerhaften, festen Körperbau. Dagegen geht ihnen in der Regel Schärfe des Verstandes, Feinheit des Witzes ab. Sie haben kein Zartgefühl für Schmerz, sie sind weniger sinnlich, langsam in ihren Handlungen, aber energisch und ausdauernd; sie werden nicht so leicht von dem Ungestüm des Wetters, von den Kränkungen der Lästersucht, oder andern Beleidigungen außer Fassung gebracht. Aber einmal durch berauschende Getränke erhitzt und in heftigere Bewegung gesetzt, kommen sie oft an Stolz, Heldenmuth und Zornwuth dem feurigsten Temperamente gleich. Sie sind dann leicht verletzt; ihr Hochmuth ist unbescheiden, ihr Zorn anhaltend, thätlich und tobend. Man findet viele solche Temperamente unter Bauern, Soldaten, Schiffern, Matrosen, Waidmännern, und überhaupt mehr im Norden. Die Schwarzwälder und alle Hochländer sind meist so derbe Kernmenschen.

Diesen gegenüber stehen die sogenannten Nerventemperamente der Höflinge und weichlichen Städter überhaupt, wo bald diese, bald jene Leidenschaft im Verborgenen ihre Rolle spielt.

Dann giebt es noch speciellere: diebische, verliebte, Andächtler- und andere Temperamente. Die sogenannten Sautemperamente charakterisiren sich durch fast immerwährende Neigung zur Schlemmerei und Völlerei, und nebenbei durch einen mehr als brutalen Hang zur unersättlichsten Geschlechtsgier. Die Krankheiten solcher Wüstlinge sind daher meistens unheilbar; ein wenige Tage anhal-

ten-

rendes Fieber stürzt sie, troß aller Kunstbemühungen des Arztes, zu Boden, und läßt dem Seelenarzt nicht einmal Zeit, dergleichen verwilderte Schwelger zu erinnern, daß sie die wenigste Zeit ihres Lebens Menschen waren.

Aus dieser Uebersicht der Temperamente geht so viel hervor, daß jegliches derselben diese oder jene Leidenschaft mehr oder weniger nährt und begünstigt, und daß überhaupt bei den unendlich vervielfältigten Gesellschaftsverbindungen der Menschen diese Temperamentsverschiedenheit von dem Seelsorger in keinem Falle übersehen werden darf. Denn er wird nun begreifen, warum die nämliche Ursache bei diesem oder jenem Menschen so verschiedene Wirkungen hervorbringt? warum Manche zu dieser oder jener Untugend so sehr hinneigen? warum bei derselben Motive der sanguinische Brauskopf seinen Feind in der ersten Aufwallung von vorn, und der schwarzgallichte Meuchling ihn nach reifer Ueberlegung von hinten ermordet? — Einen wichtigen Unterschied wird er zwischen der Tugend der Enthaltsamkeit beim Phlegmatiker und Choleriker finden. Er wird einsehen, warum Temperamentsfehler sich so schwer ablegen lassen, und warum vielleicht Fehler, die das Temperament nicht begünstigt, eben deswegen höher angerechnet werden müssen. Es wird ihm nun einleuchten, daß erstere nicht durch den Verstand allein, sondern auch durch physische Mittel und durch eine verhältnißmäßige Umstimmung der ganzen Körperconstitution zu heben seyen. Dadurch wird er das Strafbare dieser Vergehungen moralisch genauer würdigen, und den Werth der Tugend so wie des Lasters richtiger bestimmen, mithin dem letztern gehörig vorbeugen lernen, und dadurch so viel gewinnen, daß er, nach erlangter Einsicht der Temperamente seiner Gemeindeglieder, bei jedem derselben die geeigneten Mittel zu dessen moralischer Behandlung und Veredlung zu wählen versteht.

e) Von dem Einfluß der herrschenden Leidenschaften auf die Sitten.

Vermöge seiner Zusammensetzung ist jedes Temperament mehr oder minder zu dieser oder jener Leidenschaft geneigt. Wird diese durch physische oder psychische Antriebe aufgeregt, so erwacht sie in ihrer ganzen Stärke, und tritt in volle Thätigkeit.

Eine strenge Harmonie derselben ist die Quelle aller Glückseligkeit und das wohlthätigste Geschenk des Himmels. Ohne sie würden wir viel zu unthätig, wahre Automaten bleiben. Sie sind die einzigen Triebfedern menschlicher Thätigkeit, der Wind, der das Schiff unsers Lebens bewegt. Ohne sie wird nichts Schönes, nichts Großes gewirkt; ohne sie würde der Weise in seinen Forschungen, der Tagelöhner in seinen Handarbeiten zu früh ermüden.

Fern sey es jedoch, jenen Leidenschaften das Wort zu reden, die als falsche Spieler uns lachend betrügen, die durch Mißbrauch uns in den Abgrund stürzen, und so viel Unheil in der Welt stiften!

Pflicht des Volks- und Sittenlehrers bleibt es, den herrschenden Leidenschaften jenen gehörigen Grad von Temperatur und Stärke, jene Richtung und jene Uebereinstimmung zu geben, deren jeder Sterbliche fähig ist und zur Erreichung seiner hohen Lebenszwecke bedarf. Denn unsere Glückseligkeit besteht nicht darin, frei von Leidenschaften, sondern ihr Herr zu seyn. Es verhält sich mit ihnen, wie mit Ebbe und Fluth; wohl dem, der jene benutzen und dieser ausweichen kann!

Der Seelsorger muß zu unterscheiden wissen, in wie weit die Leidenschaften der Menschen eine nothwendige Folge ihrer Körperbeschaffenheit seyen, damit er die guten und bösen Handlungen seiner Pfarrkinder nicht immer nach einerlei Maaßstab berechnen, sondern den Werth der Tugendhaften und Lasterhaften schärfer ins Auge fassen, die zur Verhütung und Heilung ausgearteter Leidenschaften erforderlichen Mittel

richtiger erkennen, lebhafter fühlen, zweckmäßiger anwenden, und endlich einsehen möge, warum Ovid sagt:

Sed trahit invitum nova vis, aliudque cupido,
Mens aliud suadet. Video meliora proboque,
Deteriora sequor. —

Unter allen Leidenschaften, welche die Unsittlichkeit am meisten befördern, dürfte wohl

a) die Wollust obenan stehen. Bis jetzt gab es aber keine, der man so viele unhaltbare Dämme entgegensetzte, keine, die man unverständiger behandelte, als diese. Religion, Sittenrichter, Keuschheitscommissionen, Gitter, Bordelle, und Strafen mancherlei Art, haben bisher in der Sache wenig oder nichts geändert. — Aber, was konnten auch diese Mittel fruchten, wenn den Menschen alle seine Umgebungen von Kindheit an zur Wollust vorbereiten, in dieselbe gleichsam einweihen; wenn Gesetzgebung, Staatsverfassung, Erziehung, Lebensart, Lectüre, Klima u. s. w. alles beitragen, was seinen Geschlechtstrieb früher weckt, und zu einer Lüsternheit steigert, die den Kräften der Natur weder angemessen ist, noch auch so leicht sich unterdrücken läßt?! Wo zumal die Volkserziehung vernachlässigt wird, oder eine falsche Richtung nimmt: wo sie nicht zweckmäßig auf den individuellen oder allgemeinen Wohlstand, nicht auf allgemeines solides Glück, noch auf reine Moralität berechnet, und von den Regierungen ernstlich geleitet wird, dort ist diese Leidenschaft die erste, welche, fesselfrei, die traurigsten Verheerungen anrichtet. Es ist also eigentliche Staatsangelegenheit, durch die öffentliche Erziehung tugendhafte, gesunde Bürger zu bilden; nur ein vernünftiger, moralischer, echt religiöser Jugendunterricht macht dem Menschen Enthaltsamkeit und Bezähmung seiner Leidenschaft zur Gewohnheit! Sache der Regierungen ist's, gute, zweckmäßige Ehen zu begünstigen und zu fördern, aus denen wieder Kinder hervorgehen, wie sie in unserer Vorzeit waren! Damals liefen die Gallier, nach Cäsar's Zeugniß, vor dem bloßen Anblick teutscher Kraftjünglinge!

Aber Keuschheit war auch eine der Kardinaltugenden unserer Vorfahren; spät schlossen sie Ehebündnisse, unerschütterlich war ihre Gattentreue, kernhaft und ausdauernd ihre Gesundheit, und alle Jahrbücher preisen einstimmig die eheliche Mäßigkeit dieser Heldennation. So lange man nicht vorzüglich darauf bedacht ist, dem Volke diese physischen Vorzüge zu verschaffen, und vermittelst der bestmöglichsten Erziehung dasselbe musterhaft zu bilden, so lange man dem leidigen Bevölkerungsgrundsatz zufolge die Zügellosigkeit, wenn auch nur stillschweigend, duldet oder begünstigt, die Würde des Ehestandes herabsetzt, oder nur auf die Zahl, und nicht auf die Güte der Ehen und der Kinder sieht, so lange man alle durch Unsittlichkeit und Ausschweifungen jeder Art geschwächte Menschen sich ehelichen und begatten läßt, eben so lange darf man auf keine physische und moralische Stärke des Volks zählen, und die Seelsorger werden eben so fruchtlos an dessen Sittenverbesserung arbeiten, als die Aerzte an dem Gesundheitswohle desselben. — Hat man doch einmal bei den Hausthieren angefangen, für schöne Bildung, edle Raçe, für Stärke und Dauer zu sorgen, warum sollte man dies bei Menschen versäumen? Und welche von allen Erziehungssünden hat hierauf größern Einfluß, als die Ausschweifung in der Geschlechtslust?

Wer die Bestimmung des reinen Zeugungstriebes und seiner Naturgrenzen kennt, und wer die unendlich vervielfältigten Ursachen überblickt, welche die große Macht der physischen Geschlechtsliebe, und dadurch die Immoralität so sehr begünstigen, der muß bald einsehen, warum man in diesem Theile der Moral so weit noch zurück ist. Aber, statt die Quelle des Uebels abzuleiten, verstopfte man sie blos, und sie mußte immer anderswo ausbrechen *). Folgende allge-

*) Ueber diesen wichtigen Gegenstand ist die treffliche Preisschrift von K. Gottfr. Bauer: Ueber die Mittel, dem Geschlechtstriebe eine unschädliche Richtung zu geben, mit einer Vorr. u. Anmerkk. von Salzmann. Lpz. 1791., von Jugend- und Volkserziehern nachzulesen und innigst zu beherzigen.

meine Gegenmittel dürften hier angezeigt seyn: 1) das Beispiel und die angelegentliche Mitwirkung des Regenten und derer, welche die höchsten Würden im Staate bekleiden; 2) Gemeingeist und richtig geleiteter Einheitssinn der Staatsbürger, wodurch Frugalität, Sparsamkeit, nützliche Betriebsamkeit, eheliche Treue und andere häusliche Tugenden in allen Volksklassen liebgewonnen, verbreitet und unterhalten werden; 3) ein Sittengericht, oder eine der römischen ähnliche Sittencensur; 4) Verbesserung des äußerlichen Wohlstandes und Beseitigung der Hindernisse der Ehen; 5) geläuterte Gesetzgebung, Rechtspflege und Polizei; 6) verbessertes Kirchen- und Schulwesen; endlich 7) Preßfreiheit und Publicität, weil durch sie der menschliche Fortschreitungstrieb mehr angeregt, die geistige Totalkraft des Menschen und eben dadurch seine Sittlichkeit mehr entwickelt, sein Verstand aufgeklärt und sein Herz besserungsfähiger gemacht wird.

b) Die Habsucht dürfte wohl nach der Wollust die ausgebreitetste aller Leidenschaften seyn, in unsern Tagen um so mehr, als man zur Befriedigung der täglich sich häufenden und kostspieligen Bedürfnisse nicht leicht Mittel genug besitzen kann. Sie ist eine unersättliche Gier, Alles zu haben, was uns angenehm dünkt, und heißt, blos auf Geld und Gut beschränkt, Geldgeiz, auf Ansehn und Ehre allein bezogen, Ehrgeiz.

Jeder Harpagon ist immerfort traurigen, niedergeschlagenen Gemüths. Er lebt und webt nur in seinem Mammon, Geld ist ihm Alles in Allem. Jede andere Leidenschaft ist nach erjagtem Genuß befriedigt, nur der Geldgeizige wird in dem seinigen immer unersättlicher, und sein Geist ist in eben dem Verhältnisse unruhiger, in welchem seine Schätze anwachsen. Sich Alles gestattend, um diese zu bereichern, entzieht er mit demselben grinzenden Hungergesicht der Wittwe ihre letzte Habe, mit welchem er Mündelgelder unterschlägt. — Kein Hinderniß ist ihm zu schwer, das sein nimmersatter Geldgeiz nicht heben könnte: er hungert, er friert, er kränkelt, und versagt sich die nöthigsten Lebensbedürfnisse, um einige

Groschen zu ersparen. Die wichtigste Menschenpflicht ist ihm nicht so viel werth, als ein blanker Ducaten. Er schmälert den lange vorenthaltenen Arbeitslohn, drückt dem armen Tagelöhner wohl die Hälfte davon ab. Bis zum Verarmen verschwenderisch wähnt er zu seyn, wenn er jährlich einen Dreier in die Almosenbüchse legt, oder einem Armen einen Pfennig zuwirft, und, auf doppelte Pfänder Geld ausleihend, nur zehn vom Hundert nimmt. Er ist der elendeste von allen leidenschaftlichen Thoren, entbehrt jedes Vergnügen, das ihm etwas kostet, und ärgert sich sogar über die Fröhlichkeit Anderer, weil er ihnen im Stillen immer nachrechnet, wie theuer ihnen diese zu stehen komme. Aller Freude und Theilnahme entfremdet, klagt er, selbst bei vollem Kasten, unzufrieden über schwere Zeiten. Sein Herz ist ein wahrer Goldklumpen, den die heißesten Jammerthränen hülfloser Wittwen und darbender Waisen nicht schmelzen können. „Es ist ein Einzelner", sagt Salomo von diesen Thoren, „und „nicht selbander, der keinen Andern, weder „Sohn, noch Bruder neben sich hat, und doch „unaufhörlich arbeitet. Seine Augen werden „von Reichthümern nicht gesättigt, und es „fällt ihm nicht bei, daß er sagen sollte: für „wen arbeite ich, und thue mir selbst nichts „Gutes? das ist eine sehr böse Geistesplage!"

Man kann dem Geizigen nichts Aergeres wünschen, als ein langes Leben. — Endlich mißtrauisch gegen alle Menschen, von Niemand geliebt, abgenutzt, wie seine hundertmal gezählte Münze, und sterbend noch starrt sein Auge fürchterlich auf das goldne Kalb hin, von dem er sich nun trennen soll. Sein Tod ist ein Freudenfest für lachende Erben, denen er erst nach seinem Ableben nützlich wird. Sein Schatz ist ein beißendes Pasquill auf seine Thorheit. —

Geldgeiz ist gemeiniglich eine Leidenschaft des höhern Alters, und der melancholischen Stimmung; beides läßt uns wenig von der Cur dieses Uebels hoffen. Denn gerade das,

was zu dessen Verminderung noch das Meiste beitragen könnte: Musik, Gesellschaft, Reisen, Bäder, Zerstreuungen alles Art, flieht der Knauser geflissentlich, weil sie Geld kosten, und ihn von seinen immerwährenden Speculationen abziehen, in denen er allein sich gefällt. Kein Mittel schlug hier noch an, als wenn man ihn — verliebt machen konnte, dann vergaß er zu Zeiten sein Geld zu zählen, und dachte jetzt an sinnliche Geschlechtsbefriedigung.

Eben so andauernd ist die Unruhe, mit welcher der Ehrgeiz die Menschen peinigt. Rastlos bieten sie dann Alles auf, ihr Ich zur Schau zu stellen; überall drängen sie sich vor, und ergreifen jede Gelegenheit, von sich und ihren Verdiensten zu sprechen. Der Ehrgeizige zeigt oft die glänzendste Außenseite der Tugend, prunkt mit Großthaten aus eigennützigem Egoismus auf Ehrsucht gegründet, um sie ins vollste Licht zu stellen, und alle Zungen zu seinen Schmeichlern zu machen. Wehe Jedem, der ihm da in den Weg tritt, oder wohl gar den Rang streitig machen will! — Immer gleitet Lüge über seine Zunge, weil er zuviel von sich selbst redet. Stets steht er im Hinterhalte gegen den schlichten, geraden Mann, der seine Verdienste nach dem Maaßstabe der Billigkeit zu berechnen vermag, und Kummer verzehrt ihn, wenn nicht Alles seine überspannten Wünsche erfüllt. Kein Mittel ist ihm daher niedrig genug, um seine Zwecke zu erreichen; Verläumdung steht ihm gegen Jeden zu Gebote, und psychologisch wahr bleibt es immer: man steigt nie so hoch, als wenn man nicht weiß, wo man hinaus will. —

Je höher der Grad dieser Leidenschaft ist, desto bitterer wird auch jede Demüthigung für den Ehrgeizigen. Sein Haß ist dann der giftigste, sein Argwohn der quälendste, der sein Auge zum Hohlspiegel macht, und jede auch unbedeutende Kleinigkeit zum fürchterlichsten Koloß. — Er ist zum Verschwenden freigebig, wenn er damit Weihrauch für sich erkaufen kann. Nur gewöhnt, mit den kriechendsten, läppischsten Schmeicheleien gekoset zu werden, hält er jeden offenen Wahr-

heitsfreund für seinen Gegenfüßler. Er ist ein Chamäleon, das mit jedem Gegenstande die Farbe ändert; er nennt heute weiß, was er morgen schwarz zu sehen betheuert, wenn es einmal sein Interesse heischt. Da, wo er wie ein Blinder von der Farbe schwatzt, leidet sein Herz keinen Widerspruch, weil er im Dictatorton spricht. Wenn sein Verstand ihn im Stiche läßt, ist beißende Anspielung sein Sachwalter, der ihn bis zur Sottise aus der Verlegenheit reißen soll. So wie Schmeichelworte ihn in die verzückteste Wohllaune versetzen können, so höchst übelgelaunt und unruhig wird er durch die leiseste Nichtschmeichelei. Weit entfernt von dem offenen, muntern Charakter, der fast immer der edeln Ambition eigen ist, sind Ehrgeizige wegen des öftern Fehlschlagens ihrer Entwürfe sehr zum Zorn geneigt, oder werden vom heimlichen Gram beunruhigt. Endlich gesellt sich

c) der blasse Neid hinzu, dem unser Glück ein Stachel im Herzen und unser Unglück Seelenwonne ist. Der Neidische bezweckt bei seinen Handlungen allein seine Privatvortheile, und stößt deshalb immer an die Rechte seiner Mitmenschen. Er haßt jeden Biedermann, weil er gezwungen ist, Gutes von ihm zu denken, und Verdienst ist immer an ihn ein Fehdebrief, der von der Verläumdung beantwortet wird. Diese ist seine unzertrennliche Gefährtin, und in der Moral eben das, was im Physischen Vergiftung ist. — Eine verdorbene blinde Selbstliebe ist fast durchgängig die Mutter des Neides. Sie maskirt ihre eigene Schwäche, während sie Anderer Fehler aufdeckt. Der Neidische gäbe ein Auge, wenn der Andere keines hätte. Er ist überaus grämlich und niedergeschlagen, weil er Andern ihr Glück mißgönnt. Er wird krank, wenn man ihn übersieht, oder einem Andern nachsetzt; indeß kann ihn ein uns getroffener Unfall, oder der elendeste Schmeichler sogleich wieder gesund und froh machen. Der eigenen Geistesschwäche bewußt, fehlt ihm Alles das, warum er Andere beneidet. Denn neidisch ist in der Regel nur der, dessen Seelenfähigkeiten enge Grenzen haben: Kinder, Weiber, und männliche Schwachköpfe.

Wie nun fast jedes Laster das Diplom der Verfeinerung zu haben scheint, und Liederlichkeit Galanterie, schlüpfrige Zweideutigkeiten Conversationston, Tollhauseinfälle Witz heißen, wie jeder Wüstling ein Mann von Welt genannt wird; so hat der Neid auch in sogenannten vornehmen Zirkeln das Bürgerrecht erhalten, und despotisirt mit seiner Schwester, der Lästersucht (Medisance), über jedes Verdienst, über Ehre und Vorzüge Anderer unumschränkt. Ein neues Kleid, ein schöner Anstand, jeder Lobspruch, den der Andere mit Recht oder Unrecht erhält, sind eben so viele Klippen, an denen der neidische Hohlschädel anstößt. Um in seinem Urtheile nicht der Letzte zu scheinen, trägt er Anfangs auch sein Scherflein bei; auf einmal aber ist ein affectirtes Achselzucken, ein mit verzogenem Munde pathetisch hervorgepreßtes Aber! der Grenzstein jeder Theilnahme, und der Wegweiser zur schnödesten Verketzerung, womit ein solcher Giftmolch die Ehre Anderer begeifert.

Weil die Neidharte über jede gute Sache mit Verdruß nachgrübeln, und mit beständiger Aengstlichkeit ihre Schwäche zu bergen suchen, so sind sie fast immer ohne Eßlust, schlaflos, blaßgelb, mager, grau vor den Jahren, träge und elend; dessen ungeachtet erreichen sie oft ein hohes Alter, und sterben endlich aus Aerger, weil sie sich, ohne Rache nehmen zu können, gehaßt wissen. Uebrigens zeichnen sie sich durch einen höhnischen, drohenden Blick, durch bitteres Satanslächeln, spitzige Worte, anzügliche Spöttereien und die ausgesuchtesten Schimpfreden vor allen übrigen Menschen aus. Sie leiden an Kacherie und Darrsucht; der allerschlechteste Theil ihres Körpers ist — ihr Herz, das, trotz aller Mühe, womit sie solches verstecken wollen, doch hin und wieder in seiner ganzen Schwärze durch ihren dürren Leichnam durchschimmert. Der Neid ist Eiter in den Gebeinen. — Hochgetriebener Neid ist wahre Verstandesverrückung, ist die unglaublich dumme Verschrobenheit des Gemüths, vermöge deren man zu jedem Bessern sagt: du sollst nicht klüger seyn, als wir! — —

Unmittelbar an diese Leidenschaften kettet sich

d) die Heuchelei. Des Heuchlers ganze Kunst besteht in Täuschung; auch ein Salomo kann ihn nicht immer durchschauen und entlarven. Seine Kunstgriffe liegen in den Worten des Seneca: nocere nescit, qui se velle nocere prodiderit! daher gleicht er einer Viper, die immer unter dem blumigen Rasen ihre Giftwaffen birgt. Seine erkünstelte Schauspielermiene, sein aus Betrug und Redlichkeit fein zusammengewobenes Betragen, seine kriechende Demuth, und wieder sein hochfahrender Stolz, seine gleisnerische Freundlichkeit, seine schlauen, weit herausgeholten Fragen, sein großes Verwundern und Staunen über Dinge, die er schon lange weiß, und seine unermüdete Abschleifung jeder charakteristischen Originalität beweisen, was wir bei Hiob lesen: der Heuchler geht mit Schmerzen schwanger, gebärt Gottlosigkeit, und sein Bauch brütet Betrug! — Ein Sokrates in der äußerlichen Lebensart, ist er insgeheim der lockerste Epicureer.

Entfernung von der Natur und laut gepriesene Festigkeit seiner Grundsätze, Verrätherei gegen die ersten und heiligsten Rechte der Menschheit und Scheinmenschenliebe, heimliche Verlästerung und öffentliche Lobeserhebungen, Impertinenz und sklavisches Nachlallen, kindisches Kriechen vor dem, dessen Hülfe er bedarf, und die übermüthigste Geringschätzung auch des Würdigsten, der nichts ihm nützen kann, sind die schneidendsten Gegensätze in seinem Benehmen, lösen sich wechselsweise ab. Falschheit, Untreue, Klatscherei, Kabale und Anekdotenjagd sind für ihn die unentbehrlichsten Waffen. Sein Lächeln ist das Hohngelächter eines Teufels, dem ein Bubenstück gelingt, und sein Triumph über den Fall eines Andern ist, — daß er zuerst den bedauert, welchen er gestürzt hat! — —

e) Den Freund der Glücklichen, den Feind der Verlassenen, den Mann, auf dessen Zunge Redlichkeit thront und im Herzen Bosheit der Hölle wohnt, der, wie mancher Prachtapfel, den Wurm in sich schließt, den Frömmler,

der religiöse Außendinge mit der äußersten Strenge beobachtet, und hier und da Liebespflichten mit Geräusch übt, den heuchlerischen Buben, der unter der Larve der Heiligkeit, der Sanftmuth und der Religiosität den wollüstigen Verführer, den tückischen Verläumder, den Rebellen und den Rachgierigen, oder den fanatischen Verfolger, den intolerantesten Zeloten versteckt, — kurz, den Schurken unter dem Deckmantel der Religion, den Wolf in Schaafskleidern schildert am treffendsten Christus, der größte Menschenkenner und Herzenskündiger (Matth. 23.). Dieser Spiegel wird Manchem die Flecken und Narben seines Herzens wahr und unpartheiisch vor's Auge rücken. — —

Diese und andere Leidenschaften gehören unter die kläglichsten Krankheiten des Menschen, und finden sich oft in einer Person vereinigt. Physische Mittel gegen diese nur zu weit verbreiteten Seuchen, die den gemeinen Mann zu Betrügerei und Diebstahl, den Reichen zur Verschwendung, die Minister zu leeren Versprechungen, und die Fürsten zur Tyrannei verleiten, giebt es nicht. Nur eine reine, gesunde Moral kann sie zu behandeln versuchen. Diese ist's, die einem solchen Kranken, wenn er, was erste Curbedingung ist, aus seinen gewöhnlichen Weltverhältnissen heraus versetzt wird, sein Ebenbild in wahrer Blöße zeigt, mit höchster Unparteilichkeit seine Thaten prüft und alles, was er in der Welt dadurch wirkte. Sie ist's, die ihn bei sich selbst einkehren, sich selbst beschauen heißt; und dann nur wird er mit Schrecken erst gewahr, daß er ein elender Leibeigner seines bösen Princips, ein Sklav der hergebrachten Sitte und dieser Alltagswelt ist. Eine reine, gesunde Moral ist es, die dann, wie Zimmermann (in s. Buch über die Einsamkeit) sagt, „das Gewissen solcher Menschen ehrlich untersucht und frei überlegen hilft, wie viel sie täglich nur aus beabsichtigter Menschengefälligkeit und Menschenfurcht thun und dulden! Sie ist's, die ihnen zeigt, welche jämmerliche Wichte sie sind, wie viel Böses sie aus Wohlstand und ihren Leidenschaften zu Gunsten thun, nur um

ihren Zweck zu erreichen! Sie ist's, die ihnen ihre Handlungen nach deren innern Werth zuwägt, ihnen vorhält, wie sehr sie fehlen, wenn sie ihr ganzes Thun nach Procenten von elender Gnade, Gunst, Ehre und Beifall berechnen, wenn sie lügen, verläumden, schmeicheln und sich schmiegen vor dem, der ihnen schaden könnte, wenn er auch noch so niederträchtig wäre, wie sie. Sie ist's endlich, welche sie in steter Untersuchung des Wahren und in ungehinderter Uebung praktischer Lebensweisheit und reiner Religion nur das hochschätzen lehrt, was Hochschätzung verdient, und die ihnen alle Vortheile zur Selbstprüfung, zur Bekämpfung und Verbannung der Vorurtheile des geselligen Lebens, zur wahren Erhebung und Veredelung des Herzens an die Hand giebt.

So richtig dieses Heilungsverfahren auch seyn mag, so selten wird es gehörig angewandt. Außer der Wollust erscheint kaum eine der übrigen genannten Leidenschaften in ihrer wahren Gestalt vor dem Seelsorger. Weder der Geizige, noch der Neidische, Ehrsüchtige, noch auch der Heuchler werden sich in ihrer ursprünglichen Blöße zur Schau stellen; nur die unseligen Folgen ihrer Leidenschaften: Diebereien, Beschädigungen, Verunglimpfungen ꝛc. kommen zur Sprache.

Kein anderer Unterricht aber, weder der homiletische, noch katechetische, kann hier so viel nützen, als der Unterricht im Beichtstuhle. Hier ist, hier soll wenigstens der Christ am empfänglichsten für die Wahrheit und Tugend seyn. Aber eben hier muß das herrschende Grundlaster, welches seine Polypenarme insgemein über das ganze übrige Verhalten des Menschen ausstreckt, entwickelt, hier muß es, wie eine körperliche Krankheit, bis auf seine Wurzeln untersucht, seine nächste Ursache muß ausgemittelt und jegliche Folge desselben zergliedert werden. Ueberall muß seine Häßlichkeit in der Ausführung und in der Verschlimmerung des moralischen Zustandes hervorstechen; nur auf diese Art wird dem Uebel in seinem Weiterumsichgreifen Einhalt gethan. Um es aber, schon ausgebrochen, bei Einzelnen gründlich zu heilen, muß der geistliche Arzt, gleich dem physischen, die Quelle desselben

aufsuchen, dessen Symptome zusammenfassen, solche auf die erste und vorzüglichste Grundursache zurückführen, und dieser mit zweckmäßigen Mitteln entgegenwirken. Dann nur kann er seinen Kranken mit dessen allgemeinen und individuellen Pflichten bekannt machen, dessen Trugideen von dem Scheinreiz und Scheinglück des Lasters berichtigen, und bis zur anschaulichsten Versinnlichung ihn auf Ehre, Ruhe, Reinheit des Gewissens, auf die Würde der Menschheit und zugleich auf den hohen Werth der Gesundheit hinweisen. Er muß diesen Menschen von engem Verstande, von vielen Anforderungen, von wenig Verdienst und verwahrlostem Herzen zeigen, daß ihre Erwartungen nur wahrem Verdienste entsprechen können, daß sie ihre etwaigen Vorzüge nicht durch sich selbst, noch durch elende Schmeichler oder unverständige Leute, sondern durch gültige Richter müssen bestimmen lassen, und daß sie, wenn deren Ausspruch ihnen günstig ist, dann statt des überall verhaßten Ehrgeizes und des schändlichen Neides sich durch jenen edeln Wetteifer, durch jenes schöne, allenthalben so beliebte offene Betragen auszeichnen sollen, das nur den Mann von Kopf und Herz adelt. Aber immer wird dabei eine richtige Diagnose des Sittlichkranken, die Kenntniß seines körperlichen und moralischen Zustandes und eine vollständige Bekanntschaft mit seinen angebornen und erworbenen Neigungen auf Seiten des Seelsorgers vorausgesetzt, ohne welche er sich und Andern unmöglich ganz genügen kann.

Zur vollkommnern Erfüllung dieser Bedingnisse können Hausbesuche wohl das Ihrige beitragen, bei welchen sich der Seelsorger in die Charakteristik seiner Gemeindeglieder genauer einstudiren, und unter vier Augen die nöthigen individuellen Belehrungs- und Bekehrungsmittel anwenden kann, wenn er anders seiner hohen Bestimmung ganz gewachsen und ein möglichst vollendeter Mensch ist. Indeß möchten dergleichen Privatbesuche nur dann wahrhaft nützlich, anständig und frei von jeglicher Mißdeutung, von allen nachtheiligen Folgen für das Ansehen und die Wirksamkeit des Religionslehrers seyn, wenn sie auf schickliche Veranlassung geschehen.

f) Die Andächtelei, eine Leidenschaft, die ebenfalls auf physischen Gründen beruhen und den Sitten einen eigenen Anstrich geben kann, ist von der reinen, warmen, herzerhebenden Andacht eben so wesentlich verschieden, wie Frömmelei von wahrer Frömmigkeit. Menschen von überspannter Phantasie und schwachem Verstande sinken leicht in diese Krankheit, welche durch ein gewisses Lebensalter, durch Einsamkeit ꝛc. erzeugt und genährt wird. Vorzüglich Weiber in den mittlern Jahren, und empfindsame Schwärmer, die sich der religiösen Schwermuth hingeben, siechen an diesem Uebel. Die Andächtler haben fast alle einen schüchternen, sanften Katzenblick, und verbergen eben so sorgfältig ihre Krallen. Eine Krüdener, ein Peschl und Consorten neuerer Zeit gehören hieher. Auch unter den Methodisten, einer bekannten Religionsschwärmer-Secte in England ꝛc., findet sich sehr häufig diese überspannte religiöse Körper- und Seelenstimmung, die sogar Andere in ähnliche geistige, ja körperliche Zuckungen stürzen kann. Dies beweist der vor nicht langer Zeit in einer Methodistenkapelle zu Redruth in Cornwallis ausgebrochene Tumult, wo der laute, extatische Ausruf eines Gemeindegliedes in der Versammlung: Was soll ich thun, um selig zu werden? — mehrere zu gleichem Ausruf hinriß, ja die sich verbreitende Kunde von diesem Ereigniß dann auch in andern, mit gleicher Empfänglichkeit Begabten den gleichen Seelenaufruhr und den gleichen Körperzustand bewirkte, welches Niemand befremden darf. Zwar ist aus dem, was die Beobachtung über die allmählig veränderte Seelenrichtung mancher Menschen lehrt, außer Zweifel, daß langsame und ruhig erfolgende Läuterungen des Seelenzustandes ohne beträchtliche, wenigstens ohne merkliche Veränderungen des Körpers vor sich gehen können. Aber ein Anderes ist's, wenn die neue Seelenrichtung plötzlich eintritt, wenn die Erkenntniß der vorhergegangenen Abweichung vom Wege schnell hervorbricht. Kann, wie es ausgemacht ist, ein Schrecken über irgend ein weltliches Ereigniß auf einmal Krämpfe, ja die Epilepsie selbst hervorbringen, warum sollte es denn nicht der Schrecken kön-

nen; der Jemanden befällt, der auf irgend eine Weise plötzlich zur Einsicht der bisherigen Verderbtheit seines Innern gelangt, der mit Einemmal den Abgrund gewahr wird, an dem er bisher gewandelt hat? Liegt es ferner in der Zartheit, in der Empfindlichkeit mancher Naturen, daß bei ihnen auf jähe Gemüthsbewegungen Krämpfe eintreten müssen, warum wird dasselbe nicht auch bei Naturen dieser Art dann nothwendig seyn, wann die Gemüthsbewegung einen Entstehungsgrund jener Art hat? Unausbleiblich müßte die plötzliche Seelenerschütterung hier auch eine plötzliche Körperveränderung herbeiführen, die dann für beide Fälle sich in den Erscheinungen des Körpers gleichartig äußert. Drangen jene Worte nur erst einem von Reue Ergriffenen aus der bewegten Brust, so konnten an einem der Einkehr nach Innen geweihten Orte, und in einem für höhere Anregungen empfänglichen Kreise leicht auch Andere zu derselben Empfindung und zu dem gleichen Ausruf fortgerissen werden. Der dadurch veränderte Körperzustand mußte hier eine Folge der Seelenerschütterung seyn. Aber, nachdem diese einmal geschehen, müßte sie auf jenen zurückwirken, wodurch denn der Seelenzustand wieder durch den Körperzustand unterhalten, ja gefördert werden konnte.

Wie Manche mögen an der neuen Wundersucht unserer Tage im Stillen kränkeln! Welche plötzliche Wirkungen sahen wir nicht aus dunkeln Eindrücken von Gottes heiliger Nähe in unerleuchteten Gemüthern entstehn! — (vergl. Die neue Wundersucht, evangelisch in zwei Predigten beleuchtet von C. F. Ammon in Dresden. Dresden 1821. 8. Die Zeichen- und Wundersucht der Menschen; eine Predigt von J. F. Röhr. Weimar 1821. 8.).

g) Die leidenschaftliche Traurigkeit stört nicht nur die Gesundheit des Körpers und der Seele überhaupt, sondern modificirt auch auffallend die menschlichen Sitten. Der Mensch wird dadurch empfindlich, mürrisch, unerträglich, hypochondrisch, melancholisch, und endlich wahnsinnig. Wein, Liebe, Gesellschaft, Musik, ein anderes Lebensver-

hältniß, Reisen und Zerstreuungen aller Art können hier den Geist auf der physischen Seite von seinen traurigen Ideen abziehen. Aber nie wird es zum Vortheil der Sitten gereichen, wenn man den Menschen alle Gelegenheit zu Vergnügungen raubt, oder verkümmert, und öffentliche Lustbarkeiten zu unbedingt und pedantisch untersagt. In Städten und auf dem Lande ist das Panem et Circenses ein wichtiger Punkt auch für den Seelsorger, dessen Sorge ja eben so angelegentlich auf den Menschen und Bürger, als auf den Christen gerichtet seyn soll. Unmöglich können die Genüsse des Lebens außer dem Kreise desselben liegen. Bürger- und Volksfeste überhaupt, wenn sie nicht geradezu die Sittlichkeit untergraben, muß der Seelsorger, zumal auf dem Lande, als die Würze des mühevollen Lebens, als ein Labsal nach so vielen und langen Kraftanstrengungen betrachten, muß wissen, daß das Vergnügen nicht für den Müßiggängen, sondern für den Arbeiter geschaffen ist, daß das Volk vorzüglich durch solche Freuden, die es rein und verdienterweise genießt, arbeitsam, und, wenn sein Lehrer selbst daran Theil nimmt, auch in den Grenzen der Vernunft, der Mäßigung, der Ehrbarkeit und Sittsamkeit erhalten werde. Hier bei ihren Volksfesten und Festgelagen kann er seine Pfarrkinder erst ganz kennen lernen, sie für ihre Betriebsamkeit, Wirthschaftlichkeit und Wohlanständigkeit durch seinen freundlichen Zuspruch belohnen, und wird dann auf allen Gesichtern natürliche Heiterkeit, herzliche Zufriedenheit und kindliches Zutrauen zu sich finden; durch die frohen Blicke derselben kann er ihnen ins Herz schauen, und lesen, daß da alles wirklich so sey, wie es dort geschrieben steht.

Darf das Volk unter den Augen seines Seelsorgers beten, arbeiten und leiden, warum sollte es nicht in dessen Gegenwart sich seines Daseyns freuen dürfen? Dabei bleibt es folgsam, wacker, unbescholten!

Warnend ruft uns der ehrwürdige Abt (in seinem Werke vom Verdienst) zu: „O, seyd nicht Maurerköpfe gegen eure Brüder! Wer wollte nicht

„die

„die Erholung von den Sorgen und Wider-
„wärtigkeiten des Lebens, die Abglättung der
„rauhen Wege, die wir gehen müssen, zu den
„schätzbaren Gütern des Daseyns rechnen?
„Ist denn der Mensch ganz Seele? Hat er
„nicht Sinne, nicht Begierden, nicht Instinc-
„te, nicht körperliche Bedürfnisse, nicht
„Schwachheiten, von seiner Natur untrenn-
„bare Schwachheiten, welche in Ordnung
„erhalten und zu guten Zwecken geleitet wer-
„den müssen? Kurz, das Volk ist ein wah-
„res Kind! Nimm ihm seine Spiele, sei-
„nen Zeitvertreib, und du wirst Dummköpfe,
„oder Spitzbuben erziehen. Seyd fröhlich mit
„den Fröhlichen und weinet mit den Weinen-
„den, ist echte Christuslehre. Und eben das
„ist ein Theil der Klugheit, welche der Stif-
„ter unserer Religion anpreist, und die er-
„freuliche Methode, deren sich Paulus be-
„diente, Allen Alles zu werden. Dagegen
„stehen sich so viele Geistliche bei den Dien-
„sten, die sie der Religion, der Tugend und
„Sittlichkeit leisten könnten, selbst im Wege.
„Sie wollen meist nur sich leben, und mit der
„sogenannten Welt kein Verkehr haben. Sie
„gleichen den Aerzten, die ihre Verordnungen
„nur auf gegebene Krankenberichte machen,
„und nie ans Siechbett gehen!" — —

Freilich bestehen hier und da noch so manche Volksbelu-
stigungen meist nur in tobenden Zech-, Spiel- und Tanzge-
lagen, denen der Seelsorger unbeschadet seiner Amtswürde
und eigenen Moralität niemals beiwohnen darf, wogegen er
vielmehr laut und väterlich warnen muß. — Warum führet
man aber nicht die sonst zu Wörlitz im Dessauischen, auf dem
Rochow'schen Gute Rekahn und an andern Orten gebräuchli-
chen gymnastischen Volksspiele des Alterthums allgemeiner wie-

der ein, die, da sie unter freiem Himmel in zweckmäßigen unschädlichen Leibesübungen bestehen, dem Körper und der Seele Kraft, Muth und Gewandtheit geben? Bei solchen unschuldigen Volksfesten könnte auch der Seelsorger wohl mit Anstand und Nutzen zugegen seyn. —

Wie mag es um die Moralität jener Gemeinden stehen, deren Seelsorger gegen jede Volksfreude von der Kanzel eifern, wo man aus politischer und moralischer Unwissenheit und aus Mangel an Menschenkenntniß jede Gelegenheit zu öffentlichen Vergnügungen dem Volke vorenthält, und in der trügerischen Hoffnung, Unsittlichkeit zu verhüten, dem natürlichen Hange zur Freude entweder eine schädliche Richtung, oder Anlaß zu geheimen schändlichen Ausbrüchen giebt!? — Wenn die Niedern im Volke gleichsam durch doppelte Arbeit den Müßiggang und die Ausschweifungen der Vornehmen ausgleichen müssen, so ist's kein Wunder, daß sie mißmuthig, mürrisch, tückisch, widerspenstig, ungesittet und zügellos werden. —

Ein wohlgesittetes, braves Volk bleibt bei allen seinen Belustigungen in den Schranken der Zucht und Ordnung, ein immoralisches überspringt diese auch bei den unschuldigsten Vergnügungen. Ein freudenarmes, finsteres Volk brütet über Aberglauben, Sektirerei, Aufruhr rc. Der freudige Muth der Menschen ist immer da am unschädlichsten, wo man ihn nicht allzu sklavisch einschränken will. Wird ihm nicht öffentlich ein angemessener Spielraum vergönnt, so wirkt er desto gefährlicher im Verborgenen. — —

Der Schweizer Carl v. Bonstetten bemerkt in seinen vermischten Schriften, wie in seinem Vaterlande durch den Kampf finsterer Verordnungen gegen die Natur ein großer Theil der alten patriarchalischen Freude und Anmuth aus dem Leben der unschuldigen Hirten verbannt, und bei Vielen Trüb- und Stumpfsinn, oder Schwärmerei und Heuchelei an die Stelle des sonst heimischen Frohsinns getreten sey. — —

h) Der Ingrimm, eine gewöhnlich bei dem hitzigen oder cholerischen Temperamente vorherrschende Leidenschaft, die viele Nervenbeweglichkeit voraussetzt. Menschen, welche

große Anlage dazu haben, können sich nicht immer auf die Macht ihres Verstandes verlassen, und — haben sie auch einige Gewalt über sich, so können sie doch nie wissen, wie sich Andere gegen sie verhalten. Doch läßt sich auch diese Furie im Innern nach und nach bändigen und immer unschädlicher machen. Alles, was die Hitze kühlt, die Schärfe der Galle stumpft und die Erregbarkeit vermindert, alsobaldige Entfernung vom Gegenstande des Zorns, Flucht ins Freie, in die Einsamkeit ꝛc., ist hier dringend angezeigt. Vielleicht hilft auch das Zählen der Ziegel auf dem Dache, oder der Buchstaben im Alphabete, um sich den schädlichen Folgen des Zornes zu entziehen. Die Erfahrung von dessen entsetzlichen Wirkungen, wenn ihm der Zügel gelassen wird, kann den Vorsatz: im Ingrimm keinen Entschluß zu fassen, nichts zu unternehmen, nichts zu entscheiden, in hohem Grade stärken. Erst später darf man sich mit dem, was unsere Galle aufregte, vertrauter machen, um ihm seine Reizkraft zu neuem Grimm zu benehmen.

i) Der Müßiggang ist die Lieblingsleidenschaft der Phlegmatiker, ungeachtet es Tagediebe genug von allen Temperamenten giebt, geschäftige und geschäftlose. Um letztere aus ihrem Austernleben aufzuwecken, muß man sie regelmäßig beschäftigen, durch erwärmende Dinge künstlich aufregen, sie öfters zum Zorn und Ehrgeiz reizen, zur Liebe, zum Scherz, Tanz und zu andern Bewegungen sie ermuntern, ihnen Lebenssorgen verschaffen, z. B. Processe, ein böses Weib ꝛc.

Den Müßiggang der Nichtphlegmatiker und den sogenannten geschäftigen Müßiggang, der, als aller Laster Anfang, der allgemeinen Moralität so vielen Eintrag thut, muß man durch geeignete Mittel zu verhüten und zu heilen suchen. Zweckmäßige Erziehung und eine gute Polizei thun hier das Meiste. Um gesunde Bettler, Pflastertreter und Landstreicher zu beschäftigen, sollte man mehrere Zwangs-Arbeitshäuser unterhalten, wie in Leipzig, Dessau, Coldiz im K. Sachsen und an andern Orten, und durchaus keine Faulenzer dulden, vielweniger neue, durch unzeitiges, unverdientes oder zu reichliches

Almosen schaffen, und gleichsam privilegiren. Zunächst vom Müßiggang entsteht

k) die Langeweile, jene furchtbare Krankheit, deren Quelle Mangel an solchen Empfindungen ist, die lebhaft genug wären, uns zu interessiren und bestimmt zu beschäftigen. Fordern uns unsere beschränkten Verhältnisse und mancherlei Lebenspflichten zur Arbeit auf, ist uns diese zur Gewohnheit geworden, streben wir auf der Bahn der Wissenschaften, Künste und Gewerbe nach Ruhm und Verdienst, so sind wir auch in der tiefsten Einsamkeit vor Langeweile sicher. Sie ist vorzüglich eine Quaal für reiche Müßiggänger, eine Hungersnoth an Gedanken, eine Geißel, die so manchen Vornehmen ganze Tage umherpeitscht und zu dem elendesten Zeitverderb antreibt, ein Abgrund, den alle Schätze der Welt nicht ausfüllen können, weil ihn Arbeit nur füllt. Der Mensch, der immer thätig für seinen Beruf war, sieht nach einer Reihe von Jahren auf seine wohlgenutzte Vergangenheit zurück, und fühlt mit innerer Behaglichkeit, daß sein Leben nicht so kurz war, wie Manche klagen, die freilich beim Rückblick in ihr verträumtes Leben nicht wissen, wohin dieses ist, die zu nichts Muße haben, zu nichts aufgelegt sind, die nie etwas Verdienstliches zu thun Zeit fanden bei ihrem ewigen Müßiggehen, indeß doch alle wahrhaft große Menschen zu Allem Zeit haben, weil sie keine verlieren wollen. Wer einen festen Lebenszweck hat, der läßt sich nicht immer von Umständen regieren, und erhält dadurch ein sicheres Gegenmittel für den Verlust an Zeit und Leben. Vom Ersten bis zum Letzten, sagt Zimmermann, muß darum Jeder wissen, was er heute zu thun hat, und was er heute thun kann, darf er ja nicht bis auf morgen verschieben. Nicht leicht wußte ein Sterblicher mit der Zeit besser hauszuhalten, als König Friedrich der Zweite. Nie war er ganz unthätig; jede Minute des Tages hätte ihre bestimmten Geschäfte. —

Man hat wirklich Zeit genug zu leben, wenn man sie nur gehörig anwendet. Das Leben ist nicht kurz, wir machen es kurz; non inopes vitae, sed prodigi sumus,

sagt Seneca. Aber bei vielen Menschen wird ein großer Theil desselben wirklich durch schlechte Handlungen vergiftet, der größte durch Nichtsthun gemordet; andere leben fast das ganze Leben außer ihrem Beruf. Die von dieser Stimmung erzeugten Sitten sind beinahe immer das Antheil derer, die zu einer gehässigen und einförmigen Lebensart verdammt sind. Rastlose Scheelsucht, stetes Schmähen und Verunglimpfen, Proceßsucht, ewige Reibungen und Stöße unter der ganzen Sippschaft sind daher meist auf abgelegenen Burgen, in Klöstern und Versorgungshäusern, in kleinen Städten und allen Orten zu Hause, wo Jahr aus Jahr ein tödtliche Langeweile herrscht, wo die Menschen nichts zu thun haben, nichts sich mehr angelegen seyn lassen, als einander das bischen Leben zu verbittern und zur Hölle zu machen.

Auch der Seelsorger muß gegen das Ungeheuer, die Langeweile, muthig ankämpfen, darf aber ja nicht vergessen, daß er es mit Gegnern zu thun bekommt, die aus Nichtaufklärung des Geistes und Herzens, aus erkaltetem Eifer für ihren wesentlichen Beruf, aus Mangel an fröhlicher Unterhaltung, munterer Gesellschaft und warmer Theilnahme an öffentlichen Vergnügungen nur sich selbst leben, bei beständigem Geistesschlummer sich zu Hypochondristen schwelgen, und dann immer einer des andern Plagegeist werden. Der Seelsorger mag endlich wissen, daß er mit allem seinem Eifer und mit seiner Engelsgeduld diese herrschende Leidenschaft an seinem Bestimmungsorte nicht verbessern werde, wenn unglücklicherweise der Ortsobere an derselben kränkelt, unter der Maske der Devotion von seiner Landesobrigkeit unumschränktes Zutrauen erheuchelt, und Labung findet in diesem langweiligen Leben für seine dummstolze Selbstgenügsamkeit und seine Anmaaßlichkeit. Was soll, was kann hier der Seelsorger thun? Was vermag er zu wirken, wenn ein solcher allgewaltiger Mann im Posten nicht nur alle obrigkeitliche Hülfe ihm versagt, sondern auch noch durch eigenes Betragen und durch absichtliche Begünstigung dies Uebel pflegt und unterhält. Vergeblich sind hier alle Bemühungen der Seel-

sorger so lange, bis dergleichen mit so vielen offenen Krebsschäden behaftete Menschen einem politischen Arzte in die Hände fallen, der, eben nicht sehr mitleidig noch schonend, dieselben lebendig anatomirt, alle ihre verdorbenen Hirnzellen, das Gift ihrer Zunge, die Schwielen ihres Herzens und die Brandflecken ihrer Milz zur Schau stellt. Wirkt dies nicht, so hilft nur der Tod, welcher, wie überall, das ganze Zauberwerk zerstört, und dem Seelsorger neuen Muth und Raum giebt zur Wiederbelebung der durch Langeweile niedergedrückten oder ertödteten Moralität seiner Mitbürger.

Noch ein schlimmes Uebel, das aus Habsucht, Ehrgeiz, Neid, Traurigkeit und Indignation zusammengesetzt ist, nennt man

1) die Hofkrankheit, welche Weikard (in seinem philosophischen Arzt) folgendermaaßen schildert: „Der Mann, der da sieht, daß Andere mehr mit Gunst „und Ehrenbezeugungen überhäuft werden, als er, der kaum „oder nie eines gnädigen Blicks von seinem Herrn gewürdigt „wird, oder dem man nun nicht mehr jene Auszeichnung „bei Hofe erweist, die er vorher genoß, geht beschämt nach „Hause, grämt sich, verliert Appetit, Farbe, Heiterkeit, wird „der übelsten Laune Opfer, und leidet, was man im eigentlichen Sinne die Hofkrankheit nennt. — Auch soll diese „Krankheit nebst den Hämorrhoiden in einigen Ländern vorzüglich herrschen. Ihre Aetiologie giebt einem tiefforschenden Arzte nicht wenig Licht über den Geist jener Regierungen. Wo sich die Dikasterialbeamten durch alles eher, „als durch Wissenschaft und strengen Geschäftseifer in der „Gnade erhalten, und die Hofschranzen mit 24 Jahren schon „sich Hämorrhoiden, Gicht und Podagra erschwelgen, dort „scheint vorzüglich die Opportunität zu dieser Krankheit zu „herrschen; wenn sie nicht ansteckend ist, ist sie wenigstens „endemisch, oder einheimisch, wie hier und da das Wechselfieber, und ein an Leib- und Seele gesunder Mann muß „wahrlich auf seiner Hut seyn, wenn er sich vor dieser „örtlichen Seuche sicher wissen will. Die Zufälle und

„Kennzeichen derselben sind: ein solcher Kranker wird „grämlich, menschenfeindlich, in seinem Hause unausstehlich, „martert mit Klagen und Drangsalen Frau, Kinder und „alles, was unter ihm ist. Gewöhnlich läßt er jedem Ge„ringern das doppelt wieder empfinden, was ihm Demüthi„gendes am Hofe widerfuhr. Der Unglückliche greift nun „nach Rettungsmitteln, verfällt auf Intriken, Kabalen, Nie„derträchtigkeiten; der Tod fällt ihn an, wenn er hört, daß „man von ihm in der Stadt sagt: er ist in Ungnade. — „Zu Zeiten hat aber auch diese Krankheit ganz andere Sym„ptome: der Patient ist äußerst freundlich, kriechend, de„müthigt sich vor Jedermann bis auf den Kammerdiener in„clusive, sobald er nur wittert, daß es am Hofe mißlich um „ihn stehe."

„Die Heilart ist, daß man junge Leute, die zu Höf„lingen gebildet werden, zeitig an physische und moralische „Kaltblütigkeit gewöhne. Man führe sie an, sich mit Musik, „Malerei, Naturgeschichte, mechanischen Künsten zu beschäf„tigen. Man lehre sie früh das Leere und Unbeständige des „äußern Glanzes kennen. Ein Ritterband deckt eine Wunde „nicht besser, als eine Linnenbinde, und ein krankes Haupt „bekommt nicht mehr Linderung, wenn es eine Krone trägt, „als wenn es eine Schlafmütze aufsetzt. Auch hat der zart„fühlende Yorik sehr recht, wenn er auf seinen Knieen „betete: Barmherziger Himmel! du hast so vie„le Gaben, bescheere mir nur Gesundheit, und „gieb mir die schöne Göttin, Freiheit, zur Ge„sellschafterin, dann schütte deine Prälaten„hüte wie Schneeflocken über jene Köpfe, wel„chen darnach wehe thut! — Wer es tief fühlt, „daß in den Augen der Vernünftigen eigentlich der Mann „seinen Rang, und nicht der Rang seinen Mann erhebt, „der wird sich immer so betragen, daß er nie eine Ungnade „mit Grund verdient. Wird sie ihm auch unverdienter Weise „zu Theil, so lerne er dieselbe mit frommer Duldung ertra„gen, suche in sich selbst eigene Hülfsquellen auf, und gebe

„sich selbst behagliche, nützliche Beschäftigungen. Der weise „Biedermann ist so sehr über seine äußere Würde erhaben, „daß er sie mit eben der Heiterkeit auszieht, als ein zwän„gendes Staatskleid. Schön war daher die Antwort jenes „Höflings, der beim Hinabsteigen auf der Schloßstufe dem„jenigen begegnete, der so eben an seinem Sturz arbeitete. „Auf die Frage: was es Neues gebe? erwiederte er lächelnd „und kaltblütig: Nichts, als daß ich hinab und „Sie hinauf gehen! Wer nur durch Intriken sich in „der Hofgunst erhalten muß, der hat sicher kein eigenes Ver„dienst, und blos für dieses Geschmeiß von Hofschranzen ist „die Hofkrankheit das Schlimmste, was sie je befallen „kann." —

Bei einem Gesammtüberblick der hier aufgeführten Gegenstände sieht man, daß das genaue Studium der menschlichen Neigungen und Leidenschaften für den praktischen Seelsorger äußerst wichtig, und eigentlich seine moralische Pathogenie ist, die ihm die Erkenntniß einer jeden sittlichen Abweichung bestimmt, die Ursache und den eigentlichen Stand der Krankheit aufdeckt, und treffend die hier gerade angezeigten Präservativmittel bezeichnet. Auch physiognomische Kenntnisse dürften ihm hier sehr zu Statten kommen, da diese über das Innere des Menschen meist sehr gültige Zeugen abgeben. Für den Kenner ist jeder Theil der Physiognomie des Menschen bedeutend, und wahr bleibt's immer, daß das Auge, das Ohr, die Nase ꝛc. lebende Zeichen seiner individuellen Geistes- und Gemüthsanlage sind. So sprechen sich z. B. Neigungen zur Güte oder Grausamkeit, zur Weichlichkeit oder zum Heldenmuth, zur Redlichkeit oder Falschheit oft nur zu deutlich in den Gesichtszügen aus. So erkennt man einen Stolzen oder Demüthigen, einen Herzhaften oder Furchtsamen, einen Unwissenden oder Verständigen am Gange. Wenn dies aus der Beobachtung einzelner Organe oder Bewegungen schon möglich ist, um wie viel leichter muß sich der Charakter des Menschen aus dem Totaleindruck ergeben, den die physiologische und anatomische Physiognomie auf den Beobachter

macht. Der Seelsorger, der von diesem Allem nichts versteht, ist ein roher Empiriker, ein Schlendrianist, dergleichen wir auch in der physischen Heilkunst haben.

Zwar bedarf's eben keines Scharfblicks, einen vollendeten Wollüstling, einen übermüthigen Ehrsüchtigen, einen leichtsinnigen Geistesschwachen rc. an seinem Aeußern überhaupt bald zu erkennen; aber wer wird diese ändern, bessern, oder gar heilen wollen? Das Principiis obsta, sero medicina paratur! gilt auch hier; und, um die ersten Spuren eines moralischen Irrwegs zu entdecken, um vorzüglich Unerfahrne mit einer zweckmäßigen Seelendiätetik bekannt zu machen, ihre Anlage zu dieser oder jener herrschenden Leidenschaft sorgfältig zu erforschen, um den ersten sittlichen Verirrungen sogleich entgegenzugehen, und denselben eine passende Richtung zu geben, dies ist vorzüglich die Sache des Seelsorgers; dies wird, dies kann er aber nur durch sein Menschenstudium, durch seine mittel- oder unmittelbare verständige Einwirkung auf seine Pfarrkinder erzwecken.

a) Von dem Einflusse des Geschlechts auf die Moralität.

Wer wollte wohl dem weiblichen Geschlechte im Allgemeinen den Vorzug einer reinern, zartern Sittlichkeit streitig machen, die sogar zur Umstimmung und Veredelung unsers Charakters oft nicht wenig beiträgt!

Der Grund davon liegt in der Organisation des weiblichen Körpers und in der Erziehung. Die lockere, geschmeidige Weichheit seiner festen Theile, die Milde seiner Säfte, die mehr ruhige, sitzende Lebensart und die heimische Erziehung fürs Haus bilden beim andern Geschlechte fast immer das sanguinische Temperament mit allen seinen Vorzügen und Gebrechen. Weiber haben daher in der Regel sanftere Leidenschaften, oft glückliche Geschwind-Einfälle, mehr Witz und Imagination, als Beurtheilungskraft. Alles ergreift sie schnell, aber die Wirkungen sind nicht von Dauer, weil sie leicht wieder durch andere verwischt werden. Ihre vergeblichen Vorsätze, ihre Lebhaftigkeit, ihre baldige Aufheiterung

bei Wein und Vergnügen, ihr Flattersinn, ihre leichte Empfindlichkeit, aber eben so leichte Versöhnlichkeit, wenigstens bei kleinen Beleidigungen, ihre grenzenlose Eitelkeit, ihr Hang zur Veränderlichkeit in allen Dingen, sogar in der Liebe, — vielleicht der einzigen Leidenschaft, die mächtig auf dieses Geschlecht wirkt, und, wenn sie ausartet, seine sonst reine Moralität beflecken kann, ihre Vorliebe für Tändeleien, die ihnen den angenehmen Gesellschafter meist mehr werth machen, als den würdigsten ernsten Mann, charakterisiren schon ziemlich diese schönere Hälfte der Menschheit. — — Noch sprechender schildert sie Rousseau, wohl einer der größten Kenner des weiblichen Herzens. —

Eine mächtige Triebfeder ihres Handelns ist a) die Neugier, vermöge welcher auch die Mitleidigsten einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlen, Schreckensscenen, wie: öffentliche Hinrichtungen 2c., zu sehen und schildern zu hören. — Blos aus Neugier, nicht immer aus Neid, Schadenfreude, oder einer andern böslichen Absicht, forschen so viele unter ihnen gern nach fremden Geheimnissen, spähen das Thun und Lassen ihrer Nachbarn aus. Wenn man sich bei Weibern einschmeicheln will, so vertraue man ihnen ein Geheimniß an! — —

Einen der größten Einflüsse auf ihre Sitten hat b) die Schönheit. Mit diesem Talisman ist das Weib der unglaublichsten Thaten fähig; es besiegt damit die größten Helden, den filzigsten Wucherer und den kältesten Stoiker. Mehr ärgert es manche Schöne, wenn man ihr sagt, daß sie nicht schön, als wenn man zu ihr spricht, daß sie unverständig sey. Daher ihr ewiges Putzen und Schniegeln, ihre eitle Gefallsucht, ihr stetes Verlangen, in allen Zirkeln zu glänzen, zu überglänzen, ihre Eifersucht auf blendendere Nebenbuhlerinnen. Daher ihre mancherlei Nothbehelfe für eine verunglückte Außenseite, oder überhaupt für eine stiefmütterliche Naturaussteuer; daher ihr eifriges Kunststudium, nicht nur die flüchtigen Körperreize zu fesseln, und deren Macht

ungeschwächt durch Nebeneindrücke wirken zu lassen, sondern auch ihr Dahinwelken dem Scharfblick der Welt möglichst lange zu entrücken. —

Unbegreiflich scheint es, wenn nicht, leider! Erfahrungen älterer und neuerer Zeit dafür sprächen, daß das sanftere Geschlecht c) höchst rachsüchtig, in seiner Rache fürchterlich, grausam, beharrlich und schwer zu versöhnen ist. Wohl mag es in der Natur des Schwächern liegen, daß er immer wüthender in seiner Rache ist, als der Stärkere, weil das Gefühl von Schwäche die Empfindung des erlittenen Drucks schärfen und lüsterner nach Gelegenheit machen dürfte, auch einmal Kraft zu üben, aber der Grund davon ist wohl mehr Mangel an sittlicher Kultur.

d) Auch die Liebe des Weibes hat einen bedeutenden Einfluß auf seine Moralität. Diese Zauberin kann es zur sanftesten Tugend erheben, oder läßt es stufenweise von einer kleinen verzeihlichen Selbstvergessenheit bis zum niedrigsten Laster, ja bis zum äußersten Wahnsinn herabsinken. Zimmermann sagt ganz wahr, „daß unter den vielen Irren die Männer aus Hochmuth, die Frauen aus Eifersucht, und die Mädchen aus Liebe den Verstand verlören." Auf der andern Seite aber hat auch Liebe noch immer die dümmsten Mädchen listig und klug gemacht. Allerdings wird bei unserer Lebensweise und Erziehung, bei unsern Sitten und Gesetzen das andere Geschlecht vorzüglich für die Liebe von Jugend auf gebildet, und eine so gewaltige, schon so lange fortgepflegte Leidenschaft läßt sich bei der natürlichen Biegsamkeit des weiblichen Körpers und der weiblichen Seele nur äußerst schwer beherrschen und leiten! — Warum soll also ein liebetrunkenes Mädchen, das in den Armen seines Geliebten dessen Ungestüm das erste Mal nachgiebt, eben so lasterhaft, als eine feile Buhldirne seyn? Warum soll es nicht weit mehr, als diese, schonende Achtung fordern können, da doch das schüchterne oder abgedrungene Hingeben näher bei der Tugend, als beim Laster war? — Rechtfertigen solches nicht unsere Gesetze, Sitten, unsere Lebensart, die Erziehung und selbst Mutter Natur?

War es nicht diese, die in seinen Organen alle Ursachen und geheime Kräfte eines leicht erregbaren Temperaments vereinigte? unterhält nicht seine Lebensweise vermittelst nahrhafter, erhitzender Speisen und Getränke einen raschen Blutumlauf, immer gespannte, ausgedehnte, elastische Blutgefäße und äußerst empfindliche Nerven? Die Gesetze, die herrschenden Sitten, Erziehung, Beispiele ꝛc. entwickeln nicht nur diese natürliche Anlage, sondern verschaffen auch noch täglich Gelegenheit zur Befriedigung. Daher die von einer feurigen Einbildungskraft geweckten Triebe, die heftigern Begierden, die wenigern Hindernisse; daher die elektrischen Zuckungen des halbgeschlossenen Auges, die Blutwallungen, das Herzklopfen, das auflodernde Wollustfeuer in allen Theilen! — Wer will jetzt dem Blitz seinen Weg vorzeichnen! Ein solches Mädchen wird das unglückliche Opfer unserer Sitten, die demselben zwar auf einer Seite das Laster der Wollust mit schwarzen Farben malen, auf der andern aber es durch die ganze Erziehung dazu vorbereiten, und durch Beispiele reizen. —

e) Geschlechtsreife und volle Zeugungskraft ist bei beiden Geschlechtern die Mutter größerer Thätigkeit und stärkerer Leidenschaften. Gleich den Eunuchen sind Weiber ohne Conceptionsfähigkeit und Bildungskraft kindisch, albern, einfältig, schwach und furchtsam im Denken und Handeln; Weiber, überreich daran, sind entschlossen, heftig, wirkliche Mannweiber. — Nie darf man auch bei diesem Geschlecht vergessen, daß der vierte Theil seines Lebens eine Unpäßlichkeitsperiode ist. Monatliche Reinigung, Schwangerschaften, Wochenbetten, Kindersäugen und so viele damit verbundene Folgen müssen seine Körper- und Seelenstimmung merklich ändern. In den ersten Tagen nach der monatlichen Periode ist das Weib zum physischen Liebegenuß vorzüglich aufgelegt, und am conceptionsfähigsten. Wie ganz eigen weicht nicht oft der physische Zustand des schwangern Weibes ab! wie ganz anders sind meist seine Denk- und Gefühlsart, seine Leidenschaften und Sitten! Manche Frauen, welche besonders das erste Mal schwanger sind, kümmern sich Tag und

Nacht, seufzen und weinen im Stillen, ohne zu wissen, warum; haben ganz eigene seltsame Gelüste nach ungewöhnlichen Dingen: nach Kohle, Lehm, Kreide ꝛc. Unter der Mißstimmung ihrer Sinnesart und ihres Charakters müssen oft Gatte und alle Hausgenossen nicht wenig leiden. So mußte sich ein Ehemann von seiner schwangern Frau, die nach Menschenblut und Menschenfleisch gelüstete, ohne alle Umstände in den Arm beißen lassen, wenn der liebe Hausfriede bestehen sollte. So erhenkte sich aus wunderbarer Laune ein junges melancholisches Weib im dritten Monat ihrer Schwangerschaft, und hätte einige Nächte zuvor ihren Mann — aus Liebe, wie sie vorgab! — beinahe im Schlafe erwürgt. — Kindbetterinnen sind oft furchtsam, traurig und verdrießlich; aus Geistesschwäche werden sie leicht wahnsinnig. Ich kenne sonst sehr gelassene Jungfrauen, die durch das bloße Ausbleiben ihrer Regeln Furien geworden sind. Welche Gemüths- und Sittenveränderungen bewirken nicht Unordnungen in denselben! Ueberhaupt mögen aus dem weiblichen Gebärorgan, wohl mehrere moralische als physische Krankheiten entspringen. — Ganz wahr ist auch im Moralischen, was Seneca von den Krankheiten sagt: die Weiber werden mit Männerkrankheiten heimgesucht, wenn sie die Sitten ihres Geschlechts ausziehen, gleich den Männern Nächte durchwachen oder durchschwärmen und zu Bacchantinnen entarten.

Das 45ste und 50ste Lebensjahr, die gewöhnliche Schlußperiode der weiblichen Regeln, führt, so wie im ganzen Organismus des Weibes, also auch in seiner Moralität eine gleichfalls auffallende Revolution herbei. Da Putz, Spiegel, Schminke, Gesellschaft, Schauspiele und die Liebe jetzt ihm die Zeit nicht mehr so, wie sonst kürzen, so fängt es an zu frömmeln, wird Betschwester, und läßt sich von Vorurtheilen und Aberglauben despotisch beherrschen. Unter die Trümmer der verfallenen Schönheit begraben, birgt eine solche Seele hinter der Maske der Andacht Neid, Geiz und Verläumdung. War sie vormals Kokette, so ist sie jetzt Kupplerin, aber auch zugleich eine fleißige Kirchengängerin.

Mit dem Betbuche in der Hand und der Brille auf der Nase reviert sie in der ganzen Gegend herum, und mustert Alles an ihren Nachbarinnen bis auf die geringfügigste Kleinigkeit mit kritischem Falkenblicke. —

Aus dem Gesagten erhellt, daß auch das Geschlecht in der Moralität seine eigenen Modificationen und Schattirungen habe, die auf der körperlichen Constitution zunächst sich gründen. Sie muß der Seelsorger um so richtiger würdigen, und mit allen übrigen Umständen vergleichen, als sie im gemeinen Leben fast immer und überall zur Tagesordnung gehören.

4) Von dem Einfluß des Lebensalters auf Gemüth und Sitten.

Mit der erhöhten Erregbarkeit des Körpers, welche dem kindlichen Lebensalter eigen ist, erhält das Kind eine außerordentliche Empfänglichkeit des Gemüths. Es empfindet die leisesten Eindrücke, seine Gefühle sind heftig, aber momentan, sein Gemüthszustand ist ein beständiger Wechsel von Wohl und Wehe. Hingegen entwickeln sich die höhern Geisteskräfte langsamer.

Mit dem Eintritt der Pubertät macht der erwachende Geschlechtstrieb, bei einem hohen Grade der Erregbarkeit des Körpers, eine große Revolution in dem Gemüthe des Jünglings und der Jungfrau; die Phantasie ist ungewöhnlich regsam und für wollüstige Bilder äußerst empfänglich; zugleich aber schreitet die Entwickelung der höhern Geisteskräfte rasch vorwärts.

Im mittlern Lebensalter ist die Erregbarkeit des Körpers auf eine gehörige Temperatur gebracht, auch die Einbildungskraft schon weniger lebhaft; Affecte und Leidenschaften sind nicht mehr so stürmisch, und die Vernunft ist in dem vollen Besitze ihrer Oberherrschaft.

Im Greisenalter sinkt die körperliche Erregbarkeit zu einer gewissen Stumpfheit herab; die Stärke der Sinne nimmt ab; der rigidere Muskel verrichtet unvollkommen den Willen des Geistes; Gedächtniß, Phantasie und Leidenschaften

verlieren sich allmählig; weniger leiden die höhern Geisteskräfte. Der unbehagliche Körperzustand macht das Gemüth mürrisch, mißvergnügt, und die Furcht vor dem immer näher rückenden Tode vermehrt diese Unzufriedenheit.

Diese Verschiedenheit des Lebensalters ändert auch die Sitten um. Kinder sind gesellig, leichtsinnig, unbeständig. Sie wollen immer beschäftigt seyn, doch nie lange mit demselben Gegenstande; sie sind munter, lustig, spielen, tanzen, singen, tändeln und tummeln sich gern herum. Der Pädagog muß diesen Hang der Kinder verstehen, und deshalb den ihrem Alter eigenthümlichen Charakter gründlich studiren. Da in Gewerbschulen Geist und Körper meist gleichen Schritt halten, so sind diese Erziehungsanstalten eben deshalb ältern Kindern sehr ersprießlich.

Die Mannbarkeitsperiode darf eben so wenig bei Knaben, als bei Mädchen von dem Volkslehrer übersehen werden. Denn in dieser ändert sich mit dem physischen Charakter die Denk- und Empfindungsart beider Geschlechter auffallend, und stimmt auf eine sonderbare Weise deren Sitten um. Dies ist der wichtige Zeitpunkt, wo der Mensch anfängt Alles auf sich zu beziehen und in sich aufzunehmen, Alles aus einem andern Gesichtspunkte zu sehen, und eben deswegen auch eine andere sittliche Rolle zu spielen. Liebe ist nun gemeiniglich der große Hebel, der seine ganze Existenz in Bewegung setzt, und ihn zu Lastern, oder zur Tugend antreibt. —

Wenn nun aber das mittlere Lebensalter die Neigung zur Geschlechtslust ꝛc. schwächt und endlich ganz tilgt, so werden andere Leidenschaften reger. Man wird ehrsüchtig, ernsthaft, häuslich, wirthlich, und insgemein ein Cholericus oder Phlegmaticus. Das sanguinische Temperament der Weiber wird jetzt zum Nerventemperament.

Geiz, Habsucht, Hartnäckigkeit in vorgefaßten Meinungen, Partheilichkeit für sein Zeitalter, Baulust, Brüten über Zukunftpläne ꝛc. schließen die ganze Lebensscene im Greisenalter.

Jegliches Lebensalter hat also neben den von seinem Temperament und der Erziehung abhängigen Gesinnungen, Neigungen und Sitten, seinen eigenen Hang, seine charakteristische Anlage zu dieser oder jener Leidenschaft. Das genaue Studium derselben, am besten im geselligen Umgange, wird dem Seelsorger bald die Wichtigkeit ihres Einflusses auf die Sitten zeigen, und ihm dann in seinem Berufe bei Beurtheilung des menschlichen Herzens und Verstandes sehr vortheilhaft seyn.

5) Von dem Einfluß kränklicher Körperdispositionen und wirklicher Krankheiten auf die Moralität.

Wenn die Erregbarkeit des Körpers gehörig gestimmt ist, wenn seine Actionen zweckgemäß leicht und normal vor sich gehen, wir also körperlich gesund uns fühlen, so ist auch die Seele heiter, und zur Thätigkeit immer rein gestimmt, ihre Verrichtungen geschehen freier und mit mehrerer Leichtigkeit. Dieser Gemüthszustand wirkt wohlthätig auf unsere Moralität, und macht uns zur Erfüllung unserer Pflichten hienieden desto geneigter und geschickter.

Kränkliche Anlagen, angeborne sowohl, als späterhin erzeugte, die wir oft viele Jahre mit uns herumtragen, und wirkliche Krankheiten verstimmen im Gegentheil die Seele, hindern oder ändern doch unsere intellectuelle Ausbildung sowohl, als unsere Moralität um, geben der letztern nothwendigerweise diesen oder jenen Hang, diese oder jene Richtung, und bewirken eine mit der physischen Verstimmung unsers Körpers in Verhältniß stehende sittliche Mißkultur. — So machen uns kränkliche Körperdispositionen grämlich und überhaupt mißvergnügt, oder auch für manche Leidenschaften empfänglicher, z. B. für Wollust rc. Schwächliche Kinder, zumal von scrophulöser und rhachitischer Anlage, fallen leicht und frühzeitig in Onanie. Die Cretins sind fast alle Onaniten. Hämorrhoiden, Syphilis, Aussatz, Krätzausschlag, Nervenkrankheiten, hauptsächlich Hypochondrie und Hysterie, wohl auch manche Formen von Herzkrankheiten

wirken oft dasselbe. Der muthigste, herzhafteste Mann wird nach einem großen Blutverlust kleinmüthig, furchtsam, denkt und weint wie ein Kind. — Menschen, die an der Leber, Milz rc. leiden, sind mürrisch, unwillig, ärgerlich, jähzornig, launisch. — Eine besondere kränkliche Empfindlichkeit der Genitalien erregt zu Zeiten bei Weibern eine außerordentliche Geilheit, die, wenn sie unbefriedigt bleibt, in Wahnsinn (Männerwuth oder Nymphomanie) und in Zuckungen ausarten kann. Dagegen hat man nach Fiebern den Geschlechtstrieb eine Zeitlang aussetzen, und auch für immer verschwinden gesehen. — Zimmermann und mehrere Aerzte sahen die sanftesten und liebenswürdigsten Kinder durch Würmer und Verstopfung der Gekrösdrüsen den heftigsten, widrigsten Charakter annehmen, und kleine Teufel werden. — Acrel bemerkte bei einem vierzehnjährigen Knaben, nachdem dieser von einer gefährlichen Kopfwunde geheilt war, einen so starken Hang zum Stehlen, daß er wegen begangener Diebereien oft eingezogen wurde, und auch bestraft worden wäre, wenn ihn dieser Arzt nicht für blödsinnig erklärt hätte. Wie Viele haben nicht ein unwiderstehliches Gelüste, Feuer anzulegen, das manchmal ähnlichen Ursprungs seyn kann? — Den Aerzten kommt es zu, diese Gelegenheitsursachen zu bestimmen und zu bekämpfen, aber der Sittenlehrer muß dieselben doch kennen, um auch seinerseits dem Uebel die gehörigen moralischen Mittel entgegenzusetzen. Leider hat uns die Geschichte der Menschheit so manches Beispiel aufbewahrt, das zu ihrer Ehre und zu ihrem Frommen hätte verschwiegen bleiben sollen! Denn was sollen wir über die Todesstrafe eines dreizehnjährigen Knaben sagen, welche eine Obrigkeit einst verhängte, ohne daß Jemand in der großen Stadt das Verbrechen eigentlich kannte! — Ganz anders benahm sich Friedrich der Zweite, der, statt das Todesurtheil für ein unnatürliches Vergehen zu unterschreiben, an den Rand schrieb: ins Tollhaus mit ihm! — Erfahrung lehrt, daß junge Leute, die durch Kränklichkeit zur Onanie verleitet

worden, nur äußerst schwer oder nie den Ermahnungen Anderer, noch auch ihren eigenen besten Vorsätzen zu folgen vermögen, bis sie von ihrer physischen Anlage geheilt sind.

In allen Krankheiten, wo die Erregbarkeit gesteigert ist, wie: in der Hypochondrie, Hysterie, Schwindsucht, im schleichenden Nervenfieber u. a., ist die Seele vorzüglich für unangenehme Gemüthsbewegungen gestimmt. Der Hypochondrist leidet an überspannten, quälenden Vorstellungen über die Natur und den Ausgang seiner Krankheit; seine kränklichen Körpergefühle sind das Object seiner herrschenden Ideen; er ist jähzornig, mißtrauisch, düster, menschenscheu und schreckhaft; er ist ausgelassen in Freude und Leid, und wird zu Zeiten von Todesfurcht und Lebensüberdruß nicht wenig gepeinigt. Den Schwindsüchtigen ärgert die Fliege an der Wand. Die Podagristen und Gichtbrüchigen überhaupt vergessen in dem oft hohen Grade ihrer Schmerzen die Geschlechtsliebe nicht, und der Drang dazu überwiegt bei ihnen sehr oft die Heftigkeit ihrer Leiden. Manche Fallsüchtige sind außerordentlich gefräßig und geil. Die liebe Noth, die man mit hysterischen Frauen hat, ist ihren Ehegatten und uns Aerzten bekannt genug. Man denke sich, wie weit man bei den hieraus entstandenen unsittlichen Handlungen mit moralischen Gründen ausreichen werde.

Nervenkranke leiden oft an den abgeschmacktesten, quälendsten Vorstellungen; bald sehen sie Gegenstände, hören Töne, die außer ihnen Niemand sieht, Niemand hört; bald martern sie sich mit Gewissensscrupeln, träumen von Geisterverkehr, verzweifeln an Gottes Barmherzigkeit, und versinken in Lebensüberdruß.

In Krankheiten, die zunächst den Körper treffen, zeigt sich uns das höhere Erkenntnißvermögen der Kranken oft bedeutend verändert; Zweifler werden Gläubige, Spötter wenden sich reuevoll zu dem, was sie vorher verhöhnten. Dieser Seelenzustand derselben dauert wenigstens so lange, als die Körperkrankheit dauert; zuweilen währt indeß die geistige Genesung auch über die körperliche hinaus. Giebt

es denn nicht auch Entwickelungskrankheiten in einer höhern Beziehung? Durch das, was die Ärzte dergleichen nennen, mag freilich auch bei dem besten Ausgange einer solchen Krankheit für das körperliche Leben, die Richtung der Seele wohl selten verbessert werden; dagegen könnten aber andere Krankheitszustände, wo das Wohlseyn des Körpers eben nicht der besonders geförderte Theil wäre, an solchen Entwickelungen der höhern Art wenigstens Antheil haben, vor allem namentlich die sogenannten Nervenkrankheiten, auch wohl manche Formen der Herzkrankheiten. Fälle, wo Menschen durch eine Krankheit zu einer dauernden Verbesserung ihres innern Lebens geführt worden, finden sich häufig in der Vorzeit, und scheinen auch jetzt nicht ganz selten vorzukommen.

Noch giebt es körperliche Krankheiten, welche mehr oder weniger alle höhern Geistesverrichtungen stören. Großer Blut- und Saamenverlust machen stupid, schwächen Gedächtniß und Denkkraft; ähnliche Folgen haben Verletzungen des Hirns und die Kopfwassersucht. — Hitzige Fieber versetzen den Geist in die höchste Spannung, und die delirirende Phantasie solcher Kranken erzeugt die lächerlichsten oder grausendsten Hirngespinnste. Die Pest, welche im 7ten Jahrhundert Konstantinopel fast ganz entvölkerte, fing gemeiniglich mit den seltsamsten Visionen an. Die Kranken wähnten allerhand Gestalten zu sehen, flüchteten in die Moscheen, und riefen laut den Namen der Gottheit an. Von jedem Vorübergehenden glaubten sie berührt zu werden; bald dünkte es ihnen die Stimmen anwesender Freunde zu vernehmen, sie verschlossen sich dann in ihre Gemächer. Sobald Jemand diese Visionen hatte, war er auch schon mit der Pest behaftet. —

So beobachtete man an mehrern von dem erst neuerlich so berüchtigten gelben Fieber Ergriffenen in den letzten Stunden ihres Lebens eine außerordentliche Unruhe, welche bald in wahre Wuth überging. — So sind die Geisteskräfte der Faulfieberkranken gewöhnlich äußerst gelähmt;

gleichgültig gegen Alles liegen dergleichen Patienten in der tiefsten Betäubung da.

Es giebt aber auch kränkliche Körperdispositionen und wirkliche Krankheiten, die einen heilsamen Einfluß auf die Seele haben. Die Geisteskräfte rhachitischer Kinder z. B. sind für ihr zartes Alter sehr auffallend entwickelt. Nervenkranke besitzen gewöhnlich einige ausgezeichnete Talente; bei einer blühenden Phantasie sind sie sehr witzig, erfinderisch, geistreich. Einige haben glückliche Gemüthsstimmungen in ihrem Gefolge: der Wassersüchtige ist äußerst sanft und geduldig; der Schwindsüchtige fühlt die Gefahren nicht, welche mit seinem Zustande verbunden sind; mit der täglichen Abnahme seiner Kräfte hofft er immer Besserung, und hält bis zum letzten Hauch seine Krankheit für ganz unbedeutend u. s. w.

III. Von dem Einfluß krankhafter Seelenaffectionen auf unsere Moralität.

So wie die bisher genannten Körperkrankheiten und Krankheitsanlagen den Grund zur Unsittlichkeit und zu verschiedenen Lastern oder Tugenden legen, so giebt es auch mancherlei Gebrechen der Seele, zunächst meist physischen Ursprungs, welche die Sitten der Menschen ebenfalls so oder so stimmen, diese oder andere Untugenden erzeugen, aber nach ihren ursächlichen Momenten denselben immer einen verschiedenen moralischen Gehalt geben.

Bei der moralischen, wie bei der gerichtlichen Würdigung eines Vergehens muß gesunde Vernunft, freier Wille und Erkenntniß der Schuld beim Verbrecher untersucht werden. Da man nach Beschaffenheit derselben die nämliche Unthat mehr oder weniger entschuldigen muß, da viele Sittenlosigkeiten und Verirrungen im gemeinen Leben vorkommen, denen der Mangel an diesen Erfordernissen zum Grunde liegt, so ist für Seelsorger die Angabe jener Bedingungen, welche bei den Menschen den geraden Verstand,

den freien Willen und die Erkenntniß der Schuld hindern, folglich ihr Vergehen entschuldigen, oder doch mildern, eine um so wichtigere Aufgabe, als sie dadurch in den Stand gesetzt werden, dergleichen Menschen genauer kennen zu lernen, und ihren Sitten und Handlungen durch die nöthigen medicinischen, politischen, moralischen und andern Anstalten eine unschädliche Richtung geben zu lassen, oder sie gründlich zu verbessern. — Wenn hier von den Krankheiten der Seele oder des Verstandes die Rede ist, so darf man mich nicht so verstehen, als sey die Seele immer für sich selbst krank, oder als werde sie wohl gar durch eine übernatürliche böse Gewalt bestimmt, ungereimte, sonderbare und böse Handlungen zu begehen. Wer die Naturgeschichte des lebenden Menschen genau kennt, der muß über diesen Irrwahn lächeln, weil er sich dergleichen vormals ganz unbegreifliche Dinge jetzt ganz deutlich erklären kann.

1) Einfluß krankhafter Affectionen der intellectuellen Kräfte auf unsere Moralität.

Der Mangel an Verstand ist eine durch unmittelbare oder mittelbare Ursachen erzeugte Krankheit des Denkorgans, die den Menschen ganz anders zu denken und zu handeln bestimmt, als er bei gesundem Verstande denkt und handelt. Der Grad dieser Krankheit ist nach Verschiedenheit ihrer Ursachen, des Sitzes und der Dauer derselben verschieden. Wer zu wenig Verstand hat, als zur Verwaltung seines Vermögens gehört, wird bevormundet. Wer der menschlichen Gesellschaft nichts nützen kann, wird davon ausgeschlossen; ist er ihr gefährlich, physisch oder moralisch nachtheilig, so sperrt man ihn ein; ist er rasend, so fesselt man ihn. Bei allem dem ist ein solcher Mensch nicht ohne Begriffe, und man könnte deshalb fragen, wie seine Seele immer falsch urtheilen könne, da sie doch mittelst der Sinne richtige und bestimmte Vorstellungen erhält? Daß er aber mit diesen immer falsch urtheilt, und eben deshalb verkehrt handelt, beweist eben nicht, daß seine Krankheit ganz psychisch sey, sondern

nur, daß diejenigen Organe verstimmt und krank sind, mit deren Hülfe die Seele zunächst auf den Körper wirkt. Man nimmt nach Gall, Spurzheim und Mackenzie für jede Anlage, Neigung und Leidenschaft einen besondern Theil des Hirns an, und durch die heftige, unaufhörliche Anstrengung desselben werden die übrigen in wenigere Thätigkeit gesetzt. Daher auch Wahnsinnige insgemein nur einer Lieblingsidee nachhängen, während ihre Aufmerksamkeit von allen übrigen physischen und moralischen Eindrücken ungerührt bleibt. Könnten also nicht durch dieses Mißverhältniß die Urtheile und Schlüsse eines solchen Kranken unrichtig und verworren werden? Genug, wenn man nur weiß, der Wahnsinnige leidet vorzugsweise am Kopfe, wie der Podagrist am Fuße; jener dachte mittelst des Hirns, wie dieser vermittelst des Fußes ging. Hat man nun wohl erwogen, was oben von dem Einfluß der Leibesconstitution, der hieraus entstandenen Affecte und Leidenschaften auf die sittlichen Handlungen gesagt wurde, welche Sinnes- und Handlungsart mit einer verstimmten unglücklichen Körperbeschaffenheit, mit einer überhandnehmenden Leidenschaft verbunden ist, wie weit ein äußerst leidenschaftlicher Mensch vom Wahnsinn noch entfernt ist, so wird man das bisher Gesagte leicht begreifen.

Alles also, was die Verhältnisse zwischen den äußern Sinnen und dem Denkorgan oder der Seele stört, macht falsche Vorstellungen und Irreseyn. Menschen, die ohne sichtbare Ursache traurig, tiefsinnig und in ihren Handlungen unordentlich und verwirrt sind, meist nur auf einer Idee beharren, nennt man hypochondrisch, melancholisch, milzsüchtig, im höhern Grade wahnsinnig, toll, närrisch, im höchsten endlich rasend. Menschen hingegen, die in Allem langsam, gleichgültig, ohne Empfindung und gewöhnliches Gefühl, und des gemeinsten Denkgrads unfähig sind, nennt man dumm, albern, blödsinnig.

Solche Kranke nun blos durch Zuspruch, durch Belehrung und psychische Mittel heilen zu wollen, wie zweckwidrig! Lächerlich und unsinnig war daher das Verfahren eines

Beamten, der einen dergleichen Kranken bei der Selbstanklage von ihm verübter grober Verbrechen, und bei der dringendsten Bitte um die verdiente Todesstrafe, einem Geistlichen zusandte, damit er ihn eines Bessern belehren sollte.

Mögen doch Seelsorger und Criminalrichter die Geständnisse und Bekenntnisse gemüthskranker und dem Wahnsinn naher Menschen von begangenen Verbrechen immer für unzuverlässig und verdächtig halten, weil sie fast jedesmal übertrieben, unwahr, und meist nur Ausgeburten einer kranken Einbildungskraft sind. Gewiß würde man einen solchen Kranken, wenn man ihn über seine Lieblingsgegenstände näher befragte, mit jeder Frage in ein immer tieferes Labyrinth verwickeln, seine Phantasie noch mehr erhitzen, und die Zahl und Größe seiner Schandthaten mit jedem Augenblicke — in seinem Kopfe fortwachsen sehen. Alles Belehren, Ausreden, Widersprechen, Zurechtweisen nutzt hier nichts, macht nur Uebel ärger; — hier hilft nur der Arzt. Man muß alles vergessen, was der Kranke sagte; nicht einmal daran erinnert darf er werden von den Umstehenden; außer den arzneilichen sind hier alleinige Heilmittel: Zerstreuung und Ablenkung seiner Ideen vom gewöhnlichen Gange. Das Allerschlimmste, was ein Seelsorger hier stiften kann, ist, wenn er den Kranken in einer religiösen, aber für diesen wirklichen Zustand schädlichen Idee bestärkt, ihn ängstigt mit erbaulichen Betrachtungen, Gebetsformeln, seine tollen Eingebungen entweder vom Teufel, oder von einem Engel herschreibt, oder wohl gar noch anräth, jeder solchen Inspiration geradezu factisch zu gehorchen! — —

Aus Unkunde in der genauern Naturgeschichte wahnsinniger Menschen that die Seelsorge und das peinliche Recht schon so manchen Mißgriff, der die Geschichte der Menschheit ewig brandmarken wird. Man erinnere sich hier nur der sogenannten Zauberer und Hexen, deren einige noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Landshut in Baiern und zu Würzburg als solche verbrannt wurden! Wie oft verscheuchten nicht ärztliche Heilmittel in kurzer Zeit alle jene Phantome von Verbrechen,

verziehen sich Seelsorger und Criminalrichter die Köpfe zer-brachen, die so manchen Unglücklichen zur Verzweiflung und zum Selbstmord brachten, wenn er dem Schwerdt oder dem Scheiterhaufen zu entfliehen hoffte. Man denke nur an die bezauberten, behexten, besessenen und an alle die Menschen, die den Seelsorgern zu dem bekannten Exorcismus Anlaß gaben. Ja selbst die neueste Zeit (1822) hat sich von diesem Hexenspuk noch nicht losreißen können, wie die jüngsten Beispiele jener weiblichen Convulsionäre zu Argues bei Dieppe lehren, welche durch eingeathmetes giftiges Kohlenoxydgas in einer Baumwollenspinnerei von Uebelseyn, Schwindel und Convulsionen befallen, wirklich für behext sich hielten und gehalten wurden, bis Drohungen und die Furcht, in der Fabrik Arbeit und Brodt zu verlieren, sie bald zur Vernunft zurückbrachten.

Wenn wir bisher annahmen, daß die verschiedenen Krankheiten und Krankheitsanlagen den Sitten eine mannichfaltige Richtung geben können, so bleibt es eben so ausgemacht, daß die Ursachen der Gemüthskrankheiten, denen zunächst Mangel an gesunder Vernunft zum Grunde liegt, nicht immer körperlich, sondern auch oft moralisch seyen, und daß eben dieselben in Rücksicht der oft so nöthigen moralischen Gegenmittel beim Krankendienst alle Aufmerksamkeit der Seelsorger verdienen. Indeß behauptet Kant in seiner Anthropologie wohl zu indiscret: „die Frage, ob ein Mensch verrückt, oder im Besitz seines natürlichen Verstandes sey, könne nie von Aerzten, sondern müsse eigentlich von Philosophen beantwortet werden." Nichts desto weniger glaube ich, daß diejenigen, die die speciellste Naturgeschichte des Menschen in physiologischer und psychologischer Hinsicht verstehen, und die den Abweichungen vom Normalzustande auch durch zweckmäßige Mittel abhelfen können, hier wohl ein Stimmrecht haben. Und dies sollten doch vorzugsweise die Aerzte seyn, die in keinem Falle mit dem bloßen Idealismus vorlieb nehmen dürfen, sondern bei ihren Forschungen mehr von physischen

Thatsachen ausgehen, ohne doch die dabei zu nehmenden psychischen Rücksichten zu vernachlässigen.

a) Einfluß der krankhaften Willensbestimmungen auf unsere Moralität.

So wie es krankhafte Affectionen der intellectuellen Kräfte giebt, die zwar äußerlich weniger erkennbar, dennoch innere Motive werden zu immoralischen Handlungen, so dürfte auch die Willenskraft ähnlichen innern krankhaften Affectionen darin unterworfen seyn können, daß sie theils mittelbar, theils unmittelbar diejenigen Verirrungen und Vergehungen zeigt, die kaum mit der Idee der Menschheit vereinbar sind.

Grohmann stellt folgende krankhafte Willensbestimmungen auf, welche die Imputabilität der aus ihnen vielleicht entstehenden Verschuldungen bei dem Mangel an moralischer Freiheit ausschließen, die nicht nur der Criminalrichter und gerichtliche Arzt, sondern auch der Seelsorger und jeder Sittenlehrer kennen und gehörig würdigen muß.

Die erste ist Atonie oder Betäubung der Willenskraft, in welcher die moralische Freiheit der Ueberlegung und Besonnenheit wegfällt, und jede in einem solchen Zustande vielleicht begangene Uebelthat dennoch gesetzlich imputabel ist. Eine solche Krankheit der Willenskraft stimmt erstlich mit dem nervösen Zustande der körperlichen Organisation überein; zweitens leidet an sich schon diese Kraft an einer dergleichen Schwäche und Entkräftung. Organisch und psychisch ist die Möglichkeit und Wirklichkeit einer solchen Willenslosigkeit nicht zu bestreiten, wenn man nicht aus reinen, moralischen Kräften eine Willenskraft construiren will, die blos im Begriffe, aber in der Erfahrung selten oder nie Statt findet. Der Menschenbeobachter wird Fälle genug auffinden, wo die freie Entschließung in einer Art von Zweifelhaftigkeit, in leidendem Bewußtseyn und völliger Betäubung aufgehoben war. Denn auch hier haben, wie in allen psychischen Zuständen, Steigerungen Statt, welche die momentane krankhafte

Affection mehr oder weniger ausbilden, bleibender machen, und in völlige Indolenz des Willens übergehen lassen. Dies ist besonders der Fall bei Kindermörderinnen, die ihre außerehelich erzeugte Leibesfrucht tödteten, auch bei manchen Arten des Selbstmords, wo in den äußern Umständen das erklärende Princip zu fehlen scheint. Es setzt in Erstaunen, wie die Menschheit in so manchen ihrer merkwürdigsten Begebenheiten sich ihrer eigenthümlichsten Züge und Triebe entäußern könne. So fand ich oft verehelichte und unverehelichte junge Mütter, die sonst nicht ohne Gefühl waren, als Erstgebährende, nicht etwa erstarrt, oder übertäubt von Schmerz, sondern aus Indolenz auffallend kalt und gleichgültig an dem Todtenbette ihres eben erst gebornen Kindes. — Alle dergleichen Erfahrungen geben Aufschluß über ähnliche Fälle, wie unter gewissen Umständen die moraliche Willenskraft und Empfindung unterliegen und ein Zustand entstehen kann, der ein psychisches Bedingniß unwillkührlicher Verbrechen wird. — Wohl ist es der ärztlichen Beachtung und Berathung werth, unter welchen Umständen Einwirkungen, und bis zu welchem Grade bei diesen oder jenen Leiden des Körpers und Gemüths die Passivität eines solchen Willens eintreten könne. Schon Haller hat bemerkt, daß bei gewissen Exacerbationen des Körpers die Kraft des Willens wegfalle und in maschinenmäßige Bewußtlosigkeit übergehe. Auch habe ich selbst in besondern Fällen von Entbindungen und überstandenen Geburtsarbeiten oft die Erfahrung gemacht, daß der erste Ausdruck, welchen Mütter über die Geburt des Kindes zeigen, mehr passive Ruhe und Sorglosigkeit (die natürlichste Folge von Abspannung der Körperkräfte), als thätiger Ausdruck einer freien und freudigen Willenskraft ist. Hierauf gründeten sich denn auch einzelne meiner vormaligen Wittenbergischen Facultätsgutachten über gerichtlich verhängte Kindermordsuntersuchungen, versteht sich's da, wo die Thatsachen eines-theils ungewiß waren, anderntheils aber auch alle beigebrachte Zeugnisse für die bei der Niederkunft der Mütter herrschenden psychischen Zustände der Atonie, der Betäubung

und Willenslosigkeit sprachen. Dieser Zustand der unfreien Willenskraft ist freilich wenig oder gar nicht an äußern Symptomen zu erkennen, da die passive Ruhe und Indolenz solcher Subjecte mehr die Ruhe und Fassung, als das leidende Erstarren der Willenskraft zu bezeugen scheint; ein Umstand, der um so mehr bei ärztlichen und psychischen Untersuchungen in Criminalfällen eine genauere und aufgeklärtere Seelenkunde voraussetzt, damit man nicht an den äußern Symptomen der Ruhe und Gleichgültigkeit die innere freie Willenskraft des Thäters bei der Begehung seiner Unthat erhärten zu können glaube. Ich wüßte auch nicht, daß das nach einer genauen Untersuchung des Thatbestands und der psychischen Umstände über dergleichen unfreiwillige Kindermorde richterlich ausgesprochene Unschuldig entweder für dergleichen Personen selbst oder auch als Beispiel für criminelle mögliche Fälle gefährlich geworden wäre. Die Strafe selbst wird ja, nach Feuerbach, als psychologisches Mittel angesehen, in welcher Rücksicht aber der Staat theils ein unzweckmäßiges und fruchtloses, theils auch unmoralisches Mittel ergreift, indem er alle Kindermörderinnen ohne Unterschied verdammt. —

Nicht weniger hat man gefunden, daß eine solche Erstarrung und psychische Abstumpfung der freien Willenskraft in vielen Fällen die causale Triebfeder und das psychische innere Motiv des Selbstmords ist. Wie die rege Lebenskraft uns das Leben erhält, so auch die Regsamkeit des freien thätigen Willens die Kraft des persönlichen Bewußtseyns und der geistigen Selbsterhaltung. Ist dieses Princip gesunken, so fällt der Mensch zum Instrument seiner selbst herab, und vernichtet oder wirft sich gleichsam eben so bewußtlos und mechanisch hinweg, wie dies besonders bei den Kindermörderinnen mit ihren verheimlichten und ermordeten Leibesfrüchten der Fall ist. — In Wittenberg tödtete sich ein Student ohne alle äußere Ursache, und ohne daß man es in seiner Gemüthsverfassung hätte ahnen können, nachdem er alles bedächtig zu diesem Zwecke vorbereitet, und mit Vorsicht alle Anstalten in Hinsicht seines Nachlasses rc. gemacht hatte. Die Ursache

des Selbstmords war, so viel sich aus der Gemüthsverfassung dieses Unglücklichen schließen ließ, keine andere, als Entfremdung des Willens von Besinnung und Kraft. Bei Anerkennung eines fremden hohen Ideals, in Träumereien und Schwärmereien ging bei ihm die Willenskraft in denjenigen subjectiven Zustand der Passivität über, wo sie dann in Betäubung die Hand gleichsam gegen sich selbst kehrt, und das Leben als eine unnütze Bürde von sich wirft.

Auch in dem gegenseitigen Verhältnisse der Geisteskräfte scheint das Gesetz zu herrschen, daß das Uebergewicht und die Regsamkeit der innern Kraft, wenigstens in einem excessiven oder excentrischen Zustande derselben, die freie Wirksamkeit der andern Kräfte hindert. Hohe, geträumte Ideale ziehen den Willen von der Wirklichkeit ab; dieser tauscht gleichsam seine Kraft mit einem leidenden Zustande um, und so erfolgt der Selbstmord aus der Passivität des Herzens selbst, indem der Mensch sich am stärksten dünkt, wo er nur das blinde Werkzeug eines kraft- und willenlosen Zustandes ist. Ich kenne mehrere Beispiele dieser Art. Zwei junge Menschen, Brüder, gehen aus, sich gegenseitig zu ermorden! Die äußere Ursache ist Brodtlosigkeit, Verarmung, und die daraus entstehende Verzweiflung des Willens, welche Entkräftung und Unfreiheit ist. Ein kleiner Hund, den sie zufällig mit sich genommen haben, fängt an, aus irgend einer Ursache des Schmerzes zu winseln. Dies schreckt die Unglücklichen aus der Betäubung auf — „wie, wenn die Mutter über unsern Tod eben diesen Schmerz empfände!" Dieser kleine unbedeutende Anstoß rafft ihre Seelenkraft wieder auf, und die Kraft ist dem Willen wiedergegeben, die er in einer augenblicklichen Erstarrung hatte schwinden lassen. Die Brüder gaben ihren traurigen Anschlag auf ihr Leben auf. — Vor einiger Zeit suchten ein Jüngling und ein Mädchen, die sich liebten, zu deren Heirath aber die Eltern nicht einwilligen wollten, vereint ihr Grab in den Wasserfluthen. Nach einer Nacht, in welcher sie ihre eheliche Verbindung gefeiert hatten, stürzten sie sich am Morgen, Leib an Leib gebunden, in den

Strom. Es ist eine traurige, aber lehrreiche Bemerkung der Seelenlehre, daß ein Contrast so leicht in den andern übergeht, und feindliche Elemente sich zu löschen und zu einen suchen. Tod und Leben greifen selbst als Extreme genau in einander. Das höchste Entzücken der Seele scheint mit dem Leiden des Sterbens einige Aehnlichkeit zu haben. Dort und hier wird die Seele beherrscht. Sie giebt ihre Herrschaft an die Natur ab. Was mag es für eine innere psychische Ursache seyn, daß man in den jüngern Jahren leichter und leichtsinniger vom hohen Triumphe und von Ehrenzeichen des Selbstmords träumt, die man in den spätern Jahren nur als die Leichname von Hochgerichten verabscheuen lernt? Solche Excentricitäten des Willens und der Denkkraft fallen meistens in die Krisis der körperlichen Selbstentwickelung zur Mannbarkeit. Welche Verwandtschaft hat hier die Entwickelung zur höchsten Ausbreitung des Lebens mit dem leichtern und zusprechenden Gedanken des Todes und Selbstmords? Es ist, als wenn die schwelgerischen Kräfte in Ueppigkeit ausschlügen, und hier in sich selbst ihre Grenze finden wollten. Ein Jüngling gestand mir, daß er in diesen Jahren der Entwickelung oft mit dem Gedanken des Selbstmords umgegangen sey. Es habe sich ihm ein dunkles Gefühl aufgedrängt, als müsse es so kommen, oder als werde sein Leben auf eine gewaltsame Weise geendet werden. Ich sah einen Wahnsinnigen, der, nachdem er schon einmal mit dem Messer sich die Kehle tief verwundet hatte, das zweite Mal nach dem Abreißen des Verbandes den Versuch des Selbstmordes wiederholte. Beispiele genug, wie die Willenskraft, sie mag nun enger oder freier an ein Organ gebunden seyn, in sich selbst erkranken kann, und daß sie Affectionen unterworfen ist, aus denen Handlungen hervorgehen, die bei allem Anschein einer freien Willensthätigkeit dennoch nicht imputabel sind.

Ein zweiter krankhafter Zustand der freien Willenskraft ist: Verrückung derselben von ihrem eigenthümlichen Zwecke und handelnden Princip. Nicht wenige Beispiele davon weist die Geschichte der

Verbrecher auf, wo durchaus verrückte und verkehrte Willensrichtung, d. i. eine eigenthümliche abnorme Abweichung der Willenskraft von ihrer eigenen Regel und Ordnung, die Triebfeder des blutigen Verbrechens war. Wir finden in diesen Beispielen gerade die gräßlichste und schauderhafteste Mordthat, weil sie, was charakteristisch für dergleichen Verbrechen bleibt, Gegenstände der innigsten Liebe, Verwandtschaft und der natürlichsten Bande betreffen, und hier gerade eine Abwesenheit oder Verrückung des Willens mit den Instrumenten der Mordthat das schrecklichste Spiel treibt, um desto geflissentlicher und angelegentlicher den Zweck der in Wahnsinn erfaßten Liebe zu zeigen und unfehlbar auszuführen. Auch in dem verrückten Willen verläßt den unglücklichen Verbrecher die Natur nicht, welche ihn mit Banden der Liebe an sich fesselt. Unter seinen Verbrechen bluten Kinder, Gatten und Verwandte. Er wollte sie glücklich, selig machen. In dem Willen möchte wohl auch die sogenannte Faselei, als permanenter Charakter mancher Gemüthsstimmungen, liegen, eine Faselei, welche nicht immer gutmüthiger Art, sondern bisweilen mit Anwandlungen und Exacerbationen eines bewußtlosen Zustandes verbunden ist. So brach in einem Knaben manchmal dieser bleibende Zug der moralischen Willenskraft besonders hervor, und zeigte sich in Aeußerungen einer ungezügelten Schadenfreude und Schadenstiftung. Das Bewußtseyn, die ganze Handlungsweise in diesem Knaben war unstät, der Wille hatte die Richtung auf Verheimlichung und List. Da eine solche angeborne Impotenz des Willens hier doch nur krankhaft zu seyn scheint, so fragt sich's, ob das vielleicht daraus entstehende Verbrechen der ganz eigenen Art, die aus Muthwillen und Instinct auf Schaden, z. B. Brandstiftung rc. hingerichtet ist, wirklich zurechnungsfähig sey?

Eine dritte momentane oder bleibendere krankhafte Affection des Willens ist Ohnmacht desselben durch Ueberreizung oder Wuth. Die Freiheit und freie moralische Besonnenheit des Willens hat psychisch eine Grenze. Er steht unter Naturbedingungen, über deren Noth-

wendigkeit er sich in gewissen Fällen nicht erheben kann. Mag die moralische Beurtheilung auch ihren kategorischen Imperativ aussprechen; es giebt eine andere disciplinarische Beurtheilung, die den Menschen als Naturwesen betrachtet, und den freien Willen auch psychischen Bedingungen unterworfen findet. Einige Beispiele mögen dies erläutern: Ein Mann schlägt seine Tochter, die bei einem liederlichen Leben sich dem Vater öfter widersetzt, ihn auf die unnatürlichste und frechste Weise beschimpft. In dem äußersten Grade des Zorns, in blinder Wuth ermordet er sie. — Ein Zimmergeselle verwundete seinen Kameraden tödtlich mit dem Beile, weil jener neckend und höhnend lange seine Kurzweil mit ihm getrieben, und alle wiederholte Bitten um Schonung schonungslos zurückgewiesen hatte. Wüthend, außer aller Fassung des Bewußtseyns, seines Willens nicht mehr mächtig, fährt jener endlich auf ihn los, und versetzt ihm den tödtlichen Streich.

Wie kann hier der Wille frei handeln, wo er durch solche überwältigende Reize gequält und besiegt wird! Der Verbrecher gesteht gewöhnlich nach einer solchen unglücklichen That sein Vergehen ein; er fühlt die moralische Verschuldung; er ist ein ruhiger und besonnener Selbstrichter. Aber — wird der Psychiker den Stab über ihn brechen, und die That der Freiheit des Willens zuschreiben können, die blos ein Ausbruch jener momentanen Insanie des Willens war? — — In dieser Ueberwältigung des Gemüths von eindringenden Reizen zeigt sich dieselbe Bedingung, wie in der Furcht und dem plötzlichen Schrecken. Ein verzweiflungsvoller Zustand bedingt die ganze Handlungsweise des Willens, und dieser ist nun dem Moment des Zufalls und der physischen Natur bloßgegeben. Wie würde man über folgenden Fall richten, der so viele psychische Aehnlichkeit mit der Ohnmacht des Willens in dem Zustande der verzweiflungsvollen Wuth hat? Man setzt einen Menschen des Nachts in Schrecken; alle Vorkehrungen werden getroffen, welche die Furcht vermehren, und Alles täuschend nachgeahmt, was der Posse den Schein der Wahrheit geben kann. Dieser Mensch, von Furcht und

Schrecken aufgejagt, nähert sich bewaffnet dem Gegenstande — und tödtet den vermeinten Dieb. Die diätetischen Regeln sind freilich hier vortrefflich: er hätte erst genau untersuchen, oder sich nicht fürchten, bei Fassung bleiben sollen. Aber — sind sie denn anwendbar in dem Zustande, wo das Gemüth eben außer aller regelmäßigen Fassung und Besonnenheit ist? Eine gleiche Bewandtniß hat es ja auch mit jener Ohnmacht der Seele in der Alles übermannenden Wuth. Der Mensch ist dann das nothwendige und blinde Werkzeug seiner geistigen und physischen Selbsterhaltung. Denn hier in diesem Schrecken ist der Trieb der physischen Selbsterhaltung auf das lebendigste aufgeregt, dort in der durch Spott und Höhnung aufgebrachten Wuth der geistige Trieb des geistigen Selbstseyns. Wenn es in dem physischen Leben einen Punkt giebt, wo die aufgespannten Saiten reißen, wie nicht auch in dem geistigen Leben, das an nothwendige Triebe des sinnlichen unmittelbaren Wesens gebunden ist! — —

Viertens gehört hieher Hemmung der moralischen freien Willenskraft durch Entzündung und Ausartung thierischer Triebe. Hier treffen wir leider! auf diejenigen Frevel- und Missethaten, die fast unglaublich sind: auf die Ausbrüche der rohesten Thierheit und Brutalität, aus welchen verbrecherische Handlungen entspringen, die allein wiederum theils der Heftigkeit, theils der Ausartung wilder Triebe zuzuschreiben sind. Es sind die Mordthaten aus Wollust, Vater- und Muttermord. Die tiefste Stufe der Menschheit! Aber untersuchen wir diese Greuelthaten nach ihrer physischen Bedingtheit, so dürfte sich doch auch hier ein ganz anderes Resultat ergeben, als dasjenige, welches sich aus der alleinigen moralischen Berücksichtigung ableiten läßt. Wir erblicken hier nämlich den Menschen nicht mehr als moralisches freies Wesen, sondern durch Natur und Instinct beherrscht von der thierischen Lust der niedrigsten Triebe. Der heftigste Trieb der thierischen Wollust geht in Haß und Feindseligkeit über; der höchste Genuß scheint in manchen Arten an Vernichtungslust zu grenzen; in

man-

manchen Thiergeschlechtern wird das neugeborne Leben auf eine feindliche Art von dem Vater- und Mutterleben vernichtet. Welcher schneidende Contrast unter diesen Erscheinungen der Naturtriebe! Erscheinungen, die aber doch jene Greuelthaten auf der untersten Stufe der Menschheit erklären. Ein Sohn erschlägt seine Mutter, weil sie sich seiner Buhlschaft mit einer lüderlichen Dirne entgegensetzt. Eine Mutter tödtet ihr Kind aus empörendem Haß, oder aus viehischer Wollust. Die größten Entartungen des Menschengeschlechts! Die Bestialität selbst erklärt sich hier. Wir haben es jetzt nicht mehr mit dem Menschen, nur mit dem Thiere im Menschen zu thun. Mehrere Beispiele menschlicher Thierheit finden sich in Schubert's Symbolik der Träume. Es sind hier so viele Rücksichten, die ich nicht berühren will. Aber alle vereinigen sich in dem, was eigentlich hier in Beziehung auf die freie Willenskraft zu bezeichnen ist, ob nämlich ein solcher Zustand der Brutalität, der thierischen Ausgelassenheit, wohl noch mit Willensfreiheit zu reimen, und hier nicht mehr, als irgendwo der Fall, eine Ausartung des Willens zur Insanie anzunehmen sey, welche aber durch die Ungebundenheit jener Gelüste entstanden ist. Wer Gelegenheit hatte, zumal in größern Städten, unter der gemeinsten und rohesten Volksklasse diese Thiermenschen kennen zu lernen, der fand auch Gelegenheit, aus Ehrfurcht vor dem heiligen Gesetze der Moralität die Schandthaten, welche so oft aus Geilheit und Verrohung der thierischen Triebe entspringen, nicht nach einem moralischen Gesetze, sondern nach dem Standpunkte der physiologischen Ansicht zu messen. Aber zugleich dürfte sich doch auch hieraus der physiologische Gesichtspunkt ergeben, daß nicht in allen Erscheinungen der Menschheit von freiem Willen, sondern oft von Brutalität des niedern und thierischen Begehrungsvermögens, der instinctmäßigen Art und Weise desselben die Rede seyn könne. — Mit Recht sind daher diese Erscheinungen zu den Abnormitäten des im höchsten Grade krankhaft durch thierische Gelüste afficirten Willens zu rechnen.

Ob es noch eine Klasse von Willenskrankheiten gebe, wo der wirklich boshafte und verruchte Wille gleichsam in seinem freien Wirken, in seiner freien Stimmung erscheint? Ich zweifle. Dann würden wir immer nur wieder das tiegerartige Thier in dem Menschen erblicken, nicht aber den freien Willen, weil der freie Wille es nur mit dem Guten halten kann. Dann würde wieder die physiologische Ansicht sich ergeben, daß eine thierische Willensfähigkeit existirt, die nicht Freiheit, sondern stricte und stringente Anlage einer sich bis zum Menschen herauf windenden thierischen Art und Eigenschaft sey.

So haben wir denn die verschiedenen krankhaften psychischen Erscheinungen des Willens betrachtet, sie bis zu ihrer untersten Stufe der Abnormität begleitet. Mit dem Reiche des Menschen eröffnet sich eine weitere Sphäre des psychischen und physischen Seyns. Die moralische Freiheit beginnt zwar hier ihre Herrschaft, aber auch die irdische Natur tritt hier in einer größern Macht und Ausbreitung auf. Wenn in dem Thierleben Alles an die Bande des beschränkten und einseitigen Instincts gefesselt ist, so entledigt sich dieser selbst in dem empfänglichern und thätigern Menschenleben, ohne daß der Mensch es immer hindern kann, — denn auch er ist ein Kind und Wesen der Natur — seiner Fesseln, und fessellos reißt er nun bestimmend den Menschen mit sich fort, mehr als unglückliches; als sich frei bestimmendes Wesen. Ueppige Triebe wachsen aus! und was wir so oft in der ganzen lebenden Natur sehen, daß der formelle Trieb wuchernd und von groben Säften emporgetrieben erkrankt, das finden wir denn auch in dem Reiche einer höhern Willenskraft, insofern auch sie bisweilen von der Vernunftmäßigkeit realer Zwecke herabsinkt, und, sich selbst vernichtend, in dem Aufwuchse kranker und üppiger Triebe erstirbt.

IV. Von den Wirkungen äußerer Einflüsse auf den Menschen.

1) Von dem Einfluß der Körperconstitution und Gesundheit der Eltern auf deren Kinder.

Junge, gesunde, unbescholtene und innigst sich liebende Ehegatten müssen auch kerngesunde Kinder produciren, die in der Folge durch eine vernünftige Erziehung durchaus gute Menschen werden können, während Kinder von kränklichen, durch Ausschweifungen aller Art erschöpften Eltern die Disposition zu einer schwächlichen Leibesbeschaffenheit und den davon abhängenden Gemüthsfehlern mit auf die Welt bringen.

Dies Naturgesetz beschränkt sich nicht auf den Menschen allein, auch die Pflanzen und Thiere liefern Beweise dafür. Wer schlechten Saamen aussäet, kann keine guten Früchte erwarten. Thiere mit Körper- und Temperamentsfehlern pflanzen diese bestimmt durch die Zeugung fort. Ein Hengst mit Schlappohren, schlechten Augen und Hufen trägt diese Gebrechen, gleich seinen übrigen äußerlichen Abzeichen, ganz sicher auf seine Nachkommenschaft über. — Scrophulöse, rhachitische, atrophische Kinder stammen gewöhnlich von schwächlichen Eltern ab. Auch Tugenden und Untugenden sind bei Menschen und Thieren erblich. Nicht selten kommen bei erstern auch Familienkrankheiten vor, wo Kinder an denselben Uebeln sterben, woran ihre Eltern starben, und je mehrere moralische oder physische Gebrechen diese an sich tragen, desto gewisser bleibt dies klägliche Erbtheil ihrer Posterität. Dieser Einfluß ist zumal in gewissen Orten und Gegenden allzu auffallend, um nicht die ernstlichste Beherzigung zu verdienen. Wie lange wird man noch Fallsüchtigen, Schwindsüchtigen, Steinkranken, Gichtbrüchigen, oder von Natur verunstalteten Krüppeln die Ehe gestatten? Was kann man von den Nachkommen wahnsinniger oder zum Wahnsinn geneigter Eltern erwarten? — Kinder der Liebe zeichnen sich unter übrigens gleichen Umständen gewöhnlich an Geist und Körper vortheilhaft aus, weil sie von Eltern im blühendsten

Alter, im Feuer der Liebe gezeugt werden, indeß viele Kinder langweiliger Conventionsehen umhergehen, als wäre es ihnen nicht recht Ernst zu leben. Lange ward ich an einer Familie irre, in der immerfort eheliche Uneinigkeit herrschte, und doch alle Jahre regelmäßig ein Kind erzielt wurde; alle diese Geschöpfe blickten starr vor sich hin, waren dumm, hämisch, eigensinnig, bei der geringsten Kleinigkeit äußerst reizbar zum Zorn, für wissenschaftliche Bildung ganz unempfänglich. Dies Problem löste mir endlich die Mutter selbst durch das Geständniß, daß sie und ihr Gatte ohne alles Gefühl von Liebe und Wohlwollen, unter beiderseitiger heftiger Aufwallung des Zorns einander beiwohnten, und daß sie sich immer nur mit dem größten Widerwillen nach den rohen, stürmischen Begierden ihres Mannes bequemen müßte. Salzmann erzählt in seinem Krebsbüchlein, oder Anweisung zur vernünftigen Kinderzucht: Meister Jobstens Kinder lernten im achten Jahre erst sprechen, im zwölften lesen, nachdenken aber — niemals. Die Frau klagte darüber bei einem Arzte, und dieser antwortete: wie kann es denn anders seyn? Euer Mann geht ja niemals nüchtern zu Bette! — Daher auch schon Hesiodus mit allem Ernst einschärft: zeuge nicht Kinder nach einem traurigen Leichenbegängniß, thue es, wenn du vom frohen Gastmahl zurückkommst! —

Gewiß, man darf kein Pythagoräer seyn, und beim Anblick eines Dümmlings, eines Sprudelkopfs, Wollüstlings, oder abgelebten Greises im Knabenalter glauben, daß die Seele irgend eines Thieres sich in diese Menschenhülle verirrt habe! — Man gehe nur zur Quelle zurück, man betrachte nur den vergifteten Stamm, und wundere sich nicht mehr über die eben so giftigen Früchte. Denn solche elende, aus schlechtem Stoff gebildete, durch die Säfte einer reizbaren, ausschweifenden, kränklichen Mutter genährte Kinder bringen gemeiniglich mit einem schwächlichen Körper schon den Keim zu zügellosen Leidenschaften und zu aller Unsittlichkeit in ihr Jammerleben. Ein Uebel, das sich oft durch alle Erziehungs-

künste nicht mehr ausrotten läßt, und das eben deshalb der Sittenlehrer nicht übersehen darf, weil er, wenn er bei der Würdigung von Unthaten auf deren Spur treffen will, meist bis hieher kommt, und dadurch auf Mittel geführt wird, womit er denselben noch bei Zeiten und auf eine schickliche Weise zuvorkommen kann.

Maxima ortus nostri vis est, nec parum felices bene nati! —

a) Von dem Einfluß der physischen Jugenderziehung auf den Menschen.

Wie wir erzogen werden, so bleiben wir zeitlebens! Die Meinung, daß alle Menschen mit der nämlichen Anlage zur Welt kommen, unter gleicher Erziehung gleiche Fähigkeiten und gleiche Denkart erhalten müssen, ist nicht geradezu wahr, weil die Gesundheit des Vaters, der Mutter, das Klima und noch vieles Andere hier einen großen Unterschied macht. Wie mancher Erzieher sieht sich in seinen Hoffnungen getäuscht, wenn er aus seinem Zögling einen Apoll zu modeln denkt, indeß dieser nach seiner physischen Constitution nichts anders, als ein Klotz werden kann! —

Die Naturanlage des Menschen, die Stimmung, welche er durch die Menge der Außendinge, die immerfort auf ihn einwirken, erhält, können denselben unter gewissen Umständen zum Schurken, unter andern zum Tugendhelden bilden.

Die physische Erziehung ist's eigentlich, welche dem Kinde seine Richtung, auch für die Moral, auf sein ganzes Leben giebt. Vernünftig erzogene Kinder werden immer eine gesunde Seele in ihrem gesunden Leibe haben, und durch zweckmäßige Körper- und Geistespflege gewiß gute Menschen werden. Verzärtelte Kinder dagegen leiden an einer größern Nervenempfindlichkeit: durch Ueberfütterung werden ihre Verdauungsorgane frühzeitig verdorben, durch übertriebenes Warmhalten werden sie gegen den Wechsel der Lufttemperatur äußerst empfindlich, und bleiben zeitlebens Schwächlinge.

Sie charakterisiren sich auffallend genug durch volle, gespannte Bäuche, schmächtige Glieder, große Köpfe mit aufgeschwollenen Oberlippen, und einer kurzen, breiten, aufgestülpten Nase, durch eine immer blasse Lederhaut, mißfarbige Ringe um die Augen, blaue Adern an Stirn und Schläfen rc. Durch anhaltendes Kränkeln werden sie mürrisch, wunderlich, launisch. Gewohnt, jeden ihrer Wünsche sogleich erfüllt zu sehen, ertrotzen sie, oder erzwingen durch Weinen, was man ihnen zu ihrem Wohl gern versagen möchte. Hierdurch werden sie entweder krank, und sterben bald, oder bekommen, wenn auch beim Leben erhalten, die unglücklichste Temperamentsmischung, und werden sich und der Welt unausstehlich. Unvermögend, bei ihrer großen Reizbarkeit irgend einem bekannten, ihnen lieb gewordenen Hange zu widerstehen, sind sie zeitlebens im Guten und im Bösen Sclaven ihrer selbst. — Ueberläßt nun vollends eine Mutter ihren Säugling einer Amme aufs Gerathewohl, die durch Ausschweifungen das ward, was sie ist, folglich fast immer mit verdorbenen Säften schlechte moralische Grundsätze verbindet, was muß dann aus einem solchen, zur physischen und moralischen Knechtschaft verdammten armen Geschöpfe werden? — Noch jüngst sah ich einen Knaben, der die schrecklichsten Brandmarke an seinem siechen Körper zur Schau trug, womit ihn seine Amme gezeichnet hatte, und dergleichen elende Kinder sind gar keine seltene Erscheinungen, zumal in größern Städten.

Kommt nun noch zu diesem Allen, daß jeder Mensch Alles, was außer ihm ist, nur nach seinen eignen Gefühlen schätzt und bestimmt; erhält er noch zufällig schlechte moralische Grundsätze eingeimpft, wird er durch schlimme Beispiele in oder außer dem Hause angesteckt, o, dann muß er so nothwendig ein Bösewicht werden, als ein wilder Baum keine edle Früchte tragen kann. Die Harmonie seiner Natur ist verstimmt; daher gleichen seine Handlungen den widrigsten Mißtönen. Wenn empfindliche Fasern von Kindheit an physisch überspannt, und dann zufolge dieser Anlage auch moralisch

von einer Thorheit nach der andern erschüttert werden, so giebt das immerwährende Dissonanzen, eine wahre Höllenmusik! — —

Rousseau sagt: Könnte man fliegen lernen, so würde ich aus meinem Jungen einen Adler, und sogar einen Salamander aus ihm machen, wenn man sich gegen das Feuer ganz abzuhärten vermöchte. — Wie weit entfernt ist unsere Erziehung hier und da noch von dem Geiste dieses Satzes! Wie wenig scheint man noch die Naturgeschichte und Psychologie des Kindes zu kennen! Wie wenig weiß man doch gemeinhin, was man aus demselben eigentlich formen will! Man fahre nur fort, seine Kinder Thiere necken, mißhandeln, oder aus Spaß würgen zu lassen, und bemerke, wie man unter dem Vorwande körperlicher Bewegung ihr Gefühl für Menschenliebe erstickt! Man lasse sie bei ihrem schwächlichen Körper nur von Erhitzung zu plötzlicher Verkältung übergehen, gewöhne sie an Naschhaftigkeit und andere Unarten, und man legt schon frühzeitig den Keim der Schwelgerei, der Abzehrung, eines siechen Lebens und aller Folgen des subtilen Selbstmords in ihre Körper und Herzen! Man lasse sie nur immerhin als Wildfänge heranwachsen, ohne alle sittliche Bildung, und es werden daraus rohe, jeder moralischen Veredelung unfähige Taugenichtse; oder man bläue ihnen die Grundsätze ihrer Pflichten nur hübsch derb ein, und sie werden gegen alle gute Lehren taub, gefühllos. Laßt sie ja in recht warmen Federbetten schlafen, noch dazu an der Seite buhlerischer Domestiken, laßt sie bis zum späten Morgen ganz behaglich ausdünsten, zeigt euch selbst vor ihnen ganz entkleidet, und ihr werdet sie bald als Onaniten alle Spuren der traurigsten Verwüstung an ihren Leichnamen herumschleppen sehen. Ein großes Glück für die Menschheit ist's, wenn ein solcher an Körper und Geist verkrüppelter Siechling vom Tode frühzeitig weggerafft wird, der vielleicht in der Folge für seine Mitmenschen ein Scheusal geworden wäre! Wie manche schliefen jetzt in Ehren, wenn sie zu früh gestorben wären! —

Salzmann's Krebsbüchlein stellt die physischen Erziehungssünden einzeln auf das anschaulichste dar, und wir finden darin Kopieen, deren Originale uns bei jedem Schritte in der wirklichen Welt aufstoßen.

Seit Basedow's Zeiten sind so verschiedene, nicht selten einander widersprechende Vorschläge über das Erziehungswesen erschienen, daß es fast unmöglich ist, die besten davon auszuwählen. Doch dürfte ein Erzieher und Seelsorger von hellem Kopf aus mehreren guten pädagogischen Schriften leicht sich selbst einen Erziehungsplan machen, welches um so zweckmäßiger wäre, da kein Schriftsteller im Stande ist, einen ganz speziellen zu entwerfen, der diesem oder jenem Bedürfnisse genau entspräche.

Locke's Regeln in seinem Buch von der Erziehung möchten hier für das Physische treffliche Dienste leisten. Selbst Rousseau's Erziehungsplan in seinem Emil enthält alles besonders in die körperliche Pädagogik Einschlagende gut zusammengestellt, wenn gleich in Rücksicht der Moral so manches Problematische und Paradoxe vorkommt. — In dem allgemeinen Revisionswerke des gesammten Schul- und Erziehungswesens zeichnen sich besonders die Aufsätze von Campe, Herz, Stuve u. m. A. aus. Campe zeigt die nothwendigen Erfordernisse einer guten Erziehung von Seiten der Eltern vor und nach der Geburt des Kindes: wahre eheliche Liebe — moralische Güte — einfache, mäßige, arbeitsame Lebensart u. s. w. Die Diätetik für Schwangere und für junge Kinder ist von Herz bearbeitet, und die allgemeinen Grundsätze der körperlichen Erziehung sammt ihrer Anwendung sind darin von Stuve aufgestellt. Wem sollten wohl im Uebrigen die praktischen sowohl Jugend- als Volkserziehungsschriften eines Weise, Becker in Gotha, Feddersen, Rochow, Pestalozzi, Lähr, Pöhlmann, Dolz, Lossius, unsers Niemeyer u. A. unbekannt seyn! Auch unsere Anthropologieen enthalten Vieles, was für Seelsorger hieher gehört. Pestalozzi nimmt bei seiner Lehrmethode, die

mehr Geister, als Körper bilden will, so viel Rücksicht auf die Gesundheit seiner Zöglinge, als die immerwährende anschauliche Beschäftigung derselben erfordert. Und wirklich können auch Entwickelung und Uebung der Anschauungsorgane keineswegs zerrüttend auf die kindliche Gesundheit wirken, wohl aber Ueberspannungen derselben. Die jüngste Bell-Lancaster'sche Unterrichtsart der Jugend, eine Nebenbuhlerin der Pestalozzischen, ist mehr zur Bildung wohl dressirter Unterthanen, die blos Abgaben zahlen und tüchtige Soldaten werden sollen, geeignet. Sie geht großentheils von richtigen Grundsätzen aus, und es kann dadurch in kurzer Zeit mit Wenigem für gewisse Zwecke viel geschehen. . . .

Die physische Kindererziehung ist und bleibt die Basis der moralischen Menschenbildung. Wer einen kranken Körper hat, ist unfähig, seiner sittlichen Lebensbestimmung hier rein und ganz zu leben. — Der größte Feind der Gesundheit ist aber die Weichlichkeit, und deswegen sagt Rousseau: „je schwächer der Leib ist, desto stärker sind seine Bedürfnisse, und je mehr er abgehärtet ist, um so williger gehorcht er." Alle sinnliche Leidenschaften wohnen in verzärtelten Körpern, und ihr Reiz ist desto fühlbarer, je weniger diese im Stande sind, ihn zu befriedigen. Man betrachte nur die Genügsamkeit des kräftigen Landmannes, und die Bedürfnisse des weichlichen Städters! . . . .

Der Seelsorger darf darum nicht in allen Kinderstuben über die beste Art der physischen Erziehung predigen. Genug, bringt er nur seine praktischen Kenntnisse darin bei jeder schicklichen Gelegenheit in Anwendung, und es giebt ja dieser Gelegenheiten so viele, wenn er sie nur zu benutzen versteht. Es ist ja sein eigner Vortheil, und wird ihn in der Folge mancher andern Mühe überheben, wenn er eine gesund erblühende Jugend um sich sieht, in deren Herzen sein ausgestreuter guter Saame frühe keimt und reiche Früchte verspricht. Wie gut muß es für ihn seyn, wenn seine erwachsenen Gemeindeglieder durchaus nach den in der Jugend erhaltenen Grundsätzen sich betragen, ihm so manchen Kummer ersparen

den andere Seelsorger immer fühlen, die ihre Pfarrkinder ohne die mindeste Berücksichtigung ihrer Jugendjahre heranwachsen lassen, wie sie mögen, und — wenn diese dann aus körperlichen Anlagen, aus kränklicher Neigung, aus Unwissenheit und blindem Vorurtheil fehlen, nur immer das Vergehen strafen, aber den Fehlenden nie unterrichten und zurechtweisen — nie die nächste Ursache des Uebels zu heben sich die Mühe nehmen mögen! Sie gleichen hierin den Richtern, die nur immer peinliche Strafen verhängen, aber nichts beitragen, daß die Menschen gebessert werden, daß sie nach Grundsätzen gut sind, und das Laster aus Aufklärung über ihr eignes Interesse fliehen.

Meist und im Ganzen ist der Grad der in jeglichem Orte herrschenden Moralität das Werk der Seelsorger. Körperliches und geistiges Wohlbefinden der Ortsbewohner verhalten sich immer mehr oder minder nach seinem Eifer und seinen Einsichten. Denn die Menschen legen nun einmal ihre vorgefaßten Meinungen nur sehr schwer ab, und Hans thut immer, was Hänschen gewohnt war. — So wahr dies ist; und so nothwendig es wäre, daß jeder Seelsorger über die physische Erziehung seiner Dorfjugend die richtigsten Begriffe habe, so befolgen doch Viele bei der praktischen Anwendung dieser und noch vieler andern guten Grundsätze eine ganz falsche Methode. Sie glauben genug zu thun, wenn sie von der Kanzel gelegenheitlich über dergleichen Angelegenheiten sprechen, und ihre Zuhörer zu ihren Menschen- und Christenpflichten ermahnen, obschon Erfahrung längst lehrte, daß diese blos homiletische Art des Unterrichts nie genügte, weil die meisten Landleute ihn nicht begreifen, und — wäre dies auch, ihn nicht praktisch auf ihre individuelle Lage anzuwenden, noch weniger die vorwaltenden Hindernisse und ihre einmal schon herrschenden Gewohnheiten zu beseitigen, und mit neuern bessern umzutauschen wissen.

Pflicht ist's also für den Seelsorger, daß er den Eltern mit väterlicher Liebe und Theilnahme diese seine gutgemeinten Rathschläge über physische Kindererziehung ans Herz lege;

daß er ihnen im Besondern bald hier bald da die daraus hervorgehenden Vortheile anschaulich mache; daß er durch Beispiele sie überzeuge; daß er ihnen im freundschaftlichen Umgang alle die tausend kleinen Schwierigkeiten und Zweifel, die sich bei der Ausrottung verjährter Vorurtheile wohl täglich aufdringen, löse, und seine gute Sache wenigstens so lange thätig verfolge, bis die Vernünftigern im Volke von der Gemeinnützlichkeit seiner Bemühungen augenscheinlich überzeugt sind, und dadurch den Uebrigen zu Vorbildern dienen mögen. Freilich hat man hier mit Weibern zu thun, denen, zumal auf dem Lande, die frühere Kindererziehung fast ganz allein überlassen bleibt. Aber auch sie haben Verstand und Herz genug, um auf die Winke und Pflichten der Natur und Religion zu merken, wenn man nur versteht und sich angelegen seyn läßt, sie gehörig zu unterrichten, und auf ihr eignes Wohl hinzuweisen. Vielleicht geht dies in der Folge leichter, wenn man gesehen hat, daß mehrere Mütter von der Wiege an die Bildung ihrer Zöglinge übernehmen, und dadurch den ersten Grund zur Erziehung legen.

Bekanntlich sind die physische Behandlungsart und die ersten Grundsätze der Eltern, dann der öffentliche kirchliche und Schulunterricht, dazwischen Privatunterweisung, und endlich das, was man zufällige Erziehung nennt, die die Kinder so von selbst, durch das Beispiel Anderer, und durch die täglich im geselligen Leben vorkommenden Zufälligkeiten erhalten, die vorzüglichsten Lehranstalten für die Kultur des Menschen, welche freilich noch hier und da einer großen Reform bedürfen. — In unsern Tagen ist zwar hierin schon viel geschehen; man thut täglich mehr, und es muß den Kinder- und Menschenfreund innigst freuen, wenn er den vormaligen Erziehungsschlendrian, nach welchem alle junge Köpfe von den verschiedensten Fähigkeiten und von vielerlei Bestimmung nach einem Leisten bearbeitet wurden, immer mehr von dem weit vernünftigern Erziehungsplan verdrängen sieht, jeden jungen Menschen insbesondere für seinen zukünftigen Beruf von Kindheit an vorzubereiten und zu erziehen. Dadurch müssen die

Menschen in ihren allgemeinen und besondern Pflichten immer mehr aufgeklärt, und ihre Sitten in genauere Harmonie mit ihren Geisteskräften, mit ihrer Gesundheit und ihren Lebensverhältnissen gesetzt werden. „Es mangelt uns, sagt der „Verfasser der Betrachtungen über das Universum, von Dal„berg, freilich noch ganz an einer moralischen Semiotik „zur Erkennung der Herzensneigungen und Geistesfähigkeiten „bei Kindern; und so lange wird es immer Zufall bleiben, „ob die Methode auf das Subject paßt, oder nicht. Man „zählt zuviel auf Wirkung moralischer Grund„sätze, und bedenkt nicht, daß Grundsätze für alle Men„schen leere, schallende Worte sind, so lange sie nicht das „Resultat eigner Erfahrung werden. Man rechnet nicht „genug auf die Folge der Aehnlichwerdung, auf den Nach„ahmungstrieb, der den Kindern so eigen ist. Tugenden „des Lehrers sind der beste Unterricht! Man „glaubt noch zuviel: Wissenschaft sey Weisheit — „eines der schädlichsten Vorurtheile für die Menschheit! „Dergleichen Mängel ließen sich noch mehrere angeben. Un„terdessen scheint mir in Betreff der Erziehung Folgendes „gewiß zu seyn: Lehrer! kenne deinen Zögling „genau, sonst wird zwischen deinen Unterrichtsmitteln und „dem Bedürfniß keine Ausgleichung seyn. Fühlen und „denken lehrst du die Kinder nicht; du kannst „nichts in sie hineinlegen, was nicht schon in „ihnen ist. Aber du kannst sie umgeben mit Gegenstän„den, die auf ihre Sinne, auf ihre jungen Seelen wirken; „du kannst sie in Umstände versetzen, wo sie ihre Geistes„ und Körperkräfte gebrauchen müssen, und da werden sich „ihre schlummernden Fähigkeiten entwickeln, werden in le„bende Kraft übergehen. Hauptsächlich laß deinen Zögling „mit seinem schon in ihm keimenden Hoffartsgefühl so lange „anlaufen, bis er Demuth und Selbsterkenntniß als einzige „unentbehrliche Grundvesten ansieht; dann wird er so glück„lich werden, als es das Loos der Menschheit erlaubt."

Noch einmal also: es ist unumgänglich nothwendig, daß die Seelsorger, so viel wie möglich, **selbst** und **unmittelbar** Hand an das Erziehungswerk legen, wenn sie tugendhafte Menschen in ihrem Wirkungskreise haben wollen, daß sie den erbärmlichen Unterrichtsschlendrian auf dem Lande endlich einmal ganz ausmerzen, der hier und da, zumal im katholischen Teutschland, noch gewaltig spukt, wo man mit der unverzeihlichsten Saumseligkeit diese wichtige Volksangelegenheit behandelt, wo noch die elendesten Lehranstalten sich vorfinden, und eben deshalb auch Kultur, Bildung und Wohlstand ganz vermißt werden. Indeß, was man dem Zeitgeist gemäß seit Jahren in manchen Staaten für die Erziehung und Bildung der Jugend gethan hat, das wird hoffentlich manchen andern, die hierin noch zurück sind, diese Pflicht näher ans Herz legen, und über eine Sache die Augen öffnen, die eigentlich das Wohl aller Staaten begründet. —

Leider aber müssen noch hier und da die bedrängten Schullehrer monatlich und vierteljährig ihr weniges Schulgeld in den Häusern zusammenbetteln, oder sich zur Erndtezeit eine Getreidegarbe auf dem Felde holen, und werden eben deshalb für Leute, die der Gemeinde zur Last sind, scheel angesehen, oder auch wohl gerade, als wenn sie das entbehrlichste Handwerk trieben, von Jedermann mit Geringschätzung und Trotz behandelt, sie, denen es allein noch zu verdanken ist, daß die Kinder auf dem Lande nicht ganz roh aufwachsen und verwildern. Wahrlich, diese Märtyrer für die gute Sache der Jugenderziehung leisten durch ihren Unterricht weit mehr, als sich von ihnen bei ihren oft drückenden Nahrungssorgen, bei der so kümmerlichen, oder ganz mangelnden Aufmunterung von außen, und bei einer so schlechten Verfassung erwarten läßt. Was könnten sie nicht wirken, wenn sie zweckmäßig gebildet und in ihrem schönen Berufe unterstützt würden! — Auch dies mag der Seelsorger wohl beherzigen, und alles Mögliche zur Abstellung solcher schreienden Mißbräuche beitragen. Wie manchem Landprediger selbst wäre in der Jugenderziehung mehr wohlthätiger Eifer zu wün-

sehen! Wie heilsam wäre es für ihn selbst, wenn er ohne Rücksicht, daß diese eine seiner wichtigsten Pflichten ist, sein ländliches Stilleben auch in dieser Angelegenheit dem Besten seiner Gemeinde widmete! Er soll ja nicht selbst Schule halten, es müßte denn, wie hier und da, sein Mitberuf seyn; aber er soll die Aufsicht über das Erziehungswesen überhaupt, soll den Religionsunterricht der Unmündigen besonders leiten, und folglich seine Schule fleißig besuchen. —

Wenn Menschen in Sittenverderbniß versinken, so ist's nur selten ihre eigene Schuld. Diejenigen, die über ihre Moralität zu wachen haben, die frühe ihnen Liebe zur Tugend und zu einer zweckmäßigen Lebensordnung hätten einflößen sollen, haben kaltblütig zugesehen, wie wenig Mütter für den werdenden Menschen unter ihrem Herzen sorgen, wie widersinnig er bei seiner Geburt behandelt, wie nachlässig er erzogen und unterrichtet, wie wenig seine Gesundheit und Sicherheit beachtet wird! Sie haben mit angesehen, wie er durch schwache Nachgiebigkeit der Eltern und übrigen Verwandten, durch Verzärtelung, oder auch durch unzeitige, verkehrte Abhärtung an Leib und Seele verpfuscht ward, und dann durch schlechte Grundsätze, durch böses Beispiel, und oft durch den empörendsten Leichtsinn der Seinigen zum Dummkopf oder Bösewicht heranwuchs! —

Wo keine unübersteigliche Hindernisse der Volksimmoralität zu steuern im Wege sind, da liegt es gewöhnlich am Seelsorger, wenn diese auch in seiner Gemeinde festen Fuß faßt, und immer weiter schreitet. Er nur kann und muß mit Hülfe einer wohlgeordneten Landes- oder Ortspolizei hier den Grund zu reinerer Sittlichkeit legen, und durch weise Anstalten seinen Mitbürgern eine Pflanzschule für Vernunft und Tugend stiften. Mit Hülfe einer guten Polizei, sagte ich; aber hier gerade wähnt so mancher würdige Geistliche die größten Schwierigkeiten zu finden. Er klagt: ihm fehle bei allem seinem guten Willen und rastlosen Streben die nöthige Unterstützung vom weltlichen Arm. Dagegen beschweren sich Civil- und Criminalbeamte, daß ihre Kanzleien nichts als

Beweise von zerrütteter Moralität aufzuweisen hätten, und schieben die ganze Schuld davon den Seelsorgern zu! Ob, und wer von beiden Recht hat, läßt sich hier nicht untersuchen. So lange Obrigkeit und Seelsorger die Volkserziehung nicht mit gemeinsamen Ernst und Eifer betreiben, so lange bleibt sie ein leeres Phantom.

Tifans Erziehungsgrundsätze in Wieland's goldnem Spiegel sollten allen größern und kleinern Staaten zur Norm dienen. Was Vater Wieland hier den Fürsten sagt, das geht auch ihre Beamten an; denn größtentheils liegt es nur an diesen, wenn hierin nichts geschieht. Unsere Fürsten sind gut, wenn sie nur gute Rathgeber haben, und — fehlt es hier und da noch an zweckmäßigen Erziehungsanstalten, so sind ganz sicher die Letztern daran Schuld. — Ueberall, wo Thätigkeit, Energie und Ordnung im Geschäftsgange herrscht, pflanzen sich solche, wie die Elektricität durch gute Leiter, bis zu den äußersten Endpunkten in eben der Stärke fort, mit der dieselben von oben mitgetheilt werden; und in diesem Falle sind dann auch die Erziehungsanstalten von der Hauptstadt aus bis auf die kleinsten und entferntesten Dörfer nach dem Buchstaben des Gesetzes in voller Ordnung, werden mit eben dem Geiste und edeln Eifer ausgeführt, mit denen sie der Fürst entwarf. Aber auch die besten Plane und Gesetze sind unnütz, wenn sie in ihrem Fortgange durch die Behörden an ihrer Energie verlieren; wenn diese sich mit deren bloßen Bekanntmachung begnügen, und das Wesentlichste, die praktische Anwendung derselben, welche beim gemeinen Manne so äußerst schwierig ist, ganz außer Acht lassen. Der Seelsorger mag dabei thun, was er immer will, er wird wohl einigen Privatnutzen stiften, aber im Ganzen nie seine Absicht erreichen, wenn der Beamte auf dem Lande dessen Bemühungen nicht mit Wärme und Eifer begünstigt, und mit wahrer Theilnahme kräftigst unterstützt. —

Aber — die Volkserziehung kostet Geld! — Woraus wird der Staat einen solchen Aufwand bestreiten können? Diese finanzielle Frage ist schon lange gelöst. Es stünde wahr-

lich schlimm, sehr schlimm, wenn irgend in einem Lande, seine Verhältnisse mögen auch seyn, wie sie wollen, sobald dessen Obere nur ernstlich sich dazu verstehen, an Quellen zur Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens es fehlen sollte, die schon gegraben sind und reichlich fließen. Der Fehler mag wohl darin liegen, daß man aus den Quellen zwar schöpft, das Geschöpfte aber auf überflüssige, unwesentlichere Ausgaben verwendet, deren Einziehung dem großen Volksbedürfniß, dem Mangel guter Schulen abhelfen würde. —

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, nur noch einige Worte über die hier und da noch übliche Lehrmethode, nach der man im Religionsunterricht sogleich bei höhern geoffenbarten Geheimnissen anfängt. Gehörte nicht der Architekt ins Tollhaus, der ein Gebäude ohne festen Grund aufführen will? Dient nicht vor Erlernung der höhern Mathematik die sinnliche Geometrie als Wegweiser zu den abstraktesten Ideen? Ist die Physik nicht die Basis der Metaphysik? Hierauf gründet sich die Pestalozzische Lehrart. Wer aus Erfahrung weiß, wie gern sich Kinder beschäftigen, wie schnell sie in ihren Beschäftigungen abwechseln, wie wenig sie auf speculative Dinge Acht haben, der wird begreifen, warum sie bei Pestalozzi's Methode so schnelle Fortschritte machen! — Aber wie will auch der Seelsorger einen denkenden, selbstständigen Christen bilden, der weder sich, noch die Natur, noch den Urheber derselben, noch die Pflichten der Menschheit kennt? Echte Physik und echte Theologie erklären und bestätigen sich wechselsweise; Physik, die so oft gegen die Religion gemißbraucht worden ist! Aber freilich Physik und Religion sind Wahrheiten für den einfältigen Naturmenschen, und für den, der über sie tief nachzudenken vermag. Nur der stolze Halbwisser brütet Lügen und Zweifel aus. Der Unwissende fühlt das Unendliche; der Anfänger in der Mathematik sieht überall das Beschränkte im Raume, das Meßbare. Leibnitz und Newton finden gar bald das Unendliche wieder. Ich kenne Männer von Kopf und Herz, die, über alle Vorurtheile erhaben, ihren Religions-

un-

unterricht mit der natürlichen Religion beginnen, und stufenweise zu höhern Wahrheiten aufsteigen, aber diese Methode ist noch lange nicht so allgemein, als sie es in allem Betracht zu seyn verdiente. Wer die Natur nicht kennt, der kann ihren Schöpfer nicht erkennen. In dem Studium der Naturgeschichte offenbart sich der unsichtbare Weltgeist jedem denkenden Menschen überall durch weise, zu einem grossen, unwandelbaren Zweck führende Gesetze.

3) Von dem Einfluß des Himmelsstrichs auf den Menschen.

Himmelsstrich und Landesgegend wirken wesentlich auf Körper und Geist ihrer Bewohner, und gestalten verschiedentlich deren Moralität. Jedes Klima bringt eine eigene Denkungsart und eine bestimmte herrschende Seelenkrankheit hervor, die hier und dort so und so sich ausprägt, wie der Menschenschlag und dessen Leibeskrankheiten, z. B. die Kröpfe, der Weichselzopf u. s. w.

Im Buche der Natur findet jede Nation ihr Blatt, und auf jedem ihre eigene Sittentafel. Der Franzos und der Altholländer sind sich in jedem Betracht an Geist und Körper ungleich. Der Franzos ist in seinem milden Süden meist Sanguineus, immer munter, lustig, leichtflüssig und leichtsinnig, geschwätzig, leicht regbar und auffahrend, aber auch bald wieder abgekühlt und versöhnt, nur vorübergehend traurig, mitleidig, gesellig; er liebt Wein, Weiber und Gesang, und bleibt ein Kind sein Lebelang. Seine Geistesfähigkeiten entwickeln sich früh und in einem hohen Grade; ihm ward viel Witz und Phantasie beschieden ꝛc. Der Niederländer ist sein Abbild. Der Holländer dagegen in seinem Moorlande hat noch mehr Phlegma und Bedächtlichkeit, als wir Teutsche, zeigt außer seiner kaufmännischen Gewinnsucht wenige Leidenschaften, und ist sogar zur Liebe träge genug, übrigens ein tüchtiger Geschäftsmann.

Dem Teutschen in seinem gemäßigten Klima gesteht man Gründlichkeit im Wissen, eine tiefe Sprachgelehrsamkeit, längere Ausdauer und Beharrlichkeit in Allem, herzlichere

Wiedersinn: rc. im Ganzen zu. Seine Geisteslebhaftigkeit nimmt ab, je mehr er sich dem Nordpol nähert und seine Sprache schwerfälliger wird. Endlich artet er am äußersten Nordpol in den Lappländer aus. — Aber wohl nur der Nationalstolz unserer Nachbarn und ihr sonst seltenerer Verkehr mit unserm Vaterlande waren Schuld, daß man dem Teutschen ohne Unterschied alle höhere Geistesbildung absprach; denn seit den letztern Kriegen verhält sich Alles ganz anders. Dies beweisen unter andern die teutschen Buchdruckereien und Buchhandlungen in England und Frankreich, wo man vorher nichts Teutsches las; dies beweist der Eifer, womit die meisten ausländischen Gelehrten jetzt unsere Sprache erlernen, und die günstige Aufnahme alles dessen, was Teutsche in der Philosophie, Astronomie, Mineralogie, Medicin und Naturwissenschaft überhaupt, desgleichen in der kritischen Philologie, in der Musik rc. geleistet haben. — Sehr wahrscheinlich ist's, daß die gemäßigte Zone Teutschlands seinen Bewohnern die Natur weder der südlichen, noch nördlichen Völker verleiht. Wenn letztere gewöhnlich das böotische Temperament, mehr Gedächtniß und Gelehrsamkeit, als Witz, Phantasie und Anmuth besitzen, so sind die Menschen desto reizbarer und empfindlicher, um so scharfsinniger, regsamer, von desto lebhafterer Einbildungskraft und heftigerer Leidenschaftlichkeit, je näher sie gegen den Mittag wohnen. — „Man hat ordentlich, sagt Weikard, den Menschenverstand, die Liebe zur Geselligkeit, zu Künsten und Wissenschaften stufenweise aus bessern in schlechtere Gegenden sich verbreiten gesehen. Sie zogen aus Persien und dem mittägigen Asien zuerst nach Aegypten, von hier über Phönizien durch ganz Griechenland, von dorther nach Italien, aus Italien nach Gallien, von da nach Teutschland, und zwar immer in Verhältniß der Wärme und Fruchtbarkeit des Landstrichs, so, daß die Hochländer Schwabens und die Westphalen vielleicht die letzten waren, welche Eicheln aßen." — Montesquieu behauptet, daß man sich von der Sittlichkeit zu entfernen glaube, wenn man von Norden gegen Süden gehe, und

Falconer bewies dasselbe anschaulich. — Im Ganzen mag es wohl erwiesen seyn, daß, je näher ein Land gegen Norden liegt, seine Bewohner desto handfester und saftreicher, aber auch um so roher und geistesärmer erscheinen. Bei ihrer wenigern Kultur haben sie jedoch einfachere Sitten und Bedürfnisse. Unter den Schatten ihrer alten Buchen und Eichen sind sie, wie diese, unbiegsamer, ungeschmeidiger, gleichsam knorriger aufgewachsen, als die Völker, welche in ihren Palm- und Olivenwäldern wohnen, aber doch nicht so klein und mißgestaltet, als die an Leib und Seele verschrobenen Polarmenschen.

Wenden wir uns wieder mehr nach Süden und Osten, so zeigt sich's, daß Portugiesen und Spanier von dem Engländer in ihrer Körper- und Seelenstimmung sehr weit abstehen. Jene besitzen, gleich den Italiänern, das cholerische Temperament in einem hohen Grade, sie sind stolz und mißtrauisch, eifersüchtig, zum Zorn, zur Liebe und Rache gleich leicht entflammt, überhaupt in ihren Affecten äußerst ungestüm. Die Hitze ihres Klima macht ihre Säfte scharf, ihre Nerven ungemein beweglich. Sie sind scharfsinnig und voll feuriger Imagination. Die Engländer sind im Ganzen, und zumal in ihren Hauptstädten, mehr Melancholiker, ernst, verschlossen, kalt, Paradoxenfreunde, nationalstolz, insolent, gemüthlos, eigensinnig, freiheitliebend, gemeingeistig, unternehmend, großmüthig, geborne Handels- und Seeleute, aber auch unerträgliche Egoisten.

Der heiße Orient ist das Geburtsland der Dicht- und Tonkunst. Seine Einwohner sind, wie namentlich die Türken 2c., träge und muthwillig, edel und kleinlich, eitel und stolz, gutmüthig, aber auch zu grausamer Rach- und Mordsucht geneigt, von der glühendsten Phantasie, höchst erfinderisch und unersättlich in Befriedigung ihrer Sinnlichkeit. Lernbegierig scheuen sie doch schwere Geistesarbeiten, und schwelgen im Nichtsthun. Vermöge ihrer Verhängnißlehre sind sie sorglos für die Zukunft, und gleichgültig über Leben und Tod.

Der Einfluß des Klima auf Seele und Sitten aber offenbart sich nicht nur in ganzen Ländern, sondern sogar in kleinern Bezirken. Ich kenne eine Gegend in meinem Vaterlande Sachsen, wo einige zwanzig Haushaltungen sehr feuchte, einsam und traurig gelegene Wohnplätze haben. Zwischen diesen und ihren nächsten, aber freundlicher und gesunder wohnenden Grenznachbarn ist ein auffallender Unterschied, zumal bei dem jüngern Geschlecht. Statt daß die Kinder aus der letzten Pflege lebhaft, lustig sind und sehr leicht lernen, schleichen erstere still, träge und trübsinnig umher, lernen äußerst schwer, und verrathen eine wahre Geistesstumpfheit schon in ihrem Aeußern.

Plato dankte daher den Göttern, daß er in der reinen Athenischen Luft, und nicht in der dicken Thebanischen geboren sey. Wirklich waren auch die Thebaner so roh und plump, als sich die Athener durch Genialität und durch Geschmeidigkeit des Körpers und der Sitten auszeichneten. Indessen sagt uns ältere und neuere Geschichte, daß Geisteskultur und gute Sitten nicht immer gleichen Schritt halten. Man sollte zwar glauben, Aufklärung des Verstandes müßte den Menschen physisch und moralisch veredeln. Aber die vielen und mancherlei Verheerungen, welche ganze Nationen in ihren Reichen erst anfingen, nachdem sie ihre einfache Sitte mit dem weichlichsten Luxus vertauscht hatten, zeigt das Gegentheil, und es scheint, daß die Menschen den Punkt noch nicht zu bezeichnen, vielweniger zu treffen wissen, den die Verstandeskultur erreichen muß, um sie zu ihrer wahren Glückseligkeit zu führen. Aber nöthig ist's, daß Herzens- und Sittenbildung eben so hoch steige, als sich Geisteskultur aufgeschwungen hat, weil eine ohne die andere nichts zum Wohl Einzelner und des Ganzen vermag. Ein Mensch, der seine moralischen Pflichten nicht ganz ausgebildet hat, bleibt bei aller seiner Genialität, bei allen seinen Geistesvorzügen, für den Staat immer gefährlich, so wie ein guter Mensch ohne Verstandeskultur eine Null ist.

Aus allem dem, was den Einfluß des Klima auf den Körper nicht nur, sondern auch auf die Moralität der Menschen auffallend darthut, läßt sich nun deutlich einsehen, wie wichtig in Ansehung der Sittlichkeit, der Würdigung von Tugend und Laster, und bei jedem Geschäft des Seelsorgers es sey, auch zu wissen, was er für einen Landsmann vor sich habe.

4) Von dem Einfluß der Jahres- und Tageszeit, der Tageswitterung und der herrschenden Winde auf den Menschen.

Bekanntlich hat die Jahreszeit keinen geringen Einfluß auf die ganze organische Schöpfung; auch der Mensch ist dagegen nicht ganz unempfindlich. — Der kalte, rauhe Winter stimmt sein Gemüth zu stiller, sanfter Schwermuth, mindert die Glut seiner Phantasie, und macht seinen Geist zu tiefern Forschungen vorzüglich geschickt und aufgelegt. — Die mildern Sonnenstrahlen des Frühlings beleben außer dem Körper auch den Geist, befeuern die Einbildungskraft, erwärmen und wecken das Herz zu Frohsinn und neuer Lebenslust. — Die schwüle Sommerhitze drückt Geist und Körper nieder. — Mit dem kühlern Herbst erwachen wir zu neuer Thätigkeit, und Wohlbehagen durchströmt unser Inneres.

Auch die Tageszeiten wirken auf unsern Geist, der, am Morgen durch einen ruhigen, festen Schlaf wie verjüngt, mit neuer Kraft und voller Regsamkeit arbeitet, des Mittags schon wieder mehr oder weniger abgespannt ist, bis er am Abend und in der Stille der Nacht seine letzten Kräfte zusammennimmt und mit aller Energie wirken läßt. — Offenbar ist jeder Mensch nach den Tageszeiten verändert, daher in der einen dieser oder jener Anstrengung und Ausdauer fähig, wozu ihm in der andern die Kräfte fehlen, daher auch seine Geistesproducte und die Urtheile desselben über sich und Andere in einer Tageszeit anders ausfallen, als in der andern. Am leichtesten und gelungensten sind gewöhnlich die Früh- und Abendarbeiten, letztere zumal als Schöpfungen der Phantasie. — Aber auch auf den Körper bleibt sich die Wirkung

der vier Tageszeiten nicht gleich. Es muß also deren beständiger Kreislauf von einer gewissen regelmäßigen Mitwirkung des Lebens bei den gewöhnlichen Bewegungen begleitet seyn, und die von dem Wechsel der Tagesperioden abhängenden gleichzeitigen Veränderungen unsers Organismus müssen so lange immer regelmäßig vor sich gehen und wiederkehren, als die körperlichen Verrichtungen ungestört bleiben. Wer kennt nicht z. B. den Einfluß der Tageszeit auf Schlaf und Wachen, und bei unverwöhnten Menschen auf ihre tägliche Darmausleerung; wer weiß nicht, daß ihm etwas in der Tageszeit ganz wohl bekommt, was ihm in jener schadet? Ja selbst Krankheiten verändern sich nach den Tageszeiten. Am Morgen nimmt unser Körper das belebende Princip aus der atmosphärischen Luft in sich auf, die Lunge wirkt kräftiger, das Athmen wird beschleunigt, der Pulsschlag verstärkt; die Haut dünstet mehr aus, saugt aber auch begieriger ein; unser ganzer Körper erlangt frische Kraft und höhere Reizbarkeit. Am Mittage ist man schon weniger reizempfänglich; man fühlt sich mehr erschöpft, und bedarf eines Ersatzes durch reichlichere Nahrung bei einiger Körperruhe. Hierauf ist man in der zweiten Tageshälfte auch schon wieder arbeitsrüstiger, und wird es immer mehr, je näher der Abend rückt, in dessen erster Hälfte man wieder zu mehr anstrengenden Beschäftigungen schreiten kann. Allein man fühlt sich davon früher, als am Morgen ermattet, und muß sich nun durch die Abendmahlzeit, durch geselliges Vergnügen und durch mancherlei Spiele der Einbildungskraft zu einem sanften Schlafe vorbereiten. In der Nacht dringen alle Lebensbewegungen mehr nach innen, die Körpersäfte bewegen sich rascher, das Zellgewebe nimmt mehr davon auf, und unser Körper wird saftvoller. Daher kommt's, daß wir des Morgens länger sind, als des Abends, daß wir von der Abend- bis zur Mittagsmahlzeit weit eher hungern können, als zwischen dieser und der erstern. — Der Mensch darf die Jahres- und Tageszeiten, wie sie den während derselben vorgehenden Veränderungen der Atmosphäre und den davon

abhängenden Wirkungen auf seinen Organismus entsprechen, durchaus nicht umkehren wollen, ohne dadurch seiner Gesundheit Eintrag zu thun.

Die Tageswitterung wirkt ebenfalls auf uns mehr oder weniger ein. Manche Menschen fühlen sich bei trübem, feuchtem Wetter abgespannt und zu arbeiten unfähig, manche vor dem Ausbruch eines Gewitters bänglich, matt, unbehaglich, aber nach einem die Luft abkühlenden und reinigenden Gewitterregen wie neu belebt und zu ihren Geschäften wieder tüchtig.

Endlich sind auch die herrschenden Winde nicht ohne Einfluß auf unsere Körper- und Seelenstimmung. — Der rauhe Nordwind dringt durch Mark und Bein, macht uns unlustig, verdrießlich, und spannt unsern Geist ab. — Der reine Ost belebt das Nervensystem, stimmt zur Heiterkeit, und erleichtert alle Seelenverrichtungen. Doch nicht bei Allen, nicht überall wirkt dieser Wind so wohlthätig: der brennende Solano, welcher in den heißen Sommermonaten von der afrikanischen Küste nach Andalusien herüber weht, lähmt die Seelenkräfte der Einwohner von Cadix, regt aber die Geschlechtslust um so mächtiger auf, und befördert Ausschweifungen und Verbrechen aller Art. Der Sirocco der Neapolitaner und der Harmathan der Aegypter sind wahre Giftwinde, für Geist und Körper. — Dagegen macht der sanfte Südwind uns gemüthlicher und ruhiger in unserm Innern. Weniger scheint der Westwind uns zu rühren.

5) Von dem Einfluß der Speisen und Getränke auf den Menschen.

Je einfacher und naturgemäßer wir uns nähren, desto gesunder bleiben wir an Geist und Körper. Es ist bekannt genug, wie leicht vollsaftige, oder sehr empfindliche Menschen durch reizende Nahrungsmittel und erhitzende Getränke zu heftigen Leidenschaften, vorzüglich zu Ausschweifungen in der Geschlechtsliebe ꝛc. verführt werden. Leicht erregbare Temperamente, hysterische und hypochondrische Personen wissen, wie sehr ihr Geist unter der Herrschaft ihres Magens steht.

Eine Speise mehr oder weniger, ein oder das andere unverdauliche Zwischengericht verwischt alle Energie der Seele, oder versetzt wohl gar so Manche, die am Staatsruder sitzen, in die furchtbarste Stimmung. Man sagt, daß England nie königliches Blut auf der Richtstätte würde haben fließen sehen, wenn Cromwell bei Unterschreibung jenes Bluturtheils besser verdaut gehabt hätte! — Wie manchem Geistesproduct sieht man es an, daß es im Dachstübchen bei einem nüchternen Glas Wasser, oder unter Indigestionswehen von Kartoffelkost rc. geboren wurde!

Auf der andern Seite hat unsere Küche die Fortschritte anderer Künste zur Ungebühr benutzt, und unsere heutigen Gastronomen und Mundköche haben sich von der Natur so weit entfernt, daß, wenn unsere Altväter zurückkämen, wir sie mit der ersten Pastete schon vergiften würden. —

Es giebt Nahrungsmittel, die uns träge und unthätig, schläfrig und fett machen, unsere Fähigkeiten und Leidenschaften dämpfen, andere wirken das Gegentheil. Darauf gründet sich bei verschiedenen Religionspartheien das Fastengebot, das je nach Umständen bald eigentliches Fasten, bald nur Enthaltung von Fleischspeisen vorschreibt. Dessen ungeachtet hat die Weichlichkeit und Genußlust der Menschen diesen Zweck sehr bald verfehlt, und andere stark nährende und reizende Speisen in Menge zusammengesucht, welche die Wirkung unserer Fleischspeisen bei weitem übertreffen. Denn unmöglich können Eierspeisen, fette Fische, Nudeln, mancherlei Backwerk, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Petersilie, Spargel, Sellerie, Chokolade und so viele ausländische Gewürze die Absichten des Fastengebots erfüllen, weil sie entweder die Verdauungsorgane belästigen, zu stark nähren, und Geist und Körper zur Trägheit stimmen, oder den Stachel des Fleisches mehr schärfen, als abstumpfen. — Wer indeß den Geist jenes Gesetzes versteht, der wird überhaupt, wenn er fasten will, wenig, oder doch mäßig speisen. Daß aber häufiger Fleischgenuß überhaupt die Lebensthätigkeit, und mit dieser alle Leidenschaften mehr ansporne, Geist und Gemüth

heftiger aufrege, zeigt uns die Erfahrung an ganzen Völkern, die größtentheils von thierischen Speisen leben; sie sind muthig, wüst, und ungestüm in ihren Leidenschaften; sehen wir insbesondere an den Schlächtern und an allen Carnivoren des Thierreichs, so wie sie im Gegentheil lehrt, daß Pflanzenkost weniger nähre, den Charakter sanft mache, und alle Affecte mäßige, mithin zur Beförderung der Moralität nicht wenig beitrage. Die Ostindischen Völkerstämme, welche fast allein von Pflanzen leben, sind sanft und friedliebend. Als Newton sein klassisches Werk über die Optik bearbeitete, genoß er nichts, als einfach zubereitete Vegetabilien. Der Engländer geht in Allem energisch zu Werke, meist, weil er täglich sein Rostbeef verzehrt, dagegen der Schwabe und Bayer bei ihren Mehlklößen einen schwerfälligen Charakter zeigen, der dem Englischen in Allem eben so entgegengesetzt ist, wie das Bier dem Punsche.

Man will behaupten, daß, seit sich die Tafeln der Reichen mit Leckereien überladen, und der Bauer und Bettler ebenfalls ihr Frühstück aus Martinique und Surinam sich wohlschmecken lassen, die allgemeine Sittlichkeit sehr Noth gelitten habe. Vorzüglich stören verwöhnte und verzogene Kinder nebenbei noch durch mancherlei Näschereien ihre Gesundheit, und werden die unleidlichsten Geschöpfe. Nicht weniger wird bei allen Gutschmeckern und Vielfraßen, die zu abgöttisch ihrem Gaumen und Magen huldigen, welche die Tafelfreuden allen andern Genüssen vorziehen und eigentlich leben, um zu essen, aber nicht essen, um leben zu können, der Geist endlich schwach und das Fleisch stark, wie will jener dieses genug beherrschen? Wenn also die Auswahl und Menge der Nahrungsmittel nicht nur das körperliche Wohl- oder Uebelbefinden, sondern auch die Verschiedenheit der Temperamente und Sitten bestimmt, so muß der Seelsorger auch auf diesen Einfluß um so eher aufmerksam seyn, als er ihm die zuverlässigsten Mittel an die Hand giebt, allen daraus entstandenen moralischen Gebrechen bei Zeiten zu begegnen und abzuhelfen.

Noch auffallender sind in sittlicher Hinsicht die Wirkungen des Getränks. Wasser, das für einen ursprünglich gesunden Körper unstreitig das beste Getränk ist, macht den Menschen, der zuviel davon trinkt, schwach, zumal wenn es nicht frisch und rein genug ist. Die Schwarzwälder und alle Gebirgsbewohner, die meist das beste Quellwasser und die beste Milch trinken, sind kräftige Kernmenschen, von gerader, einfacher Sinnesart und von unbescholtenen Sitten. Allein die so sehr beliebten und bei uns so allgemein gemißbrauchten Getränke, der Thee und Kaffee, sind durch ihre schädlichen Wirkungen in physischer und moralischer Rücksicht berüchtigt genug, wiewohl ihr mäßiger Genuß den Geist aufmuntert und erheitert, die Schläfrigkeit verscheucht, zum Frommen aller gern lucubrirenden Stubengelehrten. Sie sollten übrigens nur als Arznei genossen werden. Hippokrates sagte schon, daß der Mißbrauch warmer Getränke das Fleisch erschlaffe, die Nerven schwäche, Blutflüsse erwecke, Ohnmachten und andere lebensgefährliche Zufälle hervorbringe. Man weiß ja, daß sie, in Uebermaaß genossen, die Wangen bleichen, den Magen schwächen, die Erregbarkeit des ganzen Körpers vermehren, bei Männern Hämorrhoiden, bei Weibern die Menstrua über das Normalziel befördern, letztere zur Hysterie und Unfruchtbarkeit, erstere zur Hypochondrie, beide Geschlechter zur Gicht und zu allen Nervenkrankheiten disponiren, wodurch die Seele anhaltend verstimmt, mithin auch der sittliche Charakter mehr oder weniger beeinträchtigt wird.

Nächst dem Wasser ist kein Getränk unschädlicher, als das Bier, nach unverwöhntem Durst getrunken, aber es muß rein, gut gegohren und abgelegen seyn. Daher sind Biertrinker auch durchaus stärker und kräftiger, nicht so heftig in ihrem Charakter, und mehr zum Phlegma gestimmt, als Weintrinker. Ganz junges, unausgegohrnes, trübes Hefenbier dagegen, oder ein Braunbier, das zu stark gehopft, oder vielmehr mit verschiedenen verdächtigen sogenannten Hopfensurrogaten verfälscht ist, wird für unsere körperliche

Gesundheit ein schleichendes Gift, dessen Quelle man sorgsamer aufspüren und verstopfen sollte, als es leider geschieht. Der Rausch in einem solchen Biere ist oft finster und widerlich.

Noch mehr, als das Bier, hat der Wein Einfluß auf unsere Moralität. Bei Kindern erhöht er, gleich dem Opium, die ohnehin schon große Erregbarkeit noch mehr, beschleunigt die Entwickelung ihrer Geisteskräfte, entzündet ihre Leidenschaften, und macht sie vor der Zeit alt. Von Erwachsenen zur Nothdurft getrunken, sagt schon Sirach, erfreuet er des Menschen Herz. Er verbreitet einen belebenden Reiz über alle Nerven, erleichtert die höhern Geistesverrichtungen, und giebt dem Körper eine behaglichere Stimmung. Ein Weinräuschchen macht insgemein fröhlich, geistreich, witzig, verliebt. Sein Mißbrauch aber ist lebensgefährlich; erst exaltirend betäubt er, hinterdrein schwächt er und ertödtet endlich jede Körper- und Seelenkraft, um so eher, wenn er, wie viele unserer einheimischen und fremden Weine, gebleiet, oder durch andere schädliche Zusätze vergiftet ist. Sein Mißbrauch hat das Heer unserer Krankheiten sehr vermehrt. Nicht zu gedenken, daß die davon entstandenen plötzlich tödtlichen Stick- und Schlagflüsse, Lähmungen, Zuckungen, Wassersucht und andere Suchten für die Moralität des Säufers an sich gefährlich sind, so dürfen wir nur auf die häuslichen Unordnungen, die sittlichen Excesse, die mancherlei Krankheiten des Körpers und Geistes, das Aergerniß für Andere und mehrere traurige Folgen sehen, welche diese Völlerei mit sich führt, und die so vielen Lastern Thür und Thor öffnen. „Die Trunkenheit, sagt der Kirchenvater Augustin stark, aber wahr, ist die Mutter aller Laster, der Zunder aller Vergehungen, eine Verwirrung des Hirns, eine Verrückung des Verstandes, ein Ungewitter der Zunge, ein Sturm für den ganzen Körper, ein Schiffbruch für die Reinigkeit, ein Zeitmord, ein freiwilliger Wahnsinn, eine schändliche Entkräftung, ein Umsturz der Sitten,

ein Greuel des Lebens, ein Bannfluch über die Ehrbarkeit, und eine gänzliche Vernichtung der Seele."

Hieher gehört auch, zumal als Alltagsgetränk, der Branntwein und die vielerlei Liqueurs. Schon in geringem Uebermaaß genossen, greifen sie das Nervensystem gewaltig an, berauschen sehr bald und unangenehm, lähmen die Denkkraft, schläfern die Vernunft ein, und geben den Leidenschaften freies Spiel, befördern mithin ungemein das Sittenverderbniß. Auf Jamaika nannte man deshalb schon früher den Rum Kill devil! — tue Diable, weil man bemerken wollte, daß, seitdem dies geistige Getränk dort eingeführt sey, der Gemüthscharakter der Indianer sich ganz umgeändert habe. Lakawanna, ein Indianer, sagte daher: Branntwein haben sie uns gegeben, und wer hat ihn den Europäern gegeben? — der böse Geist! — Die Geschichte aller Nationen klagt laut über die schädlichen Wirkungen dieses Getränkes, und über den Mißbrauch, der von Menschen damit getrieben wird. Wie weit dieser führe, ist wohl Jedem bekannt. — Montesquieu sagte: „die Völlerei stürze in den südlichen Ländern den Menschen in eine Tollsucht, in den nördlichen mache sie ihn stupid." Jede Gegend liefert so auffallende und schreckliche Beispiele davon, daß diese wahrlich von Seelsorgern und Obrigkeiten innigst beherzigt zu werden verdienen. Ist es gleich bei uns nicht so weit noch gekommen, daß man der Trunkenheit, wie bei gewissen Völkern, Ehrerbietung erweist, so wäre es doch immer besser, die Teutschen ließen, wie schon vor 300 Jahren andere Nationen, dieses Getränk fässerweise in ihren Kellern liegen, und sie tränken es noch, wie damals, — aus Arzneigläsern als Medicin.

Unglücklicherweise gehört hier und da der Mißbrauch geistiger Getränke zu den alltäglichsten Ausschweifungen mancher unserer Landleute, denen die Wohlfeilheit des schlechtern Branntweins hiezu so viel Anlaß giebt. Dies ist die Quelle, aus der ihr verdorbener Geschmack, ihre Armuth, ihr nie-

driger Kulturgrad, und noch dazu die betrügerische, [illegible] und gewissenlose Giftmischerei mancher Branntweinfabrikanten und Verkäufer den Verlust des Verstandes, der Gesundheit, oft des Lebens, und die für die Menschheit entehrendste Herabwürdigung schöpfen.

Nicht immer bedürfen dergleichen habituelle Trunkenbolde viel von diesem geistigen Getränke, es berauscht sie schon in kleinen Gaben, und zwar sehr schnell. Aber erst einige Zeit nachher äussert sich ihre Wuth und Tollsucht; indeß kommen sie aus dem Wirthshause nach Hause, ohne daß man etwas anders, als die gewöhnlichen Ausschweifungszufälle an ihnen gewahrt. Bald darnach aber fängt das Brennen im Magen an; der schon eingenommene Kopf wird immer mehr verstört, es stellt sich ein heftiger Schmerz in der Stirne ein, die sie maschinenmäßig mit der Hand stützen, die Augen sprühen Funken, werden wild und stier, Vorboten einer herannahenden Hirnwuth. Die Sehnen der Gelenke hüpfen, der Athem wird tief und keuchend, anhaltendes Würgen kommt dazu, und endlich brechen Zuckungen aus, die auch oft schon mitten in dem gewöhnlich bewußt- und bewegungslosen Zustande des Betrunkenen erscheinen. Ist dieser dann unglücklicherweise allein, so stürzt er sich aus dem Fenster, oder wirft und wälzt sich auf dem Boden, schlägt sich den Kopf an die Wände; und wenn er sich mit der Idee des Selbstmords nur etwas vertraut gemacht hat, so legt er auf diese oder jene Art an sich selbst gewaltsame Hand, und endet oft schauderhaft. —

Der Mensch, in dieses Laster einmal versumpft, ist immer ein zanksüchtiger Gatte, ein pflichtvergessener Vater, ein unruhiger Nachbar, ein liederlicher Hauswirth und Staatsbürger, der gröbste Wüstling in Allem, ein elender Wicht, der durch sein unwürdiges Betragen, durch die wiederholten, eben dadurch sich zugezogenen obrigkeitlichen Züchtigungen, von Jedermann geflohen und verabscheut, endlich sich selbst haßt, und verarmt. Unfähig jetzt, sein ihm zur Gewohnheit gewordenes leidiges Bedürfniß nach Willkühr befriedigen zu,

kömmen, während im Rausche, gequält an Seele und Körper, wenn er einmal halbnüchtern ist, verliert er endlich allen Lebensreiz, und der Gedanke Tod! muß ihm wünschenswerth seyn.

Möchten doch Seelsorger diesem überall verbreiteten Uebel aus allen Kräften bei Zeiten steuern helfen! Möchte aber auch die Obrigkeit im Beginn desselben diejenige Wachsamkeit zeigen, welche die Gesetze brauchen, wenn es seine höchste Stufe erreicht hat, und es nun blos darum zu thun ist, die unglückliche Familie für die Vergehungen eines erblaßten Sünders zu strafen! Möchten die Volkslehrer auch im Privatunterrichte durch vernünftige Aufklärung, durch anschauliche, lebendige Beweise der physischen und moralischen Nachtheile eines solchen Lasters, jeden Anfänger darin zur vollen Selbstüberzeugung bringen, und an ihrer väterlichen Hand von seinem Irrwege auf die rechte Bahn zurückführen, statt daß so manche Zeloten durch handgreifliche Fingerzeige und Hindeutungen auf der Kanzel dagegen eifern, das Gemüth des Getroffenen dadurch erbittern, und der schönen Lehre eines Paulus: Zanke nicht mit Worten, denn das dient zu nichts, als diejenigen abwendig zu machen, die es hören, schnurstracks entgegenhandeln.

Das herrschende Getränk trägt also zur Sittenreinheit viel bei, und ist vielleicht die häufigste Ursache der meisten immoralischen Handlungen im Volke. So bescheiden und zurückhaltend der nüchterne Mensch immer seyn mag, so leichtsinnig, so offenherzig wird er, wenn er zuviel getrunken hat. Er fragt dann nach der ganzen Welt nichts, springt über alle Hindernisse hinweg, und läßt seinen Wünschen und Begierden den freiesten Lauf. Freilich modificirt die Verschiedenheit der Temperamente und der natürlichen Gemüthsstimmung die Räusche. Das sanguinische Temperament hat meist lustige, leichtsinnige, kecke; dem phlegmatischen sind die guten eigen, denn Phlegmatiker werden aus ihrem Austernleben dadurch aufgeweckt, werden munter und bis zu Thränen gut;

thätig. Geizig und hitzig, verwegen und äußerst empfindlich hingegen wird im Rausch der gallsüchtige Choleriker; der schwarzgallige Melancholiker wird endlich abgeschmackt, mürrisch und äußerst zanksüchtig. — Ueberhaupt werden die vorzüglichsten Temperamentsfehler durch den Rausch erhöht; sie erhalten hier einen größern Schwung, und brechen fast immer mit unaufhaltsamer Heftigkeit aus. Daher nennt Aeschylus den Wein einen Spiegel des Gemüths, und das Sprichwort sagt ganz richtig: man könne den Menschen am besten beim Weine kennen lernen, weil er gerade da in seinem moralischen Alltagskleide, oder wohl gar in seinen Nuditäten sich zeigt. Daher sollen die alten Teutschen ihre wichtigsten Angelegenheiten zuvor etwas von Bier begeistert eingeleitet, und dann erst ganz nüchtern vollendet haben, damit ein nicht nur kluges, sondern auch geistvolles und entscheidendes Resultat daraus hervorgehe. Daher ist die nachmittägige Denkungsart so Mancher von der vormittägigen himmelweit verschieden, und krönt so manche schlechte That, die sie in der Nüchternheit zu begehen sich schämen würden.

Indeß der Mißbrauch schließt auch hier den mäßigen Gebrauch und zwar vorzugsweise des Weines keineswegs aus. Er ist dem daran Gewöhnten und dem wahrhaft Entkräfteten eine ächte Panacee, und für manchen Dulder der eigentliche Leiden- und Sorgenbrecher. Non, quae vires dejicit crapula, sed quae curas deprimit, suadet Seneca. Plato ebrietatem talem admittit, quae mores hominum detegit. Hinc magnates hominem poculis urgent, e quo cupiunt elicere intima sensa animi. Suida memorat sapienti tres meri caliculos permitti. Primum esse valetudinis, alterum hilaritatis, tertium somni. Aber durch anhaltende, alltägliche Gewohnheit verliert er seine wohlthätigen Wirkungen, und wird in immer fortsteigenden Gaben zum langsam oder schnell tödtlichen Gifte.

Die Folgen des Mißbrauchs sowohl, als des rechten Gebrauchs seiner, schildert Vater Gleim kurz und treffend:

Die Bacchus edeln Saft verschwenden,
Bestraft er mit der Gicht,
Mit lahmen Füßen, krummen Händen,
Und kupfrigem Gesicht.
Ja, Bacchus, deine Freuden
Kennt weiser Trinker Zunft;
Sie nehmen dein Geschenk bescheiden,
Und rasen mit Vernunft.

Aus diesen gegebenen Winken mögen Seelsorger verstehen, wie der Wein in gewissen Fällen auch zu sittlichen Zwecken anzurathen sey, so wie Aerzte sich desselben sehr oft als eines köstlichen Heilmittels bei ihren physischen Kranken bedienen.

6) Von dem Einflusse des Wohnorts auf den Menschen.

Es liegt auch in moralischer Hinsicht ungemein viel daran, ob man in der Stadt oder auf dem Lande lebe. Sitten und Gesundheit stechen hier so von einander ab, wie die Treibhauspflanzen von jenen in der freien Natur. Die körperliche Bildung zumal der Großstädter ist gemeiniglich schon mehr oder weniger mit den Farben der Ueppigkeit gebrandmarkt; daher müssen hier Kinder fast immer die Sünden ihrer Eltern büßen; schwache Erregbarkeit mit vermehrter Erregung und alle traurige Folgen derselben bleiben ihr unveräußerliches Erbtheil, womit sie immerfort wuchern, um es ihren Kindern und Kindeskindern bis ins tausendste Glied unverkürzt, ja oft mit reichen Zinsen weiter zu vererben.

Da bei dieser Stimmung Seele und Leib schwächlicher, oder doch sehr empfindlich sind, mithin auch die Einbildungskraft sehr lebhaft wirkt, so fühlen Städter die Eindrücke des Guten und Bösen um so stärker, und können deshalb selten in ihrem Verhalten die goldene Mittelstraße halten. Selbst einsam leben sie in Bildern, was der Bauer nicht so leicht kann, und diese gespannte, leicht überspannte Phantasie,

welche sich der Mensch zur wohlthätigen Fee, wie zur Furie umbilden kann, ist die Hauptquelle mancher Untugenden. Solche Menschen sehen mit ihrer Brille auf der Nase immer etwas mehr, als in der Natur ist, alles entweder rosenfarben, oder schwarz. Bestimmt in ihrem Ausdruck, stolz, selbstsüchtig, sind sie in Allem heftig und enthusiastisch. Dagegen findet man die Landleute bei ihrem Indifferentismus unverdorbener, sie entfernen sich im Ganzen weniger von der Moral, als die verzärtelten Städter, die mehr an ihrer intellectuellen als sittlichen Kultur arbeiten. Daher suchen sie, sagt Zimmermann, überall das Große durch Kreuz- und Quersprünge, und machen durch ihre Geistesschwelgerei immer das Gegenstück zu den kernhaften Landleuten.

Meist ist sinnliche Gaunerei in Städten zu Hause, und verbreitet allenthalben Zügellosigkeit und Siechthum. Gaumenkitzel, Mißbrauch geistiger und warmer Getränke, ausländischer Gewürze, die Hautgouts in den Speisen, das lange Sitzen bei der Tafel oder beim Kartenspiel, der Sturm heftiger Leidenschaften, die Ehrsucht und der Hochmuth der Männer, die Koketterie, die Putz- und Eifersucht der Weiber, die Liebelei oder unglückliche Liebe der Mädchen, ihre oft mißlingende Männerjagd, die Ausschweifungen unbärtiger Jünglinge auf cyprischem Boden, und die weit verbreitete Venusseuche, der rastlose Kummer des Mittelstandes über sein Unvermögen, in den zumal jetzt so kostspieligen Zeiten die bei dem heutigen Luxus täglich vervielfältigten und gleichwohl zur Gewohnheit gewordenen Bedürfnisse befriedigen zu können, seine Scheelsucht, im Aufwand hinter andern zurückbleiben zu müssen, und wie manche andere Ursachen giebt es nicht, die in unserer besten Welt so Viele zu Märtyrern des guten Tones machen! Kurz, dies Alles zusammengenommen, und mit den verschiedenen Körperconstitutionen und Lagen der Menschen verschmolzen, wird zur unversiegbaren Quelle des Ungemachs und der Immoralität unserer Großstädter.

Man überlege die physischen und moralischen Mißverhältnisse mancher Familien, und abstrahire sich selbst die

Resultate davon; man bemerke genau, was wahre Sittlichkeit in einem Orte gewinne, wo viele Menschen von sogenannten guten Häusern beisammen wohnen; um wie viel unglücklicher sie bei ihrer übelgeleiteten Kultur, bei ihrer Ver- oder Ueberbildung daran seyen, als wenn sie bei einem schlichten, gesunden Hausverstande ganz unwissend wären, oder doch weniger wüßten. Allerdings hatten bis jetzt die Städte den Vortheil, daß durch die physische Anlage ihrer Einwohner und durch ihre mancherlei Erziehungsanstalten Kopf und Herz Alles erhalten konnten, was zur wahren vollendeten Sittlichkeit erforderlich ist. Die Religionslehrer in Städten sind daher weit besser daran, wenn sie, vom Staate unterstützt, eine so reine moralische Stimmung um sich her erzeugen, und eben dadurch alle weitere Sittenveredelung befördern können. Aber wie unglücklich sind sie im entgegengesetzten Falle, der nur zu oft eintritt! Fast geht es den Stadtgeistlichen hier, wie den Aerzten; gleichwie diese oft nur zu spät von den Kranken gesucht werden, so nehmen zu jenen nur die Leidenden und die Unsittlichen ihre letzte Zuflucht. Selten sind die Menschen, welche im Wohlstande und bei guter Gesundheit den Arzt und den Geistlichen um sich sehen, um in allen Verhältnissen Geist und Körper gesund zu erhalten.

Betrachten wir dagegen den Landmann überhaupt in seiner Gesundheitsfülle und Sitteneinfalt! Ein aufgeklärter Bauer, ein Kleinjogg z. B., wie ihn Hirzel in seiner Wirthschaft eines philosophischen Bauers als Ideal aufgestellt hat, unterscheidet sich freilich an Lebensweisheit und schöner Sitte von jenen feinen, glatten Menschen, wie Licht und Schatten. Dies Bild des unvergleichlichen Kleinjogg sollten alle Seelsorger ihren Dorfkindern tief einprägen, wenn sie verständige und wohlgesittete Menschen aus ihnen bilden wollen. Dann wäre Columella's Ausspruch: vita rustica sapientiae proxima, wieder vollgültig; die Landleute würden sich dann glücklicher fühlen, und nicht mehr die Städter beneiden. —

Insgemein ist der Landmann ein starker, von Geburt ferngesunder, durch Handarbeit abgehärteter, schlicht erzogener Natursohn mit derben Häuten, Muskeln, Adern und Nerven, minder fühlend, weniger sinnenscharf, beschränkter an Verstand. Bei seiner einfachen, mehr mechanischen Lebensart fehlt's ihm an Gelegenheit, seinen Geist mehr anzubauen und zu üben; er ist arm an Kenntnissen, die außer seinem Berufe sind, und was er weiß, weiß er größtentheils nur durch Uebertragung. Seine wenigen Alltagsbedürfnisse sind unzureichend zur Entwickelung seiner Fähigkeiten. Sein Ideenvorrath ist klein, sein Beobachtungsgeist beschränkt und schläfrig, sein Erfahrungskreis enge; er ist zu träge und seelenschlaff, um das Verhältniß seiner Lage gegen Andere auszumitteln, und sich Gesetze zu seinem wahren Wohl davon abzuziehen. Er handelt ohne vieles Nachdenken, ohne ängstliche Ueberlegung des Erfolgs seiner Handlungen. Unfähig, sich über deren Gehalt aufzuklären, und überhaupt Recht vom Unrecht genau zu unterscheiden, folgt er meist der stärkern Stimme der Leidenschaften und seines Vortheils, und stiftet, unbewußt, vielerlei Unheil im Geiste der Dummheit. Alle abstracte Dinge, alles Nichtsinnliche kann er nicht fassen, geschweige lange festhalten; er ist blos an die grobe Sinnenwelt gefesselt, fühlt nirgends das Moralischschöne, und, ohne Arbeit sich selbst überlassen, gähnt er und schläft vor Langeweile ein. Er erschrickt nicht leicht, und selbst das Grausen erweckende macht wenig Eindruck auf ihn. Eben so wenig wird er vom Erhabenen gerührt, und Patriotismus ist ihm fast ganz fremd. In Allem, was viel Einbildungskraft und Nachdenken erfordert, ist er gleich ungeschickt, und bleibt sklavisch am Herkommlichen kleben. Unter anhaltender Arbeit bleibt ihm wenig Zeit zum Müßiggang, und wenn er auch an Sonn- und Festtagen einmal sich vergißt, so geschieht's meist aus Unwissenheit, oder im Rausch, und dann läuft's ihm nur, wie er sagt, zwischen Haut und Fleisch den Rücken hinauf; weg ist dann alle Versuchung, der nicht jeder Städter widerstanden hätte!

Aus dieser Charakteristik des gemeinen Landvolks mag der angehende Dorfpfarrer begreifen, wie er die Seelenkrankheiten dieser Schwachen an Geist gehörig zu unterscheiden und zu behandeln habe; wie er durch das Alltägliche, durch das Sinnliche und Triviale, durch das Herablassen seines Verstandes zum Verstande des Landmanns weit vortheilhafter für dessen physisches und moralisches Wohl wirken werde, als durch alle dogmatische und fein moralische oder wohl gar neuphilosophische Subtilitäten und Mysticitäten, wie zweckwidrig er verfährt, wenn er den Schulkindern mehr, als sie zu ihrem Beruf brauchen, oder Dinge aufbürdet, die sie wieder vergessen müssen; welcher seinen Bauern ohne alle Rücksicht auf ihre eigenthümliche physische und moralische Lage Stundenlang vorpredigt, oder ganze Stellen aus andern nicht populären Predigten vordeclamirt, oder von seinen Schulmeistern vorlesen läßt; der endlich am Krankenbette seinen auch geistsiechen Beichtkindern schwülstige Liederverse, lange, trockne Gebetformeln und metaphysische Betrachtungen über moralische Vollkommenheiten vorsalbadert. — Da man auf dem Dorfe für die Sittlichkeit mehr Naturanlage und weniger politische Hindernisse, als in den Städten findet, so sollte man sich von Rechtswegen hierin größere Fortschritte versprechen. Aber den von Jugend auf genährten Lastern in Städten, den sogenannten Distinctionssünden sich mit gutem Erfolge entgegen zu setzen, das ist in unsern Tagen mehr die Sache des Staats, als des Seelsorgers, dessen Bemühungen zu unverhältnißmäßig gegen die Größe des Uebels sind. Wie soll er diese Hyder allein bekämpfen, wenn für jeden abgeschlagenen Kopf hundert andere hervorwachsen? Er bleibt immer eine moralische Null, wenn der Staat nicht mit herkulischer Kraft — mit den Waffen der besten Erziehung — dies Ungeheuer besiegt.

7) Von dem Einflusse des Standes auf den Menschen.

Da das Geld der Repräsentant aller möglichen Waaren ist, so kann der Reiche seine Wünsche leichter und geschwinder

befriedigen, als der Arme. Mit dem Gelde läßt sich nicht nur das, was man zur Lebensnothdürft und zu seinen Bequemlichkeiten bedarf, sondern auch Alles verschaffen, was weichliche Gemächlichkeit, Lüsternheit, Thorheit, Dünkel und Luxus überhaupt dem Menschen zum Bedürfniß gemacht haben. Man jagt daher leidenschaftlich nach Reichthum, ohne sich immer um die Rechtlichkeit der Erwerbsmittel desselben zu bekümmern. Im Gefolge des Reichthums sind oft Ueppigkeit, Wollust, Schwelgerei und Verschwendungssucht. Läßt man sich von allen diesen berauschen, so wird nicht nur der Verstand betäubt, sondern auch das Herz jeder edeln Empfindung verschlossen, jegliche Tugend ausgerottet, jeder Nerv des Patriotismus gelähmt, und jegliches Laster genährt. Wenn man thun kann, was man will, so thut man auch mehr, als man soll! In der That, man muß bei reiferm Nachdenken über die zahllosen Anlässe erstaunen, welche Menschen zum Verderben ihrer Brüder verführen. —

Aber auch Armuth ist die Mutter so mancher Untugenden und Laster. Die gewöhnliche Armuth beruht insgemein auf einem sittlichen Fehler, und ist der zerrissene Mantel, unter den sich die Laster flüchten, und langsam ersticken, oder vollends ihre Höhe erreichen. Blicken wir in das Innere einer wahrhaft verarmten Familie! Eingepfercht in eine kleine schmutzige Hütte, blaß und seufzend unter dem Druck des Elendes, liegen die Darbenden auf Lumpen oder halbfaulem Stroh, ihre Nahrung ist trocknes Thränenbrodt, ihr Hausrath unerzogene Kinder. Wahrlich, man darf kein Lavater seyn, um in den Gesichtsfalten solcher Nothleidenden die Wunden der Seele zu lesen. Ist in ihnen noch nicht alles moralische Gefühl erstorben, so sind ihr gewöhnliches Loos mit dem Jammerauswurf durchächzte Nächte: woher nehmen wir Brodt für morgen, wo finden wir Hülfe in Krankheit, im Alter? Können sie durch Arbeit nicht mehr soviel erringen, um sich gegen Hunger, Blöße und Krankheit zu schützen, geschweige um Steuern und Abgaben zu entrichten, ist's wohl ein Wunder, wenn

solche Menschen dumm und fühllos werden, alle Selbstachtung, alle Kraft und Lust zum Arbeiten verlieren? Geschmäht von Reichern, verachtet von Höhern, werden sie griesgrämig, niedergeschlagen, und murren gegen die Vorsehung. Gedrängt von allen Seiten, sinnen sie Tag und Nacht, wenn sie nicht sehr rechtschaffen sind, oder bald die nöthige Unterstützung bekommen, auf mancherlei Winkelzüge und Gaunerkniffe, um etwas zu erbeuten, werden Diebe, und endlich — Raubmörder. Was zwang jenen Bürger einer großen Stadt, gegen alles Verbot seines innern Richters, mit einer ungeladenen Pistole einem Vorübergehenden die Börse abzudringen, als der herzzerschneidende Anblick seiner sieben unerzogenen Kinder, die um Brodt winselten, das er ihnen nicht reichen konnte? Frage man die Protokolle der Delinquenten, lese man die Criminalgeschichten, untersuche man die Kerker, die Strafhäuser, die Richtstätten, und sie werden die meisten Opfer der Gerechtigkeit als Leute uns zeigen, an deren Armuth zuletzt noch die Sittlichkeit scheiterte. Nothdurft und Mangel erzeugen drei Viertheile von Missethaten, sagt Mercier.

Es ist eine ganz falsche Maxime, wenn Männer im Posten wähnen, daß die Armuth ein Volk zu gehorsamen Sklaven mache. Nein, Catilina bediente sich zu seinem Aufstand allein verschuldeter und verarmter Prasser, von denen Sallust sagt, sie beneiden nur die rechtschaffenen Bürger, und hängen sich an die schlechten, sie klagen beständig über die neuen Einrichtungen, und wünschen nichts mehr, als Neuerungen. Da sie sich selbst unerträglich sind, so sinnen sie immerfort auf Veränderungen, und untergraben den Staat mit geheimen Anschlägen, denn sie haben bei dem Umsturz nichts zu verlieren. Wer waren denn die Hauptrevolutionairs in Frankreich? war es nicht die Hefe des Volks, der Janhagel zu Paris und in den Provinzen? Wer rebellirte denn sonst zu Neapel? waren es nicht die zerlumpten Lazzaroni's? Der Schotte ist aufrührischer, als der Engländer, weil er nichts dabei zu verlieren hat, sondern mehr

zu gewinnen hofft, wenn gleich die äusserste Noth auch diesen, so wie jüngst den Irländer, zu empörenden Auftritten zwang.

Das beste Mittel, die Menge solcher und anderer Verschwungen zu mindern, ist, daß man den Menschen Wohlstand, Gemächlichkeit, oder doch ein anständiges Auskommen, und Zufriedenheit durch gewinnende Arbeitsamkeit verschaffe.

Auch die mancherlei Beschäftigungen, die Wissenschaften, Künste und Gewerbe, welche wir treiben, haben auf unsere Sitten auffallende und von jeher bestimmte Wirkungen. Wir dürfen uns, um dies zu beweisen, nicht sowohl auf jene Menschenklassen einschränken, die man überhaupt Honoratioren nennt, denn für diese gilt schon das alte Sprichwort: honores mutant mores. Gehen wir zuerst die Facultäten durch: „Im Ganzen genommen, glaubt Weikard, „mache das theologische Studium mehr oder weniger streitsüchtig, hartnäckig und starrköpfig. Die juristischen Lehrsätze und Verhandlungen mögen wohl das Gefühl der Menschenliebe etwas stumpfen, und einen gewissen Eigendünkel „und Dictatorstolz veranlassen. Die zum Mitgefühl des „Menschenelends geschaffenen Aerzte sind meist theilnehmende „Menschenfreunde, ehe sie Gewohnheit oft zu sehr abhärtet. „Der weite Umfang ihres Studiums mag Manche zur Charlatanerie verleiten, wobei sie erfahrner scheinen wollen, als „sie wirklich sind." —

Die schönen Künste machen geschmeidig, erheben das Gefühl, begeistern die Phantasie, und erzeugen ebenfalls ihre eigenen Sitten. Dies beweisen die Dichter, Mahler, Bildhauer, die Schauspieler, die Musiker ꝛc. Aber das Ovidische: ingenuas didicisse fideliter artes, emollit mores, nec sinit esse feros, findet auch hier seine Ausnahmen. — —

Unmäßigkeit in wissenschaftlichen und künstlerischen Productionen ist von dem wichtigsten Erfolge für die Sitten, und gewährt sowohl den Gelehrten und Künstlern selbst, als auch im Allgemeinen nicht immer jene moralischen Vortheile,

welche sich die Menschheit versprechen könnte. Mager und klein, berühmt und krank ist das charakteristische Unterscheidungszeichen so mancher Gelehrten und Künstler von Profession. Zu leidenschaftlich glühend für ihre Wissenschaft und Kunst, haben sie ihren Geist, ihre Phantasie auf Kosten ihres Körpers exaltirt, diesen durch künstliche Reize überreizt, oder durch Entziehung aller Ruhe, alles Vergnügens erschöpft, und ihr Leben am Ende dem schmerzlichsten Siechthum preisgegeben. Die Seele zehrt den Leib auf, wie namentlich bei Schiller, dessen ätherischer Geist die Regionen des Schlafs überflog, und am liebsten in der Nacht die erhabenen Heldengestalten beschwor, welche er so herrlich im Ideale uns wiedergab. Aber die Parze rächte diese Sünde wider die Natur, und schnitt ihm, leider! zu früh den Lebensfaden durch. — Welches Mißgeschick traf nicht verschuldet oder unverschuldet so manche Koryphäen älterer und neuerer Zeit! Homer sang bettelnd; Sokrates und fast alle griechische Weise wurden von ihren Zeitgenossen verkannt und verlästert; Theophrastus Paracelsus starb sehr arm im Spital zu Salzburg; Joh. Keppler, der große Physiker, blieb immer arm, und starb in Hungersnoth. Der berühmte Astronom Galilei mußte, wegen seiner angeblichen Ketzereien in der Naturlehre, noch als Greis von 80 Jahren im Kerker schmachten. Milton, der treffliche Dichter, starb, nachdem er sein verlornes Paradies, an dem sein Verleger eine Tonne Goldes gewann, für 15 Guineen hingegeben hatte, elend und blind. Der französische Fabeldichter Lafontaine ward ein Opfer der Dürftigkeit, Corneille, der Theaterdichter, desgleichen, und Luis de Camões, der portugiesische Sänger jener unsterblichen Lusiade, mußte sich von seinem treuen Diener, einem Javaner, das tägliche Brodt erbetteln lassen, und starb in einem Lissaboner Hospital. Cervantes und seine Familie verhungerte fast, wenn gleich die verschiedenen Ausgaben seines Don Quicotte dessen Verleger über 2 Millionen Francs eingetragen hatten. Auch Thomson, der liebliche Naturdichter, endete in bitterer Armuth.

Newton mußte, während er in das Allerheiligste der Natur zu dringen suchte, von Wasser und Brodt leben, und wechselsweise seine Freunde besuchen, um sich bei ihnen von seinen Geistesanstrengungen zu erholen. Baco von Verulam verlor, von seinen Feinden verfolgt, außer einer Geldbuße von 40,000 Pfd. Sterling, seine Kanzlerstelle, und Stimme im Oberhause. Leibnitz hatte sich seinen Ruhm und Reichthum durch die anhaltendsten Steinschmerzen erkauft. Rousseau erduldete Jammer, Krankheiten und Einkerkerung. Haller mußte bei der strengsten Diät, halbblind, fast vier Jahre an Harnzwang leiden. Tycho de Brahe starb an einer peinlichen Urinverhaltung. Klopstock lebte kümmerlich von einem Jahrgehalte des Dänenkönigs. Schiller's ganze Baarschaft bestand nach seinem Ableben in 20 Groschen! Bürger, der treffliche Volksdichter, verging im Elende. — Correggio, der große Maler, starb auf einem Dorfe den Hungertod. — Mozart endete früh nach Vollendung seines herrlichen Requiem. Der edle Dalberg mußte in den letzten Jahren seines wohlthätigen Lebens, von 1814 — 1817, nicht selten mit wirklichem Mangel kämpfen ꝛc. Welche schmerzliche Gefühle erregen nicht diese leidigen Erfahrungen!

Wie viele unserer teutschen Gelehrten dürfen bei ihrer seltenen Geistes- und Herzensbildung gerade nicht darben, sind aber so unglücklich, Staatsämter zu bekleiden, in welchen sie mit aller ihrer Weisheit und Klugheit unthätig seyn, und, durch elende Persönlichkeiten und Scheelsucht gelähmt, schlechterdings allen guten Absichten entsagen müssen. Vorzüglich ist dies das Schicksal des thätigen Weisen bei manchen kleinen Regierungen, wo kleinliche Leidenschaften und der Schlendrian meist allem Guten im Wege stehen. Ist ein solcher Mann an der Spitze, so fehlen ihm die Werkzeuge, das Gute durchzusetzen; steht er unten, so macht er sich durch seine Bestrebungen Alle zu Feinden.

Wenn man den Einfluß des Standes der Gelehrten auf die Moralität berechnen will, so muß man dieselben von

einem höhern Standpunkte aus betrachten, und zuerst den eigentlichen, wahren Gelehrten und Weisen vom Halbgelehrten und elenden Scribler unterscheiden. Jenem ist nicht der Stachel des Ruhms sowohl, als vielmehr der edle Drang zur Vollkommenheit des Ganzen und zum Heil der Mit- und Nachwelt mitzuwirken, die mächtige Triebfeder bei seinen Geistesarbeiten, statt diese um kärglichen Tagelohn in den Fabriken hartherziger Verleger für den Hunger arbeiten, nicht vom Denken, sondern vom Sitzen erkranken, und sich blos von den Excrementen namhafter Schriftsteller erhalten. Man muß den wahren Weisen von jenen Heuchlern unterscheiden, die, wenn ihnen Gott ein Amt gegeben hat, sehr wichtig und geschäftig thun, unter dem Vorwand beständiger Arbeit sich in ihre Zimmer verschließen, um Fliegen zu fangen und zu schlafen; die in Gesellschaft sich immer die Stirn reiben, über Spannen im Kopfe klagen, und unter den Runzeln eines pedantischen Ernstes den ersten Hohlschädel ihres Landes bergen. —

Die Bemühungen des wahren Gelehrten, wenn er ihnen auch seine Gesundheit zum Opfer bringt, hat man für die Moralität nicht zu fürchten; man muß sie schätzen und ihre Verbreitung möglichst befördern; wer ihre Eigenwirkungen hindert, ist der Menschheit dafür verantwortlich. Aber die Gelehrsamkeit ohne Weisheit und Klugheit, die durch gefährliche Grundsätze der Moral Alles wieder einreißt, was ihr wissenschaftliches Gute aufbaute, die Gelehrsamkeit, welche die Sitten verdirbt, die Religion untergräbt, alles göttliche und natürliche Recht verdreht, Himmel und Erde verhöhnt und verspottet, diese Gelehrsamkeit ist ein fürchterliches Seuchengift für das Herz jedes Tugendhaften. —

Verständige und gute Volkslehrer werden also die Betriebsamkeit nach Verdienst zu würdigen wissen, mit der eine Legion von Bücherfabrikanten Zeit- und Sittenverderbliche, Geschichten, Romane, Gedichte und andere Meßproducte, welche die Mode des Tages in Schutz nimmt, uns Teutschen auftischt, und in denselben Gemälde aufstellt, die oft die

Thorheit und den Unsinn bis zur Phantasie eines Fiebernden steigern. Wer könnte die schrecklichen Wirkungen solcher Schandschriften auf die Sitten der Menschen läugnen?

Paucis est opus literis ad bonam mentem, sagt Seneca ganz wahr. — Leider, daß auch Köpfe von den ersten Talenten als Autoren schon oft die Geißeln ihres Jahrhunderts wurden, und mit dem trefflichsten und gebildetsten Geiste das schlechteste Herz verbanden. Wollen wir den tugendhaften Gelehrten bewundern, und zu unserm Vortheil alles Gute aus seinen Schriften benutzen, dagegen den lasterhaften verabscheuen; und vor dessen Gifthauch uns und unsere Mitmenschen bewahren! — —

Alle Professionisten und Handarbeiter sind um so gebildeter in ihrer Art, je mehr sie Verkehr mit gesitteten Menschen haben. Der Friseur, der Schneider, Tischler, Marqueur u. A. sind caeteris paribus artiger, höflicher, gefälliger, flüchtiger, geschmeidiger, schlauer, verschmitzter, als der Grobschmied, Holzhacker u. A. Träge und langsam, wie sein Stier, ist der Ochsenknecht; faul, wie sein Langohr, der Eseltreiber. Die Stallleute bei Pferden sind gewandter, entschlossener, waghalsichter, und, gleich den Jägern, Postillions, Trainknechten und Allen, die mit Thieren umgehen, ihrer großen Sittlichkeit wegen nicht eben berühmt, eben so wenig die Schiffleute und Matrosen.

Der praktische Seelsorger wird auch diesen wichtigen Unterschied nicht verkennen, sondern in vorkommenden Fällen für seinen Zweck zu beachten wissen.

8) Von dem Einflusse verschiedener Regierungsformen auf den Menschen.

Auch diese haben auf Menschensitten einen entschiedenen Einfluß. Eine despotische Regierung beugt den Geist nieder, schüchtert das Herz ein, macht traurig, träge, dumm und unwissend. Despotenknechte sind kriechend, verächtlich, muthlos und ohne Genie. Entfernt vom gesellschaftlichen Leben engt man sich ein, lebt nur für sich, hat für Nichts

außer sich Sinn, nimmt an Nichts Theil, und ist mehr lebendig todt. — Da der Sultan allein belohnt und bestraft, so eignet er alle Verehrung nur sich zu; Niemand wird bemerkt, den er nicht umstrahlt, und so mißt sich der elendeste Günstling mit dem ersten Weisen und Helden, tritt jeden wackern Biedermann in den Staub; aller Wetteifer erlöscht, weil nicht Redlichkeit, sondern Heuchelei emporhebt. Da das Interesse des Despoten oft mit dem des Publikum in Collision kommt, so wird auch die mindeste Spur von Rechtschaffenheit verdrängt, und die Menschen sind dort weder gerecht, noch überhaupt tugendhaft. Darum ist dem Vezier jedes Verdienst verdächtig, und jeder Mann von Kopf und Herz verhaßt, weil er denselben als eine Fackel ansieht, die seine Sottisen beleuchtet. Hier ist der Tugendfreund das geborne Schlachtopfer des Mächtigen und des Bösewichts, und der Hofnarr oder Verschnittene der einzige kluge Mensch, der einzige, immer gelittene Liebling.

So wenig diese Regierungsform, weil sie Alles, was Tugend und gute Sitte heißt, erstickt, in wohl polizirten Staaten bestehen kann, eben so gewiß sind alle unsere Fürsten durch Vernunft und Erfahrung überzeugt, daß sie unter allen für die Moralität aller die gefährlichste und furchtbarste ist.

Dem Despotismus gegenüber steht die Anarchie. Dort, wo dieses physische, politische und moralische Ungeheuer thront, ist der Schauplatz aller sittlichen Greuel, ist die Hölle auf Erden. Gewaltthätigkeiten, Räubereien, Meuchel- und Justizmorde, Verheerungen aller Art sind dort an der Tagesordnung; für Alles, was Moralität heißt, hat man weder Zeit noch Gefühl. Wer nur mit flüchtigem Blicke den Zustand der Glieder eines solchen Staatskörpers überschaut, und durch dessen Revolution die moralischen Handlungen nach dem gewöhnlichen Maaßstabe schätzt, der bebt zurück vor den Explosionen jener schauerlichen Gewitternacht, in welcher Orkane der wildesten Affecte jedes Menschengefühl übertäuben, ein undurchdringliches Chaos die Sittenlosigkeit schützt, und endloses Verderben brütet! —

Mehr oder minder gesittet und glücklich sind überhaupt die Menschen in Republiken, könnten es wenigstens seyn. Ihr Charakter ist gemeiniglich frey, offen, bieder, rein menschlich, und für politische und moralische Tugenden mehr empfänglich. So hat z. B. jeder Staat der helvetischen Eidgenossenschaft seine eigene Regierungsform; alle kommen darin überein, daß sie Freistaaten sind; einige nähern sich aber mehr der reinen Demokratie, andere der reinen Aristokratie, und wieder andere haben eine Mischung von beiden. Keiner aber ist dem andern vollkommen gleich, jeder hat seine eigne Schattirung, und dies giebt auch jedem eine besondere Schattirung der Sitten und der Denkart. Diese nähern sich der Lebensweise, welche an den Höfen der Großen herrscht, jene der Sitteneinfalt im Naturstande, andere stehen in der Mitte einer bürgerlichen Lebensart. Trotz dem, daß man sich bemühte, diese verschiedenen Regierungsformen in einem und demselben Staate zu verdrängen und ein einförmiges republikanisches Ganze aufzuführen, blieb's doch beim Alten. — In einer aristokratischen Republik ist oft der Privatnutzen der ungeheure Koloß, welcher über das gemeine Beste von einem Extreme zum andern schreitet. Geburt, Nepotismus und Mäcenatismus überwiegen hier Verdienste, und Geld verdrängt Talente. Der Gleiche steht dem Andern im Wege, daher das gegenseitige moralische Reiben. Der Höhere tritt ihm vor die Sonne, und dieser strebt unermüdet sich ebenfalls an ihren Strahlen zu erwärmen. Cicero verglich die Aristokraten mit Steuermännern, welche, statt sich gegen den Sturm zu schützen, um Führung des Ruders sich schlagen.

Ist die Republik demokratisch, so herrscht Volksgunst durch das Ganze. Die Verstandeskräfte des Pöbels sind im Durchschnitt mehr oder weniger beschränkt, und Stimmenmehrheit ersetzt hier die Stelle der nöthigen Einsicht. Stimmen werden erkauft; durch sie schwingt sich ein Midas empor, und ein Weiser wird zurückgedrängt. Wer das Unstäte der Volksgesinnungen kennt, der wird auch wissen, daß

jeder Vorzug eines Emporkömmlings schon ein Dorn in Anderer Augen ist, und Ehre, Ansehen, Reichthum, selbst Tugend hier Loosungszeichen seines Sturzes sind. Ein Solcher sieht indeß sein Amt, dem er nur einige Jahre vorsteht, für eine temporelle Goldgrube, seine Untergebenen für Goldadern, und ihre geringsten Vergehungen für die ergiebigste Ausbeute an. Die Strafe hat Geldsummen, oft die drückendsten, nie aber Besserung zum Zwecke.

Uebrigens führen beide Regierungsformen im Durchschnitt Eifersucht, Kabale, Mißvergnügen, Neid, Factionen, Wahl-Intriken und all das schwarze Gefolge herbei, das diesen Dämonen zu Gebote steht, und die Moralität nimmt mehr oder weniger davon ihren Antheil.

Ist nun die allgemeine Wohlfahrt nicht ganz das Eigenthum der Republiken, so erreicht dieselbe einen höhern Grad in guten Monarchieen. In jeder Monarchie, wo der Fürst durch die Größe seiner Talente und den Adel seines Herzens mit allgemeiner Zustimmung seiner Mitbürger den Rang verdient, den ihm seine Geburt gegeben hat, werden Alle bis auf den Geringsten im Volke den heilsamen Einfluß dieser Regierungsform auf Sitten und Wohlstand bezeugen, und in eben dieser Hinsicht geselliger, tugendhafter, gesitteter und wohlhabender werden.

Das Beispiel des Fürsten wirkt abwärts durch alle Stände bis auf den niedrigsten Unterthan. Die Sitte und der Ton, die am Hofe herrschen, verpflanzen sich auf alle Volksklassen. Lebt der Landesfürst unbekümmert um das Wohl seiner Landeskinder blos seinen Vergnügungen, läßt er sich durch seine Räthe aller nur etwas mühsamen Regierungsgeschäfte überheben, läßt er, statt seine landesväterlichen Verhältnisse zu seinem Volke mit anhaltendem Eifer zu realisiren, sich von seinen wesentlichen Pflichten entfernen, und mit den sogenannten nobeln Passionen Jahr aus Jahr ein unterhalten, indessen seine Bassen Herrn- und Volksinteresse dem Götzen ihrer Leidenschaften opfern, die Unterthanen hudeln, und sorgfältig darüber wachen, daß das zwischen diesen

und ihrem Fürsten zerrissene Band nicht wieder angeknüpft werde, ihm jede Thräne beim Anblick eines Unglücklichen wegklügeln, und, während die Wahl an der reich besetzten Tafel ihre einzige Mühe ist, den Herrn es ja nicht ahnen lassen, wie schmerzlich dem armen Landmann nach sechs harten Arbeitstagen am Sonntage die Entbehrung eines Stückchen Fleisches und das ewige Einerlei der Kartoffeln und eines schwarzen trocknen Brodtes fällt, das mancher Hund bei Hofe verschmähen würde. Was kann der Fürst, was kann der Seelsorger sich von der Moralität eines solchen Volks versprechen? Werden dazu noch am Hofe ein Heer müßiger Taugenichtse gefüttert, die wahren Schmarotzerpflanzen des Staates, die zu weiter nichts taugen, als das schädlichste Gift, den Müßiggang und die Wollust zu verbreiten, und das durch den sauern Schweiß der Unterthanen erpreßte Geld zu vergeuden; o, so muß bald der Fleiß und die Anzahl der Producenten des Landes abnehmen, der Muth zur Arbeit und zum Schutz des Vaterlandes muß erschlaffen, der Landesherr darf sich nichts von seinem Volke versprechen, in keinem Falle dessen Treue und Anhänglichkeit vertrauen. Es ist ohne Bildung, ohne Moralität, ohne Charakter, ohne Kraft, weil es beständig unterm Drucke lebt. —

Wo also die Regierungsform, anstatt die Sitten zu schützen, sie selbst untergräbt, dann wehe einem solchen Lande, dreimal wehe seinen unglücklichen Bewohnern!!

Heil unsern edeln teutschen Fürsten, deren Bild so wenig jenem Schattenrisse ähnelt, die als wahre Volksväter in jedem Unterthan die Menschenwürde ehren, und, um dessen Wohlstand und sittliche Vervollkammnung zu befördern, kein sichereres Mittel kennen, als ihm selbst das Muster aller menschlichen Tugenden zu seyn und zu bleiben. Seit sie eine gesunde Philosophie neben sich auf dem Throne haben, seit sie an den Bemühungen der Gelehrten, Künstler, Bürger und Landbauer unmittelbaren Antheil nehmen, und Jeden über die Verhältnisse zum Staat und zu Andern aufklären, seit sie ihre Provinzen, wie Trajane, bereisen, um sich selbst

zu belehren, um die Vorzüge und Mängel ihrer Staatsregierung mit eignen Augen zu sehen, und die Wirkungen derselben auszuspähen, seit sie ihre Unterthanen in allen Ständen kennen, lieben, achten, für ihre wahre Wohlfahrt sorgen, und das ihnen anvertraute Gut derselben wie ihr eigenes verwalten, seitdem werden Tugend, Sittenreinheit, Menschenliebe und Wohlhabenheit allgemeiner. Die frohen Gesichter ihrer glücklichen Unterthanen lassen sie ihre wahre Größe fühlen; ein zu süßer Lohn, als daß dieselben nicht gern ihrem Zuge folgen sollten, sobald sie nur einmal deren Werth rein und ganz empfunden haben! Auf jedem Schritte begleitet solche Unterthanen Ermunterung zum Fleiß, Trost im Elende, Beschirmung gegen die Tyrannei und den Stolz müßiger, hartherziger Beamten. Ueberall erhält ihre Liebe neuen Spielraum, neuen Schwung; ihre Herzen werden zur Freundschaft und zum Vertrauen erwärmt, das Gefühl ihres Menschenwerths und die Liebe zum Vaterland wird ihnen bekannter, theurer; sie lernen ihre Bestimmung in Bezug auf ihr Vaterland, und die Einflüsse seiner Verfassung auf ihren Wohlstand näher kennen und würdigen; ihr Beruf wird ihnen angenehmer, werther; sie überlegen ihre Geschäfte sorgfältiger, forschen den wahren Grundsätzen weiter nach, nach welchen dieselben sich mit dem besten Erfolge betreiben lassen, und werden auch dadurch aufgeklärter, umsichtiger, wohlhabender und besser. — Jeder Bürger sieht sich nun als ein nützliches Mitglied des Staates an, und überzeugt sich immer mehr von der Wichtigkeit des landesväterlichen Schutzes; er fühlt Zufriedenheit in seinem Stande und Berufe, Vaterlandsliebe und kindliche Verehrung für seinen Fürsten. Er hat mit Doppeleifer arbeiten gelernt, um seinen eignen Vortheil zu fördern, und bezeugt seinem für Ordnung und Sicherheit stets waltenden Landesherrn dadurch den würdigsten Dank, daß er demselben die Mittel, ihn zu beschützen, mit freudiger Zuversicht in die Hände giebt.

In solchen Musterstaaten reißt der Gutsherr nicht mehr mit räuberischen Händen den Schweiß des Landmanns an sich, und

und verzehrt aus bloßem Uebermuth, zum Hohn der Armen, an einem Tage den Werth von einigen Morgen Landes. Kein spröder, engherziger, hochtrabender Menschenschlag sieht dummstolz auf ihn herab, trennt sich von ihm, und lebt sich allein im verdorbenen Gefühle eingebildeter Hoheit. Man kennt jetzt wohl keinen engbrüstigen, ahnenstolzen Adel mehr, der, von zufälligen Vorzügen aufgebläht, sich einbildet, gemeinere Menschen müßten sich's zur Gnade rechnen, wenn sie zufällig in den Abglanz seiner Herrlichkeit zu stehen kämen. Unter dem teutschen Adel, welcher wohl nicht leicht mehr alten Vorurtheilen fröhnt, findet sich jetzt reinerer Natursinn, mehr Sittenkultur, mehr Bekanntschaft mit seinen Pflichten, und mit dem Standpunkt, von dem aus er auf das Volk und sein Zeitalter wirken soll. Giebt es denn auch noch hier und da Unadel von 16 Ahnen, so stehen seinen Vorurtheilen in Teutschland jetzt Köpfe genug entgegen, die darüber lächeln, und groß und edel denken, ohne Adelsbriefe zu haben und zu bedürfen. — —

Sollten sich wohl noch Richter finden, die bezahlte Urtheile fällen, und die Unbemitteltern bis zur Verzweiflung drücken und mißhandeln? Sollten wohl jetzt noch teutsche Unterthanen starrsinnig sich weigern, ihre Staatsbürgerpflichten zu leisten und der Obrigkeit gehorsam zu seyn? Das sey ferne!

In den Staaten guter, durch Liebe vereinter Menschen, wie kann man sich da noch Ungeheuer mit Tigerherzen träumen in Menschengestalt, welche ihren Vorurtheilen, ihrer Habsucht, oder ihrem religiösen Fanatismus manchen Unschuldigen als Opfer schlachteten!? Scheiterhaufen grausamer Inquisitionsgerichte, von denen das Blut mehrerer tausend Unglücklichen zum Himmel dampfte, Bartholomäusnächte, sizilianische Vespern, zu deren Feier Diener der Religion die Schlachtmesser einsegneten, würden vor unsern Augen allen historischen Glauben verlieren und als Sagen der Vorzeit erscheinen, wenn nicht die Politik die Möglichkeit solcher furchtbaren Trauerspiele erwiesen hätte. Möchte man

doch immer der Wahrheit, dem Verdienste, dem Edelmuth, der Seelengröße, und allen geselligen Tugenden ihren eigenthümlichen Werth zugestehen, ohne Unterschied, wo sie gefunden werden! Möchte man doch bedenken, daß die wahre Würde des Menschen zu ihrer natürlichen Höhe unaufhaltsam emporklimmt! „Ein Teutscher, sagt Zimmermann, „der allen unnützen Weltverhältnissen ent„sagt, einsam lebt, seine Erziehung, unab„hängig von Allem, was er sieht und hört, „sich selbst im Stillen giebt, Umgang hat mit „großen Todten aus Griechenland und Rom, „wird ein eben so freier und edler Denker, „als irgend ein Republikaner alten und neuen „Schlags. Und durch ihn kommt dann auch „zuweilen ein Lichtstrahl von Wahrheit unter „allerlei Volk, wenn er schreiben kann und „darf, aber an keine Leisten, Modelle und „Meßruthen sich kehrt, und am allerwenig„sten an den allgemeinen Tritt. Nur brauch„bare Wissenschaft und gemeinnützige Thätig„keit adeln."

Bei dieser Stimmung können unsere teutschen Fürsten ruhig und ohne Leibwache schlafen. Denn wenn sie fortfahren, nach diesem großen Ziele zu ringen, so müssen sie den Grund zu einer Nachkommenschaft legen, die sie als Beglükker der Menschheit segnen wird. Würden auch noch die übrigen höhern Stände es sich zum Gesetz machen, dem Geiste ihrer erhabenen Fürsten zu entsprechen, mit ihren Untergebenen liebevoll umzugehen, und sie durch ihr Beispiel zu humanisiren, so würde man bald allgemein von dem Fleiß und von der Geschicklichkeit der Menschen sicher auf ihren Wohlstand, und von diesem auf Liebe zur Tugend und Religion schließen können, weil sie meist von einander unzertrennlich sind. Ueberall würde Sittenreinheit und Redlichkeit sich begegnen, und Unschuld und Friede sich küssen.

Gesundheit, Sitten, Bildung, Wohlstand und Volksglück überhaupt hängen also eben so gewiß von den Regierungen ab, als Rohheit, Sittenlosigkeit, Weichlichkeit, Unbetriebsamkeit, folglich Verarmung und Volkselend mit ihr Werk sind.

Jedem Seelsorger wird es nun einleuchten, in wie weit er die in seinem Kirchsprengel herrschenden Laster der bestehenden Regierungsform zuzuschreiben habe. So wenige Verbesserungsmittel ihm aber hier im Ganzen zu Gebote stehen, um so eifriger muß er sich's zur Pflicht machen, in seinem Kreise für das Beste seiner Mitbürger zu wirken, und gewiß kann derselbe, wenn er Kopf und Herz genug hat, Vieles, sehr Vieles hier ausrichten.

Im Allgemeinen geht aus den bisherigen Andeutungen so viel hervor, wie sehr unser Geist, unsere Denkart, unser Charakter und unsere Moralität physisch und politisch motivirt werden, und wie ernstlich man sich, um den Menschen von allen Seiten zu kennen und zu beurtheilen, das Studium der Natur- und Kulturgeschichte desselben müsse angelegen seyn lassen. Wer die Triebfedern aller Thätigkeit genau kennt, wer die Einwirkungen aller innern und äußern Reize sicher zu bestimmen weiß, und aufmerksam der Menschen Thun beobachtet, der wird das bisher Vorgetragene nicht grundlos finden. Zum Beweise kehre Jeder, wenn er's vermag und den Muth hat, bei sich selber ein, gebe sich Rechenschaft über Alles, was in ihm vorgeht, prüfe seine eigenen Handlungen und deren Quellen; er beobachte einige wenige Menschen in ihrem Treiben, und erforsche die Grundursachen desselben. Er vergleiche die Handlungen Anderer unter sich und mit dem Aeußern der Handelnden; er betrachte ihre Erziehung, Lebensart, ihren Stand, ihr Alter, Geschlecht, Temperament, ihre Neigungen und Leidenschaften, ihre Gesichtszüge, den Ort ihres Aufenthalts, ihre Religion, ihre

Regierungsform ꝛc., und gewiß soll es ihm nicht so schwer werden, sich und die Menschen kennen zu lernen.

Er wird nun im Stande seyn, den wahren Werth moralischer Handlungen zu bestimmen, und denselben durch passende Mittel die zweckmäßigste Richtung zu geben wissen. Er sieht die Laster nicht erst, wenn sie in ihrer Größe dastehen, sondern schon in ihrer Anlage. Wie ein guter Arzt sucht er durch eine wohlgewählte Diät des Körpers und der Seele den Menschen gesund an beiden zu erhalten, die Keime der Untugend in ihrem Entstehen zu ersticken, und, wenn sie sich auch schon entwickelt haben, durch wirksame Mittel wieder auszurotten.

So wie aber die nämliche Krankheit nach der Verschiedenheit ihrer Ursachen und der Beschaffenheit des Körpers, der daran leidet, von den Aerzten verschiedentlich behandelt werden muß; so hat das nämliche Laster in den Augen des Sittenlehrers verschiedene Grundquellen, verschiedenen Gehalt, und bedarf eben so verschiedener Heilmittel. Enthaltsamkeit ist bei dem Phlegmatiker, beim Greise, beim übersatten Lüstling, bei einem unversuchten Mädchen ꝛc. keine Tugend, so wie das Laster an seinem Gehalt verliert, wenn es eine unmittelbare Folge der Erziehung, des Temperaments, oder irgend einer ungestümen Leidenschaft ist.

Noch einmal: der Seelsorger muß die natürlichen Verrichtungen der Seele und ihre Abweichungen eben so genau kennen, als der Arzt jene des Körpers. So wie dieser seine Physiologie und Pathologie durch tausendfältige Versuche und Erfahrungen aufbaute, so sollte der Volkslehrer seine Psychologie immer mehr ausbilden. So wie der Arzt, um die Functionen des Körpers in Einklang zu erhalten, eine zweckmäßige Diät vorschreibt, eben so muß der Seelsorger die Seelendiät zu Hülfe nehmen, um die Menschen weise und gut zu erziehen, und zu erhalten. Geist und Körper im kranken Zustande bedürfen passender, den Ursachen der Krankheit und der Individualität des Kranken entsprechender Curmethoden, welche die Erfahrung bestätigt hat, und die für einen,

wie für den andern fast immer eben so nothwendig aus der Moral, als aus der Natur= und Heilkunde zu entlehnen sind.

Es lassen sich also aus der Geschichte der Wechselwirkung des Physischen in und außer dem Menschen auf das Psychische in ihm folgende wichtige Resultate ziehen: Sie lehrt den Sittenrichter bei Würdigung der Moralität oder Immoralität der menschlichen Handlungen auf die körperlichen und geistigen Anlagen, und auf die äußern Einflüsse eine vorzügliche Rücksicht nehmen; sie zeigt ferner die Nothwendigkeit, bei der Heilung einiger moralischen Gebrechen des Menschen die Anwendung physischer Mittel nicht zu vernachlässigen; endlich legt sie jedem Menschen die Pflicht auf, zur Erleichterung seiner Moralität eine gewisse Mäßigkeit und Auswahl in der Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse, und in dem Genusse der Erdenfreuden überhaupt zu beobachten.

Zu diesen letztern Bedingungen gehört aber eine gewisse **Lebensordnung in gesunden Tagen** rc. Vorschriften dazu werden die folgenden Kapitel enthalten.

Zweiter Abschnitt.

Allgemeine Diätetik oder Lebensordnungskunde.

Erstes Kapitel.

Literatur und Einleitung.

Der Arzt, eine Wochenschrift zur belehrenden Unterhaltung für Nichtärzte, von J. A. Unzer. Hamb. 1769. 12 Bde. 8.

Der Arzt, von C. A. Pescheck. Zittau 1822. 8. I. Bd.

Georg. Gottl. Richter, Praecepta diaetetica. Heidelb. 1780. 4.

J. Fr. Zückert's medicinisches Tischbuch rc. 3te Aufl. Berlin 1785. 8.

Dessen allgem. Abhandl. von den Nahrungsmitteln. 3 Theile. Neue Ausg. von K. Sprengel. Berlin 1790. 8.

Faust's Gesundheitskatechismus. Bückeb. 1795. 8. 7te Aufl. 1808. 8. ins Französische übers. m. Anm. von Fr. Gallot. Neuchatel 1818. 8.

J. A. Mai's Gesundheitskatechismus und Krankenwärter-Unterricht. Mannh. 1796. 8. 3te verm. u. verbess. Aufl. unter dem Titel: Die Kunst die blühende Gesundheit zu erhalten rc. 2 Theile. Mannh. 1820. 8.

A. L. Müller's Exempelbuch zu Faust's Gesundheitskatechismus rc. Hann. 1796. 8.

Kirchner über Frühstücke rc. Mainz 1797. 8.

Die Kunst ein hohes Alter zu erreichen, vom Verf. der Gynäologie. Berlin 1798. 8.

C. W. Hufeland's Makrobiotik rc. 2 Theile. Berlin 1797. 8. 3te Aufl. 1805. 8.

Psychologische Fragmente zur Makrobiotik rc., von Ehrmann. Frkf. a. M. 1798. 8.

Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern, in Tabellenform. Berlin 1798. 4.

Noth- und Hülfstafel der Makrobiotik, nach Hufeland. Leipzig 1798. 4.

Genius der Gesundheit und des Lebens, von C. J. Kilian. Lpz. 1800. 8.

J. Ephr. Aronson's Anleit. z. diätet. Gebr. der Bäder. m. Kpfn. Berlin 1804. 8.

J. C. Augustin's Gesundheitsalmanach ꝛc. mit Kpfn. Berlin 1804. 16.

C. A. Struve, der Gesundheitsfreund des Alters. Hann. 1804. 8.

Die Kunst das Leben des schönen Geschlechts zu verlängern ꝛc., von J. E. Aronson. Berlin 1805. 8. 3te Aufl. 1822. 8.

C. J. Kilian, Diätetik der weiblichen Schönheit ꝛc. Hamburg 1806. 8.

Hygiea, oder die Kunst gesund zu seyn und alt zu werden, von C. J. Lutheritz. Lpz. 1809. 8.

Grundlehren der Diätetik für gebildete Leser, von Ebendemselben. Lpz. 1809. 8.

Die Gesundheitszeitung ꝛc. von L. Vogel. 1808 ꝛc.

G. A. Bertele, Handbuch der Gesundheitserhaltungslehre. Landshut 1810. 8.

J. H. Becker's Vers. einer allgem. u. besond. Nahrungsmittelkunde, m. Vorr. v. Sam. Gottl. Vogel. I. Stendal 1810. 8. II. 1. 1818. 2. 1822. 8. wird fortgesetzt.

Diätetisches Lexicon von L. Vogel. Lpz. 1810. 8.

Lexicon der Genuß- und Nahrungsmittel ꝛc. Stendal 1810. 8.

Handbuch zur Selbstprüfung unserer Speisen und Getränke auf ihre Güte und Echtheit, von C. H. Theodor Schreger. Nürnb. 1810. 8.

Die weibliche Schönheits- und Gesundheitspflege, oder Kosmetisches Taschenbuch, von Ebendemselben. Nürnb. 1811. kl. 8.

Hygiastik, oder die Kunst die Gesundheit der Menschen zu erhalten und die Lebensdauer zu verlängern, von C. F. L. Wildberg. Berlin 1818. 8. 1822. 8.

G. W. Consbruch's diätetisches Taschenbuch. 2te Aufl. Leipzig 1820. 8.

Medicina clerica etc. Lond. 1821. 8. (teutsch angekündigt Lpz. 1822. 8.); (enthält Winke für Geistliche zu ihrer gesundheitsgemäßen Amtsführung).

Vollständiger Gesundheitskatechismus, von F. W. Wesener. Paderb. 1821. 8.

J. Feiler's Handb. der Diätetik. Landsh. 1821. 8.

H. F. Paulizki, Anleit. f. Landleute zu einer vernünftigen Gesundheitspflege. 6te Aufl. bes. v. J. Ch. Ackermann u. Ronne. Frkf. a. M. 1822. 8.

Anleitung z. phys. u. moral. Erziehung des weibl. Geschlechts. Nach E. Darwin bearb. und mit Zusätzen versehn von C. W. Hufeland. Leipzig 1822. 8.

Hebe. Taschenbuch für Erhaltung der Gesundheit und Schönheit, v. Dr. v. Martius. Meißen 1822. 8.

Vier und zwanzig Lebensregeln, um Krankheiten vorzubeugen und alt zu werden. Nebst Anhängen von C. F. Lutheritz. Leipzig 1822. 8. (als zweite Abtheil. dessen allgem. Volksarztes.)

G. A. Pietzsch, Lebenserfahrungen über wichtige Gegenstände der Erziehung und des häusl. u. bürgerl. Lebens. Zeitz 1822. 8.

Eine Hauptpflicht, welche uns Natur, Vernunft und Religion gebieten, ist die Pflicht der Selbsterhaltung. Wer durch ein wüstes, ungeordnetes Leben seine Gesundheit zerrüttet und sein Ende beschleunigt, ist eben so gut ein Selbstmörder, wie Jeder, der mit eigener Hand sein Leben kürzt. Gesundheit bleibt unstreitig eines der größten Erdengüter: sie versüßt und verlängert unser Daseyn, erleichtert und veredelt unsere Moralität, und setzt uns in den Stand, unsere Bestimmung hier leichter und unbefangener zu erfüllen. Mithin ist es für jeden Menschen nützlich und nothwendig, die Mittel zu kennen, aber auch zu gebrauchen, wodurch er sich möglichst gesund erhalten und sein Leben verlängern kann.

Die Diätetik giebt uns allgemeine Verhaltungsregeln dazu an die Hand, schließt also die Makrobiotik oder Lebensverlängerungskunde in sich ein. Sie zerfällt in die Diätetik für Gesunde, in die für Kranke, und in jene für Reconvalescenten.

Zweites Kapitel.

Allgemeine Diätetik für Gesunde.

Das erste und sicherste Mittel zur Erhaltung unserer Gesundheit und unsers Lebens bleibt immer eine reine physische Selbstkenntniß, die wir uns aber so früh wie möglich verschaffen müssen. Keine Kenntniß greift mehr in alle Zweige des menschlichen Wissens, keine mehr in alle Zwecke und Richtungen des thätigen Lebens ein; keine hat mehr unmittelbaren wohlthätigen Einfluß nicht nur auf die eigene Glückseligkeit des Menschen, sondern auch auf Anderer Wohl, als sie; und dennoch wird keine so sehr und so allgemein vernachlässiget. — Betrachten wir die Selbstkenntniß für sich allein nach ihrem Stoffe, so ist dieser so reichhaltig, und sie mithin so anziehend, daß es sich in der That nicht begreifen läßt, wie selbst viele gebildete Menschen ihr die gebührende, höchst verdiente Achtung ganz versagen können. Sie suchen Beschäftigung für ihren Geist in der ganzen übrigen Natur, in jeder andern Wissenschaft und Kunst, nur nicht in der physischen Kenntniß ihrer selbst. Wie allgemein ist es z. B. nicht unter den gebildeten Ständen Sitte, ihren Kindern Unterricht in der Naturgeschichte geben zu lassen! An einen Unterricht in der Menschenkunde denkt man aber gar nicht. Wohl möchte man fragen: ist denn eine Käsemilbe oder eine Blattlaus ein der Betrachtung würdigerer Gegenstand, als der Mensch? — Der Mensch ist ja in Verbindung gesetzt mit der ganzen Natur, und deren mannigfaltigen Einflüssen alle Augenblicke bloßgestellt. Um diese merkwürdige für Gesundheit und Leben so wichtige Verbindung erkennen, beurtheilen, und daraus heilbringende Resultate für sich und Andere ziehen zu können, genügt keineswegs selbst die vollständigste historische Kenntniß der verschiedenen einwirkenden Dinge. Man muß auch den menschlichen Körper selbst, seine Natur, seine Eigenschaften, Fähigkeiten, Kräfte und Verrichtungen, seine vielseitige Receptivität für jene Einflüsse, und die von diesen abhängigen Wir-

kungen in dem Menschenorganismus kennen und zu würdigen wissen.

Welch ein reicher Stoff zur Beschäftigung des Geistes! Wie verdient schon darum die physische Kenntniß sein selbst an sich und ohne alle weitere Beziehung unser ernstlichstes Studium!

Aber praktisch wichtig wird sie noch für uns als das erste und zuverlässigste Gesundheiterhaltungs- und Lebensverlängerungsmittel. Der Trieb zum Leben und zu dessen ungetrübter Fortdauer ist allen Erdbewohnern gemein. Das Thier wählt die Mittel zu seiner Selbsterhaltung instinctmäßig, und irrt selten. Der Mensch, dem, was ihm am Instincte abgeht, die Vernunft ersetzen soll, fehlt aber häufig in der Wahl der Mittel zu seiner Selbsterhaltung, und zwar am häufigsten aus Unwissenheit. Eins nur ist hier noth: das Γνῶθη σε αὐτόν!

Unsere Gesundheit ist und bleibt in der Kette der Erdengüter das Hauptglied; ohne sie fehlt uns, wenn wir auch noch so reich wären, so gut wie Alles, denn wir entbehren das Mittel zum Genuß. — Und doch — wie unzählige Gefahren drohen nicht von allen Seiten unserer Gesundheit! Kennen wir uns aber selbst genug, so treten viele derselben schon gar nicht ein, wie fern wir selbst unserer Gesundheit keine bereiten, und wie fern viele, die von außen kommen, an uns vorübergehen, weil wir, durch Selbstkenntniß belehrt, ihnen auszuweichen, wenigstens ihren Nachtheil zu vermindern oder ganz zu beseitigen verstehen. Ueberfallen uns aber dessen ungeachtet unausbleibliche Krankheiten, so wird deren Heilung weit leichter und gewisser, wenn es uns dann nicht an richtiger Selbstkenntniß mangelt.

Doch diese Kenntniß hat auch einen unverkennbaren Einfluß auf das Gesundheitswohl unserer Mitmenschen. Durch sie sind wir vermögend, den physischen Zustand derselben treffend zu beurtheilen, und ihnen da, wo sie jener Kenntniß ermangeln, zu ihrem Heil belehrend und rathend beizustehen, auch insbesondere die physische Erziehung der Unmündigen mit glücklicher Sicherheit anzuordnen und zu leiten.

Endlich trägt diese Kenntniß wirklich viel dazu bei, uns über unsere eigene Bestimmung Aufschlüsse zu geben, und uns zur Auffindung einer wahren Pädagogik nicht nur unserer physischen, sondern auch selbst unserer intellectuellen und moralischen Kräfte zu führen.

Ein allgemeiner Erfahrungssatz ist es, daß Jeder, der aller Mäßigkeit und vernünftigen Enthaltsamkeit Hohn spricht, und, gestützt auf den Gemeinspruch: dem Gesunden ist Alles gesund!, frech auf seinen Körper losstürmt, seine Unvernunft mit einem siechen oder kranken Leben büßen muß. Indeß wirkt doch eine nach einer übelverstandenen Diätetik geordnete Lebensweise auch eben so nachtheilig auf unser Wohlseyn, als der ungeregeltste Lebensgenuß; und von einer solchen zu pedantischen und mikrologischen Diät gilt das bekannte: medice vivere, pessime vivere.

Eine zweckmäßige Gesundheitslehre beruht auf folgenden Grundsätzen:

1) Wenn die auf den Körper wirkenden Reize weder zu stark, noch zu schwach, sondern dem Zustande seiner Erregbarkeit angemessen sind, so gehen dessen Verrichtungen gesundheitsgemäß von Statten. — Eine sorgfältige Auswahl läßt folglich

2) nur solche Reize zu, die wohlthätig für die Erregbarkeit sind, und sich mit den Bestandtheilen unsers Körpers vertragen.

3) Lange anhaltende, starke Reizung erschöpft endlich die Erregbarkeit; mithin hat die Dauer der Einwirkung starker Reize ein gewisses Ziel, welches ohne Störung der Gesundheit nicht überschritten werden darf.

4) Da Alter, Geschlecht, Temperament rc. die Erregbarkeit verschiedentlich modificiren, so versteht es sich von selbst, daß jegliches Alter, Geschlecht und Temperament einen verschiedenen Grad von Reizung vertragen.

5) Durch die tägliche Lebensconsumtion erleidet der Körper einen merklichen Verlust, welcher durch den Genuß passender Nahrungsmittel ersetzt werden muß. Deshalb muß

der Mensch dergleichen täglich genießen, aber auch verdauen, und allen unmäßigen Säfteverlust vermeiden.

6) Setzt man den Körper oft widrigen Einflüssen aus, so kann man durch Gewöhnung daran deren Eindruck erträglicher, ja ganz unschädlich machen; es ist daher zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig, sich an dergleichen Reize zu gewöhnen, denen man täglich im Menschenleben ausgesetzt ist.

Dies kann man aber nur durch eine zeitgemäße und vernünftige Abhärtung. Diese setzt uns in den Stand, künftig mancherlei Lebensbeschwerden unbeschadet unserer Gesundheit ertragen zu lernen, von Zufällen minder abhängig, und unter allen Verhältnissen lebenskräftig zu seyn. Sie beruht:

1) auf Stärkung des innern Lebens, und

2) auf gehöriger Reaction gegen alle dem Leben ungünstige Einflüsse.

Daß der Organismus hinreichend erstarke, um sich aufrecht zu erhalten in sich, wenn die Außendinge feindlich auf ihn einwirken, ist die einzige wahre Aufgabe der Abhärtung. Manche Menschen sind ursprünglich und vermöge der Umstände ihrer Erzeugung bereits so lebenskräftig, daß das eben genannte zweite Princip der Abhärtung sogleich auf sie anwendbar ist. Andere müssen dazu durch günstige, stärkende Einflüsse besonders vorbereitet werden. Ernährung des Leibes durch einfache, verdauliche, kräftige, nahrhafte Kost, Aufenthalt in freier, reiner Luft, angemessene Körperbewegung bereiten zur Ertragung von Ungemach vor. Und, wenn die Seele allen ihren Bestrebungen eine höhere Richtung vorzeichnet, und die Beziehung auf das höchste zu fassen sich übt, wird sie stark, so daß kein Unfall sie aus ihrer Fassung bringen kann. Sind auf solche Weise dem Leben innere Stützpunkte gegeben, so mögen immer allmählig Mißverhältnisse einwirken, und man wird ihnen widerstehen können.

Allein man hüte sich, ein spartanisches Ideal zur Nachahmung zu wählen, sondern bedenke wohl, daß Völker von höherer Kultur noch edlere und liberalere Staatszwecke ha-

ben, daß es ihnen nicht blos um die Bildung kräftiger, jedem Ungemach trotzender Krieger, mit Verachtung jedes von Natur schwächlichen Körpers zu thun sey, sondern daß jeder Geborne auf väterliche Sorgfalt gleichen Anspruch habe, und der Schwächliche ein eben so nützlicher Staatsbürger werden könne.

Körperabhärtung läßt sich indeß nicht mit der frühern Erziehung verbinden, kann nur dann in ihrer vollen Bedeutung eintreten, wenn die Ausbildung des Organismus ganz, oder großen Theils vollendet ist.

Alles, was man bis zu dieser Periode thun darf, muß sich blos auf Vorübungen beschränken, die desto größere Umsicht heischen, je weniger das Individuum in Ausbildung und Alter vorgeschritten ist. — Man berufe sich doch ja nicht mehr auf die natürliche Abhärtung der Kinder geringer Stände und des Landmannes, die eine Folge der Unwissenheit, der Sorglosigkeit und oft des Mangels ist. Gerade dadurch läßt sich das Irrige der übelverstandenen Abhärtung beweisen: man weist wohl immer auf die starken, abgehärteten Bauern hin, die nur den kleinern Rest der Generation begreifen, welche durch Zufall und ein halbes Wunder der widersinnigen und naturwidrigen Behandlung ihres kindlichen Alters entgangen sind, aber man erwähnt mit keinem Worte der Zahllosen, welche die Lehrzeit nicht überstanden, und in ein frühes Grab sanken. Auch glaube man doch ja nicht, daß Alles, oder auch nur der größte Theil, die solche Abhärtungslehrjahre überleben, wirklich gesunde Kernmenschen seyen. Aerzte, auch wohl Geistliche wissen das besser, Militairärzte, vorzüglich die mit der Conscription beschäftigten, am besten, welche kaum glaubliche Zahl der jungen Dorfbewohner an unheilbaren Schwächen und Gebrechen leiden, die großentheils nur auf Rechnung einer unverständigen, auf vorzeitige Abhärtung zielenden Erziehung geschrieben werden können. Also noch einmal: Abhärtung im vollen Wortsinne läßt sich nur dann erst vornehmen, wenn die Organe durch zweckmäßige physische Erziehung völlig ausgebildet sind, und durch Beihülfe

einer angenehmen Gymnastik den Grad von Gewandtheit, Regsamkeit, Biegsamkeit und Stärke erlangt haben, dessen sie bis dahin fähig sind. Früher begonnene Abhärtung würde diese Ausbildung stören, zurücksetzen, und jene selbst oft in der Folge ganz unmöglich machen.

Den Anfang mache man damit, daß man dasjenige verbannt, was blos den Sinnen schmeichelt, ohne wirklich zu stärken, z. B. Leckereien, weiches Lager, feine Bekleidung. Dann führe mah Umstände herbei, welche dem Leben wirklich ungünstig sind, aber 1) in richtigem Verhältnisse zur bestehenden Kraft des Organismus, 2) mit vorsichtiger allmähliger Steigerung, 3) in angemessener Abwechselung mit günstigern Einflüssen, 4) unter kräftiger Gegenwirkung des Organismus. So mag man den Knaben allmählig leichter, aber gleichmäßig gekleidet, und immer länger in Sturm und Regen schicken, doch muß er dabei durch kräftige Bewegung von innen heraus der Kälte und Feuchtigkeit entgegenarbeiten, und dann wieder in trockner Bekleidung und mäßiger Wärme sich Erholung gönnen; man mag ihn hungern, wachen und sich abmüden lassen, aber man muß dabei Heiterkeit und Frohsinn in ihm erhalten, und Gedanken in ihm wecken, die ihn beleben und durchglühen; man muß seinen Willen brechen, seine Wünsche versagen, Uebel ihm zufügen und fremdes Leiden ihn beobachten lassen, aber es muß darin die Erfüllung eines höhern Gesetzes, dem seine Vernunft sich unterwirft, ihm klar werden, und in milderer Behandlung muß dann sein Gemüth wieder erwarmen. So gelangt man dahin, daß den Dingen außer uns und den Zufälligkeiten im Menschenleben ihre Macht genommen wird, und unter feindseligen Einflüssen der Mensch sich doch männlich behauptet.

Verderblich bleibt dagegen immer jenes unzarte Eingreifen in den zarten Kinderorganismus, wo man ihm nur Entbehrungen und Mühseligkeiten aufbürdet; dadurch wird entweder die lebendige Kraft mit einemmal zerknickt, und das Leben verkümmert, oder der Organismus verfällt in rohe Härte und Störrigkeit, büßt die Feinheit der Sinne und der

Empfindung ein, und wird alles frei entgegenwirkenden Lebens verlustig.

Dessen ungeachtet muß auch der zweck- und zeitgemäß abgehärtete Mensch, um gesund zu bleiben und lange zu leben, in seinem geistigen und körperlichen Benehmen eine große Ordnung und Mäßigung beobachten, und allen innern und äußern Feinden seiner Gesundheit muthig die Stirn bieten.

Drittes Kapitel.

Diätetik für die Sinne und deren Organgebilde.

Die Hauptorgane des Körpers für die Seele sind die Sinnorgane. Da sie den Geist mit der Körperwelt in Verbindung setzen und darin erhalten, so muß man für ihre stete Integrität sorgen. Deshalb dürfen sie weder ganz unthätig und ohne Uebung bleiben *), noch auch zu lange und zu stark angestrengt werden; alle plötzliche und heftige Eindrücke sind von denselben zu entfernen, damit ihre Verrichtungen ungestört und harmonisch fortgehen.

Viertes Kapitel.

Diätetische Augenpflege.

S. Thom. Sömmerring über einige wichtige Pflichten gegen die Augen. 5te Aufl. Frkf. a. M. 1819. 8.

G. Jos. Beer, Pflege gesunder und geschwächter Augen. Wien u. Leipzig 1800. 8.

C. H. Waller, Diätetik für gesunde und schwache Augen ꝛc. Mit Kpfrn. Berlin 1821. 8.

M. Hager, Ueber die Erhaltung der Augen, und den zweckmäß. Gebr. der Brillen u. Augengläser. Wien 1822. 8.

*) Wie sie zweckmäßig zu üben sind, hat Gutsmuths gelehrt in seiner Anweisung zu Sinnübungen, als Anhang zu Dessen Gymnastik, neuester Ausgabe. 1804. 8.

Das Menschenauge ist, durch seine hohe Bestimmung nicht nur die Einwirkungen des feinsten und thätigsten Princips in der Natur, des Lichts, aufzunehmen, sondern auch die mehresten geistigen Empfindungen zu wecken, unstreitig das edelste Sinnorgan. Da aber das unserm Auge bestimmte Licht so mancherlei Modificationen fähig, und überhaupt das Sehorgan unzählig verschiedenen Einflüssen bloßgegeben ist, so erkrankt es auch am meisten, und seine Krankheiten sind oft sehr schwierig zu heilen, ja manche derselben ganz unheilbar, und nur ihre Verhütung wird durch eine zweckmäßige Augendiät möglich. Diese beruht aber auf einer richtigen Oekonomie und Schonung des Organs selbst von der Geburt an. Das Auge der Neugebornen muß sogleich in den allerersten Zeiten vor zu hellem Tages- und Kerzenlichte geschützt seyn. Plötzlicher Wechsel von Licht und Schatten ist überhaupt zu vermeiden, und, sobald das Kind einzelne, zumal helle, glänzende Gegenstände zu fixiren anfängt, dafür zu sorgen, daß diese gerade auf und in das Auge fallen. Das gemäßigte Licht muß immer vor ihm stehen, nie zur Seite oder hinter demselben, weil es sonst schielen lernt. Seine Bettstatt sey so gestellt, daß das Tageslicht weder über den Kopf, noch zur Seite einfalle. Glänzende Dinge dürfen nicht über oder neben der Wiege seyn. —

Das Meiste kommt im künftigen Lebensalter auf das Maaß, die Zeit und auf die Art der Thätigkeit an, die man seinen Augen zutraut, um sie schnell zu schwächen, oder lange ungetrübt zu erhalten.

Braune und schwarze Augen sind im Durchschnitt von Natur schwächer, und halten überhaupt weniger Anstrengung aus, als blaue oder graue. Sehr selten leiden zwar jene am grauen Staare, aber desto mehr an andern Gesichtsfehlern. Glotzaugen mit schwachen Braunen und Wimpern bei blonden Personen sind leicht zur Entzündung geneigt. Das linke Auge ist oft schwächer, wird weit häufiger krank, und fast immer viel kränker, als das rechte.

Es giebt aber folgende allgemeine Schädlichkeiten für unsere Augen:

1) Zu langes Schlafen wie zu langes Weilen im Finstern ist ihnen eben so nachtheilig, als zu häufiges Abkürzen des Schlafs. Directes oder zurückgeworfenes Sonnenlicht, das auf die Augen des Schlafenden fällt, macht Thränenfluß, Spannung, Röthe und Entzündung der Augen. Ein beim Erwachen plötzliches Aufblicken in starkes, blendendes oder blitzendes Licht schmerzt und stumpft das Gesicht ab. Eben so gefährlich ist ein rascher Uebergang aus einer dunkeln Wohnung auf die stark besonnte Straße, oder aus einem schattigen Schlafgemache in ein sonnenreiches Zimmer, oder Abends aus der Dunkelheit in einen hell erleuchteten Saal, so wie das Sehen in die Sonne oder Lichtflamme, auf eine zumal besonnte, blendende Schneefläche, auf Schlagschatten, das lange Anschauen des Vollmondes ꝛc. Alles dieses kann eine wahre Lichtscheu hervorbringen. Das heftige Reiben der Augenlider nach dem Erwachen ist allemal schädlich, und kann leicht durch Einwärtsbeugen eines Wimperhaars, oder durch Einbringen irgend eines in den Wimpern hängen gebliebenen feinen fremden Körpers in das Auge, dieses heftig und anhaltend entzünden. Wohl thut es den Augen, sie an jedem Morgen, aber erst wenigstens eine halbe Stunde nach dem Aufstehen, wenn sie, gleich der Haut, nicht mehr stark dünsten, mit reinem, nicht eiskaltem Quellwasser, am besten mittelst eines darein getauchten feinen Linnens durch gelindes, mit einem sanften Drucke abwechselndes Hin- und Herbewegen der Augenlider und Wimper auszuwaschen, und dasselbe dann einige Zeit über den geschlossenen Augendeckeln zu halten. — Dies Augenbad ohne Becher und Wännchen, die außerdem mehr schaden, als nützen, kann man auch Abends vor Schlafengehen, manchmal am Tage, besonders bei sehr trockner Luft, oder nach jeglicher Anstrengung und nach Verunreinigung seiner Augen, z. B. mit Staub, Schweiß, Rauch und Dampf aller Art, nützlich gebrauchen.

2) hat die Luft, in welcher man längere oder kürzere Zeit athmet, ihren unverkennbaren Einfluß auf unsere Augen. Zu ihrer Erhaltung ist daher eine möglichst reine Atmosphäre und täglicher Genuß der freien Luft erforderlich. An diesen nicht gewöhnt leiden sie von jedem heftigen Winde. Der Gebrauch der gewöhnlichen Staub- und Reisebrillen, als angeblicher Schutzmittel gegen Wind und Staub, ist zu widerrathen, weil die Augen dadurch in einem ihnen nachtheiligen Dunstbade erhalten, die Gläser bald trübe und undurchsichtig werden, zugleich aber die Empfindlichkeit der Augen gegen Luft und Licht nur zu sehr gesteigert wird. Am besten bleibt's, auch auf Reisen die Augen von Zeit zu Zeit auf obige Art auszuwaschen und zu säubern. — Schwächend wirkt dagegen ferner auf die Augen der Aufenthalt in einer feuchten, dumpfigen, unreinen Zimmeratmosphäre bei Tag und bei Nacht, das Wohnen in der Nähe sumpfiger eingeschlossener Orte, Dunggruben, Cloaken, Viehställe, zumal Schweineställe, Gerbereien u. a. dergl. Mephitis. Kein Dunstkreis greift aber die Augen so schnell und heftig an, als der des Menschenkoths und Harnes, wogegen die neuerfundenen nicht riechenden Abtritte das beste Schutzmittel sind. Oder man sollte beim Bauen von Menschenwohnungen darauf sehen, daß die Fenster der Wohn- und Schlafzimmer nicht den Dungstätten und Latrinen zugekehrt wären.

Wohnungen mit einer weiten Aussicht sind für Gelehrte, und überhaupt für Menschen, die ihre Sehkraft anstrengen und viel zu Hause arbeiten müssen, vorzüglicher, um den Augen öfter durch das Sehen ferner und verschiedener Gegenstände Erholung geben zu können. Auch müssen dergleichen Wohnzimmer hell genug seyn, ihre Fenster aber dürfen keiner von der Sonne beleuchteten weißen Wand gegenüberstehen. Eine Wohnung, welche das Sonnenlicht unmittelbar empfängt, ist den Augen allemal zuträglicher, als jene, in welche die Sonnenstrahlen nur zurückgeworfen werden. Indeß muß man beiderlei Licht durch blaue oder grüne Fenstergardinen (Rouleaux) mildern, welche aber nicht, wie

es sehr häufig geschieht, blos innerhalb der Fensterfutter herablaufen, sondern diese von allen Seiten ganz decken und sich befestigen lassen, damit sie bei entstehender Zugluft weder auf-, noch abwärts bewegt werden können. Denn fallen sie nur innerhalb der Fensterfutter herab, so lassen sie theils von selbst schon an den Seiten Lichtstrahlen durch, theils gestatten sie, von dem durch die Fensterritzen dringenden Winde, oder bei entstehendem Zugwinde hin- und her bewegt, ein plötzliches Einfallen und Verschwinden der Lichtstrahlen, welches die Augen offenbar mehr angreift, als das gleichmäßige Sonnenlicht selbst. — Endlich dürfen die Wände, Fensterrahmen und Futter, die Thüren und ihre Bekleidungen in Zimmern, worein Sonnenlicht fällt, weder mit grellen, noch weniger mit glänzenden Farben angestrichen seyn. Spiegel, polirte und lakirte Mobilien, Gemählde und Kupferstiche unter Glas, u. a. glänzende Bronze-Verzierungen muß man wenigstens so hängen oder stellen lassen, daß die Sonnenstrahlen sie nicht treffen und von ihnen ins Auge zurückgeworfen werden können;

3) wirkt das ganze diätetische Verhalten auf die Augen bedeutend ein. Wiederholte Diätfehler können nicht nur anhaltende und unheilbare Gesichtsschwäche, sondern sogar vollkommene Blindheit herbeiführen. Verstopfungen des Stuhlgangs und heftiges Drängen dabei, machen, so wie beim schweren Kreißen der Weiber, starken Blutandrang nach dem Kopfe, somit auch nach den Augen, wodurch diese ungemein geschwächt werden. Zu langes Sitzen, das Lesen im Bette ꝛc. verursacht gleichfalls solche Blutanhäufungen, daher ist's auch schon darum gesunder, bald stehend, bald sitzend zu arbeiten, und im Bette gar nicht zu lesen;

4) kann durch eine verkehrte Haut- und Kopfhaarkultur den Augen nicht wenig geschadet werden. So entzünden sich diese leicht und hartnäckig durch das unsinnige Eiskaltwaschen oder plötzliche Untertauchen des so eben stark ausdünstenden Kopfs beim Baden im kalten Flusse, durch das öftere Anfeuchten der Kopfhaare mit kaltem Wasser, um

diese nach Soldaten- und Stutzermanier in die gehörige Form, oder vielmehr Unform zu zwingen. Mehr von diesem allen weiter unten;

5) möchten auch unsere engen Kleidungsstücke, Kopfbedeckungen rc. auf die Augen nachtheilig wirken. Feste Halsbinden und Tücher, zu knappe Westen, Schnürleibchen u. s. w. verstärken den Andrang des Bluts nach Kopf und Augen, worunter diese, besonders durch Anstrengung bei sitzender Lebensart, nicht wenig leiden. Das Tragen der Florkappen und Schleier im Sommer hindert bei Damen den freien Gebrauch der Augen, blendet dieselben, und läßt den feinsten Staub einfallen. Fächer, Schirme und Hüte schützen zweckmäßiger gegen das heftige Sonnenlicht im Sommer, so wie schwarze Kreppschleier, oder Krepp statt der Gläser in die Brilleneinfassung gespannt, gegen das Blenden des Schnees im Winter. Nur dürfen die Fächer weder durchsichtig, noch glänzend, noch grellfarbig, und die Schirme eben so wenig mit hellfarbigem Zeuge überzogen, als die Hüte damit gefüttert seyn. Grau, Blau und Grün thun den Augen vorzüglich wohl, weil sie die wenigsten Lichtstrahlen reflectiren. Höchst nachtheilig ist ihnen die Mode einer glänzenden Metalleinfassung an den Männermützen, so wie das Tragen der Czakkoschilde und blanken Helme rc.; desgleichen die Mode des weiblichen Geschlechts, über den Augen und zu den Seiten derselben Haarlocken herabfallen zu lassen, wodurch jenen, sowohl wegen ihrer theilweisen Blendung, als auch weil leicht einzelne Haare zwischen die Wimper kommen, und das Auge selbst reizen, wohl gar entzünden können, allerdings geschadet wird;

6) gehören noch zu den mittel- oder unmittelbar schwächenden Einflüssen auf unsere Augen: alles Arbeiten mit denselben in der Morgen- und Abenddämmerung, im Mondscheine, bei schwach glimmender Lampe, oder an sehr trüben Wintertagen, das Wetterleuchten des Blitzes, alles Arbeiten bei Lichte in dunklern, zumal rothen und schwarzen Farben, die Perlarbeiten, das Schreiben und Zeichnen auf schwarze

Flächen, alles Lesen während des Fahrens, Reitens und Lustwandelns, das Rauchen kurzer Cigarren, zu vieles Weinen, zu plötzliche Unthätigkeit des Gesichts nach bisherigem Mißbrauch desselben, zu niedrige Haltung des Kopfs beim Sehen, zu starke Näherung kleiner Gegenstände vor die Augen, die Lorgnetten- und Brillenmode bei eingebildeter Kurzsichtigkeit, der Mißbrauch der Operngucker und Fernröhre, der Mikroskope rc., der Gebrauch unpassender, trüber, geritzter oder gesprungener Augengläser, das beständige, schnelle Lesen, zumal kleiner, scharfer Taschenbuchschrift auf geglättetem Papier und bei Kerzenlicht, das Kartenspiel zur Nachtzeit bei vollem Lichterglanz, hauptsächlich mit feinen geglätteten Spielkarten, der Gebrauch metallischer Schminken bei unsern Kunstschönen, auf oder außer der Bühne, zu häufiger Genuß physischer Liebe rc. Aber nicht genug, daß wir unsere Augen gegen diese Feinde möglichst schützen müssen, sondern es kommt zugleich hier auf die richtige Leitung des Lichtes an.

Als allgemeiner Grundsatz dürfte hier wohl gelten: daß man, zumal bei Abendarbeiten, nie zu viel Licht haben kann, nur kein reflectirtes, concentrirtes und ungleich vertheiltes. Man stelle daher mehrere gleich hohe Kerzen so, daß ihre Lichtflamme die Augen nicht horizontal treffe, sondern höher, als diese stehen, um ihr auszuweichen. Die Augen bei deren Annäherung an die Lichtflamme eine Zeitlang entweder zu schließen, oder mit der Hand zu bedecken, ist eine nachtheilige Gewohnheit, weil die durch die Lichtflamme verengt gewesene, im Dunkeln aber erweitert gewordene Pupille beim nachherigen Oeffnen der Augen zur Aufnahme noch mehrerer Lichtstrahlen, als vorher, empfänglicher gemacht ist. Man wende also die Augen lieber einige Zeit wechselsweise von der Lichtflamme ab, durch das Zuhalten schadet man ihnen nur zu sehr. — Talglichter fackeln zu sehr, und müssen zu oft geputzt werden. Besser sind gute Wachslichter, oder Kerzen aus Halbtalg und Wachs, oder aus Wallrath. — Die Seidlerschen und die Argandschen Arbeitslampen mit bandför-

migen Dochten erfüllen, beim Gebrauch eines reinen guten Baumöls, ganz ihren Zweck, nur muß dabei die Concentration und Reflexion des Lichts vermieden werden. Lichtschirme sind zur Erhaltung gesunder Augen nicht eben nothwendig, höchstens möchten die Kopfschirme Glotzaugen mit schwachen Wimpern und Braunen frommen; erstere dürfen aber nicht ganz undurchsichtig seyn, (die besten sind grüne; dünne, seidene, lackirte schaden,) noch auch das Licht rings umgeben, weil sonst dieses reflectirt und concentrirt wird, und die Gegenstände umher verdunkelt sind.

Am Tage arbeite man nicht mit dem Gesichte dem Fenster zugekehrt, am wenigsten, wenn gerade gegenüber eine von der Sonne beschienene Mauer steht, oder ein Haus, von welchen das empfangene Sonnenlicht gerade in das Fenster zurückgeworfen wird. Eben so wenig darf man mit dem Rücken gegen das Fenster gewandt arbeiten, damit die Augen nicht durch reflectirtes Licht leiden. Am besten ist's, den Arbeitstisch so zu stellen, daß das Licht uns über die linke Schulter von oben schief einfällt. Daher verdecke man die untere Hälfte der untern Fenster mit einen Vorhang, oder Vorsetzer.

Wer viel zu seinen Arbeiten sehen muß, wähle außerdem noch dazu die schicklichste Tageszeit. — Der Gebrauch der Augen am frühen Morgen nach einem mäßigen gesunden Schlafe, ohne alsobaldige große Anstrengung, bleibt immer der heilsamste. Bei und nach Tische aber, nach Erhitzung des Körpers jeder Art, und Abends bis spät in die Nacht hinein, vermeide man ja alle Gesichtsanstrengung. Zum Schreiben wähle man die Abend-, zum Lesen die Morgen- und übrige Tageszeit, oder wechsle mit beiden vorzüglich des Abends ab. Sehr feine Kunstarbeiten, zumal an und in glänzenden Gegenständen sollten nie bei künstlichem Lichte vorgenommen werden. Bei mikroskopischen Beobachtungen, die nur an ganz hellen Tagen anzustellen sind, mildere man das zu starke Sonnenlicht durch einen grünen Kopfschirm, und wechsle mit beiden Augen ab. Wenn man unwillkührlich ei-

nen schnellen Wechsel des Lichts und der Beleuchtung ertragen muß, so strenge man sich nicht an, sogleich Alles deutlich sehen zu wollen.

Eine Hauptregel beim Gebrauche der Augen ist ferner: ihrer auch noch so scharfen, noch so dauerhaft scheinenden Sehkraft nicht zu viel zuzumuthen, und, wenn man sie anstrengen mußte, für deren Erholung zu sorgen. Vorzüglich stärkt die müden Augen bei hellem Tage eine Fernsicht aus dem Arbeitszimmer ins Freie oder eine Straße entlang, der Anblick des frischen Wiesen- und Waldgrüns und so mancher nahen und fernen Schönheiten in der Natur, wobei zugleich die Seele erheitert wird ꝛc.

Besonders nachtheilig ist die Anstrengung der Augen in der Entwickelungsperiode des Menschen. Nach derselben ertragen sie diese viel eher, und selbst im hohen Alter ermüden sie nicht so leicht, wenn man früher sie schonte. Im Gegentheil treten bei jungen und vollblütigen Menschen eher, als bei andern, bei braunen und schwarzen Augen früher, als bei blauen und grauen mehrere Zufälle ein, die uns gleichsam vor fernerer Anstrengung warnen, und uns dringend mahnen, den Augen Muße zu vergönnen.

Eine gewisse Gesichtsschwäche offenbart sich dann, wenn man kleine Gegenstände näher, als sonst, vors Auge bringen muß, um sie zu unterscheiden, wenn sich ein Gefühl von unangenehmer Spannung in der Augengegend einstellt, das zwar durch Ruhe bald wieder verschwindet, aber bei jeder neuen Anstrengung wiederkehrt; wenn bei deren Fortdauer eine gewisse Wärme der Augenlider, ein schwieriges Oeffnen und Bewegen derselben, zumal bei jungen, vollblütigen Personen, sich beigesellt, wenn die Augen während der Arbeit, oder auch bei Betrachtung kleiner Gegenstände thränen, wenn weiterhin betäubender Kopfschmerz, vornehmlich um die Augenbraunen herum, dazu kommt, wenn sich die Augen röthen, ihre Deckel früh zugeklebt sind ꝛc. Alles dies sind traurige Vorboten verschiedener Augenübel, hauptsächlich von Blödigkeit des Gesichts. Ihnen läßt sich außer pünktlicher Vermei-

dung obiger Schädlichkeiten und Augendiätfehler nur vorbeugen: durch möglichste Schonung des Gesichts, vornehmlich zur Nachtzeit bei Licht, durch öftern Wechsel, und gehörige, wenigstens schuhweite Entfernung der Gegenstände von den Augen, durch Waschen derselben erst eine halbe Stunde nach dem Verlassen des Betts mit verschlagenem Wasser, oder durch momentanes Bespritzen mit kaltem und schnell wieder Abtrocknen und durch Reinigen derselben auch den Tag über, wie oben. Ich selbst benetze jedesmal des Morgens meine durch den Gebrauch geschwächten Augen mit meinem frischen, reinen Mundspeichel seit längerer Zeit, nicht ohne merkliche Verminderung meiner Augenschwäche. Mit gleichem Vortheil bedienen sich auf mein Anrathen auch Andere dieses einfachen Augenmittels. Zugleich lassen sich die Augen stärken durch den häufigen Genuß einer reinen, freien, windstillen Luft im Grünen, durch eine gesunde Wohn- und Schlafzimmerluft, durch laue Fuß- und Kopfbäder, oder auch ganze Flußbäder, durch abwechselnde Bewegung zu Fuß, zu Pferde und im Wagen, durch Billardspiel auf grüner Tuchfläche, durch das Ring- und Ballspiel ꝛc. — Einzelne schwarze Blasen, Ringe, Flecke und Netze vor den Augen haben in der Regel nichts zu bedeuten, und verlieren sich von selbst wieder, oder weichen einer mäßigen Motion ꝛc. Gewöhnlich ist daran hartnäckige Leibesverstopfung Schuld. — Sehr schwache, matte und kränkliche Augen kann man täglich mit ganz reinem Franzbranntwein oder Rum, durch laues Wasser gehörig verdünnt, waschen. — Blöd- und wirklich Kurzsichtige, d. h. solche, welche auf drei Schritt weit die Gesichtszüge eines Menschen nicht mehr unterscheiden, die eine mäßig grobe Schrift keine große Spanne weit lesen können, und deren Augäpfel nach vorn stark gewölbt sind, mögen ihre Augen oft in verschlagenem Wasser baden, und die obern Lider und Augenkreise mit Eau de Cologne ꝛc. mehreremal des Tags bestreichen. Aber ohne Unterschied geistige Augenwasser zu gebrauchen, ist weniger räthlich, weil sie nicht bei jeder Schwäche wirksam, ja oft schädlich sind

oder Nässe überhaupt von manchen Augen gar nicht vertragen wird. In diesem Fall mag man sich lieber zum in die Ferne Sehen einer Hohlbrille bedienen.

Die Masse der Brillen- und Augengläser überhaupt muß:

1) vollkommen rein seyn, d. i. gegen das Licht gehalten, keine Körnchen, Grübchen, Ritzen, Wirbel oder Streifen zeigen;

2) muß das Glas ganz weiß und farblos erscheinen.

3) Jedes Glas muß, wenn man es zwischen zwei Fingern faßt, und diese über beide Flächen desselben prüfend herumführt, durchaus gleichförmig dick und gewölbt sich anfühlen.

4) Vor die Augen genommen, darf keine Brille die Gegenstände vergrößern, sondern muß sie nur in reinen und scharfen Umrissen darstellen;

5) muß man mit ihr in demselben Abstande gut lesen können, in welchem man vorher bei noch vollkommner Sehkraft es konnte.

6) Beide Brillengläser dürfen nicht gleich stark seyn, weil beim Menschen ein Auge, und zwar mehrentheils das rechte, schärfer und besser sieht, und mehrere Anstrengung aushalten kann, als das linke. Deshalb muß die Brille mit Bügeln versehen seyn, durch welche jedem Auge sein ihm bestimmtes Glas stets angewiesen bleibt, damit sich die Gläser nicht verwechseln lassen.

7) Wer sich eine Brille oder Lorgnette unter mehreren aussuchen will, darf nie mehrere sogleich hintereinander proben, weil sein Auge ermüdet, und er dann um so eher eine falsche wählt. Man muß mehrere ausnehmen, und nur eine täglich etwa einstündig oder länger bei seiner Arbeit und zum Durchsehen gebrauchen.

8) Will man sich von einem Opticus eine Brille verschreiben, so muß man den Focus eines jeden Auges genau messen. Man hält nämlich bei vollem Tageslichte eine Druck- oder Handschrift vor das Auge, dessen Focus man messen

will, in so weiter Entfernung, als man die Schrift noch am leichtesten und besten, oder kaum bei der größten Anstrengung mit bloßen Augen mehr lesen kann. Dann mißt man genau mit einem Faden den Abstand des Auges vom Buche, zugleich aber auch die Größe der Buchstaben, wie sie sind, und wie sie erscheinen. Bei verschiedener Sehkraft beider Augen muß man das Maaß von jedem besonders nehmen, und unterdessen das andere mit seiner Hohlhand, doch ohne allen Druck, bedecken. Die am sichersten zweimalige Messung geschehe nicht sogleich nach Tische, oder unmittelbar nach dem Genuß geistiger Getränke, sondern immer nur dann, wann die Augen auf keine Art beunruhigt oder ermüdet sind.

Q) Das Maaß sende man nun mit folgenden Bemerkungen an den Opticus ein:

a) von welchem Auge jedes genommen worden?

b) ob man in weiter Entfernung, oder in der Nähe besser, oder ob man in beiden Fällen schlecht sehe? ob man etwa früher besser, als jetzt, sahe?

c) ob man bei eintretender Dämmerung und Abends bei Lichte lesen und größere Gegenstände deutlich unterscheiden könne, oder nicht?

d) Wie die etwa schon gebrauchten Gläser gewirkt? ob sie vergrößert oder verkleinert, und ob sie dies nur anfänglich gethan haben, oder auch noch thun? In dergleichen Fällen lege man ein solches Glas bei.

e) bezeichne man, außer der Fassung, auch die Bestimmung der Augengläser, ob man sie in der Nähe zum Lesen, Schreiben und zu feinen Handarbeiten, oder in mittler Entfernung, etwa zum Notenlesen für Klavier, Violine ꝛc., oder zum Billard-, Kartenspiel ꝛc., oder endlich in weiterer Entfernung, z. B. für's Theater, zur Jagd ꝛc. gebrauchen will. Denn ein Glas, für den Gebrauch in die Ferne bestimmt, wirkt für die Nähe zu stark, es würde die Sehkraft zu sehr angreifen und schwächen.

f) muß in dem Bericht zugleich bemerkt werden: ob das eine oder das andere Auge, oder beide durch den Ge-

brauch schlechter oder unpassender Gläser und Vergrößerungsbrillen, durch vieles Arbeiten, zumal bei Lichte, oder in der Dämmerung und in dunkeln Zimmern; durch zu raschen Uebergang aus dem Hellen ins Dunkle, und umgekehrt, z. B. bei Arbeiten am Feuer, und Beschäftigungen mit glänzenden Dingen rc., durch Stoß, Druck, Entzündung u. a. Augenkrankheiten, durch Hämorrhoiden, Leibesverstopfung, Schnupfen, Kopfschmerz, Blutandrang nach oben, Erkältung der Augen und der Füße u. s. w., oder endlich durch starke Gemüthsbewegungen: vielen Kummer, anhaltendes Weinen, Aerger, und durch hohe Nervenempfindlichkeit des Körpers überhaupt gelitten haben, oder noch jetzt periodisch oder anhaltend leiden?

g) Sollten die Augen durch obige Gläser, oder auch durch zu lange Entbehrung einer nöthigen Hülfe schon so weit verdorben seyn, daß man ohne Glas nicht mehr lesen könnte, so sende man die zuletzt gebrauchten Augengläser, wenn sie einigermaßen noch ihre Dienste geleistet haben, ganz oder auch Stückweise ein.

h) Bei abweichender Sehkraft beider Augen merke man an, ob man sich etwa eines Glases oder Perspectivs nur für ein Auge bedient, oder ob man an Entzündung des einen gelitten? dauerte diese länger, und war sie etwa heftiger in dem einen als in dem andern? fand etwa die schädliche Gewohnheit Statt, Gegenstände nur mit einem Auge genau zu betrachten, und indeß das andere zu schließen; oder wurde das eine Auge durch die Kopfbedeckung rc. eine Zeitlang gehindert, mit dem andern gleich thätig zu seyn? wurde es etwa vom starken Licht, oder von dem an bestimmten Arbeitsplätzen im Studir- oder Schreibezimmer durch ein Fenster einfallenden Tageslichte, oder durch glänzende Gegenstände und hohe Farben mehr geblendet, als das andere?

i) Da junge Personen, wenn sie bei schnellem Wachsthum ihre Augen anstrengen, gewöhnlich für immer blödsichtig werden, sobald sie sich keiner guten und passenden Augengläser bedienen, so muß auch schon deshalb das Alter des

Hülfsbedürftigen im Berichte mit bemerkt werden, weil zugleich die Naturkräfte zur Besserung des Sehorgans einer Unterstützung bedürfen möchten.

10) Sollten die Augengläser bei bedeutender Zunahme der Sehkraft nicht mehr passen, so muß man sich andere einsetzen lassen. Dies wird um so nöthiger, wenn die Gegenstände bei genauer Vergleichung durch die Gläser in dem Abstande, für welchen diese bestimmt sind, größer oder kleiner, als den bloßen Augen sich darstellen; wenn die Schrift nur im Anfange scharf und deutlich, aber bei angegriffenen Augen stumpf und in einander fließend erscheint; wenn man ein Mißbehagen, ein Drücken in den Augen spürt, und sie deshalb etwas muß ausruhen lassen, um damit wieder fortarbeiten zu können; wenn man beim Abnehmen der eine Zeitlang gebrauchten Brille nicht sogleich deutlich und leicht sehen kann, und endlich, wenn bei der Arbeit durch die bisherige Brille früher Schlaf, und bei deren anhaltendem Fortgebrauch zuweilen Kopfweh, Röthe, Hitze und Entzündung sich einstellen, oder diese Uebel, wenn sie schon da sind, mehr zunehmen.

11) Personen, welche noch keine Brille gebraucht haben, und auch ohne diese beim Lesen, Schreiben ꝛc. die eben genannten Erscheinungen an ihren Augen wahrnehmen, müssen diese sogleich von einem sachkundigen Augenarzte genau untersuchen, und eine gute Brille sich bestimmen lassen, wenn diese ihnen noch hülfreich werden soll.

12) Es ist ein sehr verderbliches Vorurtheil, zu glauben: als dürften nur bejahrte Personen ihren schwachen Augen durch Gläser zu Hülfe kommen. Vielmehr muß dies in jeglichem Lebensalter so bald, aber auch nur so lange geschehen, als es erforderlich ist.

13) Man bediene sich zum alltäglichen Sehen keiner scharfen und keiner sogenannten Lese- und Vergrößerungsgläser, keiner einfachen Lorgnetten, und nur selten der Ferngläser für ein Auge allein, keiner grünen Brille ꝛc., wenn nicht

Augenentzündung, ein hoher Grad von Nervenreiz und stark blendendes Licht es nöthig machen.

14) Der Gebrauch der Brille beim bald Näher=, bald Weitervorsichhalten der Gegenstände ist eben so nachtheilig, als das beständige Tragen derselben. Lächerlich zugleich ist's, sie sogar bei Tische ꝛc. nicht abzulegen, als schäme man sich seiner Naturaugen. Manche bedienen sich derselben sogar bei ihren Sitzungen auf dem Abtritte, und bringen sie selbst im Schlafe nicht von der Nase!!

15) Wer zu seinen Arbeiten einer Lupe bedarf, mag diese, damit sie unverrückt vor dem Auge bleibe, mit einem Bügel, oder auf andere Art am Kopfe befestigen, und bald mit dem einen, bald mit dem andern Auge durch dieselbe schauen.

16) Wer noch nicht kurzsichtig (myops) ist, kann es leicht werden, wenn er aus übler Angewöhnung die Gegenstände dem Auge zu nahe bringt, und bei seinen Arbeiten zu krumm sitzt; daher auch schon Kindern diese Gewohnheit ja nicht gestattet werden darf.

17) Auch das schon kurzsichtige Auge wird sich bei zweckmäßiger Schonung desselben mit der Zeit verbessern. Muß der Myops ja manchmal von einer Lorgnette Gebrauch machen, so entferne er sie doch ja so oft wie möglich, und nehme nur im Nothfalle dazu seine Zuflucht, um sich nach und nach an's Sehen mit unbewaffneten Augen zu gewöhnen. Dabei verbessern das Billard=, das Ring= und Federballspiel ꝛc. durch Uebung des Gesichts nicht wenig die Myopie.

18) Daß sich das verlorne Sehvermögen von selbst, und eben so stark, wie zuvor, wieder einstellen könne, lehren einzelne Beispiele, als Ausnahmen von der Regel.

Fünftes Kapitel.

Diätetische Sorge für den Gehörsinn und dessen Organ.

J. E. Trampel, Wie erhält man sein Gehör gut? 2te Aufl. mit Anm. u. einer Vorrede von K. T. Starcke. Hann. 1822. 8.

Die äußern Ohren des neugebornen Kindes werden schon durch die zu fest anschließenden Kinderhäubchen mehr an den Kopf gedrückt, mithin in ihrer weitern Entwickelung aufgehalten, und zur gehörigen Aufnahme und Concentrirung der Schallstrahlen eben so ungeschickt, als durch Lähmung ihrer äußern Musculatur aller freien und willkührlichen Beweglichkeit endlich ganz verlustig. Sie können sich also nicht spitzen, und zur Unterscheidung des Schalles mitwirken. Dieser Kinderkopfputz muß entweder ganz wegfallen, oder wenigstens den äußern Ohrmuskeln freies Spiel lassen.

Das kindliche Ohr muß aber auch seiner noch sehr zarten Organisation wegen von der Geburt an vor heftigem Schalle und Geräusche bewahrt werden. Selbst Erwachsene mögen zu nahen und zu starken Schallerschütterungen, wie: dem Donner des groben Geschützes ꝛc., möglichst ausweichen, oder können sie dies nicht, wie: die Artilleristen ꝛc., durch Offenhalten des Mundes, wodurch dergleichen gewaltige Eindrücke mehr gemäßigt, gleichsam gebrochen werden, sich dagegen sichern, bis sich ihr Ohr daran nach und nach gewöhnt. Sonst ist lebenslange völlige Taubheit oder doch Schwerhörigkeit ihr trauriges Loos, welches auch Jene treffen kann, die, unvorsichtig genug, ihren von Schweiß triefenden Kopf oder ganzen Leib im kalten Luft- oder Wasserbade vorschnell abkühlen, oder einem schneidenden Zugwinde bloßstellen, alte Kopfausschläge zu plötzlich sich vertreiben und unterdrücken ꝛc.

Daß übrigens schon von Kindheit an für tägliche, aber gehörige und behutsame Säuberung der äußern Ohrhöhle von leicht erhärtendem, mit der Zeit wohl sich versteinendem Ohrenschmalz durch glatte, beinerne, mit Mundspeichel jedesmal anzufeuchtende Ohrlöffelchen zu sorgen ist, versteht sich

von selbst. — Das Tragen schwerer Ohrgehänge möchte ebenfalls nicht gleichgültig, und beiden Geschlechtern wohl zu widerrathen seyn! — —

Harthörige Personen mögen sich mit Kunstohren (künstlichen äußern Ohrmuscheln), oder Hörröhren, und andern akustischen Instrumenten behelfen, dergleichen die chirurgische Kosmetik erfunden hat; nur sollten sie nach jedem Grade der Schwerhörigkeit verschieden, und nach dem Bau des innern Ohres mehr construirt seyn. Curtis, (s. dessen Abh. über d. gesunden u. krank. Zustand des Ohres ꝛc. Aus d. E. m. Anm. von Robbi. Lpz. 1819) Maschine von parabolischer Kegelform nimmt gleich dem auf der See gebräuchlichen Sprachrohr den Schall concentrirt auf, und nützt vorzüglich gut. Im Nothfall kann man mittelst eines an die Vorderzähne gestemmten Holzstäbchens, dessen anderes Ende an den schallenden Körper, z. B. auf den Resonanzboden eines Klaviers ꝛc. gelegt wird, die Schallstrahlen von außen aufzunehmen versuchen. Auch hören manche Schwerhörige leichter, wenn sie sich vorher einem starken Geräusch ausgesetzt haben. Bei mancher Taubheit oder Harthörigkeit thut Gähnen, Gurgeln, Husten, Niesen, Erbrechen, oft wiederholtes langes Athemzurückhalten bis zum Ohrenschmerz, wobei das andere Ohr mit Baumwolle zu verstopfen ist, und das nachmalige schnelle Ausstoßen der Luft, ferner Schröpfen, Aetzen, Cauterisiren hinter den Ohren, das Tragen einer Wollkappe zur Nachtzeit, oder jede warme Bedeckung des Hauptes, und warmes Verhalten überhaupt, so wie die öftere Anfeuchtung des zu trocknen innern Ohrs mit warmen Wasserdämpfen ꝛc., im Gegentheil mit trocknen Dämpfen, oder auch ätherischen; die Auflösung und Ausspühlung des zu vielen verdickten oder verhärteten Ohrenschmalzes zu Zeiten gute diätetische Dienste.

Den ganz Taubstummen und Stocktauben, die ihre eigene Stimme nicht mehr vernehmen, kann man sich einzig durch die Mienen- oder Schriftzeichensprache verständlich machen. — Taubstumme, die nicht völlig taub sind, und deren Gehör sich durch Uebung schärfen läßt, lehrt man

durch das Gehör sprechen, während die gewöhnliche Methode durch das Gesicht und Gefühl unterrichtet. Jene Methode ist zwar mühsamer, als diese, doch lernt dabei der Taubstumme wirklich hören und sprechen. (Vergl. J. M. G. Itard Tr. des maladies de l'oreille et de l'audition. à Paris 1822. T. II. 8. m. Kpfn.)

Sechstes Kapitel.

Diätetische Sorge für den Geschmack- und Geruchsinn, und deren Organgebilde.

Die diätetische Pflege des Geschmackorgans beginnt schon beim neugebornen Kinde, dessen Mund- und Gaumenhöhle sogleich durch behutsames Einbringen des reinen Fingers von dem zähen Schleime gereiniget werden muß, was um so nöthiger ist, so bald das Kind röchelt.

Wenn die Spitze der Zunge nach unten gezogen ist, tief in der untern Kinnlade liegt, und nicht in die Höhe gehoben werden kann, wenn das Kind die Brustwarze nicht nimmt, oder, vergeblich bemüht, sie an den Gaumen zu drücken, sie gleich wieder fahren läßt, und zugleich fruchtlose Versuche macht, dargereichtes Getränk hinabzuschlingen, da ist das Zungenbändchen wirklich zu kurz, und das sogenannte Lösen der Zunge, womit von den Hebammen so großer Mißbrauch getrieben wird, allerdings nothwendig. Die an sich leichte Operation geschehe aber durch einen sachkundigen Wundarzt mit Vorsicht, um die naheliegenden Blutgefäße nicht zu verletzen. Mit den Nägeln sie zu machen, wie manchmal die Dorfhebammen zu thun pflegen, ist durchaus verwerflich, weil dadurch leicht Eiterung und Drüsenverhärtung unter der Zunge entstehen kann. —

Von jetzt an unterlasse eine Mutter nie, die ganze Mundhöhle ihres Kindes nach jedesmaligem Säugen oder Füttern genau zu untersuchen, und mit einem feinen Tuche sanft zu säubern, lasse beim künstlichen Aufziehen das Kind nicht zu

warm

warm essen und trinken, noch ihm von der Wärterin mit ihrem vielleicht krankem Speichel Gekautes in den Mund geben, welches sie am besten auch selbst unterläßt. — Späterhin muß alle Morgen erst die schleimbelegte Zunge, um sie weich und zart zu erhalten, mit einem beinernen Spatel oder glatten Fischbein gesäubert, und, gleichwie jedesmal nach dem nicht zu warmen Essen, der Mund mit lauem Wasser, worunter ein paar Tropfen Weinessig oder Wein kommen können, mehreremale ausgespült werden, zumal von Tabakskauern und Tabaksrauchern. So wird man, im Uebrigen gesund, sein Geschmacksorgan, mithin auch seinen Geschmackssinn rein gestimmt, zugleich aber seinen Appetit unverdorben erhalten, ja verbessern. Uebelriechender Mund, Fehler, Stumpfheit oder wohl gar Mangel des Schmecksinnes liegen oft tiefer, hängen mit andern Krankheiten zusammen, und haben verschiedene Quellen, die der Arzt aufsuchen und verstopfen muß, wenn er kann. Alle hier gepriesene Mundwasser und Mundparfüms wirken nur momentan, und maskiren blos theilweise jene Uebel; eingealtet sind diese ganz unheilbar.

Um gute Zähne und gesundes Zahnfleisch sich zeitlebens zu erhalten, esse und trinke man weder zu heiß, noch Kaltes und Warmes sogleich hinter und unter einander, aber auch nicht zu kalt, genieße kein Gefrornes, kein eisiges Getränke, kein zu kaltes oder gefrornes Obst, zumal bei erhitztem Körper, nicht zu häufig Saures und Starkgesalzenes, noch auch zu viel weißen Zucker, wegen seiner Kalkbestandtheile, welche die Zähne schwärzen und anfressen, eben so wenig viel kandirte Waare, Zuckergebackenes, zerbeiße keinen harten Zucker, knacke keine Nüsse und andere harte Saamenkerne auf, hüte sich vor jedem unrechten Biß, vor Kauen auf Sand, Steinchen, Knochensplitter rc., muthe überhaupt seinem gesunden, auch noch so festen Gebiß nicht zuviel zu, und gewöhne sich mit vollem Munde zu kauen. Nach jedesmaligem Essen spüle man sich mit lauem Wasser den Mund aus, reibe Zähne und Zahnfleisch mit einem Tuche ab, und entferne sorgfältig alles dazwischen sitzen Gebliebene mit einem

nicht metallenen Zahnstocher. Ohne sich früh Morgens den Mund mit kaltem Wasser auszuwaschen, muß man vielmehr Zähne und Zahnfleisch zuvor, die obern abwärts, die untern aufwärts, an ihrer Vorder- und Hinterfläche mit einem feinen Waschschwämmchen (gleich der Zunge) gut reinigen, und dann erst den Mund mit lauem Wasser mehreremale ausspülen. Bei starkem Schmutz auf den Zähnen und bei welkem Zahnfleisch mag man sich eines einfachen Zahnpulvers aus ganz fein zerstoßener und durchsiebter Buchenholzkohle, oder gerösteter Brodtrinde, aber ja keines scharfen aus Bimsstein rc. bedienen. Für zu schlaffes, leicht blutendes Zahnfleisch hilft eine Tinctur aus Salbeithee, Löffelkrautspiritus und etwas Rothwein. Der Zahn- oder sogenannte Weinstein muß zeitig durch ein Zahnpulver aus reinem Weinsteinsalz, Calmus- und Chinarinde mit etwas Myrrhe ohne alles eigene Kratzen und Schaben daran fortgeschafft, oder der Mund sollte jährlich wenigstens zweimal von einem Kunstverständigen untersucht, und jeder Zahn gereinigt werden, gleich den eingesetzten Kunstzähnen. — Gegen stumpfgewordene Zähne nach dem Genuß von Säuren kaue man etwas Käse rc. (Vergl. P. Ballif Anleitung zur Pflege und Erhaltung der Zähne; a. d. Franz. Berlin 1822. 8.).

Was den Geruchsinn und dessen Organ betrifft, so sorge man, um ihn schon bei Kindern gehörig zu wecken, und zeitlebens rege und unverstimmt zu erhalten, für tägliche Säuberung und Anfeuchtung der Nasenhöhlen, späterhin auch durch mehrmaliges Gurgeln den Tag über.

Das frühzeitige Abhärten des Geruchorgans ist höchst schwierig, weil es bei der Feinheit des Sinnes große Resignation erheischt. Man vermeide vielmehr alle unnöthige und zu häufige Reizung der Nasenschleimhaut mit den Fingern, oder mit zu rauhen Taschentüchern, das lange, öftere Einziehen flüchtiger scharfer Dünste, z. B. von Aetzsalmiakgeist, vieler austrocknenden Harzdämpfe von Räucherwerk rc., oder des Tabakrauchs und alles feinen Staubes in und durch die Nase, den Mißbrauch des Schnupftabaks überhaupt,

vorzüglich jener Sorten, die zuviel Feuchtigkeiten herbeiziehen, der Kräuterschnupftabake und officinellen Niespulver. Fern sey jegliche Verkältung, zumal des schwitzenden Kopfes und der Füße, jede Durchnässung dieser; sie sind die häufigsten Ursachen von Schnupfen und Katarrhen, welche, öfterer wiederkehrend, Geruchsschwächung, wohl gar temporelle Geruchslähmung und endlich lebenslängliche Geruchlosigkeit zurücklassen, ja selbst Gelegenheit zu Nasenpolypen geben können. Auch schlafe man nicht an jedem Orte im Freien, am wenigsten mit dem Rücken auf den Boden hingestreckt, schon deshalb, um keine Insekten, oder ihren Schmeiß in die Nase einzuziehen, wodurch auch bei Menschen Nasenwürmer sich ausbilden können. Um fremde Körper wieder aus der Nase zu entfernen, kann man sich durch den Mund stark blasen lassen, bis sie ausgestoßen sind. — Der üble Geruch aus der Nase läßt sich, wenn er nicht tiefer sitzt, noch von complicirten Ursachen abstammt, durch Nasenparfüms wenigstens vermindern, und durch stetes Reinhalten der Nase verhüten.

Siebentes Kapitel.

Diätetische Sorge für den äußern Tastsinn, oder Gesundheitspflege der Hautorgane.

Auch die peripherischen Organe des allgemeinen Tast- oder Fühlsinnes wollen wohl beachtet seyn. Denn groß und edel ist die Würde der Haut, dieses reinen Spiegels innerer Lebens- und Gesundheitsfülle. In ihr vereinen sich, außer dem Tastsinn, noch mehrere wichtige Bestimmungen; sie ist zugleich der Sitz unserer beständigen Ausdünstung; durch sie werden gewisse Stoffe aus unserer Atmosphäre eingesogen und andere schädliche Einflüsse abgehalten, durch sie lassen sich eine Menge Krankheiten sogleich im Keime ersticken, und die schon ausgebildeten größtentheils beseitigen. Sie ist ein Hauptorgan der Krisen in Krankheiten. In ihrer Außenfläche, ihrem Gewebe und Colorit liegt endlich auch ein beson-

derer Zauber der menschlichen Schönheit. Allen diesen Bestimmungen kann indeß nur eine reine, gesunde, lebendige Haut Gnüge leisten, das Geschenk einer frühzeitigen, zweckmäßigen Hautkultur, wobei es vorzüglich auf eine freie, ungehinderte Ausdünstung, und auf die Beförderung eines gleichmäßigen Umlaufs gesunder Säfte ankommt. Es muß uns also vorerst daran liegen, Alles zu vermeiden, oder beizeiten zu entfernen, was der Erfüllung dieser drei Hauptbedingungen im Wege steht. Dahin gehören: eingeschlossene, durch zu vieles Räuchern, durch starke Blumen- und Birkenlaubdüfte, durch Oel-, Lichter-, Kohlen-, Ofen-, Tabaksdämpfe ꝛc. verdorbene, alle feuchte oder auch zu heiße Luft in Wohn- und Schlafstuben, Feuchtheit im ganzen Hause, ungesunde Stadtluft, Staub, Rauch, Schweiß, Hautschmutz überhaupt, Unsauberkeit der Leib-, Hand-, Tisch- und Bettwäsche, der Federbetten und Matratzen selbst und der Kleider, zu warme oder zu leichte, oder auch zu ungleichmäßige Hautbedeckung, zu schneller Wechsel der Sommer- und Winterkleider, so wie der Körper- und Lufttemperatur, zu seltenes oder unzeitiges Waschen der Haut, zumal mit ganz hartem, eiskaltem Wasser oder Schnee, und sogleich darauf wieder mit warmen, oder auch bei schwitzender Haut, mit zu scharfer Hausseife, zu groben Handtüchern ꝛc., Unterlassung des täglichen Durchkämmens und Säuberns der Kopfhaare, des Reibens der Haut, des Fußwaschens und Badens überhaupt, zu warme Federbetten, zu langes Schlafen oder Wachen, häufige Nachtschwärmereien, ausschweifendes Tanzen, ungezügelter oder unzeitiger Geschlechtsgenuß, Mangel an Bewegung im Freien und andern zweckmäßigen Leibesübungen, heftige Geistesanstrengungen und Gemüthsbewegungen ꝛc. Hierzu gesellen sich noch mancherlei andere Diätfehler: täglicher Mißbrauch hitziger Getränke, übermäßiger Genuß warmer, viele heiße Suppen, stark gesalzte und gewürzte, zu fette Fleisch- und Pflanzenspeisen, zuviel Backwerk ꝛc., bei manchen körperlichen Eigenheiten sogar das Essen von Krebsen, Muscheln, Erdbeeren, wovon Diese oder Jene mit jückenden

Hautausschlägen belästigt werden; endlich überhaupt jede Ueberladung des Magens mit zu vielen, oder mit schwer verdaulichen Speisen. Indeß kann Einem etwas nachtheilig seyn, was viele Andere wenigstens ohne unmittelbaren oder sogleich fühlbaren Schaden vertragen, oder auch Gewohnheit ihnen erträglich genug macht. Aufmerksamkeit auf sich selbst ist auch hier die beste Lehrerin. Im Uebrigen besteht die ganze Kunst und das wahre Geheimniß aller Gesundheitspflege der Haut in zweckmäßiger Abhärtung und möglichster Reinlichkeit dieses Organs.

So lange die atmosphärische Luft unserer Haut nur so viel Wärme entführt, daß dieser Verlust durch die stets im lebenden Körper rege Thätigkeit ihrer Erzeugung ersetzt werden kann, oder wenn diese Entführung nicht zu plötzlich, zu reißend geschieht, erhält sie sich in dem zur Gesundheit nöthigen Gleichgewichte. Sobald dies aber auf die eine oder die andere Art gestört, dem Hautsystem mehr Wärme entzogen wird, als aus dem Arterienblute durch die Lebenskraft geschieden, oder vielmehr erzeugt werden kann, so geräth das höchst wichtige Geschäft jenes Systems, — Ausscheidung der Thierschlacke, — ins Stocken, die Hautporen schließen sich theilweise oder gänzlich, und nun ist die fruchtbarste, aber auch furchtbarste Ursache zu dem Heere von Krankheiten gesetzt, die mehr, als irgend eine andere, die Gesundheit und das Leben bedroht.

Da nun der Mensch bei seinen mannichfaltigen Beschäftigungen dieser Ursache unaufhörlich ausgesetzt ist, so bietet sich ihm in der Abhärtung das Mittel dar, ihren Einfluß und ihre Wirkung zu schwächen, und in vielen Fällen ihren Folgen auszuweichen. Die Abhärtung ist aber nichts anders, als Minderung dieser Wirkung durch Gewohnheit; denn die Erfahrung belehrt uns, daß in der Regel und bis zu einem gewissen Punkte die Reaction der Organe durch öftere Wiederholung des Eindrucks gemindert werde. Dieses Gesetz, auf die Abhärtung der Haut gegen die Eindrücke der Atmosphäre angewandt, macht es aber nothwendig, daß, indem jener

durch diesen Wärmestoff entführet wird, man für dessen reichlichere Abscheidung durch erhöhten Lebensproceß Sorge trage. Der gereifte und durch die Gymnastik ausgebildete Jüngling, den man nach und nach immer geringern Graden der Temperatur aussetzen will, darf daher nicht im Zustande der Ruhe, wenigstens nicht lange verbleiben, sondern er muß durch die Action seiner Muskeln den Erzeugungsproceß der Wärme im Innern des ganzen Organismus immer soviel zu steigern suchen, daß der ungewöhnliche Verlust dadurch gedeckt werde. Daß, wenigstens im Anfange dieser Versuche, der Körper verhältnißmäßig bedeckt sey, und man nur im Verfolg und mit Vorsicht die Bekleidung vermindern dürfe, versteht sich wohl von selbst; gleichwie man auch den plötzlichen Uebergang von hoher Temperatur zu niederer, und von dieser zu jener meiden, und ihn nur stufenweise gestatten muß.

So wie Alles seine Grenzen hat, so muß sie auch in dieser Hinsicht der Kältegrad haben. Unter dem 20° des Gefrierpunkts nach Reaum. sollte man selten und wenigstens nur auf kurze Zeit gehen.

Je schneller die Luft bewegt wird, desto größer ist die Summe der Wärme, welche sie der Haut entführt, folglich im Sturmwind und mehr noch in der Zugluft am größten. Versuche, sich gegen sie durch Gewohnheit zu schützen, sind kaum mit gutem Gewissen anzurathen. Geschieht es aber, so müßte es mit verdoppelter Umsicht und Muskelthätigkeit unternommen werden.

Ein ganz verschiedener Weg, auf dem der Haut viele Wärme plötzlich entrissen werden kann, und wodurch sich für den Körper eine eben so ergiebige Quelle fast aller erdenklichen Krankheiten öffnet, findet sich in der Verdünstung des mit ihm in Berührung kommenden Wassers. Denn Wasser und Wärme stehen in inniger chemischer Verwandtschaft zu einander; so wie sie sich berühren, verbinden sie sich zu Dunst, oder Wassergas, und entweichen in die Atmosphäre. Dies geschieht also jedesmal, wenn wässerige Stoffe oder feuchte Kleidungsstücke die Haut berühren, denn da wird ihr, als

dem nächsten Wärme besitzenden Körper, diese entrissen, und Dunstbildung möglich zu machen. Abhärtung gegen dieses Ereigniß ist noch schwieriger, als die vorhergehende; sie kann nur höchst behutsam in ununterbrochener starker Muskelbewegung unternommen, und zu keinem bedeutenden Grade getrieben werden, denn man weiß aus Erfahrung, daß die Folgen solchen Wärmeverlusts insgemein bei weitem bedeutender und nachtheiliger sind, als die des vorhergehenden.

Um sich gegen ungewöhnlich hohen Grad der Temperatur abzuhärten, giebt es kein anderes Mittel, als Gewohnheit, die man durch andere Vorkehrungen nicht unterstützen kann. Auch hier ist die größte Vorsicht nöthig, und Solche, deren Haut wenig dünstet und fast nie schwitzt, müssen ganz darauf verzichten, wohl eher hohen Wärmegraden aus dem Wege gehen, weil ihnen Zerreißungen innerer Blutgefäße vorzugsweise drohen. Diese Gefahr ist hier noch fast größer, als bei hohen Kältegraden; denn beide Extreme begegnen sich in diesen Erscheinungen, obgleich die Veranlassung ganz verschieden ist. Unser Körper vermag einen sehr hohen Grad der Wärme zu ertragen, wie oben J. Banks und C. Blagden's Beispiele zeigten. Dieses Phänomen möchte sich wohl dadurch am leichtesten erklären lassen, daß die von der Haut entweichende Feuchtigkeit stetig eine Menge Wärmestoff entführt, wenn sie sie in Dunstgestalt verläßt, dieser sich also nicht anhäufen kann. — Uebrigens suche man jenen Ableitungsproceß der Wärme durch die Haut mittelst einer proportionirten Menge Wassers, mit einem Quart Wein oder einem Zwanzigtheil Weingeist gemischt, zu unterstützen und in lebendigem Gange zu erhalten.

Muß man sich lange der Einwirkung glühender Sonnenstrahlen aussetzen, so suche man die Möglichkeit des gefährlichen Sonnenstichs durch eine leichte paßliche Kopfbedeckung, am besten von ganz weißer Farbe, auszuweichen.

Andere Abhärtung des Hautorgans wird durch kalte Sturzbäder bezweckt, bei deren Anwendung aber man stets zwei Cautelen zu beobachten hat: daß man sie 1) nicht unter-

nimmt hier mehr als gewöhnlich dünstender Haut, also nicht nach dem Aufstehen; — 2) daß man unmittelbar nachher den Körper wärmer, als sonst, wohl auch im Bette, bedecke, und nicht eher an die Luft gehe, als bis die Haut ganz trocken ist; dies gilt besonders noch von den Haaren.

Zu welchem Grade man es auch in den angegebenen Hautabhärtungsmethoden gebracht habe, so muß man doch nicht glauben, daß absolute Abhärtung hier möglich sey; auch der Abgehärtetste erliegt, wenn er die seiner Individualität gesteckte Grenze überschreitet; selbst dann, wenn er gewohnte, ihm sonst unschädliche Uebungen der Art unter ungünstigen Umständen wagt. So kannte ich einen Russen, der bis zu seinem 39sten Lebensjahre täglich in jeder Jahreszeit im Flusse gebadet hatte, aber doch einmal, sich eisenfest dünkend, im Bade an Händen und Füßen gelähmt wurde, weil er den sonst nicht nachtheiligen Gebrauch unter widrigen Einflüssen geübt hatte. So unterlagen ja beim Heer im Felde Hunderte in der schönsten Blüthe und Stärke des Alters, die, abgehärtet genug sich wähnend, allen atmosphärischen Einflüssen Trotz boten, warum? weil die schädlichen Einwirkungen sich zu rasch, wohl ohne Unterbrechung folgten, ihre Intensität alles Gewohnte überstieg, oder andere widrige Umstände mitwirkten. Durch das mörderische Bivouakiren sind viele Tausende, gegen allen Brauch, nutzlos als Opfer gefallen, und die dem Tode Entgangenen müssen wohl noch jetzt in unbezwinglichem Siechthum ihr lästiges Leben fortschleppen.

Im Zustande körperlicher Ruhe sich gegen niedere Temperatur abhärten wollen, ist eine Unmöglichkeit: die anhaltend geminderte Ausdünstung erzeugt endlich eine solche Anhäufung animalischer Schlacken, die, da sie aus der Haut nicht geschieden werden können, wieder in den Kreislauf kommen, und auf die innern Organe sich absetzen, deren Functionen sie nun dergestalt stören, daß auch der athletische Körperbau bald zusammenstürzen muß.

Das zweite, weit früher, nämlich von unserm Lebensbeginn an schon anwendbare und mildere Universal-Stär-

fungsmittel für unsere Haut ist Reinlichkeit. Diese erfordert weiter nichts, als tägliches Waschen des Körpers, oder doch einzelner Partieen desselben, und Reinheit unserer Tag- und Nachtwäsche. Durch das Waschen wird nicht nur für die Reinigung der Haut, sondern auch für Belebung und Beförderung ihrer Thätigkeit gesorgt. Das Waschen muß aber mit frischem, kühlem, weichem Wasser geschehen. Wechseln mit kaltem und warmen macht die Haut leichter rissig, und stört ihre harmonische Wirksamkeit. Jeder gewaschene Theil muß so bald wie möglich nach dem Waschen abgetrocknet werden, damit das Wasser nicht auf der Haut verdunste und einen Theil der aufgelösten oder doch beigemengten Unreinigkeiten zurücklasse, mithin die Haut rauh mache, und Sommersprossen veranlasse. Jedes Waschen nach Erhitzung des Körpers und bei schwitzender Haut, also auch Morgens sogleich nach dem Aufstehen aus dem Bette, ist, als gesundheitswidrig, auf das sorgfältigste zu vermeiden.

Noch heilsamer, als alles Waschen, noch dauernder wirkt auf die Gesunderhaltung der Haut und auch des übrigen Körpers fast in jeder Periode, in jedem Verhältnisse unsers Lebens das Baden, den Winter über und an rauhen Tagen zu Hause in lauem, weichem Wasser, oder an schönen warmen Sommerabenden rc. in einem besonnten Flusse, und daneben das Luftbad. Hier lagern oder bewegen wir uns mit nicht erhitztem Leibe am schattigen Ufer entweder ganz unbedeckt, wie vor und nach jedem Flußbade, oder höchstens ganz leicht nur mit dem Hemde bekleidet, so lange, als ein gelinder Schweiß ausbricht, nicht aber, bis ein Hautschauer sich einstellt. — Der Fluß muß zum Baden reines Wasser, einen ebenen, klaren Kiesgrund und schattige Ufer haben. Sollten sich in demselben keine ganz sichere, bequeme und heimliche Badeplätze finden, oder sollte das Gewässer zu Zeiten Vertiefungen bekommen, oder Stellen mit Triebsand, Morast rc. haben, oder sein Grund zu steinig, wohl gar schroffer Felsengrund seyn, sollte das Wasser zu reißend strömen, und das sonst so angenehme und wohlthätige Wellenspiel zu stark wogen,

als daß man sich demselben mit behaglicher Ruhe und Sorglosigkeit überlassen könnte, so ließe sich allen diesen Unbequemlichkeiten durch eine hier und da durchlöcherte und im Flusse befestigte Badewanne abhelfen, welche auch wohl mit einem Sonnenschirme überspannt seyn könnte. —

Vor dem Baden in den gewöhnlichen Uferbadehäuschen lasse man diese gehörig lüften, um, wenn auch keine ganz freie, doch eine nicht verdorbene Luft athmen zu dürfen. Uebrigens sind folgende allgemeine Verhaltungsregeln wohl zu beherzigen, wenn wir mit Nutzen baden wollen:

1) Man bade das erste Mal, zumal bei zärtlicher Haut- und Körperstimmung überhaupt mehr lauwarm, und nur nach und nach immer etwas kühler, bis zu der behaglichsten Wärmetemperatur.

2) Bei großer Kälte, bei windiger, feuchter Witterung; und in trübem, unreinem Flußwasser darf man eben so wenig kühl baden, als bei schwächlicher Brust, starkem Blutandrange zu den Lungen, oder andern edeln Organen, bei zu großer Nervenempfindlichkeit, nach einer eben erlittenen heftigen Gemüthsbewegung, bei noch vollem Magen, eben so wenig das Weib kurz vor, während und sogleich nach seiner Monatsperiode, während der Schwangerschaft, der Kindbettzeit.

3) Die schicklichste Badezeit ist und bleibt der Morgen, 2 Stunden nach einem genossenen leichten Frühstück. Im wärmern Flusse kann man auch gegen Abend baden, wenn das Mittagsessen gehörig verdaut ist.

4) Mit stark erhitztem, schwitzendem Körper darf man nie in ein kühles Bad gehen; doch ist eine mäßige Bewegung vor demselben heilsamer, als völlige Ruhe und Unthätigkeit.

5) Man entkleide sich weder zu schnell, noch zu langsam, und genieße zuvor einige Augenblicke ein reines, womöglich sonniges Luftbad, damit man sich zugleich stufenweise erst an das eine, dann an das andere Element gewöhne.

6) Kopf und Brust müssen zuerst abgekühlt werden; man wasche also beide vorher. [illegible]

begieße sie ganz mit Wasser, oder tauche zuerst damit unter. Wer es kann, stürze sich über Kopf hinein!

7) Einen Hautschauer darf man im Bade ja nicht abwarten, sonst schwächt es; man reibe, wasche, bewege sich darin, schwimme, tauche unter nach Herzenslust.

8) Nach demselben trockne man sich schnell ab, reibe, oder lasse den ganzen Leib von allen Seiten zugleich geschwind und stark reiben, kleide sich wieder warm an, und gehe auf freien, trocknen Plätzen spazieren. Fühlt man sich jetzt munterer, wie neubelebt, hat man mehr Eßlust, wird die Ausdünstung verstärkt, so war das Bad zuträglich.

9) Zu Hause setze oder lagere man sich nicht sogleich, vermeide alle Gemüthsbewegung, alle Geistesanstrengung, und labe sich durch Speise und Trank in lieber Gesellschaft.

Mit der Haut muß zugleich das Haupthaar diätetisch besorgt werden, ein wichtiges Gebilde, welches nicht blos zum Schutz gegen Kälte rc., sondern auch zum Absorptions-, zum Se- und Excretionsorgan, oder auch wohl zum Elektricitätsleiter dient. Beim täglichen Waschen und Baden des Kindes werde der Haartheil seines Kopfes zugleich mit gereinigt, damit kein Schmutz sich dort anhäufe, und dem Gedeihen des ersten Haarwuchses hinderlich sey. Keine dicke Kopfbedeckung störe die Verflüchtigung des Haut- und Haardunstes, wenn dieser nicht verdickt in Schuppen sich absetzen soll. Bei unbedecktem Haupte, bei täglichem Säubern des Haartheils durch Bürsten und Kämmen mit einem feinen Kamm, bei täglich einmaligem Waschen desselben mit Seifenwasser, bildet sich kein Kopfausschlag, weicht nicht selten der Gneis; bei jezuweiligem Verschneiden der Haarspitzen und des tief in die Augen hängenden Vorderhaars wächst dicht und schnell das Kinderhaar empor, und kräuselt sich entweder, oder fließt schlicht von allen Seiten herab. Alle zu dichte Verhüllung, alle Verunreinigung desselben mit Fett und Puder erhitzt theils zu sehr den Kopf, theils unterdrückt sie die natürliche Ausdünstung, bildet Kopfgrind und Läuse. Bei nässendem Kopfausschlag schneide man das verklebte Haar ab.

entferne das Ungeziefer, und bedecke den Kopf leicht vor der Luft, die wunden Hautstellen aber mit dopelt zusammengelegten grünen Kohlblättern, und wechsele damit täglich zweimal; der trockene Schorf muß zuvor mit Baumöl erweicht werden.

Mit dem Abschneiden und Aufbrennen des Haars sey man in jeglicher Lebensperiode vorsichtiger, als es gewöhnlich der Fall ist; letzteres wird durch das Aufwickeln wohl entbehrlich. Das zu kurze Abschneiden desselben unterbleibe bei rauher Jahreszeit und während des Winters ganz; den etwa aus Noth glatt geschornen Schädel gewöhne man nur nach und nach an den neuen Luftreiz, ohne ihn doch zu warm zu halten. Der jetzt bei Männern allgemeinere schwedische Haarschnitt hält den Kopf rein, läßt das Haar leichter säubern, und verstärkt dessen Wachsthum. Es darf aber weder bei schwitzendem Haupte, noch auch, zumal im Winter, mit Wasser durchnäßt, sondern muß, ja naß gemacht oder geworden, mit Puder sogleich gut durchgekämmt werden. Aus den Haarpomaden müssen alle scharfe, wohlriechende Oele wegbleiben. Ein zu blondes Haar wird durch öfteres Abschceren und Bloßtragen mit der Zeit dunkler. Das Tragen von dünnen und leichten Perucken empfiehlt sich mehr Solchen, welche sehr schwachen, dünnen Haarwuchs, oder eine Glatze haben; das Netz darin muß aber eher weiter, als enger gestrickt, und das Haar (wohl zu merken, von gesunden Menschen!) — darauf möglichst fein dressirt seyn. Dasselbe gilt von den Haartouren, einem Ersatzmittel des Vorderhaars bei Frauen, am besten aus abgeschnittenem eigenem Hinterhaar. Gegen die Erscheinung langer, oft sehr dichter Haare an den Armen, auf den Händen, im Nacken, Busen, auf der obern Mundlippe, oder am Kinn des weiblichen Körpers schützt eine zweckmäßige Hautkultur. Alles Ausraufen verstärkt und fördert nur noch mehr ihr Wuchern. Das Haarwegbeizen muß Aerzten überlassen bleiben.

Gleich der Kopfhaarpflege darf auch die Bartpflege bei Männern nicht vernachlässigt werden. Diese besteht in dem

zeitgemäßen Rasiren mit Messern oder Scheeren, welche man sich, wie alles übrige dazu erforderliche Geräthe, am besten selbst in gutem Stande erhält, und in dem fleißigen Säubern der Zwickel-, Stutz-, Schnauz-, Schnurr-, Knebel-, Backen- und Langbärte. — Auch die Finger- und Fußzehen-nägel, als Schutzmittel der feinsten Tastorgane, verdienen unsere Aufmerksamkeit. Man beschneide sie vorsichtig gleich glatt und rund, so oft sie es bedürfen, damit sie nicht in das Fleisch einwachsen. Rauhe kann man täglich behutsam mit Glasscherben abschaben, bis sie glatt genug sind, und unterdessen einen Wachsüberzug darüber tragen. — Das Verkrüppeln der Fußzehennägel kann nur durch passendes, nicht zwängendes Schuhwerk bei Kindern verhütet werden.

Achtes Kapitel.

Diätetisches Verhalten gegen äußere Einflüsse auf unsere Gesundheit.

Der Mensch, als selbstständiges Naturwesen in Beziehung zur Außenwelt betrachtet, ist mit dieser in stetem Kampfe. Alle auf ihn einwirkende äußere Potenzen drohen seiner Organisation, deren Form und Mischung, frühern oder spätern Untergang, indem sie stets Theilchen von ihr loslösen und entführen. Im Gegensatz werden diese äußern Einflüsse wieder zu schaffenden Kräften, von denen Erhaltung der Form und Mischung abhängt. Diese stete Metamorphose, welche das Wechselspiel der Materie erzeugt, begründet die Existenz und Fortdauer unsers Lebens.

Das erste und vorzüglichste Agens, welches zerstörend, aber zugleich erhaltend auf den Menschen wirkt, ist:

a) Die atmosphärische Luft.

Schon in der frühesten, so wie in jeder folgenden Lebensperiode müssen wir suchen, wenigstens unsere nächste Atmosphäre möglichst hell, rein und unverdorben zu

erhalten. Nur zu oft wird aber diese, zumal in engen Stuben, bei Mangel an nöthiger Aufmerksamkeit, aus Unkunde, oder aus Indolenz, durch mancherlei Mephitis, z. B. durch unsaubere Nachtgeschirre, durch aufgehangene feuchte, schmuzige Kinder= und andere Leib= und Bettwäsche, durch Wasch=, Plätt=, Ofen=, Oel=, Kohlen=, Siedwasser=, Speisen= und andere Dünste, durch die Excretionen von vielen Menschen, von Katzen, Hunden, Vögeln, wohl auch, zumal auf dem Lande, von anderm jungen Hausvieh, und, womit man irrig Alles zu verbessern glaubt, durch Essigaufgüsse auf Glühkohlen und Glüheisen, oder durch zu starke Wachholderdampf=Räucherungen wahrhaft verpestet, wenn alle diese und noch mehrere schädliche Ausdünstungsstoffe nicht bei Zeiten entfernt, oder, wo möglich, lieber ganz ausgeschlossen bleiben. Die Temperatur unserer Wohnstuben und Schlafgemächer muß immer gleichmäßig, weder zu heiß, noch zu kühl seyn.

Nur mit steter Rücksicht nicht allein auf die große Verschiedenheit der individuellen Körperconstitution, sondern auch auf Klima und täglichen Wechsel der Lufttemperatur kann man kleine Kinder, gehörig bekleidet, einige Mittagsstunden, anfangs in einer wärmern, und nach und nach in einer kühlern Luft herumtragen, oder laufen, und sie so ein sehr wohlthätiges ganzes Luftbad genießen lassen.

Die gesundeste Luft für jegliches Alter und Geschlecht bleibt immer eine freie, weder allzutrockne, noch allzufeuchte Garten= oder Landluft. Bei gehöriger Würdigung der verschiedenen Jahres= und Tageszeiten, der Temperamente ꝛc. ist dann das atmosphärische Verhältniß von Stick= und Lebensluft und darunter jene Temperatur, die zwischen Wärme und Kälte das Mittel hält, für uns am zuträglichsten. Indeß bekommt Sanguinischen und Cholerischen eine mehr feuchte, Phlegmatischen und Melancholischen eine mehr trockene, so wie den ersten eine kühle, den zweiten eine laue, den dritten eine mehr kalte, und den vierten eine warme Luft besser, es müßte denn Gewohnheit auch hier,

wie bei jeglicher Wirkung von außen auf uns, diese Unterschiede ausgleichen.

Allein so wohlthätig die wärmenden Strahlen der Sonne für alle Organismen sind, so nachtheilig können sie wirken, zur Sonnenglut gesteigert. Viele Menschen legen daher in heißen Sommern den Grund zu mancherlei Krankheiten und zu einem frühen Tode. Fast noch gefährlicher, als die Sonnenhitze selbst, ist eine plötzlich einfallende Kühle, wenn das Thermometer von 22 oder 25° nach einem Gewitterregen auf 12 oder 10° herabsinkt. Ein so jäher Temperaturwechsel muß gewaltig unsern Körper ergreifen und erschüttern. Reine und gemischte, zumal biliöse Entzündungskrankheiten sind die gewöhnlichen Folgen davon. Dergleichen Zufälle können uns in der Regel alljährlich zweimal treffen, einmal im Frühjahre, und wieder im Sommer. Jedoch haben die Land- und Arbeitsleute weniger davon zu fürchten, als die Städter, welche sich im Winter wenig bewegt, mithin mit Säften überfüllt haben. Die Frühlingssonnenwärme wirkt, während der Boden noch naß und kalt ist, auf deren Haupt fast wie ein Zugpflaster, und verursacht heftiges Kopf- und Augenweh. Die auch im Winter arbeitsamen und thätigen Landleute fühlen dagegen von dieser Art des Sonnenstichs keine Beschwerde. Aber bei ihren Feldarbeiten im heißen Sommer leiden sie desto empfindlicher daran. Oft erreicht dann das Uebel den höchsten Grad, und wird schnell tödtlich. — In heißen Ländern tödtet die Sonnenglut Menschen oft auf den Straßen, und richtet unter Karavanen, oder Armeen, die auf dem Marsche sind, große Verheerungen an. Selbst in gemäßigtern Zonen sind Zufälle der Art nicht selten. Am gefährlichsten werden die Sonnenstiche, welche mit heftigem Kopfschmerz und Schlafsucht beginnen, und mit Hirnwuth schleunig enden, wenn sie uns barhaupt auf dem besonnten Boden im Freien schlafend treffen. Kommen dazu noch die Wirkungen geistiger Getränke, so erfolgt der Tod um so schneller. Die Ueberlebenden tragen ein lebenslängliches Kopfweh davon, und eine Verstandesschwäche, die

erhalten. Nur zu oft wird aber diese, z
ben, bei Mangel an nöthiger Aufmerksam
oder aus Indolenz, durch mancherlei M
unsaubere Nachtgeschirre, durch aufgeh
zige Kinder- und andere Leib- und Bett
Plätt-, Ofen-, Oel-, Kohlen-, S
und andere Dünste, durch die Excre
schen, von Katzen, Hunden, Vög
auf dem Lande, von anderm jungen
man irrig Alles zu verbessern glaub
Glühkohlen und Glüheisen, oder d
dampf-Räucherungen wahrhaft
und noch mehrere schädliche Ausd
entfernt, oder, wo möglich,
ben. Die Temperatur unserer
cher muß immer gleichmäßig,
seyn.

Nur mit steter Rücksi
schiedenheit der individuellen
auf Klima und täglichen
man kleine Kinder, gehö
anfangs in einer wärmern
lern Luft herumtragen,
thätiges ganzes Luftbad

Die gesundeste L
bleibt immer eine freie,
Garten- oder ... Luft.
schiedenen ...
dann das ...
Luft und ...
und Kälte ...
deß ...
mehr ...
eine ...

[illegible] Klima besser zu vertragen, mögen
schiede [illegible] Süden Reisenden bei voller Kraft und
Alle[illegible]st, im umgekehrten Falle den Sommer
für alle [illegible]en, und, wenn sie zugleich an ihrem neuen
zur Som[illegible]angs eine Zeitlang noch ihre vorige Lebens-
heißen S[illegible] und dann vorerst in mäßigen Gaben und
zu einem [illegible] Neue und Fremde sich aneignen, so wird
[illegible]ige sel[illegible]elle Ortswechsel um so unschädlicher seyn.
Thermom[illegible] häufiger, schneller Veränderung des Wetters
auf 12 [illegible] oder in der Heimath macht ihnen dagegen dort
sel muß [illegible] Verhältniß ihrer Körperkräfte zu einander,
Reine [illegible]mäßige Uebung, hier zugleich Gewohnheit
sind die [illegible] Indeß bedürfen diese Kräfte zum thätigen
nen [illegible]erer Reize, die jene erregen. Wo aber der-
Früh[illegible] beim schleunigen Witterungswechsel, mangeln,
Land- [illegible], durch eigene, gute Ernährung erschaffene,
Stä[illegible] der äußern ersetzen.

Süfte[illegible] minder gesundheitswidrig ist, zumal im Früh-
[illegible]jahre, in niedrig gelegenen Orten, und in Thälern,
[illegible]orgen- und die späte Abendluft. Ferner, so wie
[illegible] nach Erhitzungen aller Art sich durch kaltes Trinken,
[illegible] unter uns durch Kaltwaschen und Baden erfrischen
[illegible]arf er eben so wenig an sehr kühlen Orten, in Grot-
[illegible]llern, auf steinernen Bänken, feuchtem Rasen, zu-
[illegible] Schatten oder in der Zugluft sich abkühlen wollen.
[illegible] gefährlich ist im Winter das schnelle Annähern, nach
[illegible]ufenthalt in strenger Kälte, an den heißen Ofen, und
[illegible]kehrt. Noch mehr, als die Kälte im Freien, wenn
[illegible]h dagegen nicht verwahrt, schadet die eingeschlossene
Stubenluft, die deshalb selbst außer der Kalender-
[illegible]t immer so erwärmt seyn muß, daß man bei gehö-
[illegible]leidung nicht friere. Das Schlafgemach darf
[illegible] schwächliche, zu empfindliche oder ältere Per-
strenger Winterkälte, aber nie so stark, als
oder statt dessen lieber eine Nebenstube ge-
[illegible]e offen bleibt. Heizung in [illegible] thönernen
[illegible]vorträge.

zuweilen an Verrücktheit grenzt; auch schwellen nicht selten darauf die Augenlider an, und entzünden sich fürchterlich. Bei Andern tritt nach dem Sonnenstich ein beständiges Irrereden ohne Fieber und Kopfweh ein, bisweilen erblinden sie am schwarzen Augenstaar rc. Bei jungen Kindern offenbart sich das Uebel durch mehrtägige Schläfrigkeit, oder durch anhaltendes Phantasiren, manchmal durch convulsivische Bewegungen und durch unaufhörliches Erbrechen. — Reconvalescenten, die sich zu stark sonnen, können, statt wieder aufzuleben, leicht am Schlagfluß sterben. Auch wenn dergleichen übele Folgen sich nicht sogleich einfinden, so wird man doch zu Kopfschmerzen, Schwindel und apoplektischen Zufällen leicht disponirt, oder man bekommt wenigstens einen starken Schnupfen, die Halsbräune, eine Halsdrüsengeschwulst und langdauernde Trockenheit der Augen. Starkes Feuer wirkt ganz so, wie Sonnenglut. So blieben Menschen, die mit dem Kopfe lange gegen das Feuer liegend eingeschlafen waren, in diesem Schlafe apoplektisch todt liegen. — Doch allzugroße Sonnenhitze schadet nicht allein dem Haupte, sondern auch andern davon berührten Theilen, die dann heftig schmerzen, steif und contract werden. Man muß also auch beim Genuß der Sonnenwärme vorsichtig seyn, und sich gegen höhern Grade derselben möglichst zu schützen suchen, oder nur nach und nach daran gewöhnen. — Auch die Kälte kann Geist- und Körperlähmend wirken auf daran nicht Gewöhnte, oder dagegen nicht genug Geschützte. Die besten Verwahrungsmittel sind hier: eine gleichmäßig warme Körperbekleidung, unausgesetzte Thätigkeit der Glieder im Freien, Vermeidung vieler geistigen Getränke, deren Stelle eine Suppe, oder ein gehörig gewürztes Warmbier rc. vertritt, Einölung der Gesichtshaut, auch der Hände vor Betastung eiskalten Metalls, die sonst sehr peinlich ist, und die Oberhaut kostet rc.

Gleich verderblich können die Extreme der Lufttemperatur bei Verlegung unsers Wohnsitzes in irgend ein anderes Klima, und bei jähem, oder dem Laufe der Jahrszeit gemäßen Witterungswechsel für uns werden. Um also jede

schnel-

schnelle Veränderung des Klima besser zu vertragen, mögen die von Norden nach Süden Reisenden bei voller Kraft und Gesundheit den Herbst, im umgekehrten Falle den Sommer zu ihrer Reise wählen, und, wenn sie zugleich an ihrem neuen Aufenthaltsorte Anfangs eine Zeitlang noch ihre vorige Lebenssitte beibehalten, und dann vorerst in mäßigen Gaben und nach und nach das Neue und Fremde sich aneignen, so wird ihnen dieser schnelle Ortswechsel um so unschädlicher seyn. Die Eindrücke häufiger, schneller Veränderung des Wetters im Auslande, oder in der Heimath macht ihnen dagegen dort ein bestimmtes Verhältniß ihrer Körperkräfte zu einander, und deren zweckmäßige Uebung, hier zugleich Gewohnheit leicht erträglich. Indeß bedürfen diese Kräfte zum thätigen Leben doch äußerer Reize, die jene erregen. Wo aber dergleichen, wie beim schleunigen Witterungswechsel, mangeln, müssen innere, durch eigene, gute Ernährung erschaffene, den Abgang der äußern ersetzen.

Nicht minder gesundheitswidrig ist, zumal im Früh- oder Spätjahre, in niedrig gelegenen Orten, und in Thälern, die erste Morgen- und die späte Abendluft. Ferner, so wie Niemand nach Erhitzungen aller Art sich durch kaltes Trinken, noch auch unter uns durch Kaltwaschen und Baden erfrischen soll, so darf er eben so wenig an sehr kühlen Orten, in Grotten, Kellern, auf steinernen Bänken, feuchtem Rasen, zumal im Schatten oder in der Zugluft sich abkühlen wollen. Gleich gefährlich ist im Winter das schnelle Annähern, nach dem Aufenthalt in strenger Kälte, an den heißen Ofen, und umgekehrt. Noch mehr, als die Kälte im Freien, wenn man sich dagegen nicht verwahrt, schadet die eingeschlossene kalte Stubenluft, die deshalb selbst außer der Kalender-Winterszeit immer so erwärmt seyn muß, daß man bei gehöriger Körperbekleidung nicht friere. Das Schlafgemach darf dagegen nur für schwächliche, zu empfindliche oder ältere Personen, oder bei strenger Winterkälte, aber nie so stark, als die Wohnstube, oder statt dessen lieber eine Nebenstube geheizt werden, die offen bleibt. Heizung in zumal thönernen

Oefen bleibt immer vorzüglicher bei uns, als Kaminfeuerung. Zu heiße, schwüle Stubenluft im Sommer kann theils durch Oeffnen der Fenster die Nacht über, und am Tage durch Niederlassen der Gardinen vor denselben auf der Sonnenseite, theils durch wiederholtes Besprengen der Fußböden mit frischem Wasser oder Aufstellen dessen in flachen Gefäßen ꝛc. wieder abgekühlt werden. In zu feuchte Stubenatmosphäre bringe man ganz trocknen Sand, der die überschüssige Feuchtigkeit aus der Luft einschluckt, und erneuere ihn den Tag über mehreremal. In Gebäuden, die nie die Sonne bescheint, oder welche, zu schnell erbaut, nicht so bald, auch wohl nie ganz austrocknen, ist so wenig gut hausen, als in engen, dunkeln, dumpfigen, oder frisch übertünchten, neu gemahlten, oder so eben naßgefegten Gemächern, oder im niedrigen Erdgeschoß, vielweniger unter der Erde. Die gröbern Ausdünstungsstoffe hängen sich an andere Körper an, oder fallen zu Boden; andere sind bleibender in der Luft, und setzen sich nur unter gewissen Umständen daraus ab, wie die Wasserdünste zumal im Winter auf die Fensterscheiben ꝛc. Am sichersten wird die eingeschlossene, auch von Ansteckungsstoffen ꝛc. verdorbenste Luft verbessert durch vorsichtige, von Sachkundigen zu veranstaltende Räucherungen mit salpetersauern oder salzsauern Dämpfen. (s. unten.) Schwächer wirkt der Weinessig, den man entweder auf Boden und Wände spritzt, und damit angefeuchtete Tücher hin und wieder im Zimmer aufhängt, oder welchen man in flachen Geschirren auf dem heißen Ofen, oder über Weingeistlampenfeuer, aber nicht auf glühenden Steinen oder Eisen verdampfen, oder den man als reine Essigsäure sich freiwillig verflüchtigen läßt. Um manche zu lange und zu fest haftende Uebelgerüche wenigstens einstweilen zu maskiren, dienen mäßige Räucherungen vermittelst des sogenannten Königsrauchs, der Räucherkerzchen ꝛc. in einem momentanen Luftzuge.

Um unsern Körper gegen äußere Luft, Klima und Witterung zu schützen, bekleiden wir ihn, mithin muß diesen Einflüssen auch unsere B e k l e i d u n g vorzugsweise entsprechen,

keinesweges aber von der veränderlichen Mode des Tages abhängen, wenn sie ganz gesundheitsgemäß seyn, und nicht etwa selbst Ursache von körperlicher Verunstaltung werden soll.

Man kleide sich weder zu warm, noch zu leicht, sondern seinem Alter, seiner Constitution und seinem individuellen Bedürfniß gemäß, nach der jedesmaligen Tageswitterung in der Natur, und in die Tracht des Landes, das man bewohnt, oder bereist. Man wechsele, zumal in unserm launigen Zwitterklima, und im spätern Lebensalter nicht vorschnell seine Sommer- und Winterkleider, oder schaffe jene, wenn sie zu leicht und luftig sind, lieber ganz ab; man wähle zugleich solche, die kein einziges Organ in seiner Verrichtung stören, und rechne hierin doch ja nicht zu viel auf Gewöhnung und Gewohnheit. Gut gemachte Kleider muß man so wenig fühlen, wie einen guten Magen. —

Im Durchschnitt darf das wohl behaarte Haupt nicht zu warm gehalten werden. Hüte und Mützen seyen nicht zu eng, noch zu schwer, nicht eckig, sondern rund, und von nicht schwarzer Farbe; ihre Ränder müssen wenigstens die Augen beschatten. Dicke Pelzmützen sind offenbar schädlich. Schlafmützen sollten nur alte und haarlose schwächliche Personen tragen. Nachtkleider, wenn man sich ja einmal daran gewöhnt hat, müssen so bequem, wie möglich, seyn, nirgends drücken, nirgends einschneiden; bei hinreichender Bettdeckenwärme sind sie für unverwöhnte oder kräftige Körper auch im Winter ganz entbehrlich.

Unsere dicken Halstücher verweichlichen Hals und Nakken nur zu sehr, als daß nicht die unzeitige Entblößung dieser Theile nachtheilig werden könnte. Letzteres geschehe daher nicht eher, als es die äußere Luftwärme erlaubt, eben so wenig im Schweiße, nie bei schon länger daran Gewöhnten. Dergleichen Tücher und Binden dürfen aber auch so wenig, wie die Hemdkragen und Aermel, die Strumpf- und Kniebänder an den weder zu weiten noch zu engen Hosen, die Kniegürtel und Hosenbunde, und die so nützlichen elastischen Hosenträger zu fest anliegen, und die Theile drücken oder zusam-

menschnüren. Durch wollene oder barchentne Unterbeinkleider gewinnt die Reinlichkeit.

Linnene und hänfene Hemden sind für uns die besten; schaaf- oder baumwollene, so wie dergleichen Kamisöler auf die bloße Haut, kann nur der Arzt anrathen. Eigener Nachthemden bedarf zumal der stark schwitzende Körper.

Unsere tuchenen Leib- und Ueberröcke seyen bequem, weder zu weit, noch zu enge in den Aermeln und Armlöchern, aber weit genug über die Brust. Die Ueberröcke müssen breit überschlagen, und tief genug herunter sich zuknöpfen lassen, um Bauch und Schenkel gehörig warm zu halten. Auch die Westen dürfen weder Brust noch Bauch pressen, noch auch zu enge Armlöcher haben. Des Rauchwerks zu Kleiderunterfutter sollten sich nur betagte und schwächliche Personen bedienen. Ueberhaupt kleide man im jugendlichen Alter die Brust, im spätern den Unterleib, im Greisenalter und bei zartem Körperbau den ganzen Körper wärmer. In jeder Lebensperiode müssen aber die Füße rein, warm und trocken gehalten werden, durch öfter zu wechselnde schaaf- oder baumwollene, weder zu enge noch zu kurze Strümpfe, letztere mit untergelegten Filz- oder besser Pferdehaarsohlen, welche, gleich den nach dem Fuße geformten, mit Band eingefaßten und über die Strümpfe gezogenen Schuhen von Rindsblase, und den Ueberschuhen das Naßwerden der Füße am besten verhüten. Die möglichst wasserdichten Schuhe und Stiefeln dürfen weder zu knapp, noch zu weit, eher etwas länger, als die gewöhnliche Länge der Füße in nicht gestreckter Lage seyn, und erstere keinen zu großen, noch zu kleinen Ausschnitt haben, auch mit ihrem Leder so hoch reichen, daß es den Fußballen umschließt. Ihre Sohlen müssen gerade so breit, wie die Fußsohlen, und mit dem Oberleder lieber vorn zugerundet, als spitz seyn. Kleine, flache Absätze daran erleichtern das Niedersetzen des ganzen Plattfußes zur Erde nicht wenig, geben somit dem Körper eine geradere, festere Haltung, und dem Gange mehr Leichtigkeit und Sicherheit. Die Stiefelschäfte dürfen nicht zu enge seyn, insbesondere bei Kindern, die überhaupt nur

Schuhe tragen sollten. Steifstiefeln machen einen schwerfälligen und unbehülflichen Gang. Jeder Fuß muß seinen eigenen Schuh und Stiefel haben und behalten.

Uebrigens vertausche man seine durchnäßte Fuß- und Körperbekleidung überhaupt, so bald wie möglich, mit trockner, gleichwie alles Weißzeug fleißig mit frischem, wohl ausgetrocknetem, und lasse seine Tuchkleider alle Tage gehörig ausstäuben, und sein Schuhwerk säubern.

Kleidungsstücke aller Art von notorisch Schwindsüchtigen, Gichtbrüchigen oder Podagristen, von venerischen, und mit dem wahren, offenen Krebs behafteten Kranken, so wie von solchen, die an contagiösen Fiebern gestorben sind, sollte der Ansteckungsgefahr wegen Niemand tragen, so wenig wie alte Kleider aus Auctionen, vom Trödel, oder von Kleiderjuden, am wenigsten wollene, seidene, oder Pelzkleider und alle diejenigen, die durch langes Lüften, Sonnen, mehrmaliges sorgfältiges Durchräuchern, Waschen und Bäuchen oder Laugen sich nicht reinigen und ganz unschädlich machen lassen.

Beim andern Geschlechte ist das Tragen der Hüte und aller dichten Kopfaufsätze in warmen Zimmern eben so nachtheilig, als das Barhauptgehen bei rauhem Wetter und im kalten Winter. Der Hals muß bei Unverwöhnten nur leicht bedeckt seyn; hohe, stehende Kleiderkragen, zumal wattirte, verzärteln ihn, sie bald zu tragen, bald wegzulassen, ist gleich gesundheitswidrig. Der Busen bleibe nie, zumal im Freien, ohne leichte Bedeckung, aber das Tragen der Pelzpalatine ist eine mit dem übrigen sehr luftigen Anzuge grell contrastirende, unsinnige Mode. Nichts beeinträchtige die Brüste, keine feste Binde, kein Schnürleibchen, kein Spencer ꝛc. Die noch jetzt übliche griechische Kleidertracht, zumal mit nicht zu kurzer, sondern etwas verlängerter Taille, welche überhaupt nur so hoch seyn sollte, um die Brüste gemächlich und frei in der Schwebe zu halten, vereinigt zwar mancherlei Vorzüge in sich, überläßt aber den untern Leib zu sehr sich selbst, so daß dieser an Umfang auffallend zunehmen und zugleich leicht erkältet werden muß. Indeß läßt sich beides durch einen ein

entferne das Ungeziefer, und bedecke den Kopf leicht vor der Luft, die wunden Hautstellen aber mit dopelt zusammengelegten grünen Kohlblättern, und wechsele damit täglich zweimal; der trockene Schorf muß zuvor mit Baumöl erweicht werden.

Mit dem Abschneiden und Aufbrennen des Haars sey man in jeglicher Lebensperiode vorsichtiger, als es gewöhnlich der Fall ist; letzteres wird durch das Aufwickeln wohl entbehrlich. Das zu kurze Abschneiden desselben unterbleibe bei rauher Jahreszeit und während des Winters ganz; den etwa aus Noth glatt geschornen Schädel gewöhne man nur nach und nach an den neuen Luftreiz, ohne ihn doch zu warm zu halten. Der jetzt bei Männern allgemeinere schwedische Haarschnitt hält den Kopf rein, läßt das Haar leichter säubern, und verstärkt dessen Wachsthum. Es darf aber weder bei schwitzendem Haupte, noch auch, zumal im Winter, mit Wasser durchnäßt, sondern muß, ja naß gemacht oder geworden, mit Puder sogleich gut durchgekämmt werden. Aus den Haarpomaden müssen alle scharfe, wohlriechende Oele wegbleiben. Ein zu blondes Haar wird durch öfteres Abscheeren und Bloßtragen mit der Zeit dunkler. Das Tragen von dünnen und leichten Perucken empfiehlt sich mehr Solchen, welche sehr schwachen, dünnen Haarwuchs, oder eine Glatze haben; das Netz darin muß aber eher weiter, als enger gestrickt, und das Haar (wohl zu merken, von gesunden Menschen!) — darauf möglichst fein dressirt seyn. Dasselbe gilt von den Haartouren, einem Ersatzmittel des Vorderhaars bei Frauen, am besten aus abgeschnittenem eigenem Hinterhaar. Gegen die Erscheinung langer, oft sehr dichter Haare an den Armen, auf den Händen, im Nacken, Busen, auf der obern Mundlippe, oder am Kinn des weiblichen Körpers schützt eine zweckmäßige Hautkultur. Alles Ausraufen verstärkt und fördert nur noch mehr ihr Wuchern. Das Haarwegbeitzen muß Aerzten überlassen bleiben.

Gleich der Kopfhaarpflege darf auch die Bartpflege bei Männern nicht vernachlässigt werden. Diese besteht in dem

zeitgemäßen Rasiren mit Messern oder Scheeren; welche man sich, wie alles übrige dazu erforderliche Geräthe, am besten selbst in gutem Stande erhält, und in dem fleißigen Säubern der Zwickel-, Stutz-, Schnauz-, Schnurr-, Knebel-, Backen- und Langbärte. — Auch die Finger- und Fußzehennägel, als Schutzmittel der feinsten Tastorgane, verdienen unsere Aufmerksamkeit. Man beschneide sie vorsichtig gleich glatt und rund, so oft sie es bedürfen, damit sie nicht in das Fleisch einwachsen. Rauhe kann man täglich behutsam mit Glasscherben abschaben, bis sie glatt genug sind, und unterdessen einen Wachsüberzug darüber tragen. — Das Verkrüppeln der Fußzehennägel kann nur durch passendes, nicht zwängendes Schuhwerk bei Kindern verhütet werden.

Achtes Kapitel.

Diätetisches Verhalten gegen äußere Einflüsse auf unsere Gesundheit.

Der Mensch, als selbstständiges Naturwesen in Beziehung zur Außenwelt betrachtet, ist mit dieser in stetem Kampfe. Alle auf ihn einwirkende äußere Potenzen drohen seiner Organisation, deren Form und Mischung, frühern oder spätern Untergang, indem sie stets Theilchen von ihr loslösen und entführen. Im Gegensatz werden diese äußern Einflüsse wieder zu schaffenden Kräften, von denen Erhaltung der Form und Mischung abhängt. Diese stete Metamorphose, welche das Wechselspiel der Materie erzeugt, begründet die Existenz und Fortdauer unsers Lebens.

Das erste und vorzüglichste Agens, welches zerstörend, aber zugleich erhaltend auf den Menschen wirkt, ist:

a) Die atmosphärische Luft.

Schon in der frühesten, so wie in jeder folgenden Lebensperiode müssen wir suchen, wenigstens unsere nächste Atmosphäre möglichst hell, rein und unverdorben zu

erhalten. Nur zu oft wird aber diese, zumal in engen Stuben, bei Mangel an nöthiger Aufmerksamkeit, aus Unkunde, oder aus Indolenz, durch mancherlei Mephitis, z. B. durch unsaubere Nachtgeschirre, durch aufgehangene feuchte, schmuzige Kinder- und andere Leib- und Bettwäsche, durch Wasch-, Plätt-, Ofen-, Oel-, Kohlen-, Siedwasser-, Speisen- und andere Dünste, durch die Excretionen von vielen Menschen, von Katzen, Hunden, Vögeln, wohl auch, zumal auf dem Lande, von anderm jungen Hausvieh, und, womit man irrig Alles zu verbessern glaubt, durch Essigaufgüsse auf Glühkohlen und Glüheisen, oder durch zu starke Wachholderdampf-Räucherungen wahrhaft verpestet, wenn alle diese und noch mehrere schädliche Ausdünstungsstoffe nicht bei Zeiten entfernt, oder, wo möglich, lieber ganz ausgeschlossen bleiben. Die Temperatur unserer Wohnstuben und Schlafgemächer muß immer gleichmäßig, weder zu heiß, noch zu kühl seyn.

Nur mit steter Rücksicht nicht allein auf die große Verschiedenheit der individuellen Körperconstitution, sondern auch auf Klima und täglichen Wechsel der Lufttemperatur kann man kleine Kinder, gehörig bekleidet, einige Mittagsstunden, anfangs in einer wärmern, und nach und nach in einer kühlern Luft herumtragen, oder laufen, und sie so ein sehr wohlthätiges ganzes Luftbad genießen lassen.

Die gesundeste Luft für jegliches Alter und Geschlecht bleibt immer eine freie, weder allzutrockne, noch allzufeuchte Garten- oder Landluft. Bei gehöriger Würdigung der verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, der Temperamente rc. ist dann das atmosphärische Verhältniß von Stick- und Lebensluft und darunter jene Temperatur, die zwischen Wärme und Kälte das Mittel hält, für uns am zuträglichsten. Indeß bekommt Sanguinischen und Cholerischen eine mehr feuchte, Phlegmatischen und Melancholischen eine mehr trockene, so wie den ersten eine kühle, den zweiten eine laue, den dritten eine mehr kalte, und den vierten eine warme Luft besser, es müßte denn Gewohnheit auch hier,

wie bei jeglicher Wirkung von außen auf uns, diese Unterschiede ausgleichen.

Allein so wohlthätig die wärmenden Strahlen der Sonne für alle Organismen sind, so nachtheilig können sie wirken, zur Sonnenglut gesteigert. Viele Menschen legen daher in heißen Sommern den Grund zu mancherlei Krankheiten und zu einem frühen Tode. Fast noch gefährlicher, als die Sonnenhitze selbst, ist eine plötzlich einfallende Kühle, wenn das Thermometer von 22 oder 25° nach einem Gewitterregen auf 12 oder 10° herabsinkt. Ein so jäher Temperaturwechsel muß gewaltig unsern Körper ergreifen und erschüttern. Reine und gemischte, zumal biliöse Entzündungskrankheiten sind die gewöhnlichen Folgen davon. Dergleichen Zufälle können uns in der Regel alljährlich zweimal treffen, einmal im Frühjahre, und wieder im Sommer. Jedoch haben die Land- und Arbeitsleute weniger davon zu fürchten, als die Städter, welche sich im Winter wenig bewegt, mithin mit Säften überfüllt haben. Die Frühlingssonnenwärme wirkt, während der Boden noch naß und kalt ist, auf deren Haupt fast wie ein Zugpflaster, und verursacht heftiges Kopf- und Augenweh. Die auch im Winter arbeitsamen und thätigen Landleute fühlen dagegen von dieser Art des Sonnenstichs keine Beschwerde. Aber bei ihren Feldarbeiten im heißen Sommer leiden sie desto empfindlicher daran. Oft erreicht dann das Uebel den höchsten Grad, und wird schnell tödtlich. — In heißen Ländern tödtet die Sonnenglut Menschen oft auf den Straßen, und richtet unter Karavanen, oder Armeen, die auf dem Marsche sind, große Verheerungen an. Selbst in gemäßigtern Zonen sind Zufälle der Art nicht selten. Am gefährlichsten werden die Sonnenstiche, welche mit heftigem Kopfschmerz und Schlafsucht beginnen, und mit Hirnwuth schleunig enden, wenn sie uns barhaupt auf dem besonnten Boden im Freien schlafend treffen. Kommen dazu noch die Wirkungen geistiger Getränke, so erfolgt der Tod um so schneller. Die Ueberlebenden tragen ein lebenslängliches Kopfweh davon, und eine Verstandesschwäche, die

zuweilen an Verrücktheit grenzt; auch schwellen nicht selten darauf die Augenlider an, und entzünden sich fürchterlich. Bei Andern tritt nach dem Sonnenstich ein beständiges Irrereden ohne Fieber und Kopfweh ein, bisweilen erblinden sie am schwarzen Augenstaar ꝛc. Bei jungen Kindern offenbart sich das Uebel durch mehrtägige Schläfrigkeit, oder durch anhaltendes Phantasiren, manchmal durch convulsivische Bewegungen und durch unaufhörliches Erbrechen. — Reconvalescenten, die sich zu stark sonnen, können, statt wieder aufzuleben, leicht am Schlagfluß sterben. Auch wenn dergleichen übele Folgen sich nicht sogleich einfinden, so wird man doch zu Kopfschmerzen, Schwindel und apoplektischen Zufällen leicht disponirt, oder man bekommt wenigstens einen starken Schnupfen, die Halsbräune, eine Halsdrüsengeschwulst und langdauernde Trockenheit der Augen. Starkes Feuer wirkt ganz so, wie Sonnenglut. So blieben Menschen, die mit dem Kopfe lange gegen das Feuer liegend eingeschlafen waren, in diesem Schlafe apoplektisch todt liegen. — Doch allzugroße Sonnenhitze schadet nicht allein dem Haupte, sondern auch andern davon berührten Theilen, die dann heftig schmerzen, steif und contract werden. Man muß also auch beim Genuß der Sonnenwärme vorsichtig seyn, und sich gegen höhere Grade derselben möglichst zu schützen suchen, oder nur nach und nach daran gewöhnen. — Auch die Kälte kann Geist- und Körperlähmend wirken auf daran nicht Gewöhnte, oder dagegen nicht genug Geschützte. Die besten Verwahrungsmittel sind hier: eine gleichmäßig warme Körperbekleidung, unausgesetzte Thätigkeit der Glieder im Freien, Vermeidung vieler geistigen Getränke, deren Stelle eine Suppe, oder ein gehörig gewürztes Warmbier ꝛc. vertritt, Einölung der Gesichtshaut, auch der Hände vor Betastung eiskalten Metalls, die sonst sehr peinlich ist, und die Oberhaut kostet ꝛc.

Gleich verderblich können die Extreme der Lufttemperatur bei Verlegung unsers Wohnsitzes in irgend ein anderes Klima, und bei jähem, oder dem Laufe der Jahreszeit gemäßen Witterungswechsel für uns werden. Um also jede

schnel-

schnelle Veränderung des Klima besser zu vertragen, mögen die von Norden nach Süden Reisenden bei voller Kraft und Gesundheit den Herbst, im umgekehrten Falle den Sommer zu ihrer Reise wählen, und, wenn sie zugleich an ihrem neuen Aufenthaltsorte Anfangs eine Zeitlang noch ihre vorige Lebenssitte beibehalten, und dann vorerst in mäßigen Gaben und nach und nach das Neue und Fremde sich aneignen, so wird ihnen dieser schnelle Ortswechsel um so unschädlicher seyn. Die Eindrücke häufiger, schneller Veränderung des Wetters im Auslande, oder in der Heimath macht ihnen dagegen dort ein bestimmtes Verhältniß ihrer Körperkräfte zu einander, und deren zweckmäßige Uebung, hier zugleich Gewohnheit leicht erträglich. Indeß bedürfen diese Kräfte zum thätigen Leben doch äußerer Reize, die jene erregen. Wo aber dergleichen, wie beim schleunigen Witterungswechsel, mangeln, müssen innere, durch eigene, gute Ernährung erschaffene, den Abgang der äußern ersetzen.

Nicht minder gesundheitswidrig ist, zumal im Früh- oder Spätjahre, in niedrig gelegenen Orten, und in Thälern, die erste Morgen- und die späte Abendluft. Ferner, so wie Niemand nach Erhitzungen aller Art sich durch kaltes Trinken, noch auch unter uns durch Kaltwaschen und Baden erfrischen soll, so darf er eben so wenig an sehr kühlen Orten, in Grotten, Kellern, auf steinernen Bänken, feuchtem Rasen, zumal im Schatten oder in der Zugluft sich abkühlen wollen. Gleich gefährlich ist im Winter das schnelle Annähern, nach dem Aufenthalt in strenger Kälte, an den heißen Ofen, und umgekehrt. Noch mehr, als die Kälte im Freien, wenn man sich dagegen nicht verwahrt, schadet die eingeschlossene kalte Stubenluft, die deshalb selbst außer der Kalender-Winterszeit immer so erwärmt seyn muß, daß man bei gehöriger Körperbekleidung nicht friere. Das Schlafgemach darf dagegen nur für schwächliche, zu empfindliche oder ältere Personen, oder bei strenger Winterkälte, aber nie so stark, als die Wohnstube, oder statt dessen lieber eine Nebenstube geheizt werden, die offen bleibt. Heizung in zumal thönernen

Oefen bleibt immer vorzüglicher bei uns, als Kaminfeuerung. Zu heiße, schwüle Stubenluft im Sommer kann theils durch Oeffnen der Fenster die Nacht über, und am Tage durch Niederlassen der Gardinen vor denselben auf der Sonnenseite, theils durch wiederholtes Besprengen der Fußböden mit frischem Wasser oder Aufstellen dessen in flachen Gefäßen rc. wieder abgekühlt werden. In zu feuchte Stubenatmosphäre bringe man ganz trocknen Sand, der die überschüssige Feuchtigkeit aus der Luft einschluckt, und erneuere ihn den Tag über mehreremal. In Gebäuden, die nie die Sonne bescheint, oder welche, zu schnell erbaut, nicht so bald, auch wohl nie ganz austrocknen, ist so wenig gut hausen, als in engen, dunkeln, dumpfigen, oder frisch übertünchten, neu gemahlten, oder so eben naßgefegten Gemächern, oder im niedrigen Erdgeschoß, vielweniger unter der Erde. Die gröbern Ausdünstungsstoffe hängen sich an andere Körper an, oder fallen zu Boden; andere sind bleibender in der Luft, und setzen sich nur unter gewissen Umständen daraus ab, wie die Wasserdünste zumal im Winter auf die Fensterscheiben rc. Am sichersten wird die eingeschlossene, auch von Ansteckungsstoffen rc. verdorbenste Luft verbessert durch vorsichtige, von Sachkundigen zu veranstaltende Räucherungen mit salpetersauern oder salzsauern Dämpfen. (s. unten.) Schwächer wirkt der Weinessig, den man entweder auf Boden und Wände spritzt, und damit angefeuchtete Tücher hin und wieder im Zimmer aufhängt, oder welchen man in flachen Geschirren auf dem heißen Ofen, oder über Weingeistlampenfeuer, aber nicht auf glühenden Steinen oder Eisen verdampfen, oder den man als reine Essigsäure sich freiwillig verflüchtigen läßt. Um manche zu lange und zu fest haftende Uebelgerüche wenigstens einstweilen zu maskiren, dienen mäßige Räucherungen vermittelst des sogenannten Königsrauchs, der Räucherkerzchen rc. in einem momentanen Luftzuge.

Um unsern Körper gegen äußere Luft, Klima und Witterung zu schützen, bekleiden wir ihn, mithin muß diesen Einflüssen auch unsere Bekleidung vorzugsweise entsprechen,

keineswegs aber von der veränderlichen Mode des Tages abhängen, wenn sie ganz gesundheitsgemäß seyn, und nicht etwa selbst Ursache von körperlicher Verunstaltung werden soll.

Man kleide sich weder zu warm, noch zu leicht, sondern seinem Alter, seiner Constitution und seinem individuellen Bedürfniß gemäß, nach der jedesmaligen Tageswitterung in der Natur, und in die Tracht des Landes, das man bewohnt, oder bereist. Man wechsele, zumal in unserm launigen Zwitterklima, und im spätern Lebensalter nicht vorschnell seine Sommer- und Winterkleider, oder schaffe jene, wenn sie zu leicht und luftig sind, lieber ganz ab; man wähle zugleich solche, die kein einziges Organ in seiner Verrichtung stören, und rechne hierin doch ja nicht zu viel auf Gewöhnung und Gewohnheit. Gut gemachte Kleider muß man so wenig fühlen, wie einen guten Magen. —

Im Durchschnitt darf das wohl behaarte Haupt nicht zu warm gehalten werden. Hüte und Mützen seyen nicht zu eng, noch zu schwer, nicht eckig, sondern rund, und von nicht schwarzer Farbe; ihre Ränder müssen wenigstens die Augen beschatten. Dicke Pelzmützen sind offenbar schädlich. Schlafmützen sollten nur alte und haarlose schwächliche Personen tragen. Nachtkleider, wenn man sich ja einmal daran gewöhnt hat, müssen so bequem, wie möglich, seyn, nirgends drücken, nirgends einschneiden; bei hinreichender Bettdeckenwärme sind sie für unverwöhnte oder kräftige Körper auch im Winter ganz entbehrlich.

Unsere dicken Halstücher verweichlichen Hals und Nakken nur zu sehr, als daß nicht die unzeitige Entblößung dieser Theile nachtheilig werden könnte. Letzteres geschehe daher nicht eher, als es die äußere Luftwärme erlaubt, eben so wenig im Schweiße, nie bei schon länger daran Gewöhnten. Dergleichen Tücher und Binden dürfen aber auch so wenig, wie die Hemdkragen und Aermel, die Strumpf- und Kniebänder an den weder zu weiten noch zu engen Hosen, die Kniegürtel und Hosenbunde, und die so nützlichen elastischen Hosenträger zu fest anliegen, und die Theile drücken oder zusam-

menschnüren. Durch wollene oder barchentne Unterbeinkleider gewinnt die Reinlichkeit.

Linnene und hänfene Hemden sind für uns die besten; schaaf= oder baumwollene, so wie dergleichen Kamisöler auf die bloße Haut, kann nur der Arzt anrathen. Eigener Nachthemden bedarf zumal der stark schwitzende Körper.

Unsere tuchenen Leib= und Ueberröcke seyen bequem, weder zu weit, noch zu enge in den Aermeln und Armlöchern, aber weit genug über die Brust. Die Ueberröcke müssen breit überschlagen, und tief genug herunter sich zuknöpfen lassen, um Bauch und Schenkel gehörig warm zu halten. Auch die Westen dürfen weder Brust noch Bauch pressen, noch auch zu enge Armlöcher haben. Des Rauchwerks zu Kleiderunterfutter sollten sich nur betagte und schwächliche Personen bedienen. Ueberhaupt kleide man im jugendlichen Alter die Brust, im spätern den Unterleib, im Greisenalter und bei zartem Körperbau den ganzen Körper wärmer. In jeder Lebensperiode müssen aber die Füße rein, warm und trocken gehalten werden, durch öfter zu wechselnde schaaf= oder baumwollene, weder zu enge noch zu kurze Strümpfe, letztere mit untergelegten Filz= oder besser Pferdehaarsohlen, welche, gleich den nach dem Fuße geformten, mit Band eingefaßten und über die Strümpfe gezogenen Schuhen von Rindsblase, und den Ueberschuhen das Naßwerden der Füße am besten verhüten. Die möglichst wasserdichten Schuhe und Stiefeln dürfen weder zu knapp, noch zu weit, eher etwas länger, als die gewöhnliche Länge der Füße in nicht gestreckter Lage seyn, und erstere keinen zu großen, noch zu kleinen Ausschnitt haben, auch mit ihrem Leder so hoch reichen, daß es den Fußballen umschließt. Ihre Sohlen müssen gerade so breit, wie die Fußsohlen, und mit dem Oberleder lieber vorn zugerundet, als spitz seyn. Kleine, flache Absätze daran erleichtern das Niedersetzen des ganzen Plattfußes zur Erde nicht wenig, geben somit dem Körper eine geradere, festere Haltung, und dem Gange mehr Leichtigkeit und Sicherheit. Die Stiefelschäfte dürfen nicht zu enge seyn, insbesondere bei Kindern, die überhaupt nur

Schuhe tragen sollten. Steifstiefeln machen einen schwerfälligen und unbehülflichen Gang. Jeder Fuß muß seinen eigenen Schuh und Stiefel haben und behalten.

Uebrigens vertausche man seine durchnäßte Fuß- und Körperbekleidung überhaupt, so bald wie möglich, mit trockner, gleichwie alles Weißzeug fleißig mit frischem, wohl ausgetrocknetem, und lasse seine Tuchkleider alle Tage gehörig ausstäuben, und sein Schuhwerk säubern.

Kleidungsstücke aller Art von notorisch Schwindsüchtigen, Gichtbrüchigen oder Podagristen, von venerischen, und mit dem wahren, offenen Krebs behafteten Kranken, so wie von solchen, die an contagiösen Fiebern gestorben sind, sollte der Ansteckungsgefahr wegen Niemand tragen, so wenig wie alte Kleider aus Auctionen, vom Trödel, oder von Kleiderjuden, am wenigsten wollene, seidene, oder Pelzkleider und alle diejenigen, die durch langes Lüften, Sonnen, mehrmaliges sorgfältiges Durchräuchern, Waschen und Bäuchen oder Laugen sich nicht reinigen und ganz unschädlich machen lassen.

Beim andern Geschlechte ist das Tragen der Hüte und aller dichten Kopfaufsätze in warmen Zimmern eben so nachtheilig, als das Barhauptgehen bei rauhem Wetter und im kalten Winter. Der Hals muß bei Unverwöhnten nur leicht bedeckt seyn; hohe, stehende Kleiderkragen, zumal wattirte, verzärteln ihn, sie bald zu tragen, bald wegzulassen, ist gleich gesundheitswidrig. Der Busen bleibe nie, zumal im Freien, ohne leichte Bedeckung, aber das Tragen der Pelzpalatine ist eine mit dem übrigen sehr luftigen Anzuge grell contrastirende, unsinnige Mode. Nichts beeinträchtige die Brüste, keine feste Binde, kein Schnürleibchen, kein Spencer ꝛc. Die noch jetzt übliche griechische Kleidertracht, zumal mit nicht zu kurzer, sondern etwas verlängerter Taille, welche überhaupt nur so hoch seyn sollte, um die Brüste gemächlich und frei in der Schwebe zu halten, vereinigt zwar mancherlei Vorzüge in sich, überläßt aber den untern Leib zu sehr sich selbst, so daß dieser an Umfang auffallend zunehmen und zugleich leicht erkältet werden muß. Indeß läßt sich beides durch einen eine

menschnüren. Durch wollene oder barchentne Unterbeinkl gewinnt die Reinlichkeit.

Linnene und hänfene Hemden sind für uns die be schaaf- oder baumwollene, so wie dergleichen Kamisöler die bloße Haut, kann nur der Arzt anrathen. Eigener Na hemden bedarf zumal der stark schwitzende Körper.

Unsere tuchenen Leib- und Ueberröcke seyen bequ weder zu weit, noch zu enge in den Aermeln und Armlö aber weit genug über die Brust. Die Ueberröcke müss überschlagen, und tief genug herunter sich zuknöpfen um Bauch und Schenkel gehörig warm zu halten. Un Westen dürfen weder Brust noch Bauch pressen, no zu enge Armlöcher haben. Des Rauchwerks zu unterfutter sollten sich nur betagte und schwächliche bedienen. Ueberhaupt kleide man im jugendlichen Brust, im spätern den Unterleib, im Greisenalter zartem Körperbau den ganzen Körper wärmer. In bensperiode müssen aber die Füße rein, warm und halten werden, durch öfter zu wechselnde schaaf wollene, weder zu enge noch zu kurze Strümpfe untergelegten Filz- oder besser Pferdehaarsohlen, den nach dem Fuße geformten, mit Band ei über die Strümpfe gezogenen Schuhen von Ri den Ueberschuhen das Naßwerden der Füße am Die möglichst wasserdichten Schuhe und Stief zu knapp, noch zu weit, eher etwas länger, al Länge der Füße in nicht gestreck seyn, zu großen, noch zu kleinen en Leder so hoch reichen, daß Sohlen müssen gerade so br dem Oberleder lieber vorn flache Absätze daran erle Plattfußes zur Ecke nic eine

Schuhe tragen sollen.

ligen und

nen Schuh

Ueberhaupt

Körperbekleidung

ner,

getrockneten,

ausstäuben,

Kleidungs

gen, Gichtbrüchigen

mit dem wahren,

von solchen, die

der Ansteckungs

alte Kleider aus

juden, am

alle diejenigen,

ges sorgfältig

Laugen sich

Beim

aller dichten

theilig, als

kalten Winter.

irgend einer Mode-

g.

r während und außer
eidet, muß jedesmal
Gefühl des wahren
ise und Trank zu ge-
s deren Genuß ange-
bt auch einen falschen
urst, deren sicherste
n gewöhnlichen, wohl
Dingen gelüstet; bei-

igung des wahren Hun-
, gänzliche Enthaltung
flichsten Tode, Unmä-
die Quelle so mancher
g ins Grab.
, als bis man wirklich
an eine bestimmte Eß-
so mögen wir unsere Ta-
s auch möglich wird, in
nst schaden wir uns alle-
Im Allgemeinen gilt hier
seinen selbst geprüften indi-
Körperbedürfnissen richten
nde speisen will, wird zum
bstantiöses, kein sogenanntes
und, um es ganz entbeh-
eit halten müssen. Hierauf
sart ganz besonders zu ach-
mal essen können wohl Kin-
h schwache erwachsene Perso-
ird es nie frommen, ja das
en Tag über muß bei Allem

stischen Leibgurt von Flanell ꝛc., oder durch die sogenannten Caleçons mit einem breiten, bis fast an die Herzgrube reichenden, nicht zu engen Gurte, oder durch ein leicht anschließendes Leibchen verhüten, woran mit Vortheil der wollene Unterrock oder die Beinkleider geheftet seyn können. Nur würdige man ja nicht das Leibchen zu einer Art von Schnürbrust herab! Schnürleiber, die dem weiblichen Körper eine Wespenform geben, sind dessen Gesundheit und Schönheit keinesweges zuträglich. Aus dem Brust-, Seiten- und Rückentheil des Kleides selbst bleibe alle Steifung weg. Die beste Taille ist die, durch welche oben die Brüste in ihrer natürlichen Schwebung unterstützt, und von den Armen in ihrem Normalabstande erhalten werden; sie muß bis an die Hüften reichen. Die nicht zu engen Aermel im Kleide müssen wenigstens den halben Oberarm bedecken, und gefüttert seyn, um sich leicht dessen Wölbung ohne Zwängen anzuschließen. Der Oberarm sollte nie ohne Hemd bleiben. Lange und warme Aermel befördern den Haarwuchs auf den Armen. Die Handschuhe seyen lang genug, weder zu enge, noch zu weit, und aus feinem Hundsleder, das eine weiche und zarte Haut macht. Gleich den Aermeln und Armbändern dürfen Rockbünde, Leibgürtel und Schärpen, Leib-, Strumpf- und Kniebänder an den Hosen oder Caleçons nie zu fest anliegen. Die Strümpfe werden dicht unterm Knie mit einem breiten, wattirten Bande aufgebunden, das nicht einschneidet, und die Schuhschnüren ebenfalls weniger scharf zusammengezogen. Von den Damenschuhen gilt im Allgemeinen das Obige.

Aller Wechsel der weiblichen Winter- und Sommerkleider, gleichwie der warmen und leichten in einer und derselben Jahreszeit, geschehe mit möglichster Vorsicht, und nur stufenweise, um so schneller aber der Umtausch aller durchnäßten Kleidungsstücke mit trocknen und warmen. —

Vernünftige Frauen und Mädchen werden übrigens auch bei den veränderlichsten Kleidermoden ihres Geschlechts mehr ihre Gesundheit und Schönheit berücksichtigen, um nicht

Sklavinnen, oder selbst Schlachtopfer irgend einer Modethorheit zu werden.

b) Nahrung.

Der Verlust, welchen unser Körper während und außer der Zeit seines Wachsthums täglich erleidet, muß jedesmal durch neue Nahrung ersetzt werden. Gefühl des wahren Hungers und Durstes zwingt uns, Speise und Trank zu genießen, und der Schmecksinn macht uns deren Genuß angenehm und wohlbehaglich. Aber es giebt auch einen falschen oder Scheinhunger und einen Scheindurst, deren sicherste Probe ist, wenn uns nicht mehr nach den gewöhnlichen, wohl aber nach mehr pikanten und reizenden Dingen gelüstet; beiden darf man durchaus nicht nachgeben.

Mangel an hinlänglicher Befriedigung des wahren Hungers und Durstes schwächt den Körper, gänzliche Enthaltung von Nahrungsmitteln führt zum schrecklichsten Tode, Unmäßigkeit im Essen und Trinken wird die Quelle so mancher Krankheiten, und stürzt uns frühzeitig ins Grab.

Man esse und trinke nicht eher, als bis man wirklich hungert und durstet. Wenn wir uns an eine bestimmte Eßzeit gewöhnen wollen oder müssen, so mögen wir unsere Tagesgenüsse so eintheilen, daß es uns auch möglich wird, in den gesetzten Zeiten zu hungern, sonst schaden wir uns allemal durch das zu pünktliche Essen. Im Allgemeinen gilt hier keine Regel; Jeder muß sich nach seinen selbst geprüften individuellen Verdauungskräften und Körperbedürfnissen richten lernen. Wer in der Mittagsstunde speisen will, wird zum Frühstück wenigstens nicht viel Substantiöses, kein sogenanntes Gabelfrühstück, genießen dürfen, und, um es ganz entbehren zu können, eine Abendmahlzeit halten müssen. Hierauf hat man bei mehr sitzender Lebensart ganz besonders zu achten. Oefter und wenig auf einmal essen können wohl Kinder, und in manchen Fällen auch schwache erwachsene Personen, aber gesunden Menschen wird es nie frommen, ja das beständige unordentliche Essen den Tag über muß bei Allen

die Verdauung stören, und den ganzen Organismus außer Gleichgewicht bringen. Vielmehr dürfte den meisten gesunden und unverwöhnten Menschen eine wenigstens sechs- bis siebenstündige Pause zwischen jeder Mahlzeit am angemessensten seyn, wofern nicht die schnellere und thätigere Verdauung und eine schleunigere Consumtion im jüngern Alter, und andere Umstände Ausnahmen gebieten. Bei Eßunlust ist Fasten der beste Arzt! —

8. Da die Stillung des Durstes eigentlich nicht Ernährung bezweckt, so darf sie auch an keine gewisse Zeit gebunden seyn. Das Trinken während der Mahlzeit, sey es Bedürfniß, oder mehr Gewohnheit, ist, zumal viel auf einmal, weniger zuträglich, als ein paar Stunden nach derselben, wo die Verdauung in vollerm Gange ist, und man sich mehr Bewegung im Freien macht; nur muß dann das Getränk kein Wasser, sondern Wein oder Bier seyn.

9. Das Frühstück nehme man nicht zu bald nach dem Erwachen, viel weniger schon im Bette zu sich. Seine Wahl wird insbesondere durch unsere des Morgens mehr oder weniger Kraftaufwand kostende Beschäftigung und Lebensweise bestimmt. Statt des bei den Alten gebräuchlichen kalten Frühstücks genießen wir jetzt ein warmes, gewöhnlich Thee oder Kaffee, auch wohl warme Milch ꝛc. Der Thee kann, als reizendes Getränk, bei jetzt noch leerem Magen, nie gesund seyn, wenn sein Nachtheil nicht durch Zusatz von Milch und Zucker, und durch Einbrocken von Backwerk in etwas vermindert wird. Nicht zu starker, reiner Kaffee, am besten aus einem noch einmal leicht aufgekochten und filtrirten Aufguß ist im Allgemeinen und mäßig getrunken kein schädliches Getränk, das durch zugesetzte Milch, Zucker und Zwieback ꝛc. milder reizend und nährend ausfällt. Am dienlichsten ist er im Herbste, Frühjahre und in feuchten Wintern, zumal für Phlegmatiker und solche, die am Tage gewöhnlich Wasser oder Bier trinken, die mit dem Kopfe stark arbeiten müssen, oder die ihren Körper sonst nicht sehr anstrengen. — Afterkaffee giebt ein widriges, magenverderbliches Getränk. —

Für mehr körperlich thätige Menschen ist Warmbier mit etwas Kümmel rc., eine Milch-, Mehl- oder Griessuppe immer vorzuziehen. — Im Ganzen bleibt es besser, sich an kein warmes Frühstück sogleich nach dem Aufstehen zu gewöhnen, damit es uns nicht tägliches Bedürfniß werde. Man esse und trinke vielmehr Vormittags erst bei Lust und Drang dazu.

Uebrigens genieße man auch den Tag über weder mehr, noch weniger, als gerade hinreicht, um unsern Hunger und Durst nicht bis zum Ueberdruß zu befriedigen, durchaus nichts sogleich nach einiger geistigen oder körperlichen Erhitzung und Anstrengung, nichts nach erlittenen Gemüthsaffecten. Das Weib genieße nie so viel, als der Mann, weniger auch der Greis; der Gelehrte nie so viel, als der Handarbeiter; weniger der Müßiggänger, als der thätige Geschäftsmann.

Einfache Speisen, aus wohl zubereiteten, gesunden, vegetabilischen und animalischen Substanzen bestehend, sagen uns in jedem Betracht weit besser zu, als noch so künstliche hauts-gouts, die nur den Gaumen kitzeln, und den Magen verderben. — Wer im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen muß, bedarf zu seiner Stärkung mehr Fleischkost, als der Müßiggänger. — —

Man gewöhne sich langsam zu essen, Alles im Munde auf beiden Seiten möglichst gut zu zerkauen und mit genugsamem Speichel zu vermischen. Man speise nie ganz allein, noch weniger lese oder meditire man während der Mahlzeit. Zugleich vermeide man dabei eine kauernde, oder schiefe Sitzung, und würze sich den Genuß durch muntere Tischgespräche. Die nachmalige Verdauung wird am besten durch Gemüthsruhe, gelinde Körperbewegung und Hauterwärmung befördert. Man vermeide auch nach einem mäßigen Mahle alles ernste, tiefe Denken und Studiren, jede körperliche Anstrengung, krumme, den Unterleib zusammenpressende Stellungen und Lagerungen des Körpers, heftige Gemüthsaffecte, den Beischlaf rc.

Unter den Fleischspeisen sind überhaupt am schwerverdaulichsten: das Schwein-, Gänse- und Entenfleisch; für

Viele auch das Kalbfleisch, die häutigen Thiereingeweide, fette Fische, hart gesottene Eier ꝛc.; am leicht verdaulichsten Wildpret, Hühner- und Taubenfleisch, kräftiges Rind- und Schöpsenfleisch ꝛc., Fleischbrühe und Fleischgallerte, junge Fische, zumal Seefische, gut gepökeltes oder geräuchertes zartes Fleisch, weiche Eier ꝛc. Unter den gewöhnlichen Gemüsen geben Spinat, grüne Schoten und Bohnen, alle Kohl- und Rübenarten, gleich dem Obste, die leichteste Nahrung; Hülsenfrüchte sind schwer verdaulicher und nicht eben nahrhaft, weit mehr aber Kartoffeln, so wie Mehl- und Milchspeisen, wenn sie gut verdauet sind. Nur mäßiges Salzen und Würzen macht die Speisen wohlschmeckender und leicht verdaulicher. Gut bereitetes Waizen- und Rockenbrod ist leicht verdaulich, nährt und stärkt vortrefflich; zu warmes, feuchtes, teigiges, schliffiges Grobbrod können kaum Dreschermagen vertragen. Von Butter, Buttergebackenem, und von Fett aller Art darf man, unbeschadet seines Magens, nicht zu viel genießen. Käse in Menge verzehrt, erzeugt nicht nur eine kränkliche Reizbarkeit des Körpers, sondern auch ein eigenes Gliederzittern; etwas alter hilft verdauen, verdorbener, oder Schmierkäse wirkt wie Gift.

Unter den Getränken ist das einfachste und im Allgemeinen zuträglichste ein gutes, nicht zu hartes Trinkwasser aus der Quelle; zu weiches Flußwasser schmeckt fad; unreines wird reiner, wenn man es in einem Filtrirtrichter durch gröbliches Buchenkohlenpulver laufen läßt. Thiermilch ist unsere erste, einzige Kindernahrung, aber nicht mehr für alle ältere Magen leicht verdaulich. Reine, gute Waizen- und Gerstenmalzbiere sind sehr nahrhaft und stärkend, aber schlecht, d. i. nicht gehörig ausgegohren, zu sehr gewässert, oder verdorben, oder wohl gar mit schädlichen Stoffen versetzt, desto magenschwächender, und im letztern Falle zugleich der Gesundheit gefährlicher. — Wenn der Wein eine Arznei des Körpers und der Seele seyn soll, so muß er unverfälscht, also probehaltig seyn, und mäßig getrunken werden. Dies gilt auch vom Branntwein u. a. geistigen Getränken; aber

nur bejahrte Personen, oder Handarbeiter, Reisende und diejenigen, welche sich anhaltender rauher Witterung aussetzen müssen, sollten sie als erwärmende und flüchtige Stärkungsmittel gebrauchen. — Seit Kaffee und Thee Modegetränke geworden sind, hat auch der Krankheitsgenius einen andern, mehr nervösen Charakter angenommen.

Nordländern und sanguinischen Naturen bekommt überhaupt Fleischnahrung und ein kräftiges Bier besser, als Südländern und cholerischen Temperamenten, die beide nur mäßige Reize, abwechselnd nur milde Genüsse, und leichtere spirituöse Getränke vertragen. Melancholiker mögen an gut verdauliche Kost, und an flüchtige Reize, vorzüglich an edlere Weine sich halten, so wie kalte, phlegmatische Menschen mehr an diese, aber auch an gewürzreichere Speisen. — Fleisch gedeiht uns im Winter besser, als im Sommer. Ueberhaupt muß unsere Nahrung in kalter Jahreszeit kräftiger und geistiger, im Frühling schon weniger reizend, im heißen Sommer noch milder, mäßig kühlend und erquickend, dagegen im Herbst wieder, wie im Frühling, und nur bei feuchter Witterung mehr flüchtig erregend, also geistig und gewürzhaft seyn.

Fettigkeiten mit Säuren, oder mit säuerlichen Getränken, vertragen sich nie gut in unserm Magen. Ueberhaupt hüte man sich, zumal Abends, bei reich besetzten Tafeln von allen Gerichten essen zu wollen, vorzüglich von solchen, die zusammen mehr Gährung im Magen bilden, wenn gleich auch hier Gewohnheit Vieles ausgleicht. Der unschicklichste Nachtisch bleibt immer frisches Obst; außer Tische bekommt es in der Regel besser. Vom Weine gilt der bekannte Spruch: er ist Gift am Morgen, Arznei am Mittage, Wein des Abends. Kaffee, noch mehr Punsch und andere geistige Kunstgetränke sollte man erst einige Stunden nach der Mahlzeit trinken. Gefrornes zu genießen bei erhitztem Körper, ist eben so ungesund, als eiskalt oder Eis mitzutrinken.

zuweilen an Verrücktheit grenzt; auch schwellen nicht selten darauf die Augenlider an, und entzünden sich fürchterlich. Bei Andern tritt nach dem Sonnenstich ein beständiges Irrereden ohne Fieber und Kopfweh ein, bisweilen erblinden sie am schwarzen Augenstaar ꝛc. Bei jungen Kindern offenbart sich das Uebel durch mehrtägige Schläfrigkeit, oder durch anhaltendes Phantasiren, manchmal durch convulsivische Bewegungen und durch unaufhörliches Erbrechen. — Reconvalescenten, die sich zu stark sonnen, können, statt wieder aufzuleben, leicht am Schlagfluß sterben. Auch wenn dergleichen übele Folgen sich nicht sogleich einfinden, so wird man doch zu Kopfschmerzen, Schwindel und apoplektischen Zufällen leicht disponirt, oder man bekommt wenigstens einen starken Schnupfen, die Halsbräune, eine Halsdrüsengeschwulst und langdauernde Trockenheit der Augen. Starkes Feuer wirkt ganz so, wie Sonnenglut. So blieben Menschen, die mit dem Kopfe lange gegen das Feuer liegend eingeschlafen waren, in diesem Schlafe apoplektisch todt liegen. — Doch allzugroße Sonnenhitze schadet nicht allein dem Haupte, sondern auch andern davon berührten Theilen, die dann heftig schmerzen, steif und contract werden. Man muß also auch beim Genuß der Sonnenwärme vorsichtig seyn, und sich gegen höhere Grade derselben möglichst zu schützen suchen, oder nur nach und nach daran gewöhnen. — Auch die Kälte kann Geist- und Körperlähmend wirken auf daran nicht Gewöhnte, oder dagegen nicht genug Geschützte. Die besten Verwahrungsmittel sind hier: eine gleichmäßig warme Körperbekleidung, unausgesetzte Thätigkeit der Glieder im Freien, Vermeidung vieler geistigen Getränke, deren Stelle eine Suppe, oder ein gehörig gewürztes Warmbier ꝛc. vertritt, Einölung der Gesichtshaut, auch der Hände vor Betastung eiskalter Metalle, die sonst sehr peinlich ist, und die Oberhaut kostet ꝛc.

Gleich verderblich können die Extreme der Lufttemperatur bei Verlegung unsers Wohnsitzes in irgend ein anderes Klima, und bei jähem, oder dem Laufe der Jahreszeit gemäßen Witterungswechsel für uns werden. Um also jede

schnel-

schnelle Veränderung des Klima besser zu vertragen, mögen die von Norden nach Süden Reisenden bei voller Kraft und Gesundheit den Herbst, im umgekehrten Falle den Sommer zu ihrer Reise wählen, und, wenn sie zugleich an ihrem neuen Aufenthaltsorte Anfangs eine Zeitlang noch ihre vorige Lebenssitte beibehalten, und dann vorerst in mäßigen Gaben und nach und nach das Neue und Fremde sich aneignen, so wird ihnen dieser schnelle Ortswechsel um so unschädlicher seyn. Die Eindrücke häufiger, schneller Veränderung des Wetters im Auslande, oder in der Heimath macht ihnen dagegen dort ein bestimmtes Verhältniß ihrer Körperkräfte zu einander, und deren zweckmäßige Uebung, hier zugleich Gewohnheit leicht erträglich. Indeß bedürfen diese Kräfte zum thätigen Leben doch äußerer Reize, die jene erregen. Wo aber dergleichen, wie beim schleunigen Witterungswechsel, mangeln, müssen innere, durch eigene, gute Ernährung erschaffene, den Abgang der äußern ersetzen.

Nicht minder gesundheitswidrig ist, zumal im Früh- oder Spätjahre, in niedrig gelegenen Orten, und in Thälern, die erste Morgen- und die späte Abendluft. Ferner, so wie Niemand nach Erhitzungen aller Art sich durch kaltes Trinken, noch auch unter uns durch Kaltwaschen und Baden erfrischen soll, so darf er eben so wenig an sehr kühlen Orten, in Grotten, Kellern, auf steinernen Bänken, feuchtem Rasen, zumal im Schatten oder in der Zugluft sich abkühlen wollen. Gleich gefährlich ist im Winter das schnelle Annähern, nach dem Aufenthalt in strenger Kälte, an den heißen Ofen, und umgekehrt. Noch mehr, als die Kälte im Freien, wenn man sich dagegen nicht verwahrt, schadet die eingeschlossene kalte Stubenluft, die deshalb selbst außer der Kalender-Winterszeit immer so erwärmt seyn muß, daß man bei gehöriger Körperbekleidung nicht friere. Das Schlafgemach darf dagegen nur für schwächliche, zu empfindliche oder ältere Personen, oder bei strenger Winterkälte, aber nie so stark, als die Wohnstube, oder statt dessen lieber eine Nebenstube geheizt werden, die offen bleibt. Heizung in zumal thönernen

Oefen bleibt immer vorzüglicher bei uns, als Kaminfeuerung. Zu heiße, schwüle Stubenluft im Sommer kann theils durch Oeffnen der Fenster die Nacht über, und am Tage durch Niederlassen der Gardinen vor denselben auf der Sonnenseite, theils durch wiederholtes Besprengen der Fußböden mit frischem Wasser oder Aufstellen dessen in flachen Gefäßen rc. wieder abgekühlt werden. In zu feuchte Stubenatmosphäre bringe man ganz trocknen Sand, der die überschüssige Feuchtigkeit aus der Luft einschluckt, und erneuere ihn den Tag über mehreremal. In Gebäuden, die nie die Sonne bescheint, oder welche, zu schnell erbaut, nicht so bald, auch wohl nie ganz austrocknen, ist so wenig gut hausen, als in engen, dunkeln, dumpfigen, oder frisch übertünchten, neu gemahlten, oder so eben naßgefegten Gemächern, oder im niedrigen Erdgeschoß, vielweniger unter der Erde. Die gröbern Ausdünstungsstoffe hängen sich an andere Körper an, oder fallen zu Boden; andere sind bleibender in der Luft, und setzen sich nur unter gewissen Umständen daraus ab, wie die Wasserdünste zumal im Winter auf die Fensterscheiben rc. Am sichersten wird die eingeschlossene, auch von Ansteckungsstoffen rc. verdorbenste Luft verbessert durch vorsichtige, von Sachkundigen zu veranstaltende Räucherungen mit salpetersauern oder salzsauern Dämpfen. (s. unten.) Schwächer wirkt der Weinessig, den man entweder auf Boden und Wände spritzt, und damit angefeuchtete Tücher hin und wieder im Zimmer aufhängt, oder welchen man in flachen Geschirren auf dem heißen Ofen, oder über Weingeistlampenfeuer, aber nicht auf glühenden Steinen oder Eisen verdampfen, oder den man als reine Essigsäure sich freiwillig verflüchtigen läßt. Um manche zu lange und zu fest haftende Uebelgerüche wenigstens einstweilen zu maskiren, dienen mäßige Räucherungen vermittelst des sogenannten Königsrauchs, der Räucherkerzchen rc. in einem momentanen Luftzuge.

Um unsern Körper gegen äußere Luft, Klima und Witterung zu schützen, bekleiden wir ihn, mithin muß diesen Einflüssen auch unsere Bekleidung vorzugsweise entsprechen,

keineswegs aber von der veränderlichen Mode des Tages abhängen, wenn sie ganz gesundheitsgemäß seyn, und nicht etwa selbst Ursache von körperlicher Verunstaltung werden soll.

Man kleide sich weder zu warm, noch zu leicht, sondern seinem Alter, seiner Constitution und seinem individuellen Bedürfniß gemäß, nach der jedesmaligen Tageswitterung in der Natur, und in die Tracht des Landes, das man bewohnt, oder bereist. Man wechsele, zumal in unserm launigen Zwitterklima, und im spätern Lebensalter nicht vorschnell seine Sommer- und Winterkleider, oder schaffe jene, wenn sie zu leicht und luftig sind, lieber ganz ab; man wähle zugleich solche, die kein einziges Organ in seiner Verrichtung stören, und rechne hierin doch ja nicht zu viel auf Gewöhnung und Gewohnheit. Gut gemachte Kleider muß man so wenig fühlen, wie einen guten Magen. —

Im Durchschnitt darf das wohl behaarte Haupt nicht zu warm gehalten werden. Hüte und Mützen seyen nicht zu eng, noch zu schwer, nicht eckig, sondern rund, und von nicht schwarzer Farbe; ihre Ränder müssen wenigstens die Augen beschatten. Dicke Pelzmützen sind offenbar schädlich. Schlafmützen sollten nur alte und haarlose schwächliche Personen tragen. Nachtkleider, wenn man sich ja einmal daran gewöhnt hat, müssen so bequem, wie möglich, seyn, nirgends drücken, nirgends einschneiden; bei hinreichender Bettdeckenwärme sind sie für unverwöhnte oder kräftige Körper auch im Winter ganz entbehrlich.

Unsere dicken Halstücher verweichlichen Hals und Nakken nur zu sehr, als daß nicht die unzeitige Entblößung dieser Theile nachtheilig werden könnte. Letzteres geschehe daher nicht eher, als es die äußere Luftwärme erlaubt, eben so wenig im Schweiße, nie bei schon länger daran Gewöhnten. Dergleichen Tücher und Binden dürfen aber auch so wenig, wie die Hemdkragen und Aermel, die Strumpf- und Kniebänder an den weder zu weiten noch zu engen Hosen, die Kniegürtel und Hosenbunde, und die so nützlichen elastischen Hosenträger zu fest anliegen, und die Theile drücken oder zusam-

menschnüren. Durch wollene oder barchentne Unterbeinkleider gewinnt die Reinlichkeit.

Linnene und hänfene Hemden sind für uns die besten; schaaf- oder baumwollene, so wie dergleichen Kamisöler auf die bloße Haut, kann nur der Arzt anrathen. Eigener Nachthemden bedarf zumal der stark schwitzende Körper.

Unsere tuchenen Leib- und Ueberröcke seyen bequem, weder zu weit, noch zu enge in den Aermeln und Armlöchern, aber weit genug über die Brust. Die Ueberröcke müssen breit überschlagen, und tief genug herunter sich zuknöpfen lassen, um Bauch und Schenkel gehörig warm zu halten. Auch die Westen dürfen weder Brust noch Bauch pressen, noch auch zu enge Armlöcher haben. Des Rauchwerks zu Kleiderunterfutter sollten sich nur betagte und schwächliche Personen bedienen. Ueberhaupt kleide man im jugendlichen Alter die Brust, im spätern den Unterleib, im Greisenalter und bei zartem Körperbau den ganzen Körper wärmer. In jeder Lebensperiode müssen aber die Füße rein, warm und trocken gehalten werden, durch öfter zu wechselnde schaaf- oder baumwollene, weder zu enge noch zu kurze Strümpfe, letztere mit untergelegten Filz- oder besser Pferdehaarsohlen, welche, gleich den nach dem Fuße geformten, mit Band eingefaßten und über die Strümpfe gezogenen Schuhen von Rindsblase, und den Ueberschuhen das Naßwerden der Füße am besten verhüten. Die möglichst wasserdichten Schuhe und Stiefeln dürfen weder zu knapp, noch zu weit, eher etwas länger, als die gewöhnliche Länge der Füße in nicht gestreckter Lage seyn, und erstere keinen zu großen, noch zu kleinen Ausschnitt haben, auch mit ihrem Leder so hoch reichen, daß es den Fußballen umschließt. Ihre Sohlen müssen gerade so breit, wie die Fußsohlen, und mit dem Oberleder lieber vorn zugerundet, als spitz seyn. Kleine, flache Absätze daran erleichtern das Niedersetzen des ganzen Plattfußes zur Erde nicht wenig, geben somit dem Körper eine geradere, festere Haltung, und dem Gange mehr Leichtigkeit und Sicherheit. Die Stiefelschäfte dürfen nicht zu enge seyn, insbesondere bei Kindern, die überhaupt nur

Schuhe tragen sollten. Steifstiefeln machen einen schwerfälligen und unbehülflichen Gang. Jeder Fuß muß seinen eigenen Schuh und Stiefel haben und behalten.

Uebrigens vertausche man seine durchnäßte Fuß- und Körperbekleidung überhaupt, so bald wie möglich, mit trockner, gleichwie alles Weißzeug fleißig mit frischem, wohl ausgetrocknetem, und lasse seine Tuchkleider alle Tage gehörig ausstäuben, und sein Schuhwerk säubern.

Kleidungsstücke aller Art von notorisch Schwindsüchtigen, Gichtbrüchigen oder Podagristen, von venerischen, und mit dem wahren, offenen Krebs behafteten Kranken, so wie von solchen, die an contagiösen Fiebern gestorben sind, sollte der Ansteckungsgefahr wegen Niemand tragen, so wenig wie alte Kleider aus Auctionen, vom Trödel, oder von Kleiderjuden, am wenigsten wollene, seidene, oder Pelzkleider und alle diejenigen, die durch langes Lüften, Sonnen, mehrmaliges sorgfältiges Durchräuchern, Waschen und Bäuchen oder Laugen sich nicht reinigen und ganz unschädlich machen lassen.

Beim andern Geschlechte ist das Tragen der Hüte und aller dichten Kopfaufsätze in warmen Zimmern eben so nachtheilig, als das Barhauptgehen bei rauhem Wetter und im kalten Winter. Der Hals muß bei Unverwöhnten nur leicht bedeckt seyn; hohe, stehende Kleiderkragen, zumal wattirte, verzärteln ihn, sie bald zu tragen, bald wegzulassen, ist gleich gesundheitswidrig. Der Busen bleibe nie, zumal im Freien, ohne leichte Bedeckung, aber das Tragen der Pelzpalatine ist eine mit dem übrigen sehr luftigen Anzuge grell contrastirende, unsinnige Mode. Nichts beeinträchtige die Brüste, keine feste Binde, kein Schnürleibchen, kein Spencer ꝛc. Die noch jetzt übliche griechische Kleidertracht, zumal mit nicht zu kurzer, sondern etwas verlängerter Taille, welche überhaupt nur so hoch seyn sollte, um die Brüste gemächlich und frei in der Schwebe zu halten, vereinigt zwar mancherlei Vorzüge in sich, überläßt aber den untern Leib zu sehr sich selbst, so daß dieser an Umfang auffallend zunehmen und zugleich leicht erkältet werden muß. Indeß läßt sich beides durch einen ein

stischen Leibgurt von Flanell ꝛc., oder durch die sogenannten Caleçons mit einem breiten, bis fast an die Herzgrube reichenden, nicht zu engen Gurte, oder durch ein leicht anschließendes Leibchen verhüten, woran mit Vortheil der wollene Unterrock oder die Beinkleider geheftet seyn können. Nur würdige man ja nicht das Leibchen zu einer Art von Schnürbrust herab! Schnürleiber, die dem weiblichen Körper eine Wespenform geben, sind dessen Gesundheit und Schönheit keinesweges zuträglich. Aus dem Brust-, Seiten- und Rückentheil des Kleides selbst bleibe alle Steifung weg. Die beste Taille ist die, durch welche oben die Brüste in ihrer natürlichen Schwebung unterstützt, und von den Armen in ihrem Normalabstande erhalten werden; sie muß bis an die Hüften reichen. Die nicht zu engen Aermel im Kleide müssen wenigstens den halben Oberarm bedecken, und gefüttert seyn, um sich leicht dessen Wölbung ohne Zwängen anzuschließen. Der Oberarm sollte nie ohne Hemd bleiben. Lange und warme Aermel befördern den Haarwuchs auf den Armen. Die Handschuhe seyen lang genug, weder zu enge, noch zu weit, und aus feinem Hundsleder, das eine weiche und zarte Haut macht. Gleich den Aermeln und Armbändern dürfen Rockbünde, Leibgürtel und Schärpen, Leib-, Strumpf- und Kniebänder an den Hosen oder Caleçons nie zu fest anliegen. Die Strümpfe werden dicht unterm Knie mit einem breiten, wattirten Bande aufgebunden, das nicht einschneidet, und die Schuhschnüren ebenfalls weniger scharf zusammengezogen. Von den Damenschuhen gilt im Allgemeinen das Obige.

Aller Wechsel der weiblichen Winter- und Sommerkleider, gleichwie der warmen und leichten in einer und derselben Jahreszeit, geschehe mit möglichster Vorsicht, und nur stufenweise, um so schneller aber der Umtausch aller durchnäßten Kleidungsstücke mit trocknen und warmen. —

Vernünftige Frauen und Mädchen werden übrigens auch bei den veränderlichsten Kleidermoden ihres Geschlechts mehr ihre Gesundheit und Schönheit berücksichtigen, um nicht

Sklavinnen, oder selbst Schlachtopfer irgend einer Modethorheit zu werden.

b) Nahrung.

Der Verlust, welchen unser Körper während und außer der Zeit seines Wachsthums täglich erleidet, muß jedesmal durch neue Nahrung ersetzt werden. Gefühl des wahren Hungers und Durstes zwingt uns, Speise und Trank zu genießen, und der Schmecksinn macht uns deren Genuß angenehm und wohlbehaglich. Aber es giebt auch einen falschen oder Scheinhunger und einen Scheindurst, deren sicherste Probe ist, wenn uns nicht mehr nach den gewöhnlichen, wohl aber nach mehr pikanten und reizenden Dingen gelüstet; beiden darf man durchaus nicht nachgeben.

Mangel an hinlänglicher Befriedigung des wahren Hungers und Durstes schwächt den Körper, gänzliche Enthaltung von Nahrungsmitteln führt zum schrecklichsten Tode. Unmäßigkeit im Essen und Trinken wird die Quelle so mancher Krankheiten, und stürzt uns frühzeitig ins Grab.

Man esse und trinke nicht eher, als bis man wirklich hungert und durstet. Wenn wir uns an eine bestimmte Eßzeit gewöhnen wollen oder müssen, so mögen wir unsere Tagesgenüsse so eintheilen, daß es uns auch möglich wird, in den gesetzten Zeiten zu hungern, sonst schaden wir uns allemal durch das zu pünktliche Essen. Im Allgemeinen gilt hier keine Regel; Jeder muß sich nach seinen selbst geprüften individuellen Verdauungskräften und Körperbedürfnissen richten lernen. Wer in der Mittagsstunde speisen will, wird zum Frühstück wenigstens nicht viel Substantiöses, kein sogenanntes Gabelfrühstück, genießen dürfen, und, um es ganz entbehren zu können, eine Abendmahlzeit halten müssen. Hierauf hat man bei mehr sitzender Lebensart ganz besonders zu achten. Oefter und wenig auf einmal essen können wohl Kinder, und in manchen Fällen auch schwache erwachsene Personen, aber gesunden Menschen wird es nie frommen, ja das beständige unordentliche Essen den Tag über muß bei Allen

die Verdauung stören, und den ganzen Organismus außer Gleichgewicht bringen. Vielmehr dürfte den meisten gesunden und unverwöhnten Menschen eine wenigstens sechs- bis siebenstündige Pause zwischen jeder Mahlzeit am angemessensten seyn, wofern nicht die schnellere und thätigere Verdauung und eine schleunigere Consumtion im jüngern Alter, und andere Umstände Ausnahmen gebieten. Bei Eßunlust ist Fasten der beste Arzt! —

8. Da die Stillung des Durstes eigentlich nicht Ernährung bezweckt, so darf sie auch an keine gewisse Zeit gebunden seyn. Das Trinken während der Mahlzeit, sey es Bedürfniß, oder mehr Gewohnheit, ist, zumal viel auf einmal, weniger zuträglich, als ein paar Stunden nach derselben, wo die Verdauung in vollerm Gange ist, und man sich mehr Bewegung im Freien macht; nur muß dann das Getränk kein Wasser, sondern Wein oder Bier seyn.

9. Das Frühstück nehme man nicht zu bald nach dem Erwachen, viel weniger schon im Bette zu sich. Seine Wahl wird insbesondere durch unsere des Morgens mehr oder weniger Kraftaufwand kostende Beschäftigung und Lebensweise bestimmt. Statt des bei den Alten gebräuchlichen kalten Frühstücks genießen wir jetzt ein warmes, gewöhnlich Thee oder Kaffee, auch wohl warme Milch ꝛc. Der Thee kann, als reizendes Getränk, bei jetzt noch leerem Magen, nie gesund seyn, wenn sein Nachtheil nicht durch Zusatz von Milch und Zucker, und durch Einbrocken von Backwerk in etwas vermindert wird. Nicht zu starker, reiner Kaffee, am besten aus einem noch einmal leicht aufgekochten und filtrirten Aufguß ist im Allgemeinen und mäßig getrunken kein schädliches Getränk, das durch zugesetzte Milch, Zucker und Zwieback ꝛc. milder, reizend und nährend ausfällt. Am dienlichsten ist er im Herbste, Frühjahre und in feuchten Wintern, zumal für Phlegmatiker und solche, die am Tage gewöhnlich Wasser oder Bier trinken, die mit dem Kopfe stark arbeiten müssen, oder die ihren Körper sonst nicht sehr anstrengen. — Afterkaffee giebt ein widriges, magenverderbliches Getränk. —

Für mehr körperlich thätige Menschen ist Warmbier mit etwas Kümmel rc., eine Milch-, Mehl- oder Griessuppe immer vorzuziehen. — Im Ganzen bleibt es besser, sich an kein warmes Frühstück sogleich nach dem Aufstehen zu gewöhnen, damit es uns nicht tägliches Bedürfniß werde. Man esse und trinke vielmehr Vormittags erst bei Lust und Drang dazu.

Uebrigens genieße man auch den Tag über weder mehr, noch weniger, als gerade hinreicht, um unsern Hunger und Durst nicht bis zum Ueberdruß zu befriedigen, durchaus nichts sogleich nach einiger geistigen oder körperlichen Erhitzung und Anstrengung, nichts nach erlittenen Gemüthsaffecten. Das Weib genieße nie so viel, als der Mann, weniger auch der Greis; der Gelehrte nie so viel, als der Handarbeiter; weniger der Müßiggänger, als der thätige Geschäftsmann.

Einfache Speisen, aus wohl zubereiteten, gesunden, vegetabilischen und animalischen Substanzen bestehend, sagen uns in jedem Betracht weit besser zu, als noch so künstliche haut-gouts, die nur den Gaumen kitzeln, und den Magen verderben. — Wer im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen muß, bedarf zu seiner Stärkung mehr Fleischkost, als der Müßiggänger. — —

Man gewöhne sich langsam zu essen, Alles im Munde auf beiden Seiten möglichst gut zu zerkauen und mit genug reinem Speichel zu vermischen. Man speise nie ganz allein, noch weniger lese oder meditire man während der Mahlzeit. Zugleich vermeide man dabei eine kauernde, oder schiefe Sitzung, und würze sich den Genuß durch muntere Tischgespräche. Die nachmalige Verdauung wird am besten durch Gemüthsruhe, gelinde Körperbewegung und Hauterwärmung befördert. Man vermeide auch nach einem mäßigen Mahle alles ernste, tiefe Denken und Studiren, jede körperliche Anstrengung, krumme, den Unterleib zusammenpressende Stellungen und Lagerungen des Körpers, heftige Gemüthsaffecte, den Beischlaf rc.

Unter den Fleischspeisen sind überhaupt am schwer verdaulichsten: das Schwein-, Gänse- und Entenfleisch, für

Viele auch das Kalbfleisch, die häutigen Thiereingeweide, fette Fische, hart gesottene Eier ꝛc.; am leicht verdaulichsten Wildpret, Hühner- und Taubenfleisch, kräftiges Rind- und Schöpsenfleisch ꝛc., Fleischbrühe und Fleischgallerte, junge Fische, zumal Seefische, gut gepökeltes oder geräuchertes zartes Fleisch, weiche Eier ꝛc. Unter den gewöhnlichen Gemüsen geben Spinat, grüne Schoten und Bohnen, alle Kohl- und Rübenarten, gleich dem Obste, die leichteste Nahrung; Hülsenfrüchte sind schwer verdaulicher und nicht eben nahrhaft, weit mehr aber Kartoffeln, so wie Mehl- und Milchspeisen, wenn sie gut verdauet sind. Nur mäßiges Salzen und Würzen macht die Speisen wohlschmeckender und leicht verdaulicher. Gut bereitetes Waizen- und Rockenbrod ist leicht verdaulich, nährt und stärkt vortrefflich; zu warmes, feuchtes, teigiges, schliffiges Grobbrod können kaum Dreschermagen vertragen. Von Butter, Buttergebackenem, und von Fett aller Art darf man, unbeschadet seines Magens, nicht zu viel genießen. Käse in Menge verzehrt, erzeugt nicht nur eine kränkliche Reizbarkeit des Körpers, sondern auch ein eigenes Gliederzittern; etwas alter hilft verdauen, verdorbener, oder Schmierkäse wirkt wie Gift.

Unter den Getränken ist das einfachste und im Allgemeinen zuträglichste ein gutes, nicht zu hartes Trinkwasser aus der Quelle; zu weiches Flußwasser schmeckt fad; unreines wird reiner, wenn man es in einem Filtrirtrichter durch gröbliches Buchenkohlenpulver laufen läßt. Thiermilch ist unsere erste, einzige Kindernahrung, aber nicht mehr für alle ältere Magen leicht verdaulich. Reine, gute Waizen- und Gerstenmalzbiere sind sehr nahrhaft und stärkend, aber schlecht, d. i. nicht gehörig ausgegohren, zu sehr gewässert, oder verdorben, oder wohl gar mit schädlichen Stoffen versetzt, desto magenschwächender, und im letztern Falle zugleich der Gesundheit gefährlicher. — Wenn der Wein eine Arznei des Körpers und der Seele seyn soll, so muß er unverfälscht, also probehaltig seyn, und mäßig getrunken werden. Dies gilt auch vom Branntwein u. a. geistigen Getränken; aber

nur bejahrte Personen, oder Handarbeiter, Reisende und diejenigen, welche sich anhaltender rauher Witterung aussetzen müssen, sollten sie als erwärmende und flüchtige Stärkungsmittel gebrauchen. — Seit Kaffee und Thee Modegetränke geworden sind, hat auch der Krankheitsgenius einen andern, mehr nervösen Charakter angenommen.

Nordländern und sanguinischen Naturen bekommt überhaupt Fleischnahrung und ein kräftiges Bier besser, als Südländern und cholerischen Temperamenten, die beide nur mäßige Reize, abwechselnd nur milde Genüsse, und leichtere spirituöse Getränke vertragen. Melancholiker mögen an gut verdauliche Kost, und an flüchtige Reize, vorzüglich an edlere Weine sich halten, so wie kalte, phlegmatische Menschen mehr an diese, aber auch an gewürzreichere Speisen. — Fleisch gedeiht uns im Winter besser, als im Sommer. Ueberhaupt muß unsere Nahrung in kalter Jahreszeit kräftiger und geistiger, im Frühling schon weniger reizend, im heißen Sommer noch milder, mäßig kühlend und erquickend, dagegen im Herbst wieder, wie im Frühling, und nur bei feuchter Witterung mehr flüchtig erregend, also geistig und gewürzhaft seyn.

Fettigkeiten mit Säuren, oder mit säuerlichen Getränken, vertragen sich nie gut in unserm Magen. Ueberhaupt hüte man sich, zumal Abends, bei reich besetzten Tafeln von allen Gerichten essen zu wollen, vorzüglich von solchen, die zusammen mehr Gährung im Magen bilden, wenn gleich auch hier Gewohnheit Vieles ausgleicht. Der unschicklichste Nachtisch bleibt immer frisches Obst; außer Tische bekommt es in der Regel besser. Vom Weine gilt der bekannte Spruch: er ist Gift am Morgen, Arznei am Mittage, Wein des Abends. Kaffee, noch mehr Punsch und andere geistige Kunstgetränke sollte man erst einige Stunden nach der Mahlzeit trinken. Gefrornes zu genießen bei erhitztem Körper, ist eben so ungesund, als eiskalt oder Eis mitzutrinken.

Abends speise Niemand so viel, als Mittags, noch weniger bis spät in die Nacht hinein. Wer sich mit vollem Magen schlafen legt, kann nicht gut ein- und fortschlafen.

Uebrigens müssen alle Koch-, Speise- und Trinkgeschirre jedesmal und sogleich nach dem Gebrauch wohl gereinigt, und die metallenen wieder blank gescheuert werden, in welchen letztern ohnedies, wenn sie auch verzinnt sind, gleich wie in unsern bleizinnernen und in allen schlecht bleiglasurten thönernen Gefäßen, keine Speisen und Getränke, am wenigsten heiße und saure, oder leicht säuernde, lange stehen bleiben sollten.

Noch gehört hierher als eigenes Genußmittel das Tabakrauchen und Tabakschnupfen.

Das Tabakrauchen ist gewiß kein gleichgültiger diätetischer Gegenstand. Vermöge seines scharfsalzigen Bestandtheils reizt der Rauchtabak beim Rauchen, noch mehr beim Kauen desselben die Speicheldrüsen zu sehr, verdirbt den Speichel und die Zähne; vermöge seines Nicotianin aber, eines ihm eigenen giftigen Pflanzenalkali, betäubt er den Kopf, stumpft oder zerstört wohl gar die Empfindung. Zugleich wirkt der zu warme Rauch aus kurzen Tabaksröhren, und noch mehr der zu nahe Glutdampf glimmender Cigarro's nachtheilig auf unsere Augen und Luftwege. Das Rauchen kurz vor dem Essen benimmt nicht nur den Appetit, sondern stört auch die Verdauung; diese leidet auch beim Rauchen sogleich nach dem Essen, man mag nun den Speichel auswerfen oder niederschlucken. Starke Tabakraucher fühlen häufig Blutwallungen, Kopfweh, haben eine widernatürliche Röthe und Hitze im Gesichte, starkes Brennen und Jucken auf der Haut, unruhigen Schlaf mit trockener Hitze, besonders wenn sie noch kurz vor dem Schlafengehen rauchen. Der Anfänger im Tabakrauchen empfindet alle Wirkungen eines genommenen narkotischen Giftes: Schwindel, Kopfschmerz, Beängstigung, Uebelkeit, Erbrechen, Kolik, Durchfälle, Schlafsucht &c., bis sich nach und nach sein Gefühl dagegen abstumpft; wo nicht, so stehe er lieber ganz davon ab. Im Knaben- und

ersten Jünglingsalter sollte man nicht schon anfangen zu rauchen, sondern erst mit dem wirklich angetretenen Mannsalter, und dann vorzüglich darauf achten, daß der Tabak von Blattstielen, Rippen und andern Unrath rein, weder zu trocken, noch zu feucht, gut fortglimme, und dabei nicht knistere, leicht und von gutem Geruch sey, weder auf die Zunge und die Brust falle, noch den Mund austrockne, aber auch nicht zu viel Speichel herbeiziehe, keine Hitze, Angst und Uebelkeit verursache, noch auch den Kopf einnehme. Zugleich rauche man aus kleinen Tabaksköpfen durch weite und lange Zucker- oder Bambusröhre mit Bernsteinspitzen. Dergleichen Pfeifen muß man mehrere zum Wechsel in Vorrath haben, damit die gebrauchten, auseinander genommen, mehr austrocknen, und immer rein erhalten werden können.

Wer sich einmal an das Tabakrauchen gewöhnt hat, wird, wenn er es bei einem saftreichen, schwammichten Körper nicht übertreibt, und zugleich obige Cautelen beobachtet, davon keinen weitern Nachtheil, ja wohl manche Vortheile haben, weil es besonders am Morgen bei einer Tasse Kaffee ꝛc. die Stuhlausleerung befördert, Blähungen abtreibt, und den Mund- und Bronchialschleim loslöst.

Wem das im 17ten Jahrhundert zuerst eingeführte Tabakschnupfen zum Bedürfniß geworden ist, darf und kann dasselbe weder so schnell, noch so leicht wieder aufgeben, als das Tabakrauchen. Nur mißbrauche man solches auf keine Art, um seinen Geruch und Geschmack weder zu verstimmen, noch ganz abzustumpfen, oder sich einen bleibenden Nasenkatarrh zu erkünsteln. Deshalb wähle man auch keine zu scharf reizende, keine zu trockne, oder zu feinstaubige Sorte, welche, wie z. B. der spanische Tonco ꝛc. nicht nur heftiges Niesen macht, sondern auch schwer auf die Brust fällt, keine gröbere, auf der man oft den zugesetzten, die Nasenhaut zu stark prickelnden Spießglanz, gegen das Licht gehalten, flimmern sieht, noch auch dergleichen in Bleikapseln, in welchem sich oft augenscheinliche Spuren von weißem Bleioxyd (Bleiweiß) finden, das die Schleimhaut der Nase austrocknet, und

leicht Stockschnupfen veranlaßt. Eine Schnupftabakprise, zu Zeiten genommen, deckt so manche Uebelgerüche, und wirkt wie ein belebender Hirnnervenreiz. — —

c) Bewegung und Beschäftigung des Körpers.

Kraft- und zeitgemäße Leibesbewegung befördert den Blutumlauf, vermehrt den Appetit, erleichtert die Verdauung und Ernährung nebst allen Ab- und Aussonderungen, und stärkt unsere Muskel- und Nervenkraft. Sitzende Lebensart wirkt mehr das Gegentheil, und wird somit die Quelle mancher Krankheiten, gegen welche Bewegung am untrüglichsten verwahrt. Höchst seltene Ausnahmen von dieser Regel sind solche, die sich wenig bewegen und doch gesund bleiben. Stubengelehrte, und Alle, die bei ihren Berufsgeschäften mehr sitzen müssen, wie: Uhrmacher, Schneider, Schuster, Weber u. A. haben eine bleiche, kränkliche Gesichtsfarbe, und leiden mehr oder weniger an Schwäche der Nerven und Eingeweide. Man vermeide also möglichst zu langes Sitzen, zumal in derselben Stellung, oder mit gebogenem Rücken und eingezogenem Haupte, arbeite zwischendurch stehend, gehe auf und ab, oder noch besser ins Freie, wenn auch nur eine Stunde des Tages, am besten vor Tische, oder während der Sommerhitze in den spätern Nachmittagsstunden.

Eine mehr oder weniger sanfte active Bewegung gewähren:

1) lautes, aber nicht zu anhaltendes Sprechen, Lesen, Singen und Blasen auf leichten Blasinstrumenten bei nicht vollem Magen. — Das Schreien ist schon eine gewaltsame Brustbewegung; — —

2) Recken und Dehnen der Glieder, das Selbstreiben der Haut;

3) das Lustwandeln im Freien und kleine Fußreisen. Man bewege sich aber nur bis zum Gefühl von leichter Müdigkeit, und bis zum Ausbruch eines gelinden Schweißes. Man nehme sich zu Fußwanderungen täglich die

gehörige Zeit, beginne sie langsam, steige allmählig; lasse dann stufenweise wieder damit nach, und setze dabei wechselsweise alle Körpertheile in Thätigkeit, die deshalb keinerlei Kleiderzwang leiden dürfen. Nie wandere man mit ganz vollem Magen, nie in kalter, feuchter, nebeliger Luft nach großer Hitze, wodurch so leicht alle Hautausdünstung unterdrückt wird. Man wandere mit freiem, heiterm Gemüthe, an der Seite eines Freundes, der mit uns gleichen Schritt hält, und unter muntern Zwiesprach. Im Winter, Früh- und Spätjahre muß man bei kalter Witterung sich mehr und stärker bewegen, als im schwülen Sommer ꝛc., im Winter lieber in den Mittagsstunden, im Sommer vorzugsweise in der Morgen- und Abendkühle. Bewegung am Morgen ist besonders fetten und phlegmatischen Personen zuträglich, nachtheilig dagegen diese für schwächliche am Abend in kalter und unreiner Luft. Fußreisen unternehme man bei uns im Spätfrühlinge, wenn die Natur sich ganz wieder verjüngt hat, oder lieber im Frühherbste, als sogleich nach, oder kurz vor dem Winter in einem zu feuchten Dunstkreise.

4) Das mäßige, leichte, ungezwungene Tanzen an geräumigen, nicht zu gedrängt vollen, und luftzugfreien Orten, am besten in kleinen Familien- oder geschlossenen Gesellschaftszirkeln, gehört, wenn es nicht in wilde Walzer, Dreher, Schleifer, Schottentänze und Wiener Galoppaden auf öffentlichen Tanzgelagen ausartet, zu einer wohlthätigen Gymnastik. Man tanze nie sogleich nach einer vollen Mahlzeit; der Athem muß dabei ungeändert bleiben, sonst unterbleibe es lieber ganz, eben so wenig aber auch bei Gesunden aussetzen wollen, sonst geht es in schädlichen Mißbrauch über, und wird bald das Grab der Schönheit und Gesundheit, um so schneller, je unvorsichtiger man sich dabei, oder sogleich darauf einen frischen Trunk erlaubt, oder einem plötzlichen Wechsel der Körpertemperatur aussetzt. — Während der Tanzpausen setze man sich nicht alsobald nieder, sondern trinke eine Tasse warmen Thee, oder ein Glas guten Punsch. Vom Tanze erhitzt gehe man nach geschlossenem Balle erst langsam

im Saale herum, bis sich der Schweiß allmählig verliert und das Blut ruhiger wird, ziehe dann ein warmes Kleid über, bedecke den Kopf ꝛc., wechsle schnell zu Hause seine feuchte Leibwäsche mit frischer, durchwärmter, trinke noch eine Tasse Thee, und lege sich sofort ins Bette.

5) Das Laufen, als Leibesübung, darf weder zu oft, noch zu schnell und stark, nicht gegen heftigen Wind, nicht bergan, noch zu lange, nie von denen geschehen, die dessen ganz ungewohnt sind, oder eine schwache Brust haben. Sanfter ist

6) das Kegeln mit Kreiseln; für Kinder das Kreisel- und mäßige Reiftreiben; 7) das Ringwerfen; 8) das Billardspiel; 9) manches gesellschaftliche Kreisspiel, das zugleich Gelegenheit zum Lachen giebt, so wie jegliche, aber weder zu heftige, noch zu anhaltende Zwerchfellserschütterung; 10) häusliche Blumen- und Scherbenobsterziehung und Selbstwartung, und 11) das Baden im Flusse.

Zu den stärkern activen Bewegungen gehören noch:

12) das Schwimmen, sehr zweckmäßig für Kaltbadende, aber gehörig erlernt, und weder in unbekannten Gewässern, noch an verdächtigen Stellen, noch auch allein vorzunehmen.

13) Der Eisgang oder das Schlittschuhlaufen hinter den Wind ist der Brust mehr zuträglich, als gegen den Wind; es muß aber ebenfalls an gefahrlosen Orten und in Gesellschaft geschehen.

14) Drechsler-, Tischler- und Garten- oder Feldarbeiten, das Holzsägen, Selbstrudern und Steuern bei Wasserfahrten, das Kegeln mit Kugeln, das Reif- und Maillespiel, das Jagen, Fechten, Voltigiren u. s. w. sind, so wie

15) das Ballonschlagen, Federballspielen u. s. w. lauter wohlthätige, mehr oder weniger Kraft-

aufwand fordernde active Körperbewegungen. Bei den letztern zweien kann man, wie beim Billardspiel u. a., zugleich die Augen ꝛc. üben.

Selbst Kraftanstrengung meide man bei voller Kraftfülle nicht gänzlich, denn sie erhöht das Leben und dessen Genuß, steigert die Kraft und die lebendige Spannung. Wer nichts Schweres unternimmt, sondern nur das, was er gerade füglich leisten kann, ausführt, erschlafft und bleibt wenigstens auf einer niedrigen Stufe der Körperbildung stehen. Man muß aber bei seinen Anstrengungen a) ein Ziel sich setzen, das nicht zu leicht erreichbar ist; ein Gedanke muß herrschen; fester Wille muß die Kraft geben, Hindernisse zu besiegen; b) muß man sich vorher deutlich bewußt seyn, was man will, und erwägen, was man vermag; indem man allein durch allmähliges, regelmäßiges Fortschreiten zum Ziele gelangt, muß das Bewußtseyn, einen Schritt bereits gethan zu haben, zum Fortschreiten ermuthigen; c) gehe man aber mit voller, ungeschwächter Kraft ans Werk, nicht zuvor durch andere Thätigkeiten und Einwirkungen erschöpft; wirke d) mit ruhiger Kraft und Besonnenheit, weder in Hast, die, sich übereilend, die volle Kraftäußerung hindert, noch gestört durch Reflexionen über die Wahrscheinlichkeit des Gelingens; e) strenge man sich gleichzeitig nicht in verschiedenen Richtungen und zu verschiedenen Zwecken an. Wie auf mechanische Weise das Sprechen schadet bei kraftvollem Anstemmen des Körpers, so ist jede Verknüpfung ungleichartiger Anstrengungen verderblich; f) lasse man die Anstrengung nicht zu früh nach, sonst gedeiht die Kraft nicht, setze aber auch nicht jene zu lange fort, damit keine Erschöpfung zurückbleibe; g) mache man angemessene Pausen der Ruhe und Erholung. Im richtigen Gradverhältnisse des vorausgebrauchten Kraftaufwandes gönne man sich mehr Schlaf, Sinnenrast, kräftigere Speise und Getränke, vorzüglich aber stärke man sich durch die erheiternde Anschauung eines vollbrachten Werks; h) schreite man in der Anstrengung fort, beginne sie mäßig und mit

Lust, verstärke und verlängere sie allmählig, so wächst durch Uebung die Kraft und die Ausdauer.

Ein roher, ungeübter und schwerfälliger Körper befördert geistige und sittliche Trägheit, und ein verweichlichter und entnervter Leib macht feige, verzagt und furchtsam. — Kraft, Gewandtheit, Lebenslust, einen fröhlichen Sinn und Zuversicht zu sich selbst giebt nur eine naturgemäße Entwickelung, und vielseitige Ausbildung und Uebung des körperlichen Vermögens. Eine rüstige, kraftvolle und starke Nation ist auch jederzeit die edelste und tugendsamste. Das Warnen und Einschüchtern der Kinder von Morgen bis Abend läßt einen frohen und lustigen Muth nicht aufkommen, und macht den Menschen für sein ganzes Leben abhängig von tausend Nebendingen. — Die Versessenen sind unglücklicher und schwerer zu heilen, als die Besessenen, und der schwarze Dämon, Hypochondrie, treibt sein Unwesen nur in einem siechen und verstockten Leibe. Gegen die Weichlichkeit, Ueberfeinerung und Genußsucht kann nur eine leibliche Kräftigung unserer Jugend schützen. Was giebt aber dem Körper mehr Kraft, als Bewegung und Uebung? Dies alles sind Wahrheiten, die allgemein anerkannt sind, die sich im langen Laufe der Zeiten bewährt haben, und die sich im Munde vieler Menschen finden. Und dennoch wird noch immer hier und da in der öffentlichen und häuslichen Erziehung so wenig darauf geachtet. Wie viel Sorge, Zeit und Geld man auch in den höhern Ständen auf die wissenschaftliche und künstlerische Bildung wenden mag, für die Ausbildung der Leibeskräfte ward noch immer zu wenig gethan. Und doch, wie hart bestraft sich körperliche Schwäche, Unbeholfenheit, Schwerfälligkeit und Trägheit! —

Zuerst in dem Philanthropin zu Dessau trat die alte Gymnastik in einigen Leibesübungen auf, jedoch nicht als pädagogisches Gesetz, sondern mehr als Werk des Zufalls und der Willkühr. Salzmann verpflanzte diese Uebungen nach seinem Schnepfenthal. Es waren die ersten

ungeregelten Elemente der aus der altgriechischen Inselwelt auf teutschen Boden übergetragenen Gymnastik. Villaume gab in seiner Abhandlung von der Bildung des Körpers (s. Revisions-Werk ꝛc. VIII. S. 211) mehrere zweckmäßige gymnastische Uebungen an, die später Gutsmuths vereinfacht, berichtigt, bereichert, gefahrloser und naturgemäßer eingerichtet, in ein eignes System brachte, welches unter dem Namen: Gymnastik für die Jugend, 1795, in der zweiten umgearbeiteten Ausgabe 1804 erschien. Dessen ungeachtet machte dies in seiner Art klassische Werkchen wenig Eindruck, und nur in etlichen Schulanstalten wurde etwas davon angenommen, im Uebrigen das Ganze ziemlich lau und nur obenhin getrieben. Regelmäßige Uebungen nach einem bestimmten Plane und nach einem stufenweisen Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern fanden nicht Statt. Selbst in Dessau, wo Vieth, der Verfasser einer schätzbaren Encyclopädie der Leibesübungen, 2 Bände. Berlin 1795. 8. lebt, fanden die öffentlichen Uebungen keinen Eingang. Ein Institut dazu, welches der sachkundige Fechtlehrer zu Erlangen, Carl Roux gründete, das erste auf einer teutschen Universität, kam in der neuern Zeit erst zu einiger Bedeutsamkeit. Jahn wollte für die Entwickelung körperlicher Kräfte nicht in den engen Schranken einer einzelnen Erziehungsanstalt, sondern öffentlich und Angesichts des ganzen Volkes wirken. Er stellte zu Berlin das teutsche Turnwesen, als ein Nationalbildungsmittel, auf, und gab darüber 1817 eine eigene Schrift heraus, unter dem Titel: Teutsche Turnkunst, worin das Turnwesen von einem sittlichen Standpunkte aus betrachtet wird. In eben dem Jahre erschien Gutsmuths Turnbuch für Söhne des Vaterlands zu Frankf. a. M., welches aber eine andere Tendenz hat, als die Jahn'sche Turnkunst; denn Alles bezieht Gutsmuths blos auf die Tüchtigkeit des künftigen Kriegers, und er betrachtet die Turnübungen aus dem vaterländischen Gesichtspunkte der allgemeinen Wehrschaft. Seitdem haben mancherlei Mißbräuche und Ausartungen das Tur-

nen ganz verdrängt, und in die Grenzen der sonstigen Gymnastik zurückgewiesen.

Unter den passiven Leibesbewegungen sind allen denen, welche zu activen unfähig sind, folgende anzurathen: das Schaukeln im Freien außerhalb der Zugluft, und hinter den Wind, das Baden in Schwungwannen, das Carrousel- und Drehschlittenfahren, das Fahren im Wagen, im Schlitten, in Gondeln auf stillem Wasser, auf ruhiger See, das Tragenlassen, das Reibenlassen des Körpers mit Flanell oder Fleischbürsten am Morgen gleich nach dem Erwachen, das Massiren oder sanfte Durchgreifen, Drücken, gleichsam Durchkneten, Ziehen und Strecken der Glieder ꝛc.

Gemischte Bewegungen, wie das Selbstkutschiren, das Selbstfahren auf den bald wieder aus der Mode gekommenen Draisinen, und auf Wasserfahrzeugen, das Reiten, welches indeß dem weiblichen Geschlechte nicht so allgemein zuträglich seyn dürfte, als dem männlichen, können die Vortheile der activen und passiven Bewegung gewähren, je nachdem namentlich beym letztern der Gang des Pferdes geleitet wird. Nur muß man auch hier immer nach den bekannten diätetischen Grundsätzen zu Werke gehen.

Zu starke active Bewegung überhaupt schadet besonders Kindern, jungen vollblütigen und schwächlichen Körpern, fetten Personen, engbrüstigen oder mit organischen Eingeweidefehlern behafteten Menschen, Greisen, und Frauen, die zu Blutflüssen und Fehlgeburten geneigt sind. Zu lange anhaltende Bewegung erschöpft endlich Kräfte und Säfte, schwächt die festen Theile, macht Auszehrungen, und führt oft einen schnellen Tod herbei.

Die Stärke sowohl, als die Dauer der Bewegung muß sich nach dem Alter, der Körperconstitution, dem Temperamente, dem Geschlechte, der Lebensart und Gewohnheit richten, und immer damit in richtigem Verhältnisse stehen. Kann man dergleichen nicht vertragen, so suche man ihre Nach-

Theile durch Beobachtung der nöthigen Vorsichtsregeln wenigstens zu schwächen und zu vermindern. Man muß nach heftigen Körperbewegungen nicht sogleich essen, oder nur wenig, am besten etwas warme Suppe ꝛc., eben so wenig, wie während aller körperlichen Erhitzung, kalt trinken, sondern entweder den Durst übergehen, oder etwas in den Mund nehmen und kauen, um diesen anzufeuchten, oder warmen Thee, Punsch, und sonst etwas Geistiges einschlürfen. Alles Waschen und Baden unterbleibe noch, lieber reibe man in die geschwächten Theile warmen Rum oder Branntwein ein, erhalte sich noch eine Zeitlang in gelinder Bewegung, und lege sich dann zur Ruhe.

d) Geistesbeschäftigungen und Gemüthsbewegungen.

Unmöglich kann unsere Gesundheit bestehen und gedeihen, so lange nicht die Seele mit dem Körper zu gleichen Zwecken sich versteht.

Schon früh mögen sich daher Eltern die Seelenbildung ihrer Kinder vorerst durch die Macht des Beispiels, durch Gewöhnung zum Gehorsam ꝛc. ernstlich angelegen seyn lassen, sobald diese nur auf sich und ihre nächsten Umgebungen mehr achten, die Veränderungen ihrer Selbst mit Bewußtseyn wahrnehmen lernen, und nach dem Was? Wie? und Wann? der ihnen vorkommenden Erscheinungen zu fragen beginnen. Man suche dann der Kinder Aufmerksamkeit so zu leiten, daß dadurch ihr schon jetzt für äußere Eindrücke offener innerer Sinn anschauliche Vorstellungen davon bekomme. Von diesen aus gehe man nach und nach zur Entwickelung der Begriffe, zur Veranlassung richtiger Schlüsse, und zur Leitung wahrer Urtheile über. Zugleich schärfe man den Kindern angebornen Sinn für das Schöne und Große, belausche ihre Neigungen und Triebe, um sie aufs Gute hinzulenken, und gebe so, ohne doch dem bestimmten Standpunkt ihrer Körper- und Seelenkräfte vorzueilen, ihrer Geistes- und Herzensbildung allmäh-

nen ganz verdrängt, und in die Grenzen der sonstigen G
nastik zurückgewiesen.

Unter den passiven Leibesbewegungen
allen denen, welche zu activen unfähig sind, folgende
rathen: das Schaukeln im Freien außerhalb der Zu
und hinter den Wind, das Baden in Schwungwan
das Carrousel- und Drehschlittenfahren,
Fahren im Wagen, im Schlitten, in Gon
auf stillem Wasser, auf ruhiger See, das
genlassen, das Reibenlassen des Körper
Flanell oder Fleischbürsten am Morgen gleich nach d
wachen, das Massiren oder sanfte Durchgreifen, D
gleichsam Durchkneten, Ziehen und Strecken der Glied

Gemischte Bewegungen, wie das Selb
schiren, das Selbstfahren auf den bald wieder
Mode gekommenen Draisinen, und auf Wasserfahrz
Reiten, welches indeß dem weiblichen Geschlechte
gemein zuträglich seyn dürfte, als dem männlichen,
Vortheile der activen und passiven Bewegung ge
nachdem namentlich beym letztern der Gang des
leitet wird. Nur muß man auch hier immer n
kannten diätetischen Grundsätzen zu Werke gehen.

Zu starke active Bewegung überhaupt schad
Kindern, jungen vollblütigen und schwächlichen S
ten Personen, engbrüstigen oder mit organische
fehlern behafteten Menschen, G [illegible] und Fr
Blutflüssen und Fehlgeburten [illegible] Zu
tende Bewegung erschöpft end [illegible]
die festen Theile, macht Au [illegible]
schnellen Tod herbei.

Die Stärke sowohl, [illegible]
sich nach dem [illegible]
men [illegible]

... ihrer fernern Geistes-
...ssen, lerne nun mit
... unter sich und zum
... die rechten Begriffe
... Wege die möglichst
...elbst gewinnen. Ist
... jetzt den möglichsten
...d können nun, mehr
...mnung fortarbeiten.
... anhaltende Geistes-
...eilig, als Mangel an
...egen fliehe man jede
... aber auch vor solchen
...räfte nicht gewachsen
...mt ist, und denke nie
...ge nach. Langwierige
...nn rc. sind davon die
... zum Beweis, daß an-
... Geistesanstrengung bei
...pers das Leben gerade
... Leibnitz, Haller,

...en Denken ermüdet, so
..., Musik, heitere Gesell-
...ndere Zerstreuung Seele
...leben. Fordert der Be-
...treibe man diese vom frü-
...it voller Kraft, und daher
...kt. Man arbeite nie bis
...nge Nächte durch. Denn
...mattete Geist bedarf zu sei-
...aufwandes, und die Nacht
...n Rechte vorenthalten.
..., so treten mit der Mann-
...sichtbaren Veränderungen
... auf das Verhältniß der

lig die naturgemäßeste Richtung. Immer aber verbinde man mit diesen dem Grade der kindlichen Bildsamkeit angemessenen stufenweisen Geistesübungen in gleichem Verhältnisse Körperübungen, zumal in der freien Natur, die dem Erzieher zugleich tausend neue Unterrichtsquellen eröffnet.

Künftig darf man nur darüber wachen, daß jene Geistesbeschäftigungen nie in eigentliche Seele und Leib zugleich verstimmende und verkrüppelnde anhaltende Geistesanstrengungen ausarten.

Vor dem fünften Lebensjahre unterbleibe aller eigentliche, schulmäßige Unterricht noch ganz. Vor dem achten bis zehnten Jahre sollte kein Kind in eine öffentliche Schule gebracht werden. Haben Eltern oder Erzieher bis in das zwölfte Jahr die zweckmäßige Geistes- und Charakterbildung ihres Zöglings nicht vernachlässigt, haben sie vielmehr bis dahin, und bis zur Zeit der Pubertät eine allzurasche und dem Jugendgeiste unangemessene Ueberfüllung seines Gedächtnisses und seiner höhern Fähigkeiten mit mancherlei Wust vermieden, haben sie dessen Bekanntschaft mit Schriften, Bildern, Reden rc., die seine reine Unschuldsseele besudeln, seinen gesunden Geist vergiften, seine Phantasie berauschen, und das Gefühl für Lust und Unlust zu heftig aufregen, möglichst vorgebeugt, haben sie dessen Temperament schon früh zweckmäßig zu bearbeiten gesucht, haben sie sein Herz für alles Gute empfänglich, und seinen Verstand einer richtigen Beurtheilung fähig gemacht, und ihn dann in vertrauten Stunden mit weisem Ernst selbst über die physische Beschaffenheit und Bestimmung beider Geschlechter belehrt, so wird ein höherer Unterricht alle Lücken leicht noch ausfüllen *).

*) Wie körperliche und geistige Ausbildung der Jugend am zweckmäßigsten sich vereinigen lasse, darüber geben folgende Erziehungsschriften weitere Belehrung: F. H. C. Schwarz Erziehungslehre. Leipz. 1802. 8. 2 Bde. — J. P. Richter's Levana oder Erziehungslehre. Braunschw. 1807. 8. 2 Bde. — Carol. Rudolphi Briefe über weibliche Erziehung. 2 Bde. — Ewald's Vorlesungen über Erziehungslehre und Erziehungskunst rc. 2 Bde. A. H. Niemeyer's Erziehungsschriften u. a.

Der Jüngling, die Jungfrau, in ihrer fernern Geisteskultur von jetzt an mehr sich selbst überlassen, lerne nun mit allen den Außenverhältnissen der Welt unter sich und zum Menschen immer vertrauter werden, die rechten Begriffe davon sich verschaffen, und auf diesem Wege die möglichst beste und höchste Verstandesausbildung selbst gewinnen. Ist ihnen diese gelungen, so haben sie bis jetzt den möglichsten Grad ihrer geistigen Reife erreicht, und können nun, mehr selbstständig, an ihrer weitern Vervollkommnung fortarbeiten.

Uebrigens ist in jedem Lebensalter anhaltende Geistesanstrengung dem Körper eben so nachtheilig, als Mangel an gehöriger Geistesbeschäftigung. Deswegen fliehe man jede gefährliche Gedankenlosigkeit, hüte sich aber auch vor solchen Arbeiten, welchen unsere Verstandeskräfte nicht gewachsen sind, oder wozu man eben nicht gestimmt ist, und denke nie lange und scharf über abstracte Dinge nach. Langwierige Schlaflosigkeit, anhaltender Stumpfsinn ꝛc. sind davon die gewöhnlichsten Folgen. — Jedoch, zum Beweis, daß anhaltender Fleiß, und hohe, geregelte Geistesanstrengung bei sonst gesunder Organisation des Körpers das Leben gerade nicht abkürzen, dienen Newton, Leibnitz, Haller, Kant, Wieland, Göthe u. A.

Ist man vom anhaltenden tiefen Denken ermüdet, so wird eine angenehme leichte Lectüre, Musik, heitere Gesellschaft, das Schauspiel und jede andere Zerstreuung Seele und Körper wieder kräftigen und beleben. Fodert der Beruf ununterbrochene Kopfarbeit, so treibe man diese vom frühesten Morgen an, wo der Geist mit voller Kraft, und daher mit desto größerer Leichtigkeit wirkt. Man arbeite nie bis tief in die Nacht, geschweige ganze Nächte durch. Denn der von seinem Tagewerk schon ermattete Geist bedarf zu seinem Fortwirken doppelten Kraftaufwandes, und die Nacht läßt sich nicht ungestraft ihre alten Rechte vorenthalten.

Was das Gemüth betrifft, so treten mit der Mannbarkeit außer den am Körper sichtbaren Veränderungen so manche auch in jenem ein, welche auf das Verhältniß der

lig die naturgemäßeste Richtung.
mit diesem dem Grade der kindlic[...]
stufenweisen Geistesübungen in [...]
übungen, zumal in der freien [...]
gleich tausend neue Unterrichte[...]

Künftig darf man nur [...]
stesbeschäftigungen nie in ei[...]
verstimmende und verkrüppe[...]
gen ausarten.

Vor dem fünften [...]
liche, schulmäßige Unter[...]
zehnten Jahre sollte ke[...]
bracht werden. Hab[...]
zwölfte Jahr die zwe[...]
ihres Zöglings nicht [...]
dahin, und bis zu[...]
dem Jugendgeiste [...]
nisses und seiner h[...]
mieden, haben s[...]
tern, Reden ꝛc. [...]
nen gesunden [...]
und das Gefüh[...]
lichst vorgebeu[...]
zweckmäßig zu[...]
alles Gute en[...]
Beurtheilung[...]
Stu[...]
heit[...]
höh[...]

...es, auf Reisen rc. zu zerstreuen und zu
...ken, Grauen, Entsetzen, heftige Angst,
...er Schmerz, Aerger, Zorn, Schaam,
...ach-, Herrsch- und Habsucht, unbefriedigte,
...beglückte Liebe, plötzliche oder unmäßige
Erstaunen, übertriebene Schwärmerei rc.,
...tzung unserer Einbildungskraft durch Lectüre,
..., Schauspiele rc., wahre Feinde unserer Ge-
...erden sie es noch mehr und für das Leben selbst
...ensperioden der Weiber: kurz vor und während
...zeit, oder wenn diese im vollkommenen Lebens-
...ziger Jahre ganz ausbleiben will, während der
...aft, des Kreißens, des Kindbettes, des Säu-
...ge Frauen müssen deshalb schon früh durch Auf-
...er Erkenntnisse, durch sittliche Veredlung ihrer
...nd Wünsche ihrem Gemüthe eine solche Herrschaft
...elbst verschaffen, daß es ihre Affecten und Leiden-
...e ausarten lasse.

...hrentheils entstehen auch aus starken Affecten, z. B.
...ecken, Furcht, oder ausgelassener Freude rc., bei beiden
...ltern jene sogenannten Idiosynkrasieen, wenn sie
...was doch nur zuweilen der Fall ist, ererbt sind. Man
... darunter eine außergewöhnliche Reizbarkeit, wodurch
...er von irgend einem Gegenstande einen besondern, meist
...enehmen Eindruck empfindet, den Andere nicht dabei
...ren. Dergleichen Idiosynkrasieen, die auf einer eige-
Nervenstimmung beruhen, lassen sich nicht erklären, oft
begreifen. Die Töne üben in dieser Hinsicht eine aus-
...ete Herrschaft aus, denn es giebt wenige Menschen,
... Thiere, wie Hunde, die nicht dieser oder jener
...er einige Zeit anhält, höchst unangenehm afficirt.
...rdiges Beispiel dieser Art erzählt der dänische Arzt
... in d. Verhandl. der Akad. d. Wissensch. zu Kopen-
...6) von einem armen, übrigens ...
...r von epileptischen Krämpfen je...

Erregbarkeit zu den äußern Einflüssen Bezug haben. Jüngling und Jungfrau mit noch unverdorbenen Herzen nehmen nicht mehr, wie zuvor, alle Seelen- und Körpereindrücke gleich leicht auf; die einmal empfangenen sind aber desto stärker, desto bleibender in ihnen. Ihr gebildeter Verstand stiftet indeß durch sein Uebergewicht mehr Harmonie zwischen den Trieben des Herzens und den Geboten der Sittlichkeit. Mit dem Gefühle ihrer gesteigerten Kraft und Einsicht lernen sie aber auch ihnen bis jetzt dunkel oder ganz fremd gebliebene Gefühle und Leidenschaften kennen. Wohl dann ihnen, wenn sie jene durch die gewonnene Macht ihres Gemüths gehörig zu ordnen, zu mäßigen, zu lenken und zu leiten verstehen, oder frühzeitig durch gute Erziehung vor deren Oberherrschaft verwahrt wurden! Denn einmal aufgeregte Gemüthsbewegungen, wie: Mißgunst, Neid, Schadenfreude, Zorn, betrogene Liebe, und jede Mißstimmung der Seele ergreifen und erschüttern ihre Gesundheit nur zu gewaltig, oder nagen an deren Blüthe zwar langsam, aber desto zerstörender. Schneller, als heimlicher Aerger und Kummer ꝛc. wirken Schrecken, Furcht und Ekel; man gewöhne sich mithin so sehr und so früh, wie möglich, an alle die Dinge, von denen bekannt ist, daß sie gewöhnlich dergleichen Eindrücke auf uns machen. Um so schöner entfaltet, bewahret und erhöht jegliches Lebensreiz, und mit der Kraft auch die Liebe zum Leben, Zufriedenheit, Gleichmuth und lautere mäßige Freude. Diese selige Seelenstimmung können aber nur echte, wahre Religiosität und Tugend geben, nicht jene religiöse Empfindelei und Schwärmerei, welche vielmehr unsere Moralität und unser körperliches Wohlseyn so leicht vergiften. Denn, da sie insgemein eine überspannte Phantasie, und so manche Leidenschaften, um welche die Eigenliebe einen Heiligenschein wirft, in ihrem Gefolge haben, so schwächen sie nicht wenig die Nervenkraft, und erzeugen eine immer kränkelnde Körperempfindlichkeit. Bei unvermeidlichen oder überraschenden Unfällen suche man sich in Gottes freier Natur, im Zirkel von fröhlichen Menschen, durch die Zauberkraft der Musik, an der

Seite eines Freundes, auf Reisen ꝛc. zu zerstreuen und zu ermuthigen.

Sind Schrecken, Grauen, Entsetzen, heftige Angst, Bangigkeit, großer Schmerz, Aerger, Zorn, Schaam, Furcht, Ehr-, Rach-, Herrsch- und Habsucht, unbefriedigte, aber auch heiße, beglückte Liebe, plötzliche oder unmäßige Freude, hohes Erstaunen, übertriebene Schwärmerei ꝛc., gleich aller Erhitzung unserer Einbildungskraft durch Lectüre, Bilder, Reden, Schauspiele ꝛc., wahre Feinde unserer Gesundheit, so werden sie es noch mehr und für das Leben selbst in gewissen Lebensperioden der Weiber: kurz vor und während ihrer Monatszeit, oder wenn diese im vollkommenen Lebensalter der vierziger Jahre ganz ausbleiben will, während der Schwangerschaft, des Kreißens, des Kindbettes, des Säugens. Kluge Frauen müssen deshalb schon früh durch Aufklärung ihrer Erkenntnisse, durch sittliche Veredlung ihrer Gefühle und Wünsche ihrem Gemüthe eine solche Herrschaft über sich selbst verschaffen, daß es ihre Affecten und Leidenschaften nie ausarten lasse.

Mehrentheils entstehen auch aus starken Affecten, z. B. aus Schrecken, Furcht, oder ausgelassener Freude ꝛc., bei beiden Geschlechtern jene sogenannten Idiosynkrasieen, wenn sie nicht, was doch nur zuweilen der Fall ist, ererbt sind. Man versteht darunter eine außergewöhnliche Reizbarkeit, wodurch Mancher von irgend einem Gegenstande einen besondern, meist unangenehmen Eindruck empfindet, den Andere nicht dabei verspüren. Dergleichen Idiosynkrasieen, die auf einer eigenen Nervenstimmung beruhen, lassen sich nicht erklären, oft kaum begreifen. Die Töne üben in dieser Hinsicht eine ausgezeichnete Herrschaft aus, denn es giebt wenige Menschen, ja selbst Thiere, wie Hunde, die nicht dieser oder jener Ton, wenn er einige Zeit anhält, höchst unangenehm afficirt. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art erzählt der dänische Arzt Hannaus in d. Verhandl. der Akad. d. Wissensch. zu Kopenhagen (1676) von einem armen, übrigens sehr gesunden Manne, der von epileptischen Krämpfen jedesmal befallen

Abends speise Niemand so viel, als Mittags, noch weniger bis spät in die Nacht hinein. Wer sich mit vollem Magen schlafen legt, kann nicht gut ein- und fortschlafen.

Uebrigens müssen alle Koch-, Speise- und Trinkgeschirre jedesmal und sogleich nach dem Gebrauch wohl gereinigt, und die metallenen wieder blank gescheuert werden, in welchen letztern ohnedies, wenn sie auch verzinnt sind, gleich wie in unsern bleizinnernen und in allen schlecht bleiglasurten thönernen Gefäßen, keine Speisen und Getränke, am wenigsten heiße und saure, oder leicht säuernde, lange stehen bleiben sollten.

Noch gehört hierher als eigenes Genußmittel das Tabakrauchen und Tabakschnupfen.

Das Tabakrauchen ist gewiß kein gleichgültiger diätetischer Gegenstand. Vermöge seines scharfsalzigen Bestandtheils reizt der Rauchtabak beim Rauchen, noch mehr beim Kauen desselben die Speicheldrüsen zu sehr, verdirbt den Speichel und die Zähne; vermöge seines Nicotianin aber, eines ihm eigenen giftigen Pflanzenalkali, betäubt er den Kopf, stumpft oder zerstört wohl gar die Empfindung. Zugleich wirkt der zu warme Rauch aus kurzen Tabaksröhren, und noch mehr der zu nahe Glutdampf glimmender Cigarro's nachtheilig auf unsere Augen und Luftwege. Das Rauchen kurz vor dem Essen benimmt nicht nur den Appetit, sondern stört auch die Verdauung; diese leidet auch beim Rauchen sogleich nach dem Essen, man mag nun den Speichel auswerfen oder niederschlucken. Starke Tabakraucher fühlen häufig Blutwallungen, Kopfweh, haben eine widernatürliche Röthe und Hitze im Gesichte, starkes Brennen und Jucken auf der Haut, unruhigen Schlaf mit trockener Hitze, besonders wenn sie noch kurz vor dem Schlafengehen rauchen. Der Anfänger im Tabakrauchen empfindet alle Wirkungen eines genommenen narkotischen Giftes: Schwindel, Kopfschmerz, Beängstigung, Uebelkeit, Erbrechen, Kolik, Durchfälle, Schlafsucht ꝛc., bis sich nach und nach sein Gefühl dagegen abstumpft; wo nicht, so stehe er lieber ganz davon ab. Im Knaben- und

ersten Jünglingsalter sollte man nicht schon anfangen zu rauchen, sondern erst mit dem wirklich angetretenen Mannsalter, und dann vorzüglich darauf achten, daß der Tabak von Blattstielen, Rippen und andern Unrath rein, weder zu trocken, noch zu feucht, gut fortglimme, und dabei nicht knistere, leicht und von gutem Geruch sey, weder auf die Zunge und die Brust falle, noch den Mund austrockne, aber auch nicht zu viel Speichel herbeiziehe, keine Hitze, Angst und Uebelkeit verursache, noch auch den Kopf einnehme. Zugleich rauche man aus kleinen Tabaksköpfen durch weite und lange Zucker- oder Bambusröhre mit Bernsteinspitzen. Dergleichen Pfeifen muß man mehrere zum Wechsel in Vorrath haben, damit die gebrauchten, auseinander genommen, mehr austrocknen, und immer rein erhalten werden können.

Wer sich einmal an das Tabakrauchen gewöhnt hat, wird, wenn er es bei einem saftreichen, schwammichten Körper nicht übertreibt, und zugleich obige Cautelen beobachtet, davon keinen weitern Nachtheil, ja wohl manche Vortheile haben, weil es besonders am Morgen bei einer Tasse Kaffee ꝛc. die Stuhlausleerung befördert, Blähungen abtreibt, und den Mund- und Bronchialschleim loslößt.

Wem das im 17ten Jahrhundert zuerst eingeführte Tabakschnupfen zum Bedürfniß geworden ist, darf und kann dasselbe weder so schnell, noch so leicht wieder aufgeben, als das Tabakrauchen. Nur mißbrauche man solches auf keine Art, um seinen Geruch und Geschmack weder zu verstimmen, noch ganz abzustumpfen, oder sich einen bleibenden Nasenkatarrh zu erkünsteln. Deshalb wähle man auch keine zu scharf reizende, keine zu trockne, oder zu feinstaubige Sorte, welche, wie z. B. der spanische Tonco ꝛc. nicht nur heftiges Niesen macht, sondern auch schwer auf die Brust fällt, keine gröbere, auf der man oft den zugesetzten, die Nasenhaut zu stark prickelnden Spießglanz, gegen das Licht gehalten, flimmern sieht, noch auch dergleichen in Bleikapseln, in welchem sich oft augenscheinliche Spuren von weißem Bleioxyd (Bleiweiß) finden, das die Schleimhaut der Nase austrocknet, und

leicht Stockschnupfen veranlaßt. Eine Schnupftabakprise, zu Zeiten genommen, deckt so manche Uebelgerüche, und wirkt wie ein belebender Hirnnervenreiz. — —

c) Bewegung und Beschäftigung des Körpers.

Kraft- und zeitgemäße Leibesbewegung befördert den Blutumlauf, vermehrt den Appetit, erleichtert die Verdauung und Ernährung nebst allen Ab- und Aussonderungen, und stärkt unsere Muskel- und Nervenkraft. Sitzende Lebensart wirkt mehr das Gegentheil, und wird somit die Quelle mancher Krankheiten, gegen welche Bewegung am untrüglichsten verwahrt. Höchst seltene Ausnahmen von dieser Regel sind solche, die sich wenig bewegen und doch gesund bleiben. Stubengelehrte, und Alle, die bei ihren Berufsgeschäften mehr sitzen müssen, wie: Uhrmacher, Schneider, Schuster, Weber u. A. haben eine bleiche, kränkliche Gesichtsfarbe, und leiden mehr oder weniger an Schwäche der Nerven und Eingeweide. Man vermeide also möglichst zu langes Sitzen, zumal in derselben Stellung, oder mit gebogenem Rücken und eingezogenem Haupte, arbeite zwischendurch stehend, gehe auf und ab, oder noch besser ins Freie, wenn auch nur eine Stunde des Tages, am besten vor Tische, oder während der Sommerhitze in den spätern Nachmittagsstunden.

Eine mehr oder weniger *sanfte active Bewegung* gewähren:

1) lautes, aber nicht zu anhaltendes *Sprechen, Lesen, Singen* und *Blasen* auf leichten Blasinstrumenten bei nicht vollem Magen. — Das *Schreien* ist schon eine gewaltsame Brustbewegung; — —

2) *Recken und Dehnen der Glieder*, das *Selbstreiben der Haut*;

3) das *Lustwandeln im Freien und kleine Fußreisen*. Man bewege sich aber nur bis zum Gefühl von leichter Müdigkeit, und bis zum Ausbruch eines gelinden Schweißes. Man nehme sich zu Fußwanderungen täglich die

gehörige Zeit, beginne sie langsam, steige allmählig, lasse dann stufenweise wieder damit nach, und setze dabei wechselsweise alle Körpertheile in Thätigkeit, die deshalb keinerlei Kleiderzwang leiden dürfen. Nie wandere man mit ganz vollem Magen, nie in kalter, feuchter, nebeliger Luft nach großer Hitze, wodurch so leicht alle Hautausdünstung unterdrückt wird. Man wandere mit freiem, heiterm Gemüthe, an der Seite eines Freundes, der mit uns gleichen Schritt hält, und unter muntern Zwiesprach. Im Winter, Früh- und Spätjahre muß man bei kalter Witterung sich mehr und stärker bewegen, als im schwülen Sommer rc., im Winter lieber in den Mittagsstunden, im Sommer vorzugsweise in der Morgen- und Abendkühle. Bewegung am Morgen ist besonders fetten und phlegmatischen Personen zuträglich, nachtheilig dagegen diese für schwächliche am Abend in kalter und unreiner Luft. Fußreisen unternehme man bei uns im Spätfrühlinge, wenn die Natur sich ganz wieder verjüngt hat, oder lieber im Frühherbste, als sogleich nach, oder kurz vor dem Winter in einem zu feuchten Dunstkreise.

4) Das mäßige, leichte, ungezwungene Tanzen an geräumigen, nicht zu gedrängt vollen, und luftzugfreien Orten; am besten in kleinen Familien- oder geschlossenen Gesellschaftszirkeln, gehört, wenn es nicht in wilde Walzer, Dreher, Schleifer, Schottentänze und Wiener Galoppaden auf öffentlichen Tanzgelagen ausartet, zu einer wohlthätigen Gymnastik. Man tanze nie sogleich nach einer vollen Mahlzeit; der Athem muß dabei ungeändert bleiben, sonst unterbleibe es lieber ganz, eben so wenig aber auch bei Gesunden aussetzen wollen, sonst geht es in schädlichen Mißbrauch über, und wird bald das Grab der Schönheit und Gesundheit, um so schneller, je unvorsichtiger man sich dabei, oder sogleich darauf einen frischen Trunk erlaubt, oder einem plötzlichen Wechsel der Körpertemperatur aussetzt. — Während der Tanzpausen setze man sich nicht alsobald nieder, sondern trinke eine Tasse warmen Thee, oder ein Glas guten Punsch. Vom Tanze erhitzt gehe man nach geschlossenem Balle erst langsam

Viele auch das Kalbfleisch, die häutigen Thiereingeweide, fette Fische, hart gesottene Eier ꝛc.; am leicht verdaulichsten Wildpret, Hühner- und Taubenfleisch, kräftiges Rind- und Schöpsenfleisch ꝛc., Fleischbrühe und Fleischgallerte, junge Fische, zumal Seefische, gut gepökeltes oder geräuchertes zartes Fleisch, weiche Eier ꝛc. Unter den gewöhnlichen Gemüsen geben Spinat, grüne Schoten und Bohnen, alle Kohl- und Rübenarten, gleich dem Obste, die leichteste Nahrung; Hülsenfrüchte sind schwer verdaulicher und nicht eben nahrhaft, weit mehr aber Kartoffeln, so wie Mehl- und Milchspeisen, wenn sie gut verdauet sind. Nur mäßiges Salzen und Würzen macht die Speisen wohlschmeckender und leicht verdaulicher. Gut bereitetes Waizen- und Rockenbrod ist leicht verdaulich, nährt und stärkt vortrefflich; zu warmes, feuchtes, teigiges, schliffiges Grobbrod können kaum Dreschermagen vertragen. Von Butter, Buttergebackenem, und von Fett aller Art darf man, unbeschadet seines Magens, nicht zu viel genießen. Käse in Menge verzehrt, erzeugt nicht nur eine kränkliche Reizbarkeit des Körpers, sondern auch ein eigenes Gliederzittern; etwas alter hilft verdauen, verdorbener, oder Schmierkäse wirkt wie Gift.

Unter den Getränken ist das einfachste und im Allgemeinen zuträglichste ein gutes, nicht zu hartes Trinkwasser aus der Quelle; zu weiches Flußwasser schmeckt fad; unreines wird reiner, wenn man es in einem Filtrirtrichter durch gröbliches Buchenkohlenpulver laufen läßt. Thiermilch ist unsere erste, einzige Kindernahrung, aber nicht mehr für alle ältere Magen leicht verdaulich. Reine, gute Waizen- und Gerstenmalzbiere sind sehr nahrhaft und stärkend, aber schlecht, d. i. nicht gehörig ausgegohren, zu sehr gewässert, oder verdorben, oder wohl gar mit schädlichen Stoffen versetzt, desto magenschwächender, und im letztern Falle zugleich der Gesundheit gefährlicher. — Wenn der Wein eine Arznei des Körpers und der Seele seyn soll, so muß er unverfälscht, also probehaltig seyn, und mäßig getrunken werden. Dies gilt auch vom Branntwein u. a. geistigen Getränken; aber

nur bejahrte Personen, oder Handarbeiter, Reisende und diejenigen, welche sich anhaltender rauher Witterung aussetzen müssen, sollten sie als erwärmende und flüchtige Stärkungsmittel gebrauchen. — Seit Kaffee und Thee Modegetränke geworden sind, hat auch der Krankheitsgenius einen andern, mehr nervösen Charakter angenommen.

Nordländern und sanguinischen Naturen bekommt überhaupt Fleischnahrung und ein kräftiges Bier besser, als Südländern und cholerischen Temperamenten, die beide nur mäßige Reize, abwechselnd nur milde Genüsse, und leichtere spirituöse Getränke vertragen. Melancholiker mögen an gut verdauliche Kost, und an flüchtige Reize, vorzüglich an edlere Weine sich halten, so wie kalte, phlegmatische Menschen mehr an diese, aber auch an gewürzreichere Speisen. — Fleisch gedeiht uns im Winter besser, als im Sommer. Ueberhaupt muß unsere Nahrung in kalter Jahreszeit kräftiger und geistiger, im Frühling schon weniger reizend, im heißen Sommer noch milder, mäßig kühlend und erquickend, dagegen im Herbst wieder, wie im Frühling, und nur bei feuchter Witterung mehr flüchtig erregend, also geistig und gewürzhaft seyn.

Fettigkeiten mit Säuren, oder mit säuerlichen Getränken, vertragen sich nie gut in unserm Magen. Ueberhaupt hüte man sich, zumal Abends, bei reich besetzten Tafeln von allen Gerichten essen zu wollen, vorzüglich von solchen, die zusammen mehr Gährung im Magen bilden, wenn gleich auch hier Gewohnheit Vieles ausgleicht. Der unschicklichste Nachtisch bleibt immer frisches Obst; außer Tische bekommt es in der Regel besser. Vom Weine gilt der bekannte Spruch: er ist Gift am Morgen, Arznei am Mittage, Wein des Abends. Kaffee, noch mehr Punsch und andere geistige Kunstgetränke sollte man erst einige Stunden nach der Mahlzeit trinken. Gefrornes zu genießen bei erhitztem Körper, ist eben so ungesund, als eiskalt oder Eis mitzutrinken.

Abends speise Niemand so viel, als Mittags, noch weniger bis spät in die Nacht hinein. Wer sich mit vollem Magen schlafen legt, kann nicht gut ein- und fortschlafen.

Uebrigens müssen alle Koch-, Speise- und Trinkgeschirre jedesmal und sogleich nach dem Gebrauch wohl gereinigt, und die metallenen wieder blank gescheuert werden, in welchen letztern ohnedies, wenn sie auch verzinnt sind, gleich wie in unsern bleizinnernen und in allen schlecht bleiglasurten thönernen Gefäßen, keine Speisen und Getränke, am wenigsten heiße und saure, oder leicht säuernde, lange stehen bleiben sollten.

Noch gehört hierher als eigenes Genußmittel das Tabakrauchen und Tabakschnupfen.

Das Tabakrauchen ist gewiß kein gleichgültiger diätetischer Gegenstand. Vermöge seines scharfsalzigen Bestandtheils reizt der Rauchtabak beim Rauchen, noch mehr beim Kauen desselben die Speicheldrüsen zu sehr, verdirbt den Speichel und die Zähne; vermöge seines Nicotianin aber, eines ihm eigenen giftigen Pflanzenalkali, betäubt er den Kopf, stumpft oder zerstört wohl gar die Empfindung. Zugleich wirkt der zu warme Rauch aus kurzen Tabaksröhren, und noch mehr der zu nahe Glutdampf glimmender Cigarro's nachtheilig auf unsere Augen und Luftwege. Das Rauchen kurz vor dem Essen benimmt nicht nur den Appetit, sondern stört auch die Verdauung; diese leidet auch beim Rauchen sogleich nach dem Essen, man mag nun den Speichel auswerfen oder niederschlucken. Starke Tabakraucher fühlen häufig Blutwallungen, Kopfweh, haben eine widernatürliche Röthe und Hitze im Gesichte, starkes Brennen und Jucken auf der Haut, unruhigen Schlaf mit trockener Hitze, besonders wenn sie noch kurz vor dem Schlafengehen rauchen. Der Anfänger im Tabakrauchen empfindet alle Wirkungen eines genommenen narkotischen Giftes: Schwindel, Kopfschmerz, Beängstigung, Uebelkeit, Erbrechen, Kolik, Durchfälle, Schlafsucht etc., bis sich nach und nach sein Gefühl dagegen abstumpft; wo nicht, so stehe er lieber ganz davon ab. Im Knaben- und

ersten Jünglingsalter sollte man nicht schon anfangen zu rauchen, sondern erst mit dem wirklich angetretenen Mannsalter, und dann vorzüglich darauf achten, daß der Tabak von Blattstielen, Rippen und andern Unrath rein, weder zu trocken, noch zu feucht, gut fortglimme, und dabei nicht knistere, leicht und von gutem Geruch sey, weder auf die Zunge und die Brust falle, noch den Mund austrockne, aber auch nicht zu viel Speichel herbeiziehe, keine Hitze, Angst und Uebelkeit verursache, noch auch den Kopf einnehme. Zugleich rauche man aus kleinen Tabaksköpfen durch weite und lange Zucker- oder Bambusröhre mit Bernsteinspitzen. Dergleichen Pfeifen muß man mehrere zum Wechsel in Vorrath haben, damit die gebrauchten, auseinander genommen, mehr austrocknen, und immer rein erhalten werden können.

Wer sich einmal an das Tabakrauchen gewöhnt hat, wird, wenn er es bei einem saftreichen, schwammichten Körper nicht übertreibt, und zugleich obige Cautelen beobachtet, davon keinen weitern Nachtheil, ja wohl manche Vortheile haben, weil es besonders am Morgen bei einer Tasse Kaffee ꝛc. die Stuhlausleerung befördert, Blähungen abtreibt, und den Mund- und Bronchialschleim loslöst.

Wem das im 17ten Jahrhundert zuerst eingeführte Tabakschnupfen zum Bedürfniß geworden ist, darf und kann dasselbe weder so schnell, noch so leicht wieder aufgeben, als das Tabakrauchen. Nur mißbrauche man solches auf keine Art, um seinen Geruch und Geschmack weder zu verstimmen, noch ganz abzustumpfen, oder sich einen bleibenden Nasenkatarrh zu erkünsteln. Deshalb wähle man auch keine zu scharf reizende, keine zu trockne, oder zu feinstaubige Sorte, welche, wie z. B. der spanische Tonco ꝛc. nicht nur heftiges Niesen macht, sondern auch schwer auf die Brust fällt, keine gröbere, auf der man oft den zugesetzten, die Nasenhaut zu stark prickelnden Spießglanz, gegen das Licht gehalten, flimmern sieht, noch auch dergleichen in Bleikapseln, in welchem sich oft augenscheinliche Spuren von weißem Bleioxyd (Bleiweiß) finden, das die Schleimhaut der Nase austrocknet, und

leicht Stockschnupfen veranlaßt. Eine Schnupftabakprise, zu Zeiten genommen, deckt so manche Uebelgerüche, und wirkt wie ein belebender Hirnnervenreiz. — —

c) Bewegung und Beschäftigung des Körpers.

Kraft- und zeitgemäße Leibesbewegung befördert den Blutumlauf, vermehrt den Appetit, erleichtert die Verdauung und Ernährung nebst allen Ab- und Aussonderungen, und stärkt unsere Muskel- und Nervenkraft. Sitzende Lebensart wirkt mehr das Gegentheil, und wird somit die Quelle mancher Krankheiten, gegen welche Bewegung am untrüglichsten verwahrt. Höchst seltene Ausnahmen von dieser Regel sind solche, die sich wenig bewegen und doch gesund bleiben. Stubengelehrte, und Alle, die bei ihren Berufsgeschäften mehr sitzen müssen, wie: Uhrmacher, Schneider, Schuster, Weber u. A. haben eine bleiche, kränkliche Gesichtsfarbe, und leiden mehr oder weniger an Schwäche der Nerven und Eingeweide. Man vermeide also möglichst zu langes Sitzen, zumal in derselben Stellung, oder mit gebogenem Rücken und eingezogenem Haupte, arbeite zwischendurch stehend, gehe auf und ab, oder noch besser ins Freie, wenn auch nur eine Stunde des Tages, am besten vor Tische, oder während der Sommerhitze in den spätern Nachmittagsstunden.

Eine mehr oder weniger *sanfte active Bewegung* gewähren:

1) lautes, aber nicht zu anhaltendes *Sprechen*, *Lesen*, *Singen* und *Blasen* auf leichten Blasinstrumenten bei nicht vollem Magen. — Das *Schreien* ist schon eine gewaltsame Brustbewegung; — —

2) *Recken* und *Dehnen der Glieder*, das *Selbstreiben der Haut*;

3) das *Lustwandeln im Freien* und *kleine Fußreisen*. Man bewege sich aber nur bis zum Gefühl von leichter Müdigkeit, und bis zum Ausbruch eines gelinden Schweißes. Man nehme sich zu Fußwanderungen täglich die

gehörige Zeit, beginne sie langsam, steige allmählig, lasse dann stufenweise wieder damit nach, und setze dabei wechselsweise alle Körpertheile in Thätigkeit, die deshalb keinerlei Kleiderzwang leiden dürfen. Nie wandere man mit ganz vollem Magen, nie in kalter, feuchter, nebeliger Luft nach großer Hitze, wodurch so leicht alle Hautausdünstung unterdrückt wird. Man wandere mit freiem, heiterm Gemüthe, an der Seite eines Freundes, der mit uns gleichen Schritt hält, und unter muntern Zwiesprach. Im Winter, Früh- und Spätjahre muß man bei kalter Witterung sich mehr und stärker bewegen, als im schwülen Sommer rc., im Winter lieber in den Mittagsstunden, im Sommer vorzugsweise in der Morgen- und Abendkühle. Bewegung am Morgen ist besonders fetten und phlegmatischen Personen zuträglich, nachtheilig dagegen diese für schwächliche am Abend in kalter und unreiner Luft. Fußreisen unternehme man bei uns im Spätfrühlinge, wenn die Natur sich ganz wieder verjüngt hat, oder lieber im Frühherbste, als sogleich nach, oder kurz vor dem Winter in einem zu feuchten Dunstkreise.

4) Das mäßige, leichte, ungezwungene Tanzen an geräumigen, nicht zu gedrängt vollen, und luftzugfreien Orten, am besten in kleinen Familien- oder geschlossenen Gesellschaftszirkeln, gehört, wenn es nicht in wilde Walzer, Dreher, Schleifer, Schottentänze und Wiener Galoppaden auf öffentlichen Tanzgelagen ausartet, zu einer wohlthätigen Gymnastik. Man tanze nie sogleich nach einer vollen Mahlzeit; der Athem muß dabei ungeändert bleiben, sonst unterbleibe es lieber ganz, eben so wenig aber auch bei Gesunden aussetzen wollen, sonst geht es in schädlichen Mißbrauch über, und wird bald das Grab der Schönheit und Gesundheit, um so schneller, je unvorsichtiger man sich dabei, oder sogleich darauf einen frischen Trunk erlaubt, oder einem plötzlichen Wechsel der Körpertemperatur aussetzt. — Während der Tanzpausen setze man sich nicht alsobald nieder, sondern trinke eine Tasse warmen Thee, oder ein Glas guten Punsch. Vom Tanze erhitzt gehe man nach geschlossenem Balle erst langsam

im Saale herum, bis sich der Schweiß allmählig verliert und das Blut ruhiger wird, ziehe dann ein warmes Kleid über, bedecke den Kopf rc., wechsle schnell zu Hause seine feuchte Leibwäsche mit frischer, durchwärmter, trinke noch eine Tasse Thee, und lege sich sofort ins Bette.

5) Das Laufen, als Leibesübung, darf weder zu oft, noch zu schnell und stark, nicht gegen heftigen Wind, nicht bergan, noch zu lange, nie von denen geschehen, die dessen ganz ungewohnt sind, oder eine schwache Brust haben. Sanfter ist

6) das Kegeln mit Kreiseln; für Kinder das Kreisel- und mäßige Reiftreiben; 7) das Ringwerfen; 8) das Billardspiel; 9) manches gesellschaftliche Kreisspiel, das zugleich Gelegenheit zum Lachen giebt, so wie jegliche, aber weder zu heftige, noch zu anhaltende Zwerchfellserschütterung; 10) häusliche Blumen- und Scherbenobsterziehung und Selbstwartung, und 11) das Baden im Flusse.

Zu den stärkern activen Bewegungen gehören noch:

12) das Schwimmen, sehr zweckmäßig für Kaltbadende, aber gehörig erlernt, und weder in unbekannten Gewässern, noch an verdächtigen Stellen, noch auch allein vorzunehmen.

13) Der Eisgang oder das Schlittschuhlaufen hinter den Wind ist der Brust mehr zuträglich, als gegen den Wind; es muß aber ebenfalls an gefahrlosen Orten und in Gesellschaft geschehen.

14) Drechsler-, Tischler- und Garten- oder Feldarbeiten, das Holzsägen, Selbstrudern und Steuern bei Wasserfahrten, das Kegeln mit Kugeln, das Reif- und Maillespiel, das Jagen, Fechten, Voltigiren u. s. w. sind, so wie

15) das Ballonschlagen, Federballspielen u. s. w. lauter wohlthätige, mehr oder weniger Kraft-

auf-

aufwand fordernde active Körperbewegungen. Bei den letztern zweien kann man, wie beim Billardspiel u. a., zugleich die Augen 2c. üben.

Selbst Kraftanstrengung meide man bei voller Kraftfülle nicht gänzlich, denn sie erhöht das Leben und dessen Genuß, steigert die Kraft und die lebendige Spannung. Wer nichts Schweres unternimmt, sondern nur das, was er gerade füglich leisten kann, ausführt, erschlafft und bleibt wenigstens auf einer niedrigen Stufe der Körperbildung stehen. Man muß aber bei seinen Anstrengungen a) ein Ziel sich setzen, das nicht zu leicht erreichbar ist; ein Gedanke muß herrschen; fester Wille muß die Kraft geben, Hindernisse zu besiegen; b) muß man sich vorher deutlich bewußt seyn, was man will, und erwägen, was man vermag; indem man allein durch allmähliges, regelmäßiges Fortschreiten zum Ziele gelangt, muß das Bewußtseyn, einen Schritt bereits gethan zu haben, zum Fortschreiten ermuthigen; c) gehe man aber mit voller, ungeschwächter Kraft ans Werk, nicht zuvor durch andere Thätigkeiten und Einwirkungen erschöpft; wirke d) mit ruhiger Kraft und Besonnenheit, weder in Hast, die, sich übereilend, die volle Kraftäußerung hindert, noch gestört durch Reflexionen über die Wahrscheinlichkeit des Gelingens; e) strenge man sich gleichzeitig nicht in verschiedenen Richtungen und zu verschiedenen Zwecken an. Wie auf mechanische Weise das Sprechen schadet bei kraftvollem Anstemmen des Körpers, so ist jede Verknüpfung ungleichartiger Anstrengungen verderblich; f) lasse man die Anstrengung nicht zu früh nach, sonst gedeiht die Kraft nicht, setze aber auch nicht jene zu lange fort, damit keine Erschöpfung zurückbleibe; g) mache man angemessene Pausen der Ruhe und Erholung. Im richtigen Gradverhältnisse des vorausgebrauchten Kraftaufwandes gönne man sich mehr Schlaf, Sinnenrast, kräftigere Speise und Getränke, vorzüglich aber stärke man sich durch die erheiternde Anschauung eines vollbrachten Werks; h) schreite man in der Anstrengung fort, beginne sie mäßig und mit

Last, verstärke und verlängere sie allmählig, so wächst durch Uebung die Kraft und die Ausdauer.

Ein roher, ungeübter und schwerfälliger Körper befördert geistige und sittliche Trägheit, und ein verweichlichter und entnervter Leib macht feige, verzagt und furchtsam. — Kraft, Gewandtheit, Lebenslust, einen fröhlichen Sinn und Zuversicht zu sich selbst giebt nur eine naturgemäße Entwickelung, und vielseitige Ausbildung und Uebung des körperlichen Vermögens. Eine rüstige, kraftvolle und starke Nation ist auch jederzeit die edelste und tugendsamste. Das Warnen und Einschüchtern der Kinder von Morgen bis Abend läßt einen frohen und lustigen Muth nicht aufkommen, und macht den Menschen für sein ganzes Leben abhängig von tausend Nebendingen. — Die Versessenen sind unglücklicher und schwerer zu heilen, als die Besessenen, und der schwarze Dämon, Hypochondrie, treibt sein Unwesen nur in einem siechen und verstockten Leibe. Gegen die Weichlichkeit, Ueberfeinerung und Genußsucht kann nur eine leibliche Kräftigung unserer Jugend schützen. Was giebt aber dem Körper mehr Kraft, als Bewegung und Uebung? Dies alles sind Wahrheiten, die allgemein anerkannt sind, die sich im langen Laufe der Zeiten bewährt haben, und die sich im Munde vieler Menschen finden. Und dennoch wird noch immer hier und da in der öffentlichen und häuslichen Erziehung so wenig darauf geachtet. Wie viel Sorge, Zeit und Geld man auch in den höhern Ständen auf die wissenschaftliche und künstlerische Bildung wenden mag, für die Ausbildung der Leibeskräfte ward noch immer zu wenig gethan. Und doch, wie hart bestraft sich korperliche Schwäche, Unbeholfenheit, Schwerfälligkeit und Trägheit! —

Zuerst in dem Philanthropin zu Dessau trat die alte Gymnastik in einigen Leibesübungen auf, jedoch nicht als pädagogisches Gesetz, sondern mehr als Werk des Zufalls und der Willkühr. Salzmann verpflanzte diese Uebungen nach seinem Schnepfenthal. Es waren die ersten

ungeregelten Elemente der aus der altgriechischen Inselwelt auf teutschen Boden übergetragenen Gymnastik. Villaume gab in seiner Abhandlung von der Bildung des Körpers (s. Revisions-Werk rc. VIII. S. 211) mehrere zweckmäßige gymnastische Uebungen an, die später Gutsmuths vereinfacht, berichtigt, bereichert, gefahrloser und naturgemäßer eingerichtet, in ein eignes System brachte, welches unter dem Namen: Gymnastik für die Jugend, 1795, in der zweiten umgearbeiteten Ausgabe 1804 erschien. Dessen ungeachtet machte dies in seiner Art klassische Werkchen wenig Eindruck, und nur in etlichen Schulanstalten wurde etwas davon angenommen, im Uebrigen das Ganze ziemlich lau und nur obenhin getrieben. Regelmäßige Uebungen nach einem bestimmten Plane und nach einem stufenweisen Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern fanden nicht Statt. Selbst in Dessau, wo Vieth, der Verfasser einer schätzbaren Encyclopädie der Leibesübungen, 2 Bände. Berlin 1795. 8. lebt, fanden die öffentlichen Uebungen keinen Eingang. Ein Institut dazu, welches der sachkundige Fechtlehrer zu Erlangen, Carl Roux gründete, das erste auf einer teutschen Universität, kam in der neuern Zeit erst zu einiger Bedeutsamkeit. Jahn wollte für die Entwickelung körperlicher Kräfte nicht in den engen Schranken einer einzelnen Erziehungsanstalt, sondern öffentlich und Angesichts des ganzen Volkes wirken. Er stellte zu Berlin das teutsche Turnwesen, als ein Nationalbildungsmittel, auf, und gab darüber 1817 eine eigene Schrift heraus, unter dem Titel: Teutsche Turnkunst, worin das Turnwesen von einem sittlichen Standpunkte aus betrachtet wird. In eben dem Jahre erschien Gutsmuths Turnbuch für Söhne des Vaterlands zu Frankf. a. M., welches aber eine andere Tendenz hat, als die Jahn'sche Turnkunst; denn Alles bezieht Gutsmuths blos auf die Tüchtigkeit des künftigen Kriegers, und er betrachtet die Turnübungen aus dem vaterländischen Gesichtspunkte der allgemeinen Wehrschaft. Seitdem haben mancherlei Mißbräuche und Ausartungen das Tur-

nen ganz verdrängt, und in die Grenzen der sonstigen Gymnastik zurückgewiesen.

Unter den passiven Leibesbewegungen sind allen denen, welche zu activen unfähig sind, folgende anzurathen: das Schaukeln im Freien außerhalb der Zugluft, und hinter den Wind, das Baden in Schwungwannen, das Carrousel- und Drehschlittenfahren, das Fahren im Wagen, im Schlitten, in Gondeln auf stillem Wasser, auf ruhiger See, das Tragenlassen, das Reibenlassen des Körpers mit Flanell oder Fleischbürsten am Morgen gleich nach dem Erwachen, das Massiren oder sanfte Durchgreifen, Drücken, gleichsam Durchkneten, Ziehen und Strecken der Glieder x.

Gemischte Bewegungen, wie das Selbstkutschiren, das Selbstfahren auf den bald wieder aus der Mode gekommenen Draisinen, und auf Wasserfahrzeugen, das Reiten, welches indeß dem weiblichen Geschlechte nicht so allgemein zuträglich seyn dürfte, als dem männlichen, können die Vortheile der activen und passiven Bewegung gewähren, je nachdem namentlich beym letztern der Gang des Pferdes geleitet wird. Nur muß man auch hier immer nach den bekannten diätetischen Grundsätzen zu Werke gehen.

Zu starke active Bewegung überhaupt schadet besonders Kindern, jungen vollblütigen und schwächlichen Körpern, fetten Personen, engbrüstigen oder mit organischen Eingeweidefehlern behafteten Menschen, Greisen, und Frauen, die zu Blutflüssen und Fehlgeburten geneigt sind. Zu lange anhaltende Bewegung erschöpft endlich Kräfte und Säfte, schwächt die festen Theile, macht Auszehrungen, und führt oft einen schnellen Tod herbei.

Die Stärke sowohl, als die Dauer der Bewegung muß sich nach dem Alter, der Körperconstitution, dem Temperamente, dem Geschlechte, der Lebensart und Gewohnheit richten, und immer demit in richtigem Verhältnisse stehen. Kann man dergleichen nicht vertragen, so suche man ihre Nach-

Theile durch Beobachtung der nöthigen Vorsichtsregeln wenigstens zu schwächen und zu vermindern. Man muß nach heftigen Körperbewegungen nicht sogleich essen, oder nur wenig, am besten etwas warme Suppe 2c., eben so wenig, wie während aller körperlichen Erhitzung, kalt trinken, sondern entweder den Durst übergehen, oder etwas in den Mund nehmen und kauen, um diesen anzufeuchten, oder warmen Thee, Punsch, und sonst etwas Geistiges einschlürfen. Alles Waschen und Baden unterbleibe noch, lieber reibe man in die geschwächten Theile warmen Rum oder Branntwein ein, erhalte sich noch eine Zeitlang in gelinder Bewegung, und lege sich dann zur Ruhe.

d) Geistesbeschäftigungen und Gemüthsbewegungen.

Unmöglich kann unsere Gesundheit bestehen und gedeihen, so lange nicht die Seele mit dem Körper zu gleichen Zwecken sich versteht.

Schon früh mögen sich daher Eltern die Seelenbildung ihrer Kinder vorerst durch die Macht des Beispiels, durch Gewöhnung zum Gehorsam 2c. ernstlich angelegen seyn lassen, sobald diese nur auf sich und ihre nächsten Umgebungen mehr achten, die Veränderungen ihrer Selbst mit Bewußtseyn wahrnehmen lernen, und nach dem Was? Wie? und Wann? der ihnen vorkommenden Erscheinungen zu fragen beginnen. Man suche dann der Kinder Aufmerksamkeit so zu leiten, daß dadurch ihr schon jetzt für äußere Eindrücke offener innerer Sinn anschauliche Vorstellungen davon bekomme. Von diesen aus gehe man nach und nach zur Entwickelung der Begriffe, zur Veranlassung richtiger Schlüsse, und zur Leitung wahrer Urtheile über. Zugleich schärfe man den Kindern angebornen Sinn für das Schöne und Große, belausche ihre Neigungen und Triebe, um sie aufs Gute hinzulenken, und gebe so, ohne doch dem bestimmten Standpunkt ihrer Körper- und Seelenkräfte vorzueilen, ihrer Geistes- und Herzensbildung allmäh-

lich die naturgemäßeste Richtung. Immer aber verbinde man mit diesen dem Grade der kindlichen Bildsamkeit angemessenen stufenweisen Geistesübungen in gleichem Verhältnisse Körperübungen, zumal in der freien Natur, die dem Erzieher zugleich tausend neue Unterrichtsquellen eröffnet.

Künftig darf man nur darüber wachen, daß jene Geistesbeschäftigungen nie in eigentliche Seele und Leib zugleich verstimmende und verkrüppelnde anhaltende Geistesanstrengungen ausarten.

Vor dem fünften Lebensjahre unterbleibe aller eigentliche, schulmäßige Unterricht noch ganz. Vor dem achten bis zehnten Jahre sollte kein Kind in eine öffentliche Schule gebracht werden. Haben Eltern oder Erzieher bis in das zwölfte Jahr die zweckmäßige Geistes- und Charakterbildung ihres Zöglings nicht vernachlässigt, haben sie vielmehr bis dahin, und bis zur Zeit der Pubertät eine allzurasche und dem Jugendgeiste unangemessene Ueberfüllung seines Gedächtnisses und seiner höhern Fähigkeiten mit mancherlei Wust vermieden, haben sie dessen Bekanntschaft mit Schriften, Bildern, Reden rc., die seine reine Unschuldsseele besudeln, seinen gesunden Geist vergiften, seine Phantasie berauschen, und das Gefühl für Lust und Unlust zu heftig aufregen, möglichst vorgebeugt, haben sie dessen Temperament schon früh zweckmäßig zu bearbeiten gesucht, haben sie sein Herz für alles Gute empfänglich, und seinen Verstand einer richtigen Beurtheilung fähig gemacht, und ihn dann in vertrauten Stunden mit weisem Ernst selbst über die physische Beschaffenheit und Bestimmung beider Geschlechter belehrt, so wird ein höherer Unterricht alle Lücken leicht noch ausfüllen *).

*) Wie körperliche und geistige Ausbildung der Jugend am zweckmäßigsten sich vereinigen lasse, darüber geben folgende Erziehungsschriften weitere Belehrung: F. H. C. Schwarz Erziehungslehre. Leipz. 1802. 8. 2 Bde. — J. P. Richter's Levana oder Erziehungslehre. Braunschw. 1807. 8. 2 Bde. — Carol. Rudolphi Briefe über weibliche Erziehung. 2 Bde. — Ewald's Vorlesungen über Erziehungslehre und Erziehungskunst rc. 2 Bde. A. H. Niemeyer's Erziehungsschriften u. a.

Der Jüngling, die Jungfrau, in ihrer fernern Geisteskultur von jetzt an mehr sich selbst überlassen, lerne nun mit allen den Außenverhältnissen der Welt unter sich und zum Menschen immer vertrauter werden, die rechten Begriffe davon sich verschaffen, und auf diesem Wege die möglichst beste und höchste Verstandesausbildung selbst gewinnen. Ist ihnen diese gelungen, so haben sie bis jetzt den möglichsten Grad ihrer geistigen Reife erreicht, und können nun, mehr selbstständig, an ihrer weitern Vervollkommnung fortarbeiten.

Uebrigens ist in jedem Lebensalter anhaltende Geistesanstrengung dem Körper eben so nachtheilig, als Mangel an gehöriger Geistesbeschäftigung. Deswegen fliehe man jede gefährliche Gedankenlosigkeit, hüte sich aber auch vor solchen Arbeiten, welchen unsere Verstandeskräfte nicht gewachsen sind, oder wozu man eben nicht gestimmt ist, und denke nie lange und scharf über abstracte Dinge nach. Langwierige Schlaflosigkeit, anhaltender Stumpfsinn &c. sind davon die gewöhnlichsten Folgen. — Jedoch, zum Beweis, daß anhaltender Fleiß, und hohe; geregelte Geistesanstrengung bei sonst gesunder Organisation des Körpers das Leben gerade nicht abkürzen, dienen Newton, Leibnitz, Haller, Kant, Wieland, Göthe u. A.

Ist man vom anhaltenden tiefen Denken ermüdet, so wird eine angenehme leichte Lectüre, Musik, heitere Gesellschaft, das Schauspiel und jede andere Zerstreuung Seele und Körper wieder kräftigen und beleben. Fordert der Beruf ununterbrochene Kopfarbeit, so treibe man diese vom frühesten Morgen an, wo der Geist mit voller Kraft, und daher mit desto größerer Leichtigkeit wirkt. Man arbeite nie bis tief in die Nacht, geschweige ganze Nächte durch. Denn der von seinem Tagewerk schon ermattete Geist bedarf zu seinem Fortwirken doppelten Kraftaufwandes, und die Nacht läßt sich nicht ungestraft ihre alten Rechte vorenthalten.

Was das Gemüth betrifft, so treten mit der Mannbarkeit außer den am Körper sichtbaren Veränderungen so manche auch in jenem ein, welche auf das Verhältniß der

Empfänglichkeit zu den äußern Einflüssen Bezug haben. Jüngling und Jungfrau mit noch unverdorbenen Herzen nehmen nicht mehr, wie zuvor, alle Seelen- und Körpereindrücke gleich leicht auf; die einmal empfangenen sind aber desto stärker, desto bleibender in ihnen. Ihr gebildeter Verstand stiftet indeß durch sein Uebergewicht mehr Harmonie zwischen den Trieben des Herzens und den Geboten der Sittlichkeit. Mit dem Gefühle ihrer gesteigerten Kraft und Einsicht lernen sie aber auch ihnen bis jetzt dunkel oder ganz fremd gebliebene Gefühle und Leidenschaften kennen. Wohl dann ihnen, wenn sie jene durch die gewonnene Macht ihres Gemüths gehörig zu ordnen, zu mäßigen, zu lenken und zu leiten verstehen, oder frühzeitig durch gute Erziehung vor deren Oberherrschaft verwahrt wurden! Denn einmal aufgeregte Gemüthsbewegungen, wie: Mißgunst, Neid, Schadenfreude, Zorn, betrogene Liebe, und jede Mißstimmung der Seele ergreifen und erschüttern ihre Gesundheit nur zu gewaltig, oder nagen an deren Blüthe zwar langsam, aber desto zerstörender. Schneller, als heimlicher Aerger und Kummer ꝛc. wirken Schrecken, Furcht und Ekel; man gewöhne sich mithin so sehr und so früh, wie möglich, an alle die Dinge, von denen bekannt ist, daß sie gewöhnlich dergleichen Eindrücke auf uns machen. Um so schöner entfaltet, bewahrt und erhöht jeglichen Lebensreiz, und mit der Kraft auch die Liebe zum Leben, Zufriedenheit, Gleichmuth und lautere mäßige Freude. Diese selige Seelenstimmung können aber nur echte, wahre Religiosität und Tugend geben, nicht jene religiöse Empfindelei und Schwärmerei, welche vielmehr unsere Moralität und unser körperliches Wohlseyn so leicht vergiften. Denn, da sie insgemein eine überspannte Phantasie, und so manche Leidenschaften, um welche die Eigenliebe einen Heiligenschein wirft, in ihrem Gefolge haben, so schwächen sie nicht wenig die Nervenkraft, und erzeugen eine immer kränkelnde Körperempfindlichkeit. Bei unvermeidlichen oder überraschenden Unfällen suche man sich in Gottes freier Natur, im Zirkel von fröhlichen Menschen, durch die Zauberkraft der Musik, an der

Seite eines Freundes, auf Reisen 2c. zu zerstreuen und zu ermuthigen.

Sind Schrecken, Grauen, Entsetzen, heftige Angst, Bangigkeit, großer Schmerz, Aerger, Zorn, Schaam, Furcht, Ehr-, Rach-, Herrsch- und Habsucht, unbefriedigte, aber auch heiße, beglückte Liebe, plötzliche oder unmäßige Freude, hohes Erstaunen, übertriebene Schwärmerei 2c., gleich aller Erhitzung unserer Einbildungskraft durch Lectüre, Bilder, Reden, Schauspiele 2c., wahre Feinde unserer Gesundheit, so werden sie es noch mehr und für das Leben selbst in gewissen Lebensperioden der Weiber: kurz vor und während ihrer Monatszeit, oder wenn diese im vollkommenen Lebensalter der vierziger Jahre ganz ausbleiben will, während der Schwangerschaft, des Kreißens, des Kindbettes, des Säugens. Kluge Frauen müssen deshalb schon früh durch Aufklärung ihrer Erkenntnisse, durch sittliche Veredlung ihrer Gefühle und Wünsche ihrem Gemüthe eine solche Herrschaft über sich selbst verschaffen, daß es ihre Affecten und Leidenschaften nie ausarten lasse.

Mehrentheils entstehen auch aus starken Affecten, z. B. aus Schrecken, Furcht, oder ausgelassener Freude 2c., bei beiden Geschlechtern jene sogenannten Idiosynkrasieen, wenn sie nicht, was doch nur zuweilen der Fall ist, ererbt sind. Man versteht darunter eine außergewöhnliche Reizbarkeit, wodurch Mancher von irgend einem Gegenstande einen besondern, meist unangenehmen Eindruck empfindet, den Andere nicht dabei verspüren. Dergleichen Idiosynkrasieen, die auf einer eigenen Nervenstimmung beruhen, lassen sich nicht erklären, oft kaum begreifen. Die Töne üben in dieser Hinsicht eine ausgezeichnete Herrschaft aus, denn es giebt wenige Menschen, ja selbst Thiere, wie Hunde, die nicht dieser oder jener Ton, wenn er einige Zeit anhält, höchst unangenehm afficirt. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art erzählt der dänische Arzt Hannaus in d. Verhandl. der Akad. d. Wissensch. zu Kopenhagen (1676) von einem armen, übrigens sehr gesunden Manne, der von epileptischen Krämpfen jedesmal befallen

wurde, wenn man ihm bei seinem Namen: Olof! rief. Vielleicht läßt sich dieß Phänomen daraus erklären, daß dieser Mensch einmal stark und plötzlich aus dem Schlafe aufgeschrieen, und dabei von einem heftigen Schrecken ergriffen worden ist. So wurde eine junge Frau jedesmal ohnmächtig, wenn sie eine künstliche oder natürliche weiße Rose erblickte, dagegen alle Rosen von anderer Farbe sehr gern sah. Einst hatte sie eine Freundin nach langer Trennung überraschen wollen und sich die Freude des Wiedersehens sehr lebhaft vorgestellt. Ungemeldet trat sie in einen Saal, fand aber dort statt ihrer lebenden Freundin deren Leiche, auch Ballkleide mit weißen Rosen geschmückt, unbedeckt im Sarge liegen, und sank darüber in eine heftige Ohnmacht. Da nun das Andenken an diese Schreckensscene nur zu ergreifend zurückkehrte, so oft sie eine weiße Rose sah, so begreift man, wie eine solche Kleinigkeit, vermöge der Ideenverbindung, in dem Nervensysteme der Frau eine gewaltige Erschütterung hervorbringen konnte, obgleich sie sonst nie an Nervenschwäche litt. Eine Japaneserin zu Batavia konnte sich sehr stark bewegen, ohne jemals zu schwitzen. Sobald sie aber ein Stück Eisen in der Hand hielt, brach sogleich über ihren ganzen Körper ein starker Schweiß aus, auch dann, wenn man, während sie schlief, ihr Eisen in die Hand legte. Der dänische Arzt Olaus Borrichius will einen Bierbrauer gekannt haben, der, so oft Gerstenschrot von ihm selbst oder nur in seinem Beiseyn gesiebt wurde, sehr heftige Schmerzen im Gesicht empfand, welche mehrere Tage fortdauerten. — Derselbe erzählt von einem jungen Mädchen, welches, wenn es eine Feder auffliegen sah, vor Angst laut aufschrie, bis man sie aus ihren Augen entfernt hatte. Auf ähnliche Art haben Viele einen Abscheu vor Katzen, Spinnen, Raupen, Kröten etc. Sehr bedenklich ist's, sie in solchen Fällen zur Betastung zu zwingen, weil ihr Widerwille ganz natürlich ist. Auch läßt sich eine dergleichen Empfindung nicht mit Gewalt niederkämpfen, sondern nur nach und nach durch Selbstüberwindung und feinere Stimmung der Nerven berichtigen.

Im spätern Lebensalter stellen sich schon von selbst mehr Ruhe des Geistes und Herzens, nur durch edle Gegenstände erregter Ernst, den allein bedeutende Dinge zur energischen Freude erheben, festerer Wille, Stolz, Beharren auf innerm, eignem Werth ꝛc. ein. Doch arte jene Ruhe nie in Apathie, noch jener heitere Ernst in Grämlichkeit, jener festere Wille nicht etwa in Eigensinn und Hartnäckigkeit, noch jener Stolz in Uebermuth, jenes behagliche Selbstgefühl in Geringschätzung Anderer aus! — Fern bleibe aber auch jede Gelegenheit zu starken, überraschenden Gemüthserschütterungen, die nur zu oft im Spätalter das Leben plötzlich enden. Wer also sein Leben lange und froh genießen will, der lerne seine Affecte, diese Todfeinde unserer Gesundheit, bei Zeiten zügeln, oder hüte sich möglichst vor deren Ausbrüchen. Hat man diesen nicht ausweichen können, so esse und trinke man nicht eher, als sich der Sturm im Innern gelegt hat, und das Herz ganz wieder beruhigt ist. — Es giebt aber auch Seelenzustände, die heilsam auf den Körper wirken. So würzen mäßige Freude, Munterkeit, Hoffnung und glückliche Liebe das Leben, thun uns ungemein wohl; daher befördern der Umgang mit unsern Lieben und Freunden, eine fröhliche Gesellschaft, Lustreisen ꝛc. die Gesundheit des Geistes und Körpers.

e) Geschlechtsverrichtungen.

Alle Aufmerksamkeit sorgsamer Eltern und Erzieher auf die Erhaltung der Gesundheit und Wohlgestalt ihrer Kinder und Zöglinge bleibt umsonst, wenn sie nicht zugleich das zu frühe Erwachen der physischen Geschlechtsliebe zu verhindern suchen. Dies wird ihnen um so leichter werden, je zeitiger und verständiger sie allen Veranlassungen dazu begegnen und abhelfen. Dahin gehören: Uebermaaß und Ueberreiz von Essen und Trinken, zumal vor dem Schlafengehen, allzu warme Bekleidung des Unterleibes, das zu lange Schlafen oder auch Schlummern zumal in und unter zu vielen Federbetten, stillsitzende Lebensart mit gekrümmtem Körper, all-

zu rasche, zweckwidrige Ueberladung des Gedächtnisses mit mancherlei Kenntnissen, vorzeitigen Bekanntschaft mit Schriften, Gemälden und andern Gegenständen, welche die Phantasie entzünden, besonders obige Lectüre und Beschauung kurz vor dem Bettgehen, ferner der fast alleinige Umgang heranwachsender Kinder beiderlei Geschlechts am Tage und bei Nacht mit liderlichen Dienstboten, das Beisammenliegen derselben in einem Bette, häufiges Selbstbetasten der Geburtstheile, zuweilen auch wohl Krankheiten des Unterleibes, Eingeweidewürmer ꝛc., oder Mißbrauch zu warmer Sitz- und Fußbäder, so wie auf der andern Seite Vernachlässigung der Hautkultur überhaupt u. s. w.

Im Allgemeinen erheischt jener wichtige Geschlechtsentwickelungsmoment bei Knaben und Mädchen die größte Wachsamkeit, dort des Vaters oder Erziehers, hier der Mutter, die, wie immer, so auch jetzt, weise, kluge Lehrerin und einzige Vertraute ihrer wohl noch ganz unerfahrnen Tochter seyn muß.

Das Alter der Mannbarkeit kündigt sich bei Mädchen unter andern auch durch einen monatlichen Blutabgang aus ihren Geburtstheilen an. Der regelmäßige Eintritt, die richtige Dauer, und die normale Beschaffenheit dieses Phänomens hat keinen geringen Einfluß auf die Gesundheit und Schönheit des Weibes. Wird von ihm dabei nur einmal erst in dem nöthigen Lebensverhalten gefehlt, dann ist auch gewöhnlich beides gefährdet, ja oft unabänderlich ganz verloren. Eine feste, gesunde Körperconstitution ist die erste Bedingung zum naturgemäßen Erscheinen dieser neuen Geschlechtsverrichtung, und, wenn sie nicht unterdessen durch äußere Einflüsse beeinträchtiget wird, auch zu deren zeitgemäßer Rückkehr. Genaue Befolgung der bisher gegebenen und noch zu gebenden diätetischen Vorschriften wird Mädchen und Frauen möglichst vor diesen Einwirkungen sicher stellen; bei wirklich vorhandener Krankheit mögen sie sich zeitig einem geschickten Arzt entdecken, und seinen Rathschlägen pünktlich nachkommen.

Während der monatlichen Periode muß das Weib im Essen und Trinken vorzüglich mäßig seyn, die höchste Reinlichkeit in Allem beobachten, sich weder zu warm, noch zu kühl, weder zu schwer, noch zu leicht, am allerwenigsten zu eng kleiden, und vor aller Erkältung durch Sitzen auf kalten Stein- oder Rasenbänken, in feuchtem Grase, auf Abtritten mit heraufstreichendem Zugwind ꝛc. sich wohl in Acht nehmen. Ferner dürfen Mädchen und Frauen in dieser Zeit nicht zu viel sitzen, eben so wenig aber zu starke Bewegung und Anstrengung im Gehen, Laufen, Springen, Tanzen, Heben, Fahren, Reiten ꝛc., und in ihren Hausarbeiten sich erlauben. Alle starke Gerüche, allen Kohlen- und Plättdunst, jede den Unterleib unmittelbar treffende Hitze, z. B. von qualmenden Fußbädern, Feuerstübchen ꝛc. müssen sie durchaus vermeiden. Endlich mögen sie ja allen Einflüssen heftiger Gemüthsaffecte, allen Gelegenheiten zur Erhitzung ihrer Phantasie und zu noch stärkerer Aufregung ihrer ohnedies dann größern Reizbarkeit auf alle Art ausweichen.

Beim Außenbleibenwollen der Regeln, gewöhnlich zwischen dem 45sten und 50sten Jahre, tritt mit sehr geringen Abweichungen das Verhalten während ihrer sonstigen Wiederkehr ein.

Die Saamenfeuchtigkeit der Männer ist von der Natur zur Ausleerung nur beim Zeugungsgeschäfte bestimmt. Häufige Ergießung derselben schwächt Geist und Körper außerordentlich, zumal wenn dieser noch nicht ganz ausgewachsen ist; erkünstelte schadet noch mehr. Freiwillige im Schlafe, wozu Naturfülle nicht selten allein weckt, ist eine Wohlthat für den enthaltsamen jungen und gesunden Mann, im gesetzlichen und freiwilligen Cölibate, nur darf sie nicht oft eintreten, geschweige auch am Tage. Bei zu sehr überhandnehmenden, entkräftenden Pollutionen überhaupt mag man sich bald einem erfahrnen Arzt anvertrauen; alles Selbstquacksalbern, auch nach den populärsten Anweisungen dazu, richtet, wie immer, so auch hier das traurigste Unheil an.

Uebrigens bleibt die Ehe das wirksamste Verhütungs- und Heilmittel aller zu verschwenderischen Saamenentleerungen.

f) Schlafen und Wachen.

Beneidenswerth ist jeder, der glücklich wacht und ruhig schläft. Nur Wenige können wohl beides, und Manche wären froh, wenn nur die eine Seite des Lebens, sey es die Tag- oder Nachtseite, ihnen freundlich lächelte! — Aber eine bedingt die andere, und wer gut schlafen will, muß gut wachen. Wie auf den Tag die Nacht folgt, so muß der Schlaf in gesetzmäßigem Wechsel das Wachen ablösen, wenn das Leben harmonisch fortdauern soll. Es muß aber das Wachen als Thätigkeit, der Schlaf als Ruhe erscheinen, und, je kräftiger jene ist, desto tiefer wird diese seyn. Ein Wachen aber, wobei der Leib ruht, und der Geist unaufgeweckt im trägen Hinbrüten schlummert, ist eigentlich nur Pflanzenleben. Und solches halbschlafendes Wachen bildet phlegmatische Fettbäuche.

Es giebt aber ein anderes Extrem, wobei das Wachen zu lang, der Schlaf zu kurz ist. Der Körper magert dann sichtlich ab, und schwindet wie eine zu stark getriebene Blume dahin, doch verräth die Lebhaftigkeit der Bewegung, der Glanz der Augen, und der geistreiche Zug des bleichen, hagern Antlitzes die rege Beseelung im Innern. Wenn bei dem vorigen Seyn der überwiegende Leib die Seele verschlang, so sieht man hier die Seele den Leib aufzehren. Schiller, Heydenreich u. A. waren von der letztern Art. Zwar gab es Menschen, die, von Seiten der Seele und des Leibes ein gewaltigeres Leben führend, gewissermaaßen dem ewigen Gesetze trotzen durften. Manche schliefen binnen 24 Stunden in der Regel nur 1 — 2 Stunden, und ihr Bedürfniß war befriedigt. Napoleon Buonaparte soll zu diesen gehört haben. Aber dergleichen unverwüstliche Naturen sind selten und Ausnahmen von der Regel, die, von Geburt aus

stärker begabt und durch die Gewohnheit erkräftigt, ihr Leben bis auf diese Höhe steigerten. —

Wann soll man schlafen? Die Antwort giebt alle Tage die Sonne bei ihrem Auf- und Niedergange, giebt das unwillkührliche Gefühl und Bedürfniß im Menschen, und der gesetzmäßige Wechsel von Licht und Finsterniß. Am Tage soll man arbeiten, und des Nachts ruhen. Wer diese Ordnung umkehrt, muß dafür büßen. In der Nacht nicht schlafen, ist schon ein Uebel, aber den Körper noch überdies zu Verrichtungen zwingen, die ihn erschöpfen, oder denen er zur ungewöhnlichen Zeit widerstreben muß, heißt sich selbst das Leben kürzen. — Der Schlaf vor Mitternacht scheint für Leib und Seele erquicklicher zu seyn; indeß kann Gewohnheit und Lebensart den Nachtheil des spätern Schlafengehens wenigstens zum Theil vermindern, wie Beispiele lehren. — Ein Mittagsschläfchen wird jetzt auch bei uns allgemeinere Sitte, wie die Siesta bei den Spaniern und Italienern es früher schon war. Vielleicht mag man den Schlaf um so mehr suchen, je verdrießlicher heut zu Tage das Wachen wird. Daraus entspringen aber nicht nur für Manche die schädlichen Folgen der zu großen Schlafsucht überhaupt, sondern auch solche, welche die unrecht gewählte Zeit mit sich führt. Kinder, Greise und schwächliche Personen, oder solche, die früh aufgestanden, des Nachts etwa gereist sind, oder zu wenig geschlafen haben, mögen immerhin nach dem Essen ihr Schläfchen halten, doch nicht unmittelbar, sondern wenigstens erst eine Stunde darauf, am besten auf dem Sopha. Das Schlafen im Grase bleibt zu jeder Zeit, auch im warmen Sommer, bedenklich, nicht weniger beim Baden, zumal bei Arm- und Fußbädern. Im Wagen mag auf sichern Wegen schlafen, wer es kann! —

Wie soll man sich betten und lagern? Kinder müssen sich frühzeitig gewöhnen auf Matratzen und unter Decken zu schlafen, und, an vollgepropfte Federbetten einmal gewöhnt, lasse man sie, zumal schon älter, darin eben so wenig Abends noch wachend vor dem Einschlafen, als

Morgens nach dem Erwachen verweilen; man lege dieselben, sie mögen nun eines oder verschiedenen Geschlechts seyn, weder unter sich, noch mit Erwachsenen zusammen. Je älter sie werden, desto mehr Vorsicht ist hier erforderlich. Nach gehöriger Harn- und Stuhlausleerung, mögen sie sich schlaftrunken niederlegen, Rücken- und Bauchlagerung möglichst vermeiden, und, kaum erwacht, sogleich das Bett wieder verlassen.

Jedes Schlafgemach sey geräumig, das engere wenigstens nicht mit Bettstätten überfüllt, hoch, hell, luftig, doch ohne Zugwind, nett, durchaus reinlich, trocken, und weder über feuchter, dumpfiger Erde, noch an der Mittagssonne, sondern nach der Morgenseite und an keinem zu geräuschvollen Orte gelegen, eben so wenig in der Nähe von Abtritten und anderer Mephitis. Es darf keinen kalten Fußboden von Gips, Stein rc., und, wenn er gebrettert ist, unter sich keine Zuglöcher haben. Durch grüne Rollgardinen kann es wohl etwas, aber nicht zu sehr verdunkelt seyn. Den Tag über muß es immer gelüftet, und Alles, was die Luft darin verderben könnte, daraus verbannt werden. (s. oben.) Man schlafe nicht zu bald in frisch gescheuerten, ausgeweiseten, mit Oel- oder Bleifarbe neuangestrichenen oder ausgemalten, noch weniger in eben erst aufgemauerten Zimmern. Bei offenen Fenstern zu schlafen, ist nicht rathsam; in schwülen Sommernächten mag allenfalls ein Fenster im Nebenzimmer geöffnet bleiben, oder man sorge durch langes Offenlassen der Fenster im Schatten, durch Vorhänge und Marquisen für Abkühlung der Schlafzimmerluft. Bei feuchter Kälte können die Betten, zumal für alte oder schwächliche Personen, etwas durchgewärmt werden. Eine gute, am besten eiserne, Bettstelle muß lang genug und geräumig seyn; zweischläfrige stehen den einschläfrigen immer nach, weil sich's einzeln bequemer und gesunder schläft. Am wenigsten sollte man mit einer kränklichen oder kranken Person sein Bett theilen, auch um möglichen Krätz- und andern Ansteckungen zu entgehen. Ein Schooßhund, oder eine Lieblingskatze können leicht ge-

fährliche Bettgenossen werden, wenn sie etwa plötzlich in Wuth gerathen sollten.

Keine Bettstelle darf zu hoch von dem Fußboden abstehen, noch auch mit ihrem Fußende gegen ein Fenster gekehrt seyn, damit das einfallende Licht die Augen nicht treffe. Auch muß sie weit genug von einer, zumal feuchten Außenwand entfernt, oder diese muß mit Friesdecken, Bolen, Schiefer, Blech oder Bleiplatten beschlagen seyn. Die Bettgardinen, so entbehrlich sie auch im Ganzen sind, muß man wenigstens auf beiden Seiten zurückschlagen können. Die Federbetten, oder die gesundern Roßhaar-, Moos- oder Haferstroh-Matratzen sollten jedesmal nur von gesunden, keuschen Händen aufgelockert, gestrichen und in Ordnung gebracht werden. Die Federoberbetten müssen, gleich den vorzüglichern wattirten oder Friesdecken breit und lang genug seyn; ihre Seitentheile um und unter den Leib fest einzuschlagen, verstärkt den Nachtschweiß, ist unbequem und hindert den freien Wechsel der Lagerung. Nach dem Aufstehen schlage man sein Oberbett zurück, öffne Thüren und Fenster, und lasse sein Lager erst einige Stunden nach dem Aufstehen wieder machen. Federbetten und Matratzen muß man an der Luft fleißig ausklopfen, sonnen und frisch überziehen, so wie das Bettstroh oft erneuern lassen; ersteres gilt vorzüglich von den Kranken- und Leichenbetten, deren Federn ꝛc. noch überdies rein zu waschen sind, desgleichen von allen in Auctionen, auf dem Trödel ꝛc. gekauften fremden Bettstücken. Betten von ansteckenden Fieberkranken sollte man geradezu verbrennen. — Auf Reisen lege man sich lieber mit seinen Nachtkleidern zu Bette, und decke über das Kopfkissen ein Tuch, oder einen reingewaschenen Ueberzug. Eigene Reisebetten sind noch besser.

Auch die **Lagerung** im Bette ist nicht gleichgültig: am besten lagert man Füße, Unterleib und Brust horizontal, und den Kopf etwa einen halben Fuß höher; weniger entspricht die Rückenlage, als jene auf der rechten Seite mit etwas gebogenen Knieen und frei bleibendem rechten Arme.

Aller Zwang und Druck von Kleidungsstücken muß im Bette wegfallen. Uebrigens gewöhne man sich von Jugend an mit geschlossenem Munde zu schlafen, und durch die Nase zu athmen. — Um bald ein- und ruhig fortzuschlafen, esse und trinke man kurz vor dem Bettgehen weder zu viel, noch zu wenig, noch auch zu spät am Abend, am allerwenigsten ein ungewohntes Allerlei, vermeide starke geistige Getränke, Tabakrauchen rc. und lege sich weder zu früh, noch zu spät, sondern erst dann, wenn man ganz schläfrig ist, nieder. Durch den Reiz der Excremente, des Lichts, und mancher Erschütterungen von außen wird unser Schlaf leicht gestört. Plötzliches Erwachen oder Aufschrecken vom Schlaf wirkt nie wohlthätig auf uns. Geistesanstrengungen, fortgesetztes Nachdenken über irgend einen Gegenstand, Gemüthsbewegungen, vorzüglich Verdruß, Sorgen und Kümmernisse rc. machen gewöhnlich schlaflose Nächte, Müßiggang und Stubensitzen den ganzen Tag über desgleichen. Dagegen schenkt regelmäßige Bewegung und Beschäftigung, zumal im Freien, Zufriedenheit mit unserm vollbrachten Tagewerke einen wahren Erholungsschlaf. Das Einlesen in den Schlaf unterlasse man ganz; es greift Kopf und Augen an, macht unruhige Träume rc. Man suche sich vielmehr bei Schlaflosigkeit durch fortgesetztes lautes Herzählen von Zahlen, oder andern Wörtern, wobei man nichts Bestimmtes denkt, durch Vorlesenlassen langweiliger Schriften rc. einzuschläfern. Auch verschafft, zumal dem stark erhitzten Körper eine vorsichtige Abkühlung durch Wechsel der Leibwäsche, oder ein kühles Bad, auch schon das an sich vorzüglichere Abendwaschen des Antlitzes rc. einen gewöhnlich festen, erquicklichen Schlaf. Ueberhaupt aber trägt die regelmäßige Gewohnheit des Niederlegens und Wiederaufstehens das Meiste dazu bei, nur muß man sich von der Regel, nach dem ersten Erwachen allemal sogleich das Bett zu räumen, keine Ausnahme erlauben.

Die Dauer des Schlafs ist nach Klima, Jahreszeit, Lebensart, Alter, Geschlecht, Individualität rc. verschieden. Es giebt Menschen, die bei wenig anstrengender Arbeit an

Bequemlichkeit gewöhnt sind, wenige Sorgen haben, gut und viel essen und trinken, mehr sitzen, und zum Fettwerden geneigt sind; diese sollten entweder weniger essen und schlafen, oder sich mehr bewegen. Andere beschäftigen sich geistig und körperlich mit großer Anstrengung, haben ein leicht bewegliches Gemüth und Anlage zur Schwindsucht, diesen wird ein längerer Schlaf wohlbekommen. Fünf Stunden Schlaf ist in der Regel eine kurze, neun Stunden eine lange Zeit; der völlig Gesunde mag sich an die Mittelstraße halten. Je intensiver überhaupt, je fester und ruhiger der Schlaf ist, desto weniger Extension bedarf er. — Kinder und Greise müssen mehr schlafen, als solche, die in dem besten Alter ihres Lebens stehen, Weiber mehr, als Männer, Handarbeiter mehr, als Faulenzer. Am entbehrlichsten und zugleich am nachtheiligsten für die höhere Geistesausbildung ist der lange Schlaf für Jünglinge und Mädchen, die eine blühende Gesundheit genießen, und eben zu einem geistigern Leben erwachen sollen; diese müssen länger wachen, damit die Beseelung sich mächtiger rege, und nicht durch zu vielen Schlaf gelähmt werde. Die Folge von letzterm ist dann nicht selten ein frühzeitiges, widriges Phlegma, Stumpfsinn, und Beschränktheit der Phantasie und des Verstandes.

Erwacht man, ohne durch äußere Ursachen geweckt zu seyn, von selbst, blos durch den Reiz der wieder gesammelten, oder wohl auch vermehrten Lebenskräfte, so hat man auch in 4 oder 5 Stunden genug geschlafen. Fühlt man aber sich, beim Erwachen durch irgend eine Ursache, nicht ganz gestärkt, und möchte man gern noch länger schlafen, so war der bisherige Schlaf unzureichend. Wenn man, beim Erwachen von selbst, sich noch müde, gliederschwer und dabei verdrießlich fühlt, so hat man gewiß zuviel geschlafen.

Desto wohlthätiger ist für Körper und Geist das frühe Aufstehen, und der thätige Genuß der Morgenstunden. Der Körper hat jetzt wieder frische Kraft und Erregbarkeit gewonnen; der Geist ist zum Nachdenken neu belebt; die Gemüths-

eindrücke sind jetzt lebhafter und geben die Stimmung für den Tag. Die Seele ist für erhabene Gefühle und tugendhafte Entschlüsse empfänglicher. Man fühlt sich so behaglich, so heiter und froh; jede Kraftanstrengung geschieht so frei, so leicht, macht uns Freude; jede Arbeit gelingt uns. Wer also den Morgen, die schönste Zeit des Tages, genießen und für die übrigen Tagesstunden eine glückliche Gemüthsstimmung gewinnen will, gewöhne sich wenigstens um 5 Uhr früh aufzustehen, und, nachdem er sein Erwachen dankbar gefeiert hat, die Morgenzeit seiner fortschreitenden Berufserfüllung und solchen Arbeiten vorzugsweise zu widmen, welche Nüchternheit, Geistesruhe, Aufmerksamkeit und Besonnenheit fordern.

Zwei Viertheile des Tages gehören der Arbeit, eines der geringern Thätigkeit, oder einem gewissen Grade von Erholung, und eines der vollkommnen Ruhe, dem Schlafe. Schwächliche Personen mögen sich nur ein Drittheil des Tages anstrengen, eines mögen sie zu anderweitigen Genüssen, und eines zum Schlafe verwenden. Alle aber müssen ihre Eintheilung nach den Tageszeiten machen, wenn sie mit ihrer Natur vollkommen übereinstimmen und für ihren ganzen Organismus ersprießlich seyn soll.

Wenden wir uns zur Lichtseite des Lebens, zum Wachen, so finden sich auch hier Mißbräuche in Ansehung seines quantitativen und qualitativen Verhältnisses. Jenes führt alle die Nachtheile mit sich, die wir schon bei der übermäßigen und zu geringen Dauer des Schlafs berührten. Ueber letzteres, über die Art und Weise des Wachens hier noch so viel: Jeder Mensch führt zwar sein besonderes individuelles Leben, und wacht daher auch nach Alter, Gewohnheit, Lebensart, Beschäftigung ꝛc. auf seine eigenthümliche Weise. Doch giebt es einige allgemeine Beziehungen, die fast durchgängig jedes besondere Individuum angehen. Das Wachen soll ursprünglich in Thätigkeit sowohl der Seele als des Leibes bestehen, wovon Jedem sein bestimmtes Maaß zukommt. Hierbei kann überhaupt ein vierfacher Mißgriff Statt

finden: 1) allzustarke Thätigkeit des ganzen Menschen, der Seele und des Körpers, unter allen die verderblichste Art des Wachens, die nicht lange fortdauern kann, und vorzüglich nur bei einigen heftigen Affecten, z. B. im thätlichen Zorne ꝛc. beobachtet wird. — Weit weniger der Fortdauer, aber desto mehr der ursprünglichen Entwickelung des Lebens entgegen ist: 2) die allzuschwache Thätigkeit des wachenden Menschen überhaupt, wie sie bei trägen und stumpfsinnigen Phlegmatikern vorkommt, die im eigentlichen Sinne blos vegetiren; 3) die einseitig vorwaltende Thätigkeit der Seele während des Wachens erzeugt auf der entgegengesetzten Seite ein Zurückbleiben und Schwinden des Leibes, besonders wenn das Wachen zu lange fortgesetzt und durch künstliche Reizmittel, namentlich starken Kaffee, bei Gelehrten ꝛc. unterhalten wird; 4) überwiegende Thätigkeit von Seiten des Leibes verhindert dagegen die freie Entwickelung der Seelenkräfte, und wenn beim zweiten Verhältnisse der Mensch einer Pflanze ähnlich wurde, so nähert er sich hier der Thiernatur. Er kann dabei ganz körperlich gesund seyn, erreicht aber nicht die Idee der vollendeten Gesundheit, nach welcher Seele und Leib in harmonischem Gleichgewichte entwickelt seyn müssen. Aus diesem Allen geht hervor, welches Verhältniß zu einer vollkommenen psychischen und physischen Gesundheit erforderlich wäre, und wie selten im Allgemeinen eine solche gefunden wird. Einseitigkeit ist mehr oder minder der gegenwärtig herrschende Charakter der Menschheit, der sich denn auch in der allgemeinsten Unterscheidung am Menschen, in Seele und Leib, hinsichtlich ihrer Entwicklung verräth. Wie Wenige werden gefunden, die, gleichmäßig stark an Geist und Körper, ein diesen Factoren entsprechendes harmonisches Leben führen! Entweder wird bei körperlicher Fülle und Stärke die Seele in ihrem Fortschreiten aufgehalten, oder der Körper verkümmert unter dem Drucke der geistigen Anstrengungen. Und das sind Diejenigen, die man insgemein für die Gesunden hält! — Man wird sagen: das könnte nun ein-

mal nicht anders seyn; die polizirte Welt und die bürgerlichen Verhältnisse machten es nothwendig ꝛc.

Allein, sollte nicht eine gewisse Gewalt uns zu Gebote stehen, dem Uebel zu steuern, und die echte Gesundheit allgemeiner zu machen? Sollte nicht dem körperlich Thätigen mehr geistige Nahrung, und dem geistig Beschäftigten mehr körperliche Uebung sich bieten lassen? Denen, die nicht aus freier Wahl und eigenem Antriebe diese Gelegenheit suchten, müßte sie einerseits auf Schulen, andererseits durch gymnastische Uebungen gegeben seyn, wobei in erstern eben so wenig geistloser Wort- und Wissenskram, als bei den letztern unnütze Springerkunst getrieben werden sollte, und Pedanterei von beiden gleichweit entfernt bleiben müßte.

Nur ein Wachen, in welchem Geist und Körper gleichmäßig geübt und gekräftiget werden, macht vollendete Menschen, und entspricht ihrer höchsten Bestimmung. Was giebt aber dem Körper mehr Kraft, als Bewegung und Uebung? Wie sehr diese selbst den Gebrechen des Alters vorbeugen können, lehren die Beispiele jener rüstigen Greise, bei denen die nagende Zeit gleichsam spurlos vorübergegangen ist. Ich kenne einen 78jährigen Prediger, welcher, von Jugend auf an Körper- und Geistesarbeit gewöhnt, noch immer aufrecht in voller Mannskraft dasteht, und dessen raschen Gang man von fern für den Schritt eines Jünglings hält. Zu einer gewissen Tageszeit treibt es ihn mit Gewalt hinaus, sich die gewohnte Bewegung zu verschaffen, und es überfällt ihn Angst und Uebelbehagen, wenn er diesem natürlichen Bedürfnisse nicht Folge leisten kann. Wer denkt nicht hier an unsere kräftigen Greise: Göthe, Schütz in Halle u. A.? —

Neuntes Kapitel.

Diätetik für Kranke.

Die Kunst, die blühende Gesundheit zu erhalten und die verlorne durch zweckmäßige Krankenpflege wiederherzustellen 2c. von J. A. Mai. 2 Thle. Mannh. 1820. 8.

Außer dem pünktlichen Gebrauch der vorgeschriebenen Arzneien fordern alle Krankheiten auch die genaue Befolgung einer passenden Diät, bei welcher manche Patienten sogar allein genesen können.

Wiewohl jegliche Krankheit nach ihrem eigenthümlichen Charakter eine besondere Lebensordnung verlangt, so giebt es doch auch eine allgemeine, welche in allen Krankheiten anwendbar ist; nur von dieser kann hier die Rede seyn.

1) Sobald Jemand sich wirklich krank fühlt, so mag er je eher je besser einen einsichtsvollen gewissenhaften Arzt berathen, dem er ganz vertraut, aber nicht erst, wenn er alle möglichen Siebensachen von sogenannten klugen Frauen, von Hirten, Scharfrichtern 2c. gebraucht, oder sich aus der Apotheke Etwas, was ihm, oder dem Provisor gutdünkt, geholt, oder, nachdem er sein Uebel mit Indolenz so lange getragen hat, als es ihm nicht lebensgefährlich schien, nicht erst, wenn ihm schon der Tod am Herzen nagt 2c. — Er hüte sich ja, einem unwissenden Afterarzt in die Hände zu gerathen. Nirgends findet aber dieser wohl leichtern Eingang und mehr Anhang, als beim Volke! — Seelsorger und Aerzte können sich täglich von dem großen Unheil überzeugen, das solche Menschen stiften. — Wiewohl einer aufmerksamen Medicinalpolizei die kräftigsten Mittel zu Gebote stehen, diesem Unwesen zu steuern, so kann ein Seelsorger, hier oft der einzige Mittler, doch viel dazu beitragen, daß man endlich aus Selbstüberzeugung solche Giftmischer fliehe; daher setze er

a) seinen Kirchkindern beim Unterricht über die Pflichten des Menschen gegen sich selbst, auch die Pflichten eines Kranken gegen seinen Körper aus einander, schildere ihnen

mit den lebendigsten Farben das Unglück, welches ärztliche Pfuscherei unter den Menschen überhaupt anrichtet, und veranschauliche es noch mehr durch abschreckende Beispiele, woran es, leider! nirgends fehlt. Er belehre sie

b) über die Größe des Vergehens an sich und den Ihrigen, wenn sie, die so leicht keinem unerfahrnen Stümper ihre Haus- und Nutzthiere anvertrauen, einem solchen sich selbst und ihre Familien geradezu Preis geben; er bringe

c) jedem Kranken von seiner Krankheit, und da, wo Aerzte sind, dem Volke über den Nutzen der Heilkunde, und über die Wahl des besten Arztes überhaupt, richtige Begriffe bei; denn Mangel an diesen flößt Vielen für den nächsten besten Nichtarzt, der ihnen ein Mittelchen räth, eben so viel Achtung ein, als für den geschicktesten Arzt;

d) nehme er, zumal in Leichenreden für Solche, die notorische Opfer der ärztlichen Pfuscherei wurden, Gelegenheit, seine Gemeine vor dieser väterlich zu warnen, und sie zu belehren: wie unverantworlich es sey, das kostbarste, von Gott dem Menschen verliehene Gut — Gesundheit — aufs Spiel zu setzen; wie thöricht es sey, sich auf die Erfahrung zu berufen, daß Dieser oder Jener schon so viele Arzneimittel ausgegeben habe, und wie eben so irrig daraus geschlossen werde, daß, weil so viele Kranke dergleichen nähmen, auch alle dadurch genesen seyn müssen. Er stelle seiner Gemeine ferner vor, daß, wenn auch der eigentliche Arzt nicht immer den Kranken retten könne, er doch mit Zuverlässigkeit dies zu bestimmen, und dem gewiß verlornen Kranken wenigstens Erleichterung zu verschaffen verstehe. Auch bleibe es ja für jeden Menschen Gewissens- und Verstandes- oder Klugheitssache, in allen seinen Handlungen da, wo Wahl Statt findet, nach der größten Wahrscheinlichkeit zu verfahren. Nun sey es aber immer wahrscheinlicher, daß eine Krankheit durch einen sachkundigen Arzt eher gehoben werde, als durch einen unwissenden Quacksalber, und das gegenseitige Benehmen sey eben so widersinnig, als wenn man, um ein Kleid zu bestellen, nicht zum Schneider, sondern zum Schuster ginge, und umge-

kehrt. Ueberdies bleibe bei einer so tollen Wahl immer der nagende Vorwurf, daß man an seinem und der Seinigen Unglück selbst Schuld, im Gegentheil aber außer aller Verantwortung sey, und sich immer mit dem Gedanken trösten könne: ich habe meine Pflicht erfüllt. Endlich sey es ja selbst Wille der Obrigkeit, keine andere, als von ihr bestellte Aerzte zu gebrauchen, dem man in so offenbar billigen und weisen Verordnungen nachkommen müsse, wie sehr man sich also durch Nichtbefolgung derselben an Gott, an seinen Vorgesetzten, an sich und den Seinigen eben so sehr versündige, als gegen den Rath aller verständigen Menschen. — — So einleuchtend diese Gründe an sich sind, so laut bestätigt sie die Stimme der Religion, welche Jeder kennt.

2) Da, wo keine Aerzte in der Nähe, oder sogleich bei der Hand sind, ist der Seelsorger verbunden, die Heilkunst der Natur, die sich blos auf die einfache, kunstlose Lebensordnung und das Krankenverhalten beschränkt, unter seiner Leitung anzuwenden, und so jenem häufigen subtilen Morde, der bei Krankheiten theils durch gänzliche Vernachlässigung der Rettungsmittel, theils durch eine ungereimte Pflege und eigenwillige, verkehrte Krankenbesorgung, theils aber auch durch die ewigen Selbstquacksalbereien und Pfuschereien Anderer rc. so oft sich ereignet, Grenzen zu setzen.

3) Nie wolle ein Kranker aus eigenem Antriebe oder auf Anderer Vorschlag Arznei gebrauchen, ohne vorher einen Arzt befragt zu haben, von dem dergleichen erst nach vorausgegangener Prüfung des Krankheitszustandes verschrieben seyn muß. Wie manches an sich unbedeutende Uebel wird durch den unzeitigen willkührlichen Gebrauch z. B. eines Brech- oder Purgirmittels, eines Aderlasses rc. unheilbar, wohl gar tödtlich! Gleich gefährlich ist die Anwendung von Medicamenten, die ihm oder Andern in einer vermeintlich ähnlichen Krankheit schon hülfreich waren, oder von allerlei Hausmitteln, unter denen es zwar viele giebt, welche in den geeigneten Fällen und zur rechten Zeit in gehöriger Form und Dosis gebraucht, vortreffliche Heilmittel darbieten, deren Anwendbarkeit aber

kein Laie in der Kunst, wäre er auch der allergebildetste, versehen und bestimmen kann. So z. B. ist eine der gewöhnlichsten Volks- und Hauskuren beim Anfang einer Krankheit die Schwitzkur, wodurch aber oft die gelindeste Uebelseynsform erst gefahrvoll, selbst tödtlich wird. Hieher gehören auch jene Hausmittel, nach denen der kranke Landmann vornehmlich in Unterleibsbeschwerden, in Fiebern aller Art zuerst greift: Pfeffer, Muskatnüsse und Blüthen in starken Gaben, grobe Eisenfeile, Sand, Lehm, gepulverter Feuerstein, in Branntwein genommen, ferner alle sogenannten Präservativ- und Universalarzneien, alle Familiengeheimmittel, die Arsenikfiebertropfen 2c. von Arzneikrämern u. s. w.

Noch giebt es andere Mittel, die Mancher aus blindem Vorurtheile wählt, und woran er oft mit Starrsinn festhängt, namentlich den Fatalismus, vermöge dessen man sich einzig auf die unsichtbare Hand der Vorsehung verläßt, und glaubt, daß, wenn Gott einmal helfen wolle, alle Heilmittel eben so überflüssig seyen, als beim unvermeidlichen Tode. Wie verderblich dieser leere Irrwahn nicht nur für die Gesundheit, sondern auch für die Sittlichkeit sey, leuchtet Jedem ein. Der Seelsorger muß also, um diesen Aberglauben zu bekämpfen und auszurotten, seinen Kranken belehren, daß das Vertrauen zu Gott nur in einer richtigen Erkenntniß desselben bestehe, daß ihn diese überzeugen müsse: Gott wolle immer das Beste der Menschen durch solche Mittel, die er zu ihrem Gebrauch mittelst Sachverständiger ihnen in die Hände gegeben habe, folglich dürften sie solche nie von sich weisen. Eine zweite unfehlbare Universalmedicin meinen Andere in der alleinigen Hülfe ihrer Natur zu finden, versäumen und verschmähen alle noch so dringend angezeigten Kunstmittel, und werden somit nur zu leicht Opfer ihres Naturtrotzes. — Ein drittes Genesemittel, welches Manche, als das einzige in Krankheiten, mit Hintansetzung aller andern, ergreifen, ist das Gebet, wodurch sie Wunder von oben erflehen wollen, oft in den abergläubigsten Formeln. Allerdings behält ein Gebet, welches rein aus der innigsten Ueberzeugung stammt,

und im kindlichen Gottvertrauen zum ersten und größten Beruhigungs- und Stärkungsmittel in Krankheiten wird, seinen unverkennbaren Werth. Allein natürliche Begegnisse und Folgen daraus entstehen durch eben so natürliche Ursachen, und können nur durch Beseitigung dieser gehoben werden. — Kein Wort hier von jenen sogenannten sympathetischen und andern Wunderkuren, worüber oft eine zweckmäßigere und hülfreichere ärztliche Behandlung der Krankheiten vernachlässigt, und wodurch ein Uebel, statt gehoben, erst verschlimmert, ja oft unheilbar wird. Sollten Seelsorger über dergleichen Kuren urtheilen müssen, so mögen sie den Fall einem einsichtsvollen, vorurtheilsfreien Arzte vorlegen, und sich ganz nach dessen Ausspruch richten *).

4) Der Kranke halte sich ganz genau sowohl an die arzneilichen, als diätetischen Vorschriften seines gewählten Arztes. Dagegen aber verstößt man zu oft. Mancher wähnt, genug zu thun, wenn er seine Arzneien nur gehörig verschluckt, indeß möge er essen und trinken, was und wieviel ihm schmeckt, wenn es gleich ihm ausdrücklich untersagt ist. Andere bilden sich ein, die Arznei sey unwirksam, wenn sie nicht sogleich hilft, und setzen ihren Gebrauch aus, oder doch unordentlich fort. Vielen dünkt der Arzt und alles Mediciniren schon überflüssig, sobald sie nur einige Besserung spüren. Einige denken: viel hilft viel und schnell; sie nehmen Eßlöffelweise, was sie nur in Tropfen nehmen sollten, oder sie verschlucken Alles auf einmal; Andere dagegen ökonomisiren damit, entweder aus Geiz, oder aus Ekel vor dem Einnehmen rc., und setzen ihre Arznei mehrere Stunden, oft Tage lang aus, oder werfen sie wohl gar heimlich hinter's Bett. Noch Andere enthalten sich derselben am Tage ihrer Krankencommunion, in dem Irrwahne, als dürften sie zu der Zeit gar nichts genießen. Alles dieses kommt jedem Kranken sehr theuer zu

*) Vergl. J. G. H. Müller's Versuch, das Landvolk über täglich herrschende Vorurtheile und Aberglauben natürlich denken zu lehren. Wien 1791. 8.

stehen, und stürzt ihn sehr oft in ein frühes Grab. Kranken, die erschöpft, oder wohl gar bewußtlos und verwirrt darnieder liegen, muß von Andern die Arznei vorschriftmäßig gereicht werden. Kein Kranker bekomme sie sogleich, sondern erst wenigstens eine halbe Stunde vor und nach seiner Suppe, um weder die Wirkung der einen, noch die Verdauung der andern zu stören; keiner trinke weder zu viel, noch etwas Unpaßliches nach, damit dort die Medicin nicht unverhältnißmäßig verdünnt, hier aber deren Wirkung umgeändert oder ganz aufgehoben werde. Heroische Mittel, wie: Phosphor, Arsenik, Blausäure, Opium u. a. muß der Arzt selbst eingeben. Liegt der Patient in einem ruhigen, festen Schlafe, so lasse man ihn schlafen, der Arzt müßte denn das Gegentheil angeordnet haben, wie bei einem bloß matten Schlummer oder Halbschlafe ꝛc.

Endlich sorge man dafür, daß die Arznei weder durch die weitere Versendung, noch durch die Aufbewahrungsart im Krankenhause an ihrer Güte und Wirksamkeit verliere. So können flüssige Arzneien, wenn sie im heißen Sommer während der Mittagshitze eine oder mehrere Meilen weit wohl gar von einem reitenden Boten oder zu Wagen transportirt und stark umgerüttelt werden, schon gährend und verdorben bei der Behörde ankommen, oder bald nachher verderben. So können andere, in kalten Wintertagen versandt, gefrieren, und müssen, um wenigstens trinkbar zu seyn, wieder aufgethauet werden, wodurch sie aber nicht mehr so kräftig, oder anders wirken, als sie sollen. — Pulver und Pillen, schlecht verwahrt, kann unterwegs ein Regen durchnässen, so, daß wenigstens die verordnete Gabe derselben jetzt ungewiß wird. Aber auch an Ort und Stelle feucht gewordene Pulver, an der Sonne oder am heißen Ofen ꝛc. ausgedorrte Pillen, oder Tränkchen, Säfte, Tropfen ꝛc. in unverpfropften und unüberbundenen Gläsern stehen gelassen, werden in ihrer Wirkungsart verändert, oder ganz unkräftig. Von allen dergleichen verdorbenen Arzneien darf der Kranke nichts nehmen.

5) Das Krankengemach sey hinreichend geräumig, trocken, immer nett, luftrein, und bei rauher, kalter Witterung auch außer dem Winter nach dem jedesmaligen Gefühl und Befinden des Patienten mehr oder weniger Tag und Nacht erwärmt. Das Krankenbett muß weit genug vom geheizten Ofen, von Fenstern, Thüren und von der Wand abstehen. Dem Kranken darf weder die Sonne, noch das Nachtlicht in die Augen scheinen. (vergl. oben Seite 320 u. f.).

6) Jeder Kranke muß ein Bett für sich allein haben; auch der unruhigste muß darin gehörig zugedeckt, und mit Kopf und Brust etwas erhöht, bei Ohnmachten aber, oder bei Schwäche von Blutverlust mehr horizontal liegen, und bei drohender Gefahr auch des Nachts unter ärztlicher oder anderer sicherer Obhut seyn, wie in allen bedenklichen Krankheiten. Um dem Wundliegen, einem der lästigsten Zufälle für Kranke, vorzubeugen, müssen diese oft die Rücken- mit der Seitenlagerung verwechseln, oft reine, glatte Betttücher erhalten, nach jeder Verunreinigung sich wohl säubern, und frische Tücher unter das Kreuz glatt legen lassen, oder auf einer Matratze, einem feinen Wachstuche ꝛc. liegen. Man sehe oft nach, ob sich rothe Entzündungsstreifen am untern Rückgrat und Sitzknorren zeigen, lege dann auf diese mit Bleiwasser immer frisch angefeuchtetes, oder bei fetten Personen mit einer Salbe aus Eiweiß und reinem Kornbranntwein, bei magern dagegen mit frischer ungesalzener Butter, worunter etwas Kampher gerieben ist, bestrichenes Linnen, und lasse die leidenden Theile mitten in der Oeffnung eines gepolsterten Strohkranzes ruhen. Wird die frische Entzündungsröthe bleifarbig, oder schwärzlich, so ist Brand im Anzuge, oder schon da, und der Wundarzt sogleich zu holen;

7) muß alle feuchte unreine Leib- und Bettwäsche des Kranken mit frischer, rein gewaschener, weicher, trockner und wohl durchwärmter fleißig gewechselt werden, ohne ihn dabei zu erkälten, am wenigsten, wenn er im Schweiße liegt, bis dieser anfängt etwas nachzulassen, oder man ihn unter der Bettdecke mit einem warmen Tuche gut abgetrocknet

hat. — Täglich wenigstens einmal sollte der Kranke mit Vorsicht umgebettet werden, er leide denn an großer Schwäche und Erschöpfung. Zum etwaigen Abwaschen seines Gesichts ꝛc. dient blos milchlaues Wasser. Sein verfilztes Haar darf während der Krankheit weder entwirrt, noch abgeschnitten werden.

8) Einen Kranken ohne Appetit darf man durchaus nicht zum Essen überreden; bei Eßlust gebe man ihm solche Speisen in getheilten Portionen, die leicht verdaulich sind, und nicht die Krankheit, sondern den Kranken nähren. Dahin gehören in entzündlichen Fiebern leichte Waizenbrodsuppen, dünner Hafer-, Gersten- oder Reißschleim, reifes, saftiges Obst, gekocht oder ungekocht, frisch oder getrocknet, zumal Kirschen, Weintrauben ꝛc.; von kühlen, säuerlichen Getränken, z. B. Zitronlimonade, Gersten- oder Brodwasser mit Weinessig gesäuert, Mandelmilch ꝛc., oder für Landleute ꝛc. Molke, Buttermilch, Milch ꝛc. so viel, als der Kranke nach seinem Instinct verlangt. So lange das Fieber zunimmt, ist für ihn diese kühlende Diät Bedürfniß; alle Fleischspeisen, Eier-, Fett- und Mehlspeisen, vorzüglich gebackene, alle Hülsenfrüchte und blähende Gemüse, viel Gewürze ꝛc. fallen, so wie Wein, Branntwein, Bier, Kaffee und alle erhitzende Getränke, jetzt ganz weg. Hört aber nach eingetretener Naturkrisis die trockne Hitze und mit ihr der Durst auf, so fordert der jetzt geschwächte Körper, um die kritischen Ausleerungen vollends zu Stande zu bringen, allmählige Unterstützung seiner Kräfte und Wiederaufhülfe durch eine mehr stärkende Diät: magere aber concentrirte Fleischbrühe mit etwas Eigelb, leichte Fleischspeisen ꝛc., zur Labung gebähtes Brod mit Wein ꝛc., zum Getränk eine leichte Weinlimonade, zu Zeiten ein Gläschen alten guten Weins, oder ein gesundes kräftiges Bier ꝛc. Schwächefieber bedingen sogleich im Anfange eine mehr erregende Diät, die aber jedesmal der Arzt anzuordnen hat. Uebrigens muß der Kranke in der Regel alle Tage seine gehörige Leibesöffnung haben, und, fehlt sie, durch Hausklystiere bekommen. Erlauben es seine Kräfte, so muß er täglich wenigstens so lange, als es ihm

behagt, im Bette aufsitzen, und nach und nach versuchen, auch außer demselben warm gekleidet eine Zeitlang zu bleiben.

Was die chronischen oder langwierigen Krankheiten anlangt, so entstehen sie, zumal unter Landleuten, insgemein aus vernachlässigten oder verpfuschten, und eben deshalb übel entschiedenen hitzigen oder acuten Fiebern, auch wohl aus Niedergeschlagenheit, Entkräftung u. s. w. Ueberhaupt lassen sie sich wegen der zweckwidrigen Lebensart des Landvolks, aus Mangel an leicht verdaulicher, nahrhafter &c. Kost &c., hier und da selten oder gar nicht gründlich heilen; leichter wäre dies freilich aus der Küche und dem Keller der Wohlhabendern. Indeß da im Ganzen dergleichen Uebel bei Bauern nicht so oft vorkommen, als bei Städtern, da sie von ihnen, so lange die Arbeit noch von der Hand geht, wenig, und nur dann erst mehr beachtet werden, wenn alle Kräfte dahin sind, da man unter diesen Umständen noch zeitig genug das Urtheil eines Arztes einholen, und von diesem eine entsprechende Lebensordnung sich vorzeichnen lassen kann, so darf hier der Seelsorger nur eine gute, verdauliche Krankenkost anrathen, im Uebrigen aber den Siechen, dem hier die Natur selten allein hilft, geradezu an einen sachverständigen Arzt verweisen. Dieser wird z. B. Gicht-, Gries- und Steinkranken alle animalische Kost, Wein und andere starke geistige Getränke geradezu widerrathen, dagegen wohl ausgebackenes Roggenbrod, Reiß, Kartoffeln und andere Mehlspeisen, grüne Gemüse, säuerliches Obst, Zucker &c., und zum Getränk außer gutem, weder zu weichem noch zu hartem Quellwasser, leichte Waizenbiere, kalisch-salinische Kohlensäuerlinge, wie das Selterser, Biliner, Fachinger, Geilnauer u. a. dergleichen Mineralwasser, darneben Gichtkranken den Gebrauch der Schwefelbäder empfehlen. Dagegen erheischen andere chronische Kränklichkeiten und Krankheiten mit Zustimmung des Arztes einen angemessenen Klima-Wechsel, so namentlich die Lungenkrankheiten. Allein die Frage: welche Gegenden Schwindsüchtige zu ihrem Sommeraufenthalte vor-

zugsweise wählen sollen? läßt sich um so schwieriger beantworten, als der beste Winteraufenthalt am wenigsten für den Sommer sich eignet. Die warmen Länder: Italien und das südliche Frankreich, sind Hektikern desto nachtheiliger, je weiter ihre Krankheit vorgerückt ist; der Sirokko wird ihnen besonders verderblich. Die Gestade vom Comersee, insbesondere Cadenabia, können einen ganz bequemen Sommeraufenthalt gewähren. Kranke, die das Reisen lieben und noch vertragen, finden in der Schweiz sehr befriedigende Lebensverhältnisse. Dem aus Italien Kommenden bietet der Genfer See sich zunächst dar; an dessen Ufern müssen die besten Oertlichkeiten ausgesucht werden. Vivey empfiehlt sich für den Winter, und ist hingegen im Sommer zu heiß. Lausanne und Genf haben nahe am See eine gegen den Nordost, die Bise, wohlgeschützte Lage, und, bei sorgfältiger Wahl der Wohnung, mag man sich hier so gut, wie irgendwo in der Schweiz, befinden. Wer um die Mitte des Brachmonats daselbst eintrifft und gegen Ende des Herbstmonats wieder abreist, wird alles für ihn Nachtheilige und Gefährliche des Himmelstrichs vermeiden. Ueberhaupt ist das Klima des südlichen Europa diätetisch angezeigt bei Skrophulöser, oder noch unentwickelter erblicher Anlage zur Lungensucht, bei jungen, zärtlichen und mancherlei katarrhalischen Zufällen unterworfenen Personen; selbst da, wo die Lungenknoten sich schon in einem gereizten Zustande befinden, kann der mehrjährige Aufenthalt in einer milden Lufttemperatur, bei passender Lebensordnung, die entzündliche Reizung mindern, mithin der Eiterbildung vorbeugen, so, daß unter Vermeidung jeglichen äußern Entzündungsreizes für empfindliche Lungen, z. B. des Schreiens, Singens, starken und anhaltenden Sprechens, Tanzens, Laufens, Instrumentenblasens rc. die Knoten lange und vielleicht auf immer unangetastet bleiben. Wo sie aber bereits zu eitern angefangen haben, da hilft der veränderte Wohnort nichts, ja die Beschwerden der Reise können das Weiterumsichgreifen des Uebels nur beschleunigen. — Zum Winteraufenthalte für Brustkranke sind das mittägige

Frank=

Frankreich, so wie Nizza und Neapel ungleich weniger geschickt, als Rom, Pisa u. s. w.

9) Kranke müssen ihr Gemüth möglichst ruhig bewahren! Man bringe sie nicht in Affect, und quäle sie eben so wenig mit häuslichen und andern Sorgen, mit schauderhaften oder sonst unangenehmen Erzählungen, mit vielen Besuchen rc. Man verschone sie mit allen Geistesanstrengungen, lasse sie wenig sprechen, und entferne aus ihrer Nähe alles Geräusch! — Da fast jedem Menschen bei seiner etwas bedeutendern Krankheit Furcht vor deren tödtlichem Ausgange anwandelt, so läßt sich zuweilen dessen Genesung befördern, wenn sein Gemüth durch den freundschaftlichen Zuspruch des Beichtvaters und durch die bekannten Heilmittel der Religion frühzeitig beruhigt und gestärkt wird. Nur darf man ihm weder das eine noch das andere geradezu aufdringen wollen.

10) Sollte das Uebel ansteckend seyn, so mögen Alle, die mit einem solchen Kranken umgehen, die oben und unten empfohlnen Verwahrungsmittel pünktlich anwenden.

11) Wenn Patienten mit jedem Tage kränker werden, so glaubt besonders der gemeine Mann, es gehe bald mit ihnen zum Ende, und sie seyen schon unwiederbringlich verloren. Gewöhnlich hört man dann mit dem Arzneigebrauch auf, in der frommen Absicht, die Armen nicht unnöthigerweise zu quälen. Diese schlimme Sitte bereitet Manchen, die bei fortgesetzter Kur wohl noch zu retten wären, einen gewissen Tod. Man befolge daher bis zu dem Augenblick des wirklichen Verscheidens die ärztlichen Vorschriften unausgesetzt und auf das genaueste.

12) Wenn sich endlich der entscheidende Zeitpunkt nähert, so labe man doch ja seinen leidenden Mitmenschen im letzten, oft harten Todeskampfe noch von Zeit zu Zeit mit dienlichen Getränken; das Sterben wird dadurch nicht wenig erleichtert.

Zehntes Kapitel.

Diätetik für Reconvalescenten.

Mai a. a. O.

In der Wiedergenesungsperiode hat jeder Kranke immer noch eine strenge, ja wohl noch strengere Diät zu beobachten, wenn er nicht einen gefährlichen Rückfall seiner Krankheit erleiden, oder einen siechen Körper zeitlebens mit sich herumschleppen will. Leider aber wird von den meisten Menschen hierin sehr gesündigt. Wem also sein Leben und seine Gesundheit lieb ist, der verabschiede

1) Arzt und Arznei nicht eher, als bis ersterer es für räthlich hält, und gebrauche die Nachkur eben so gewissenhaft, wie die Hauptkur;

2) hüte er sich bei mehrerer Eßlust sowohl vor Ueberladung des Magens, als vor schwer verdaulicher, oder zu stark nährender und erhitzender Kost bis zu seiner völligen Wiederherstellung, und schreite dann nur langsam zu seiner gewöhnlichen Lebensordnung zurück. Wohl sind die Landleute ꝛc. nicht immer auf Reconvalescenten-Diät gehörig eingerichtet. Sie berechnen den Grad der Ernährung nur nach der Quantität der Nahrung, deshalb erkranken sie so leicht wieder, oder tödten sich wohl gar durch Ueberfütterung mit ihren groben, schweren Speisen und oft schlechten Malz-Getränken, statt sie durch eine kräftige, nicht fette Fleischbrühe und andere leichte Fleischgerichte, durch ein weich gesottenes Ei, und vorzüglich durch ein Glas reinen, alten Weins sich erquicken sollten;

3) übernehme der Reconvalescent noch keine schwere Körper- und Geistesarbeiten, mache sich dagegen täglich bei guter Witterung mäßige Bewegung im Freien nach Verhältniß seiner Kräfte, suche sich die Zeit durch freundliche Gespräche, Lectüre, Musik, und in dem Genusse solcher Vergnügungen zu kürzen, die weder Seele noch Leib ermüden, und welche

jeder Gemüthsbewegung aus, wozu er ohnedies bei seiner jetzt noch höhern Reizbarkeit nur zu geneigt ist.

4) Bei noch fühlbarer Schwäche lege er sich früher schlafen, als gewöhnlich, und stehe am Morgen später auf, oder halte, wenn es die Natur fordert, ein kurzes Mittagsschläfchen;

5) vermeide er alle Gelegenheit zu Erkältungen, kleide sich warm genug, und gehe nicht eher zur Kirche und an andere kühle Orte, bis er völlig wieder gesund ist;

6) muß bis dahin auch das sorgfältigere Auskämmen und etwa nöthige Abschneiden seines Haupthaars verschoben bleiben, wenn er nicht von neuem erkranken, oder wohl gar sein Leben aufs Spiel setzen will.

7) Die sich nach langwierigen oder schweren Krankheiten etwa bildende Fußgeschwulst ist nicht gefährlich, und verschwindet durch wechselsweise Ruhe bei mehr horizontaler Streckung der warm gehaltenen Füße und durch mäßige Bewegung entweder von selbst, oder durch tägliches gelindes Reiben und Anräuchern derselben mit Mastix- oder Wachholderdampf, auch durch Waschungen mit warmen Wein ꝛc.;

8) endlich ist Reconvalescenten eine Familien- oder Badereise, das Garten- oder Landleben ꝛc. zu ihrer völligen Erholung nicht genug zu empfehlen.

Vergl. Populaire Diätetik ꝛc. von Fr. Röver. Magdeb. 1815. 8. — Dessen Hausfreund ꝛc. 2te Aufl. Magdeb. 1820. 8. — Dessen Taschenbuch für Hausväter und Hausmütter. Halberst. 1820. 8.

Dritter Abschnitt.

Von den eigentlichen geistlichen Amtsverrichtungen und übrigen Berufspflichten eines Seelsorgers,

wiefern sie theils auf seinen, theils auf seiner Gemeine Gesundheitszustand wesentlichen Einfluß haben.

A.

Eigene Amtsdiät für Geistliche.

Die mancherlei besondern Berufsverhältnisse eines Geistlichen fordern, außer dem allgemeinen (s. vorher), noch ein eigenes diätetisches Verhalten, welches Jeder, der in diesen Stand treten will, im voraus kennen muß, um sich zeitig genug darauf vorbereiten und, im Amte angestellt, darnach zu seinem eignen Besten pünktlich richten zu können.

Erstes Kapitel.

Wie hat sich der Geistliche als Prediger und Volksredner diätetisch zu verhalten?

Vorausgesetzt, daß der Prediger von Natur durchaus wohlgestaltet seyn, und, außer einer kräftigen, gesunden und festen Leibesconstitution überhaupt, insbesondere eine breite, gut gewölbte Brust, mithin gehörig ausgebildete, freithätige Respirationsorgane haben soll; so muß ihm:

1) alles auch lange Lautsprechen leicht, und so wenig seiner Gesundheit nachtheilig seyn, daß diese vielmehr dadurch

merklich gewinnt, weil das laute Lesen und Declamiren an sich zu den sanftesten und wohlthätigsten Leibesübungen gehört;

2) muß er, ohne sich anstrengen zu dürfen, öffentlich, wie im täglichen Umgange, sprechen, und von Jedem gleich leicht verstanden werden.

3) Bei fehlerfreien, leicht beweglichen Stimm- und Sprachwerkzeugen muß er sich zeitig gewöhnen und bemühen, nicht nur correct zu sprechen, d. i. jeden Ton rein, in seinem ganzen Umfange, und von andern unterscheidbar auszudrücken, sondern auch durch strenges Aussprechen aller Sylben, auch der Endsylben, die so leicht verschluckt werden, seine Stimme deutlich artikuliren, und sie auf eine Weise gebrauchen lernen, daß alle Perioden und die verschiedenen Theile seiner Rede gleich bemerklich werden, zugleich aber dieser allen Wohllaut zu geben suchen.

4) Alle, die zum Stammeln oder Stottern hinneigen, mögen frühzeitig durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, durch häufige Gespräche mit Gebildeten, zumal des weiblichen Geschlechts, durch lautes Lesen, durch Declamir- und Singübungen ihr verstimmtes Organ nach und nach reiner zu stimmen, und dessen Bewegungen durch eine angemessene Stellung und Körperaction beim Sprechen vor einem großen Spiegel die mangelnde Kraft und Bestimmtheit zu geben versuchen;

5) können sie, bei übrigens gesunden Brustorganen, um ihre Stimme zu stärken, steile Anhöhen schnell ersteigen, und während dem, oft mit zurückgehaltenem Athem, memorirte Stellen aus Schriften 2c. declamiren. Solche außerordentliche, lange genug, genau und beharrlich fortgesetzte Bestrebungen, die Resultate einer lebhaften Gehirnerregung und eines festen, stark ausgedrückten Willens kräftigen die Muskeln der Sprachorgane weit mehr, als alle andere minder gewaltsame Uebungen im Sprechen.

Um aber 6) dem Stammeln zuvorzukommen, verdienen die in dem Kapitel: von der physischen Erziehung der Kinder, unten vorkommenden Bemerkungen über Sprechenlernen um so mehr alle Aufmerksamkeit, da

man hier den Resultaten der Organisation entgegenzuarbeiten hat, und nicht sehr auf strenge und ununterbrochene Anwendung von Arzneimitteln bestehen darf, die mit der Zeit nur den Muskeln der Sprachorgane eine von der freien Artikulation der Stimme unzertrennliche Abgemessenheit der Bewegungen verschaffen können.

7) Hat ein Prediger im Ganzen nicht die festeste Gesundheit, ist seine Brust besonders schwach, kostet ihm das Lautsprechen zuviel Mühe und Kraftaufwand, oder hat er sich dabei nicht in seiner vollen Gewalt, ist die Stelle, wo er spricht, nicht günstig gelegen, noch die Kirche so rein akustisch, d. i. rund amphitheatralisch mit freien, hinter einander aufsteigenden Sitzen gebaut, daß er in keinerlei Stellung und Richtung seines Oberleibes allenthalben leicht gehört werden kann; so muß das Predigen seiner Gesundheit nur zuviel Abbruch thun, und, länger fortgesetzt, diese bald ganz zu Grunde richten.

8) Durch sein erzwungenes Starksprechen, oft wohl Schreien vor einer großen Versammlung in einem weiten Raume, werden seine Lungen noch mehr angegriffen und in ihren Verrichtungen beeinträchtigt. Denn das Einathmen der Luft, die ohnehin in dem obern Theile der Kirche wärmer und schlechter ist, geschieht dabei schnell und hastig, und das Ausathmen wird in Verhältniß zur Declamation bald mehr bald weniger beschleunigt, auf alle Fälle aber jedesmal gewaltsam verdoppelt, wenn man lange fortspricht. Das lange Aushalten beim Reden verursacht, wie beim Singen und Blasen auf Instrumenten, die stärkste Zusammenpressung der Lunge, eine möglichst langdauernde Exspiration, und mithin die heftigste Spannung eines der zartesten und zum Leben nothwendigsten Organe. Heiserkeit, Katarrh, Engbrüstigkeit, überhaupt Lungenschwäche, daher Bluthusten, Schwindsucht, oft plötzlicher Lungenschlagfluß oder Lungenlähmung, auch wohl langwierige Hektik, sind die gewöhnlichen Folgen davon.

9) Auch schon häufiger Schnupfen und Husten sind für den Kanzelredner um so unangenehmer, als sie ihn zum fernern

Predigen untüchtig machen, und bei der geringsten Veranlassung wiederkehren. Noch mehr verschlimmern sich diese Uebel, und werden oft habituell durch Erkältung in der Kirche oder Sakristei, auf der Filialwanderung in rauhem, stürmischem Wetter, nach vorausgegangener Erhitzung bis zum Schweiß auf der Kanzel rc.

10) Gleich den Luftwegen leidet der Kopf beim zu langen Lautsprechen durch den stärkern Andrang des Blutes dahin, zumal bei angeborner Naturanlage dazu, weil dann die Hirnblutgefäße noch stärker ausgedehnt werden, so, daß das Antlitz sich hoch röthet, Klopfen im Hirn und in den Schläfen, Ohrenklingen und Brausen rc. entstehen. Eine Folge dieser Blutüberfüllung des Hirns, wozu noch das Memoriren der Predigt nicht wenig beiträgt, ist der Schwindel. Ja, man hat Beispiele, daß nicht nur Redner, gleich Sängern, die ihre Stimme zu sehr anstrengten, und Schauspielern mitten in der Handlung auf der Bühne, von der übermäßigen Gewalt, die sie bei ihrer Declamation und Action aufboten, sondern auch Prediger, in ihrem Feuereifer sich überschreiend und erschöpfend, plötzlich am Schlagfluß starben. So endete Moliere auf dem Theater, nachdem er sich in der Rolle seines Malade imaginaire überboten hatte; so in neuerer Zeit (1817) der berühmte Veteran unter den englischen Schauspielern, Cummings, auf Leeds Theater, von seinen Gefühlen übermannt, an einem Schlagflusse u. A. m. Der römische Redner Zosimus bekam nach jedesmaligem vielem Sprechen, Declamiren und Vorlesen heftiges Blutspeien. — So sah ich einen vollblütigen Prediger, der noch dazu die üble Gewohnheit hatte, sein Halstuch zu fest anzulegen, und gewöhnlich Nachmittags predigte, nachdem er nicht nur seinen Magen mit Speisen angefüllt, sondern auch in dem Wahne, eine reine sonore Stimme sich zu erhalten, noch ziemlich viel Milch nachgetrunken hatte, nach seinen Kanzelvorträgen öftere apoplektische Anfälle bekommen, und, da er von seinem thörichten Beginnen nicht abging, an heiliger Stätte plötzlich seinen Geist aufgeben. Und so stellen sich

dergleichen Blutanhäufungen im Kopfe, mit ihren endlichen Folgen nicht selten bei Kanzelrednern ein, die ihre schwache Naturstimme auf einmal, und zu spät gewaltsam verstärken, oder die sich beim Reden leidenschaftlich erhitzen, und mit zu viel Enthusiasmus predigen. Daher trifft man in den Leichnamen vieler Redner, Sänger, Schauspieler und Instrumentbläser Erweiterungen, ja Zerreißungen entweder der Hirn- oder der Lungenblutgefäße, Lungengeschwüre und mancherlei andere Desorganisationen in der Brust an.

11) Der Unterleib wird bei Predigern, wie bei Sängern und Bläsern, ebenfalls in Mitleidenheit gezogen. Die Bauchmuskeln spannen sich beim Stehendreden ꝛc. gewaltig an; durch die Wirkung des tief herabsteigenden Zwerchmuskels wird die Unterleibshöhle verengert, daher der leichte Anlaß zu Hernien oder sogenannten Leibschäden, die um so eher entstehen, je mehr die Därme von Speisen und Getränken, oder von Excrementen und Blähungen strotzen, je mehr die Bauchmuskeln endlich erschlaffen. Aus diesem Grunde sind auch die Klostergeistlichen, als fleißige Chorgänger, so leicht dergleichen Bruchschäden unterworfen.

Gegen diese verwahre man sich durch zweckmäßige Leibgurte und durch eine schickliche, nicht blähende, zeitgemäße Diät, durch wenig Essen und Trinken vor dem Predigen, durch Niedersetzen in gewissen Pausen zwischen der Predigt auf einem Kanzelstuhl, oder durch den Gebrauch eines Sessels, mittelst dessen sich die beiden Stellungen des Sitzens und Stehens vereinigen und einigermaaßen erleichtern lassen. Schon gebildete Hernien müssen bald zurückgebracht und durch schickliche Bruchbänder zurückgehalten werden, unter Beachtung des obigen Verhaltens. — Bei längerm Knieen in der Kirche kann man sich weicher Polster oder gepolsterter Kniebänkchen bedienen.

12) Da das lange Sprechen bei kraftvollem An- und Aufstemmen des Körpers schon mechanisch schadet, so ist eine freie Haltung und mehr gerade Stellung desselben jedem Kanzelredner dringend anzurathen.

13) Zur Erhaltung der Stimme, zur Stärkung der Brust und zur Verhütung aller Heiserkeit, kleide er sich vom Kopf bis zu den Füßen gleichmäßig warm, vermeide möglichst allen vorschnellen Körpertemperaturwechsel von außen und innen, gebrauche zu Zeiten milchlaue Wasserbäder, wasche häufig Hals und Brust mit starkem Kornbranntwein, Rum ꝛc. Zur Klärung der Stimme nehme er Honig mit Vitriolgeist zusammengerieben, oder Eier mit Milchrahm und Zucker zum Thee. Bei einfachem Husten und Heiserseyn dienen den Tag über Süßholzsaft, Myrrhenzucker in rohem Eigelb aufgelöst, oder dieses mit gemeinem Zucker und ein wenig Kirschgeist oder Rum zusammengerührt, und vor Schlafengehen ein Paar Tassen Warmbier oder Fliederthee zum gelinden Schwitzen. Uebrigens vernachlässige er keinerlei Brustkatarrhe, weil sie sonst nur zu leicht den Grund zu langwierigen, oft unheilbaren und tödtlichen Lungenübeln legen; vielmehr suche er dann bald ärztliche Kunsthülfe. Wenn die Brust schon heftig ergriffen ist, wenn sich bereits Anfälle von Bluthusten, wohl gar Spuren von Auszehrung oder andern gefährlichen Brustkrankheiten zeigen, unterbleibe alles Predigen und jegliche Anstrengung der Lunge und des ganzen Körpers!

14) Um den zu starken Blutandrang nach oben abzuleiten, nützen diätetisch laue ganze Bäder, oder dergleichen mit Aschenlauge geschärfte Fußbäder. Uebrigens ziehe man sein Halstuch nie fest zusammen, und kleide sich weder zu knapp, noch zu leicht, sondern gleichmäßig warm, zumal an den untern Extremitäten.

15) Gegen Schwindel und Kopfschwäche nach Geistesanstrengungen und langem Sprechen thut das öftere Waschen des Kopfs und Nackens mit warmen geistigen Wässern: dem Köllnischen, Ungarischen ꝛc., zu Zeiten ein mit Lauge geschärftes Fußbad, und innerlich irgend ein aromatischer Thee, mit 20—30 Tropfen von Hoffmanns Liquor versetzt, gute Dienste. Man vermeide zugleich alle enge Oberleib- und jede zu leichte Fußbekleidung, sorge für stete Wärme und Trockenheit besonders der Füße, hüte sich vor Indigestionen, und lasse Geist und

Körper zu Zeiten länger ausruhen. Die weitere, etwa nöthige therapeutische Kur besorge unter allen bisher genannten Umständen der Hausarzt.

16) Bei einer noch so verständigen und gemessenen Lebensordnung, bei einer noch so kräftigen Leibesconstitution leiden Seelsorger aber auch nur zu oft durch das zweckwidrige und ungesunde Locale ihrer Kirchengebäude und Sakristeien. Manche Dorfgemeinen, die über den Platz und über die Bauart oder Reparatur ihrer Gotteshäuser selbst zu verfügen haben, lassen sich dabei gewöhnlich von Umständen, zumal von Geldinteresse leiten, und machen diese wichtige Sache eher auf einige Menschenalter hinaus schädlich und verderblich, als daß sie derselben irgend ein kleines ungewöhnliches Opfer bringen sollten.

Man kann hier und da auf dem Lande wahrlich nichts Elenderes sehen, als eine Kirche, und gewiß hat dies auch auf die Bildung, auf den Geist und die Andacht der Gemeinen einen eben so bedeutenden Einfluß, als auf deren und ihres Seelsorgers Gesundheitswohl. Kirchenbaue und Reparaturen sucht man gewöhnlich auf die leichteste und wohlfeilste Art an die Gewerke zu verdingen. Man nimmt dabei keine Rücksicht auf die überall zunehmende Volksmenge, versieht es bei der ersten Anlage solcher Gebäude, baut sie zu klein und enge, oder auf andere Art zweckwidrig, überhaupt mit einem Geiste, der mehr von Sparsamkeit, als von Eifer für das sittlich-religiöse und physische Wohl der Menschen zeugt. In solchen Fällen sollte der sachkundige Ortsprediger auch ein Wort mitsprechen dürfen, und der Kirchenpatron, oder der Landesherr sich ins Mittel schlagen, um ein für die Gemeine zweckdienliches, anständiges Gotteshaus zu erhalten, dergleichen namentlich der letztverstorbene Herzog von Anhalt-Dessau auf eine musterhafte Art in seinem Lande hier und da hat erbauen lassen.

Die kleinen und engen Kirchen sind vorzüglich wegen der darin durch viele Menschen so bald erzeugten Luftverderbniß schädlich, welche auf dem Lande desto mehr überhand

nimmt, je seltener sie gehörig gelüftet werden. Stehen sie nun noch obendrein etwas tief, sind sie durch Bäume oder andere Gebäude beschattet, daß die Sonne nicht hineinscheinen kann, haben die untern Mauerwände feuchte, grüne Stellen, spürt man sogleich beim Eintritt einen übeln Modergeruch, so kann es mit der Salubrität einer solchen Kirchenluft unmöglich gut stehen. Diese wird noch mehr verpestet durch den Schmutz und Staub, der zumal in der Höhe sich anhäuft, und das Bischen Lebensluft vollends einschluckt, durch den Auswurf alter, kränklicher Leute, Schwindsüchtiger, Venerischer ꝛc. in den Stühlen und auf dem Fußboden, durch die Menge an den Schuhen mit eingeschleppten Unraths, durch die Ausdünstungen der nassen Kleider, des Schweißes der Kirchgänger, und ihrer zum Theil mit Kopf- oder andern Hautausschlägen behafteten Kinder.

Hierzu kommt, daß man, zumal in katholischen Kirchen, an gewissen Festtagen grüne Bäume aufstellt, den ganzen Fußboden mit Gras und Blumen bestreut, welche im Schatten irrespirable Luft in Menge aushauchen; daß man viele blühende Gewächse auf die Altäre stellt, deren Düfte durch starke Nervenreizung so gern Blutanhäufungen im Kopfe, Ohnmachten, Schlafsucht, Schlagflüsse ꝛc. verursachen. Man denke sich hier und da noch Kirchengrüfte, die Kohlenfeuerstübchen, das Brennen vieler Kerzen, zumal beim Frühgottesdienst im Winter, oder auf den Altären der Katholiken, die Glühkohlendämpfe und das Qualmen des Rauchfasses, endlich eine zusammengedrängte, durch ihre Lungen, Haut ꝛc. stark ausdünstende Volksmenge, die Sommerhitze und vielleicht zu dieser Zeit eine lebensluftarme Atmosphäre überhaupt: wie leicht können aus dem Zusammentreffen dieser Effluvien allein Krankheiten in der Kirche entstehen, wie sehr muß der amtirende Prediger hier mitleiden! Der Körper wird ungewöhnlich warm, das Athmen schwer, der Durst heftig; man lechzt nach frischer Luft; man fühlt Spannen und Drücken im Kopfe, Uebelkeit, Verdunkelung des Sehens, es entstehen Ohnmachten ꝛc. Wie viele würden ihren Geist aufgeben,

wenn man sie nicht sogleich an die freie Luft brächte. Das größte Ungemach erfahren hier Kränkliche, Reconvalescenten, Schwangere, bisherige Kindbetterinnen bei ihrem ersten Kirchgange etc. Hier bekommen Hysterische, Epileptische etc. öfterer ihre Anfälle; hier sinken bleichsüchtige oder nervenschwache Mädchen und Frauen so leicht in Ohnmacht und krampfhafte Zuckungen.

Daraus ergiebt sich die Nothwendigkeit, daß Seelsorger sowohl wegen des allgemeinen, als auch um ihres eigenen Besten willen, für negative und positive Luftreinigung ihrer Kirchen gleich angelegentlichst mit zu sorgen haben. Vor allem müssen dergleichen neu zu erbauende Gebäude hoch und und geräumig genug seyn, und sich vermittelst Fenster und Ventilatoren in denselben lüften lassen; sie müssen von allen Seiten frei, von der Erde etwas erhöht stehen, einen festen, trockenen Grund und trockenes Mauerwerk haben. In und außer denselben herrsche die möglichste Reinlichkeit; alles, was ihre Luft verdirbt, und bald zu einem schleichenden, bald plötzlich tödtenden Gifte macht, werde bald entfernt, oder bleibe ganz daraus verbannt; man dulde keine Beerdigungen darin, wenn sie nicht in aller Art unschädlich sich machen lassen etc.

Zugleich mögen Seelsorger bei Kirchenbauen darauf sehen, daß weder ihre Beichtstühle, um Raum zu gewinnen, in den oft feuchten Wänden, noch auch ihre Sakristeien in dumpfigen Winkeln angebracht werden, wenn sie nicht, vielleicht von ohnedies schwächlichem Körper, von rheumatischer oder gichtischer Disposition, beim öftern Wechsel der Körperwärme ihre Gesundheit aufs Spiel setzen wollen. Bei unverbesserlicher Localität in ihren alten Kirchen mögen sie wenigstens einen trockenern, gesundern Ort zu ihrem Aufenthalte wählen.

Eine ganz ähnliche Luftverpestung hat Statt in den gewöhnlich engen Wallfahrtskirchen der Katholiken. Hier erzeugt die Erhitzung und starke Ausdünstung vieler Menschen, wenn sie drei bis fünf Stunden weit ihre Bitt(Bet)gänge,

oder Processionen halten, und deshalb sehr früh und meistens nüchtern sie antreten müssen, bei irgend einer kränklichen Anlage, Uebelkeiten und Ohnmachten, und, wenn mehrere Gemeinen mit nassen Kleidern eine solche Kirche zwei Stunden lang überfüllen, leicht durch Entwickelung von vieler Stickluft wahre Erstickungszufälle. Nach geschlossenem Gottesdienste eilt man in die Wirthshäuser, um sich da an gemeiniglich schlechtem Brode und Getränke oft Krankheit und Tod zu holen, wie Beispiele lehren. Abgesehen von dem Geist und Zweck der Wallfahrten, so wie von den Folgen derselben auf Volksmoralität, läßt sich also wohl begreifen, daß die große Einschränkung und die kluge Auswahl solcher Processionen von der Kirche auch in Rücksicht auf das Gesundheitswohl der Seelsorger und ihrer Gemeinen sehr zweckmäßig ist.

Eine andere Quelle mancher Schädlichkeiten für den Seelsorger und für seine Gemeine ist die Kälte in den Kirchen. Sind diese sehr groß, und auch trocken, rein und luftig, so werden sie doch in strengen Wintern gar sehr durchkältet; und, sind sie auch kleiner, aber feucht und dumpfig, so wirkt die Kälte noch viel eindringender und gesundheitswidriger. Wenn nun im Winter der Gottesdienst mehrere Stunden dauert, wenn man bedenkt, wie schlecht und leicht das Landvolk in manchen Gegenden gekleidet geht, auch wohl aus weit eingepfarrten Ortschaften her sich mit erhitztem, schweißtriefendem Körper gerade in die kalte Kirche begiebt, und da unbeweglich, das männliche Geschlecht zum Theil mit entblößtem Haupte, Stundenlang aushalten und feiern, wenn der Pfarrer, von seinem oft langen Filialwege mit Schweiß bedeckt, in seine feuchtkalte Sakristei wandern muß; so gehört doch fürwahr eine sehr feste, herkulische Leibesconstitution, eine Matrosen-Gesundheit dazu, um diesen jähen Wechsel auszuhalten. Daher sollte der Gottesdienst im Winter abgekürzt, oder die Kälte der Kirche und Sakristei durch Ofenfeuerung, oder etwa, wie man neuerlich vorgeschlagen hat, durch künstlich erwärmte Luft wenigstens etwas gemildert werden. Vorzügliches Bedürfniß wäre dies für Kränkliche,

Reconvalescenten, Greise und Alle, die wenige Wärme selbst erzeugen, und durch die äußere Temperatur noch mehr verlieren, sie müßten sich denn durch dichte Winterkleider dagegen schützen können.

Endlich gehören noch zu den Ursachen, die wenigstens den Sommeraufenthalt in der Kirche gefährlich machen dürften, die Gewitter, welche nicht selten entweder an den der Kirche zunächst stehenden Bäumen, oder an den Thurmspindeln rc., zumal während des hier und da noch üblichen Wetterläutens, so leicht sich entladen und einschlagen. Die Bäume sollten deshalb mehr abseits stehen, und besonders die hochliegenden Kirchen nebst ihren Thurmspitzen durch zweckmäßige Blitzableiter gesichert seyn! —

Zweites Kapitel.

Wie können sich katholische Geistliche ihren Cälibat erträglich machen?

Außer einer diätetischen Lungen- und Athemprobe müssen junge katholische Theologen auch eine physische Keuschheitsprobe bestehen. Sie müssen zu lebenslänglicher Ehelosigkeit sich vorbereiten, und deshalb vor ihrer Priesterweihe das votum castitatis ablegen.

Dieser gesetzliche Cälibat fällt aber manchem jungen Geistlichen eben so schwer, als er für die Bestimmung und Würde desselben immer die gefährlichste Klippe bleibt.

Ohne hier die Gründe für oder wider die Beibehaltung eines solchen kirchlichen Gebotes abzuwägen, fragt sich's nur: wie dasselbe von jungen Religionslehrern am besten zu erfüllen sey? Vor allem muß schon in Prediger-Seminarien bei der Erziehung junger Männer zum Priesterstande dafür gesorgt werden, daß diese, außer der religiösen und moralischen, auch eine solche physische Stimmung erhalten, wodurch sie ihrem Beruf ungehindert nachzukommen, und ein Gesetz zu halten im Stande sind, dessen Uebertretung anstößig genug ist.

Man sollte also: 1) Keinen zum Priester weihen, ohne vorher dessen Naturanlagen, Temperament, Erziehung, gewohnte Lebensart, wissenschaftliche Bildung rc. sorgfältig zu berücksichtigen;

2) Keinen, den man nicht während mehrerer Prüfungsjahre durch Religiosität, Mäßigkeit, Thätigkeit, gute Beispiele, eigene Pflichtgebote rc. an Sittenreinheit und Unbescholtenheit gewöhnt, oder langen physischen und moralischen Prüfungen vorher unterworfen hätte. Die darin nicht Bestandenen sollte man einen andern Weltberuf wählen heißen.

3) Keinem notorisch Unwürdigen sollte eine Seelsorge, keinem ungeprüften und unerfahrnen Jüngling ein geistliches Amt anvertraut werden, dem nur erfahrne und verdienstvolle Männer gewachsen sind, und mit Segen vorstehen können!

4) Weder Nepotismus, noch Gunst oder Mäcenatismus sollten geistliche Stellen vergeben, geschweige daß sie dem Meistbietenden käuflich wären! —

5) Man sollte sich höhern Orts um die einzelnen Theile der Seelsorge, so wie um die scientifische und sittliche Bildung der Seelsorger unausgesetzt und genau bekümmern, mithin diese in beständiger Amtsbeschäftigung und unter scharfer Aufsicht halten rc.

So lange man keine von diesen und manchen andern Maaßregeln ergreift, aber auch streng befolgt, so lange wird eine allgemeine und gewissenhafte Erfüllung des Cälibats höchst schwierig, ja wohl ganz unmöglich seyn.

Deshalb verdienen hier noch folgende speciellere Bestimmungsgründe alle Aufmerksamkeit:

1) die angeborne oder angeerbte Naturanlage und Temperamentsstimmung. Bekanntlich giebt es Organismen, welche ungewöhnliche Zeugungskräfte besitzen; unter diesen Umständen ist der Cälibat keine leichte Aufgabe! — Wenn hier nicht alle mögliche Ursachen und Gelegenheiten der Begünstigung des männlichen Geschlechtstriebes vermieden werden, so muß dieser bei jedem Anlaß nur zu mächtig wirken; der Geist wird bei noch so langem

und kräftigem Widerstande dem Temperamente doch endlich unterliegen. Man sollte also Keinem die Priesterweihe geben, dessen Körperconstitution vorzugsweise sich nicht für Geschlechts-kasteiungen eignet; man sollte diesen Naturzwang Keinem auflegen, der, wie vorauszusehen ist, denselben nicht ertragen wird! — Zwar vermag hier der Verstand viel, aber ohne physische Mittel doch nicht Alles, wie mich Geistliche selbst versichert haben, die mit ihrer körperlichen Disposition schon länger zu kämpfen hatten;

2) müssen hier Erziehung und Sitten der Jugend in Betracht kommen. Jung gewohnt, alt gethan! Weit leichter läßt sich die nie befriedigte, mithin noch schlafende Geschlechtsliebe unterdrücken, als die schon erwachte, weil diese, einmal geweckt, um so zudringlicher, und ihre Befriedigung endlich zum Bedürfniß wird. Jünglinge müssen also schon in ihrer frühern Erziehung an eine so rein sittliche Lebensweise gewöhnt werden, daß es ihnen später nicht schwer wird, jenen Naturtrieb ganz zu verleugnen, wenigstens zu zügeln, wie es ihre geistliche Bestimmung fordert. Unmöglich läßt sich aber ein Mann, welcher derselben 20 Jahre lang in diesem Punkte schnurstracks entgegenlebte, durch einen kurzen Aufenthalt im Seminar, oder durch die Priesterweihe zu einem Pythagoräer umschaffen. — Auch hat

3) die Menge und Auswahl der Speisen und Getränke keinen geringen Einfluß auf den Geschlechtsdrang. Ihn erregen und reizen so leicht Fleischspeisen, Eier, Gewürze, zumal Pfeffer und Zimmt, Petersilie, Sellerie, Senf, Spargel, alle blähende Hülsenfrüchte, selbst Kartoffeln, in größerer Menge genossen ꝛc., unter den Getränken starke Weine und andere geistige Flüssigkeiten, vorzüglich Punsch, Chokolade, zum Theil auch der Kaffee und mehrere harntreibende Getränke. Die Wirkung von allen diesen ist theils allgemein, theils relativ nach der individuellen Natur und Gesundheit des Körpers, nach Alter u. s. w. Selbstbeobachtung und Selbstprüfung entscheiden auch hier über das Mehr oder Weniger, und über die Wahl der Nahrungs- und Genußmittel, (vergl.

oben

oben II. b. S. 295). Gleichwie aber durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken auf der einen, so wird auf der andern Seite auch durch zu große Enthaltsamkeit in beiden diese Sinnenlust nur noch mehr entzündet. So werden, gleich den Mönchen und Einsiedlern früherer Zeit, noch jetzt manche Geistliche durch ihr geflissentliches Fasten, statt Meister, vielmehr Märtyrer ihres Fleisches. — Der Hungernde magert ab, und verliert an Kräften. Bei Mangel an gehöriger Erregung wird seine Erregbarkeit außerordentlich vermehrt, und seine Phantasie exaltirt; er kann nicht der leisesten Reizung widerstehen, oder wird, wenn ihn auch religiöse und moralische Gründe zurückhalten, dadurch in einen Kampf mit sich selbst verwickelt, dem er gewöhnlich erliegt. Selbstentmannung, oder Selbstmord kennt man als traurige Folgen dieses Kampfes. —

Beleuchten wir indeß die alten Klosterfastengebote schärfer, so blickt daraus ein verständiger Geist und Zweck deutlich genug hervor, welcher kein anderer wohl war, als durch Arbeit und durch Auswahl wenig nährender und erhitzender Speisen und Getränke alle Organe in einer dem körperlichen Wohlbefinden und der darauf beruhenden Geistescultur angemessenen Harmonie zu erhalten. — Aber allmählig ward dieser Gesichtspunkt verrückt, und verfehlte seinen Zweck dadurch so ganz, daß einige gesetzlich angeordnete und wirklich gehaltene Fasten- oder Hungertage nichts mehr nutzten, als die jährlich mehreremale vorgeschriebenen Aderläsſe, wodurch der Geschlechtstrieb zwar eine Zeitlang eingeschläfert, aber auch bald durch mancherlei Gaumenkitzel desto lebendiger wieder geweckt werden mußte! —

Also nur ein mäßiger, mit dem Kraftaufwand in richtigem Verhältniß stehender Genuß zweckdienlicher Speisen und Getränke ist auch hier angezeigt, und erhält dem Geist die volle Herrschaft über den Leib, statt der Geist des Schwelgers beständig in den Fesseln vorzüglich der Geschlechtssinnlichkeit schmachtet. Endlich trägt zur Beschränkung des Zeugungstriebes

4) neben einer zweckmäßigen Geistes- und Herzensbildung auch nützliche Thätigkeit alles mögliche bei. Zu dieser findet der Seelsorger ein eben so weites Feld in seinem Amtsberufe, als der Seminarist in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen. Ja, diese ist und bleibt das beste Schutzmittel gegen alle Geschlechtsanfechtungen im Cälibate. — —

Drittes Kapitel.

Wie sollen sich Seelsorger gegen ansteckende Krankheiten und zufällige Vergiftungen sicher stellen?

Da die Gesundheit und das Leben des Seelsorgers für seine Gemeine zu keiner Zeit wichtiger und kostbarer ist, als während ansteckender Krankheitsepidemieen, so muß er sich durch folgende Hülfsmittel dagegen zu verwahren suchen:

1) durch möglichste Ruhe des Bluts und des Gemüths, durch Entschlossenheit und Furchtlosigkeit, womit er, ohne eben unnöthigerweise tolldreist zu seyn, ans Krankenbette tritt. — Furcht und Muthlosigkeit schwächen den Körper, und machen ihn, wie starker Schweiß, zur Aufnahme jeglichen Krankheitsgifts desto geneigter;

2) trage er auf der bloßen Haut einen Anzug von Wachstaffet, der aber auch die Ohren und den Obertheil des Haupts bedeckt.

3) Er gehe nie nüchtern zu seinem Kranken, sondern esse etwas und trinke vorher ein Glas guten Wein, oder Liqueur, oder ein paar Tassen schwarzen Kaffee;

4) feuchte er vor seinem Eintritt ins Krankenzimmer Gesicht und Hände mit irgend einem aromatischen Essig an, und nehme davon etwas in den Mund; zugleich lasse er Fenster und Thüren, während der Kranke zugedeckt, oder hinter einem Bettschirme, hinter vorgezogenen Bettvorhängen liegt, weit öffnen, um frische, reine Luft einzulassen, die auch durch Luftzüge nahe am Fußboden zuströmen kann, ohne den Kranken unmittelbar zu treffen. Oder die Krankenstubenluft werde immerfort, aber nicht durch gewöhnliche

Wachholder- und Harzräucherungen, welche den Gestank nur verlarven, ohne zu zersetzen, sondern durch reine Wasser-, Essig-, Schwefel-, noch mehr durch salpeter- oder salzsaure Dämpfe gereinigt und verbessert. Zu salpetersauren Räucherungen kann man einem, oder je nach der Weite des Raums mehrern Lothen feingepulverten gereinigten Salpeters in einer porzellanenen Schale nach und nach soviel reines weißes Vitriolöl tropfenweise zusetzen, bis das mit einem thönernen Pfeifenstiel umgerührte Gemenge zu brausen anfängt, und weiße Dämpfe ausstößt, denen man mit Mund und Nase ausweichen muß. Die gemeinen salzsauren weißlichen Dämpfe entwickeln sich schneller aus vier Theilen abgeknisterten Kochsalzes, denen man in weiterer Entfernung vom Bette und bei zurückgehaltenem Athem ꝛc. auf einmal fünf Theile Vitriolöl zugießen läßt. Noch wirksamer, aber auch reizender für empfindliche Lungen, wenn man nicht dagegen Mund und Nase wohl verschließt, sind die übersalzsauren Dämpfe, die sich aus fünf Theilen mit einem Theil schwarzen Braunsteinpulvers aus der Apotheke gut zusammengeriebenen Kochsalzpulvers über Lampenfeuer entwickeln, wenn auf dieses erhitzte Gemenge zuerst zwei Theile Wasser und zuletzt drei Theile Vitriolöl gegossen, oder allmählig getröpfelt werden. Zu schwefelsauren Räucherungen reibt man vier Theile gepulverte Schwefelblumen mit einem Theil Salpeter zusammen, verbreitet dieses Pulver in dünnen Schichten auf einer Eisenplatte, Glasscheibe ꝛc., und zündet es ringsum an, damit es pyramidalisch brenne. Die zweckmäßigsten Essigräucherungen sind schon unter S. 290. angegeben. Allenfalls kann auch der Prediger in einem gläsernen Flacon mit eingeriebenem Stöpsel eine Mischung aus reinem Salpeter und Vitriolöl bei sich tragen, und beim Oeffnen des Glases mit den daraus hervortretenden Dämpfen seine nächste Atmosphäre durchräuchern. Dabei trete er

5) mehr zur Seite über dem Haupte vom Kranken, um dessen Athem auszuweichen, wende sich jedesmal ab, wenn dieser sich räuspert, seine Bettdecke lüftet ꝛc., nähere

sich überhaupt ihm nicht weiter, als es nöthig ist, und vermeide möglichst alle Berührung desselben und seines Bettes. Er kaue etwas Myrrhe, Kalmus- oder Angelikwurzel, und werfe fleißig den Speichel darauf aus. Vor Mund und Nase halte er entweder obiges Riechglas, oder in dessen Ermangelung einen mit gewürzhaftem Essig getränkten Schwamm, und besprenge auch damit das Krankenlager.

6) Bekanntlich soll der katholische Geistliche bei der letzten Oelung auf die äußern Sinnorgane: Nase, Ohren, Augen, Mund und Handflächen des Sterbenden das heilige Oel mit den bloßen Fingern streichen, und, wenn nicht durch dieses selbst gesichert genug gegen Hautaufnahme des Ansteckungsgifts, die letzte Oelung mit einem hölzernen Spatel geben. Allein beide Mittel schützen ohne die bisher empfohlenen keineswegs allein vor Ansteckung, höchstens noch gegen Krätze, Syphilis, Hundswuth, wahren Krebs u. a. Krankheiten, die sich nur durch Berührung mittheilen, am wenigsten aber gegen Menschenpocken, Masern, Scharlachfieber, typhösen Land- und Seescorbut, wahre levantische oder orientalische Pest, und andere ansteckende Typhusfieber, welche zugleich durch die Luft weiter um sich greifen.

7) Krätzige sollte der Pfarrer eben so wenig unmittelbar betasten, als sich ohne Unterschied von Schulkindern rc., die so leicht Alle, wenn der Schullehrer nicht auf Reinlichkeit streng achtet, in der Schule sich selbst unter einander anstecken können, seine Hände ergreifen und küssen lassen.

8) Von syphilitischer und carcinomatöser Ansteckung hat der Seelsorger bei der letzten Oelung nichts zu besorgen, wenn er statt der mit Geschwüren bedeckten Hautstellen reine, gesunde wählt, und seine etwa besudelten Hände sogleich wieder abwäscht, oder des hölzernen Spatels sich sogleich bedient.

9) Desto klüger und vorsichtiger muß er sich benehmen bei dem Besuch eines wüthenden und wasserscheuen Menschen. Er gehe zu solchen Unglücklichen nie im höchsten Grade oder während der Paroxysmen ihrer Krankheit, hüte

sich von ihnen gebissen oder gekratzt zu werden, und lasse den Wasserscheuen nichts Flüssiges, nichts Helles, Funkelndes rc. weder sehen, noch fühlen, das die Meisten ohne neuen Wuthausbruch durchaus nicht vertragen können. Uebrigens pflanzt sich das Hundswuthgift nur durch frische Hautwunden gleichsam eingeimpft, ansteckend auf Andere fort.

10) Nach jedem Besuch ansteckender Kranken muß sich der Seelsorger, so wie nach deren Leichenbegleitung, welche übrigens hier ganz unterbleiben sollte, zu Hause Gesicht und Hände mit Weinessig waschen, den Mund mit einer verdünnten Aschenlauge ausspühlen, davon etwas in die Nase schnupfen, oder Branntwein, Salzwasser, oder stark gewässerte Schwefel-, Salpeter- oder Kochsalzsäure einziehen. Zugleich wechsele er schnell seine Kleider, lasse sie in freier Luft aufhängen und sorgfältig durchräuchern. Außerdem genieße er während einer ansteckenden Epidemie lauter gesunde, kräftige Speisen in reichlichern Portionen, trinke ein Glas Wein mehr als gewöhnlich, beobachte in Allem, neben der strengsten Reinlichkeit, überhaupt eine weise Lebensordnung, und suche sich immer eine heitere gesunde Seele zu bewahren in einem gesunden Leibe. Etwaige Ansteckung läßt sich durch alsobaldiges Waschen des ganzen Körpers mit gewürztem Essig, und nach eingeholtem ärztlichen Rath, durch Uebergießung mit kaltem Wasser, durch Brechmittel rc., nicht selten im Keime noch ersticken.

11) Da Gemüthskrankheiten zu den ansteckendsten gehören, so rüste sich der Seelsorger, welcher dergleichen psychisch zu behandeln hat, doch ja mit einem starken, kräftigen Geiste, um damit den wirren Ideen solcher Kranken männlich genug entgegenwirken zu können. Er prüfe sich selbst zuvor gewissenhaft, denn nur zu leicht kann ein Schwachgeistiger in das Gedankenlabyrinth seines Gemüthskranken mit hineingezogen werden. —

12) Endlich kann es sich beim katholischen Clerus ereignen, daß Kloster- und Weltgeistliche, statt eines guten, reinen Weins de vite, bei der Messe einen schlechten, ja wohl

gar absichtlich, oder zufällig durch langes Stehenbleiben in unsaubern bleizinnenen Gefäßen, und in bleienen, in kupfernen oder messingenen Meßkännchen rc. dort mit Blei-, hier mit Grünspantheilen vergifteten Altarwein trinken müssen. — Die Mittel, dergleichen Vergiftungen zuvorzukommen, hat, außer einer wachsamen Polizei, selbst der Seelsorger, zumal auf dem Lande, als specieller Aufseher der Kirchenpolizei, in seiner Hand. Ihm liegt es ob, nur gute, echte Weine und unverdächtige Gefäße dazu anzuschaffen, die Küster oder und Sakristanen zu deren sorgfältiger Reinhaltung streng anzuhalten. Verfälschte Weine kann er einem Sachverständigen zur Prüfung übergeben, oder selbst untersuchen. (Siehe weiter unten.)

Vergl. Röver's pop. Diätetik rc. S. 125 rc.

B.

Von der Sorge der Geistlichen für das Gesundheitswohl ihrer Gemeineglieder in mancherlei Lebensverhältnissen.

Erstes Kapitel.

Specielle Diät für Ehegatten.

Der Ehestand, ein eigenes Lebensverhältniß, worein der Mensch treten kann, macht es nothwendig, daß er, außer in den obigen allgemeinen Gesundheitslehren, auch in andern speciellern dieses Standes zweckmäßig unterrichtet werde.

Es ist zwar in manchen Ländern die löbliche Sitte eingeführt, Verlobte mit den moralischen Pflichten der Ehegatten bekannt zu machen, allein von den physischen erfahren sie nichts, und treten ganz unbekannt mit ihrer so wichtigen physischen Bestimmung in einen Stand, der doch die größte Vorbereitung erfordert. Unkunde und Unerfahrenheit sind

daher meist die Quellen eines verkehrten, zweckwidrigen Benehmens der Ehegatten, welches so manchen Menschenkeim im Werden zerstört, so manche Leibesfrucht verbildet, oder unreif abfallen läßt, so manchen Säugling vergiftet, so viele heranwachsende junge Bürger für den Staat verkrüppelt oder geradezu mordet! —

So lange wir keinen allgemeinen, leicht faßlichen und gnüglichen Unterricht auch in den physischen Ehestandspflichten, der zwar in mehreren Schriften enthalten, aber den Wenigsten im Volke bekannt ist, diesem in die Hände geben können, würden sich die Seelsorger durch eine mündliche Belehrung darüber (etwa in den Sonntagsschulen?) nicht wenig um das Heil ihrer Gemeinen und der ganzen Menschheit verdient machen. (Vergl. Peter Frank Cogitata medico politica de necessitate matrimonium inituros instruendi officiis erga ventris fructum. Monast. 1803. 8.).

Manche möchten zwar eine dergleichen Anweisung mit der Würde des Geistlichen unverträglich finden. Allein, wem geziemt es wohl mehr, als diesem, den Menschen an alle seine Lebenspflichten zu erinnern? Wer kann dergleichen Lehren wohl mehr Kraft und Eindringlichkeit geben, als der Mund des Gesalbten? — Findet man es nicht unanständig, daß dieser dem Brautpaare bei deren ehelicher Einsegnung die Vermehrung des Menschengeschlechts, als Gottes Gebot, laut und öffentlich vor dem Traualtare ankündigt, wie mag man es denn für unschicklich halten, wenn er in vertraulicher Rede Verlobte gegen Alles warnt, was jenem Gebote entgegen ist, und ihnen neben den moralischen Pflichten christlicher Ehegatten auch deren physische mit Anstand und Würde auseinander setzt? Die Hauptpunkte dieses Unterrichts sind im Folgenden enthalten.

Zweites Kapitel.

Beleuchtung der physischen Seite ehelicher Verbindungen.

Nur dann ist der Mensch zum Ehestande physisch reif, wenn seine Geschlechtstheile normal gebildet und für ihre Bestimmung vollkommen ausgeprägt sind, zugleich aber sein übriger Körper Kraft genug hat, die Pflichten eines solchen Standes erfüllen, und dessen Beschwerden ertragen zu können.

Dieser Zeitpunkt erscheint bei beiden Geschlechtern, wann das Wachsthum ihres ganzen Körpers vollendet ist. Mädchen sind also erst im zweiten oder dritten Jahre nach Eintritt ihres monatlichen Blutabgangs wirklich heirathsfähig. Je später sie sich verehelichen, desto kürzer dauert ihre Fruchtbarkeit. Unser Geschlecht wird zwar später mannbar, als das weibliche, weshalb auch zu früher Ehegenuß nicht nur dessen eigene Vollendung und Ausdauer, sondern auch die Gesundheit und Lebensfrist seiner Abkömmlinge verkümmert, — aber der Mann bleibt auch länger zeugungsfähig.

Zu frühe Ehen machen kränkliche, vor der Zeit alternde Väter und Mütter, und erzielen eine schwächliche Nachkommenschaft; zu spät geschlossene sind dem Zwecke der Bevölkerung und der Cultur des gesetzlichen Fortpflanzungssystems hinderlich. Gesunde Männer vermählen sich zwar, nicht leicht zu spät, und pflanzen wohl noch im hohen Alter, obschon nicht selten auf Kosten ihrer Gesundheit und Lebensdauer, ihr Geschlecht fort, allein leicht zu spät können Weiber noch heirathen, ohne Hoffnung Mütter zu werden. Deshalb sollten diese kurz vor oder nach dem Ausbleiben ihrer monatlichen Reinigung keine Ehebündnisse schließen, weil sie im erstern Falle nicht lange mehr fruchtbar seyn können, oder gewöhnlich schwer gebähren, im letztern aber ganz unfruchtbar werden.

Auch zu große Ungleichheit des Alters zwischen beiden Ehegatten kann dem Zeugungsgeschäft mehreren oder wenigern Eintrag thun.

Kränkliche Weiber sind häufigen Fehlgeburten ausgesetzt, und zur Erfüllung der ersten Mutterpflicht leicht unfähig. Andere physische Hindernisse der Ehe sind folgende:

1) wirkliches organisches Unvermögen zum Beischlafe, es mag nun angeboren, oder erst während des Lebens zufällig, z. B. durch Verletzung der Geschlechtstheile, entstanden seyn, wenn Kunsthülfe dagegen nichts mehr vermag;

2) organisches Unvermögen beim männlichen Geschlechte zur Zeugung, beim weiblichen zur Empfängniß und Geburt, wenn es auf dieselbe zweifache Art entstanden, und eben so unheilbar ist. — Eltern sollten daher auch in diesen beiden Hinsichten ihre neugebornen Kinder allemal von Sachverständigen genau untersuchen lassen, und wenn dann ihnen bei denselben irgend eine Regelwidrigkeit der Geburtstheile und ihrer Verrichtungen bekannt würde, mit Aerzten darüber sprechen, bevor in der Folge Heirathsvorschläge an ihre Kinder gelangen. — Wie manchem jungen Ehepaare raubte die Unbekanntschaft mit seinen organischen Geschlechtsfehlern und mit deren störender Einwirkung auf physischen Ehegenuß, oder auf Kindererzeugung, alles eheliche Lebensglück! — —

3) Wirklich verwachsene Weibspersonen mit starken Rückgratskrümmungen und Difformitäten der Beckenknochen passen nicht für den Ehestand, weil sie selten ein Kind austragen und lebend zur Welt fördern, sondern gewöhnlich selbst, oder mit diesem zugleich Opfer ihrer Geburtsanstrengung, und leicht auch jeder künstlichen Entbindung werden. — Daß sich Mißbildungen der Eltern, ja sogar Fehler der Sinnorgane rc. auf Kinder fortpflanzen, und in einer Familie gleichsam erblich werden können, hat die Erfahrung nicht selten bewiesen.

4) Lungenschwindsucht und Auszehrung stehen ebenfalls der ehelichen Vereinigung physisch im Wege. Denn dergleichen Uebel werden dadurch schlimmer, theilen sich leicht einem oder dem andern Theile mit, und tragen entweder

chen Gifte, in auf Kind- und Kindeskind über, oder erzeugen nicht selten völlige Unfruchtbarkeit;

5) wird auch die Epilepsie oder Fallsucht nicht nur durch den Beischlaf insgemein verschlimmert, und sogar während desselben häufig erregt, sondern auch sehr leicht auf die Kinder fortgepflanzt, bei denen sie oft erst mit der Geschlechtsentwickelung zum Ausbruch kommt. Zugleich kann eine schwangere Frau durch den öftern Anblick der epileptischen Anfälle ihres Mannes leicht sowohl für sich, als auch für ihre Leibesfrucht Schaden erleiden;

6) eignen sich Blöd- und Wahnsinnige, gleichwie Personen mit der venerischen Krankheit, mit aussatzartigen unheilbaren Hautausschlägen, Erbgrind, eingewurzelter Gicht, Scropheln und wahrem Krebs behaftet, da diese Uebel theils ansteckend, theils erblich sind, eben so wenig zum Heirathen, als

7) solche, die Anlage zu Blutflüssen haben, oder wirklich an diesen leiden, weil im Ehestande ihre Gesundheit noch mehr zerrüttet und ihr Leben offenbar verkürzt wird. Solche Frauen erfahren leicht Mißfälle und schwere Entbindungen, während dergleichen Männer schwindsüchtig und hektisch werden. Endlich sollten

8) Männer, die an vorzüglicher Schwäche des Zeugungsvermögens oder auch ohne Glied-Erectionen, so wie Weiber, die an gänzlichem Mangel der Menstruation, hartnäckigem weißen Flusse, unwillkührlichem Harnabgang und Mutter- oder Mutterscheidevorfällen leiden, wenn diese Gebrechen nicht mehr heilbar sind, lieber ehelos bleiben, wenn gleich es einzelne Fälle giebt, in welchen Schwangerschaft ohne Menstruation Statt fand. Auch kann durch Fettwerden des Körpers, wie bei Castraten und bei Weibern, Impotenz und Unfruchtbarkeit entstehen.

Ehegatten haben zur Erhaltung ihres Wohlseyns, zu ihrer Lebensverlängerung, und zur Erzeugung einer kräf-

gen und hoffnungsvollen Nachkommenschaft nicht genug wohl zu achten:

1) Da unleugbar die Stimmung des Körpers und der Seele von Mann und Weib in dem Moment der Zeugung und der Empfängniß auf das physische und psychische Temperament einen wesentlichen Einfluß hat, weshalb auch der Held in Tristram Shandy, ganz richtig sagt: „ich wünschte, daß mein Vater oder meine Mutter, oder lieber beide, — denn im Grunde war der eine so gut dazu verbunden, als der andere — hübsch darauf gedacht hätten, wie mit sie umgingen, als sie mich zeugten. Hätten sie gehörig erwogen, was für ein wichtiges Geschäft sie verrichteten, gewiß, würde ich eine ganz andere Figur in der Welt gemacht haben, als die ist, in der mich nun der Leser nach aller Wahrscheinlichkeit sehen wird"; so sollten sich beide Ehegatten bei ihren ehelichen Umarmungen jedesmal gleichgestimmt und hingegeben fühlen. Ehen, welche Liebe schloß, haben vor jenen erzwungenen noch den schönen Ersatz voraus: wahre Liebe erhöht den sinnlichen Genuß, veredelt ihn, und läßt ihn sich nicht so [illegible]; der tägliche Umgang gegenseitig sich liebender Gatten verwandelt die erste, oft zu stürmische Leidenschaft in eine mehr sanfte, der Freundschaft ähnlichere, wohlwollende Zuneigung, bei welcher der Geschlechtsdrang gemäßigter ist, und dessen Befriedigung viel seltener geschieht, folglich weniger schwächt, aber um so mehr sich verlängert. Daher zeichnen sich auch Kinder aus solchen glücklichen Ehen, gleich allen Kindern der Liebe, durch größere Geistesanlagen, durch Körperstärke und Schönheit gewöhnlich vor andern aus. Kinder dagegen aus einer gleichgültigen, wohl gar mißvergnügten Pflicht- oder Convenienz-Ehe tragen insgemein an ihrer Stirn die sprechendsten Merkmale der Kälte und Unzufriedenheit ihrer Eltern; sie sind dumm, ärgerlich, finster, häßlich und

oft kränklich, gleich jenen, die im Rausche ihr elendes Daseyn erhielten.

2) Der günstigste Zeitpunkt zum ehelichen Geschlechtsverkehr ist wohl die frühe Morgenzeit, wo Geist und Körper durch Nachtruhe gestärkt sind. Täglicher oder nächtlicher Mißbrauch desselben macht nervenschwache, sieche Väter und Mütter, die ihre Schwelgerei nur zu oft mit einem frühen Tode büßen müssen. Bei Frauen veranlaßt diese wohl auch völlige Unfruchtbarkeit, oder doch öftere Mißfälle, und, wenn ja von solchen erschöpften Eltern lebendige Kinder zur Welt kommen, so sind es atrophische Schwächlinge, welche selten die Jahre ihrer Kindheit überleben.

3) Kein Mann sollte seiner Frau ehelich beiwohnen kurz vor und nach deren Monatsperiode, am wenigsten während derselben, keiner nach einer vollen Mahlzeit, nach dem Genuß vieler geistigen Getränke, in der Trunkenheit, halb im Schlafe, nach starken Geistes- und Körperanstrengungen, nach heftigen Gemüthsbewegungen rc. Eben so wenig darf dies geschehen mit Unlust oder Ekel von einem oder von beiden Theilen, noch auch in unbequemen, naturwidrigen Stellungen, eben so wenig während der Schwangerschaft zärtlicher, empfindlicher Frauen, und nach deren kaum verstrichener Wochenzeit, eben so wenig nach Erkältung, oder bei katarrhalischen u. a. noch bedeutendern Lungenbeschwerden, noch auch in ansteckenden Krankheiten, im Wiedergenesungsstande rc., wenn man nicht an einer lebenslänglichen Schwäche des Körpers und der Seele, wo nicht an noch unglücklicheren Folgen leiden will.

4) Ueberhaupt mögen kränkelnde Ehegatten dergleichen Gunstbezeugungen sich gänzlich enthalten, denn der Mann erliegt bald denselben, und das Weib erleidet, wenn sie ja empfängt, leicht Frühgeburten, oder bringt unter den schmerzlichsten Wehen insgemein Jammerkinder zur Welt. Hat ein Weib abortirt, so darf der Mann nicht eher mit ihr sich wieder begatten, bis sie ganz hergestellt, und der Uterus gehörig erstarkt ist, um eine neue Frucht ernähren, und völ-

lig austragen zu können. Die häufige Nichtachtung dieser Vorsicht hat mancher Leibesfrucht und mancher Mutter das Leben gekostet. (Vergl. die Ehe aus dem Gesichtspunkte der Natur, der Moral und der Kirche betrachtet, von Jörg und Tschirner. Leipz. 1819. 8. Das Band der Ehe: aus dem Archiv des Natur- und Bürgerstandes. I. II. Th. Berl. 1820. 8.; s. auch oben S. 315. Geschlechtsverrichtungen.)

Drittes Kapitel.

Diätetische Verhaltungsregeln für schwangere Frauen.

Der Embryo steht vom Augenblicke der Empfängniß an mit seiner Mutter in der innigsten Verbindung. Alle Körper- und Seelenleiden dieser wirken auf jenen, und können ihm sehr gefährlich werden. Es ist daher Pflicht einer jeden Schwangern, daß sie eine zweckmäßige Diät beobachte, um ihrer Seits allen Schaden von dem Kinde, das sie unterm Herzen trägt, entfernt zu halten, und alles Mögliche beizutragen, daß dieses die nöthige Ausbildung, Reife und Stärke erhalte, und zu seiner Zeit lebend und gesund geboren werde. Um dies erwünschte Ziel ihrer jetzigen Bestimmung zu erreichen, befolge sie folgende Lebensregeln:

1) athme sie eine möglichst reine, gesunde, gleichmäßig warme, trockne Luft in und außer dem Hause, bei Tag und bei Nacht, hüte sich vor jedem schnellen Luft- und Körpertemperaturwechsel, zumal vor Erkältung der Füße, Brust und des Unterleibes. Sie setze sich eben so wenig einer feuchten, rauhen Morgen- und Abendluft im Freien, als, vorzüglich in der letzten Zeit ihrer Schwangerschaft, der verdorbenen Atmosphäre an gedrängtvollen Versammlungsorten, in Gewächshäusern, Speisegewölben, Kellern rc. aus;

2) mag sie zur Erhaltung ihrer Gesundheit, und des Lebens ihres Kindes immer zeit- und witterungsgemäß sich kleiden. Der Schnitt ihrer Ober- und Unterkleider muß sehr ihrer von Monat zu Monat sich verkürzenden und im Um-

Breite nicht ziehenden Taille entsprechen. Fischbein, Holz- oder Eisenstäbe, Steifhalter, Planchette, fest anschließende Schnürleibchen, Spenser, Mieder u. dergl. weibliche Armaturen, fallen jetzt mehr als jemals weg. Der Unterleib darf durchaus nicht durch schmale Rock- oder andere Gurte eingezwängt, und eben so wenig mit Taschen, Polstern und Wülsten belastet, noch auch in kurzen, dünnen Röckchen der Kälte bloßgestellt werden. Außer leinenen oder flanellenen bequemen Hosen, thun gestrickte Leibbinden, wenn sie nicht zu knapp anliegen, die besten Dienste. Schleppkleider, die durch Daraufstreten, oder durch Umschlingung der Füße Schwangere leicht gefährlich straucheln lassen, müssen dann von unsern Damen einstweilen verabschiedet werden. Die Strümpfe dürfen nicht zu eng, und müssen durch die Hosenkniegürtel, oder über dem Knie mit breiten, elastischen Strumpfbändern nur lose befestigt seyn. Stiefel- und Halbstiefel mögen Schwangere jetzt eben so wenig, als enge Schuhe mit hohen Absätzen tragen;

g) können wohl schwangere Frauen ihre sonst gewohnte Diät, wenn sie sich dabei wohlbefanden, fortsetzen. Indeß bleibe ihnen Mäßigung in allen Genüssen vorzüglich heilig. Auch mögen sie leichtverdauliche, nahrhafte, weder zu stark gewürzte noch blähende Speisen, Alles in getheilten mehreren Portionen, nie spät vor Schlafengehen, weniger Fleisch, besonders in der zweiten Hälfte, also nach dem fünften Monat ihrer Schwangerschaft, überhaupt nur wenig kurz vor ihrer Niederkunft essen; nicht zu viel Weiß- und Braunbier, Thee, Kaffee und dergl. urintreibende Getränke, eben so selten Wein, Weingeist rc. zu sich nehmen, aber auch nicht das Trinken ihres gewohnten Tischtrunks ganz versäumen. Dem natürlichen Widerwillen gegen manche Speisen und Getränke mögen sie mehr nachgeben, als ihrem Gelüste, zumal nach Dingen, welche an sich, oder in Menge ihnen schaden können. Uebelseyn, Ekel und Erbrechen, gewöhnlicher in den ersten Monaten der Schwangerschaft, lassen sich weder ganz verhüten, noch sogleich völlig beseitigen, höchstens durch eine

zweckmäßige Diät mäßigen. Eine gehörige Leibesöffnung darf keinen Tag unterbleiben;

4) müssen sie vorzüglich zwischen dem 3ten und 4ten, zwischen dem 7ten und 8ten Monat ihrer Schwangerschaft alle anstrengende Spatziergänge, überhaupt jede starke Bewegung, immer aber alles Springen, Laufen, Bergsteigen, Umherklettern, Herabgehen von steilen Höhen, Treppen, unvorsichtiges Alleingehen auf Glatteise ꝛc. und jede Gelegenheit zum Fehltreten und Straucheln, so wie zu langes Stehen, das Reiten, alles zu schnelle oder lange Fahren, besonders im stoßenden Wagen auf unebenen Straßen, schlechtem Steinpflaster, das Rückwärtssitzen beim Fahren, nicht weniger das schnelle Schlittenfahren in großer Kälte, rasches Tanzen, zumal in den drei letzten Monaten, und von dem ersten Monate an häufiges Kinderwarten, Waschen, Fegen, Heben, Schwertragen, Uebersichgreifen, Recken, Dehnen, Bücken zur Erde, zumal kurz vor der Entbindung, überhaupt alle gewaltsame, schnelle Beugungen des Körpers, endlich auch zu heftiges Niesen, Lachen, Schreien, Singen ꝛc. vermeiden. Eben so wenig dürfen sie aber ganz still und unthätig zu Hause, oder lange an Spieltischen ꝛc., oder, wie beim Lesen, Schreiben, Nähen, Sticken ꝛc. an niedrigen Tischen mit gekrümmtem Oberleibe, verschränkten Füßen ꝛc. sitzen. Immer bleibe ihnen ein gehöriges Verhältniß zwischen Ruhe und Thätigkeit, zwischen dem Aufenthalt im Zimmer und dem Genuß der freien Luft Hauptgesetz bei ihrer Schwangerschaftsdiät. —

5) mögen sie ja jeder Gemüthserschütterung und heftigen Leidenschaft ausweichen, denn jedes Zuviel darin rächt sich gerade da am schrecklichsten zugleich an der weiblichen Schönheit, und Zorn, Aerger, Schrecken, unmäßige Freude und Traurigkeit sind die gewöhnlichsten Ursachen der Fehlgeburten. Viel Kummer während der Schwangerschaft giebt kränkliche, grämliche Kinder. — Statt manche Frauen in diesem Verhältniß jenes so gefährliche Vorurtheil, das sogenannte Versehen, noch in sich nähren, sollen sie vielmehr Alles, was ihre ohnedies jetzt gespannte und verstimmte

Einbildungskraft noch mehr exaltirt oder mißstimmt; Alles, was ihnen Furcht und Schrecken einjagen und andere widrige Eindrücke auf sie machen kann, sorgfältig meiden, ihre selten unwillkührliche Lüsternheit besiegen, und ihrer grundlosen ungewöhnlichen Traurigkeit, ihres Eigensinnes, ihrer Grillen xc. durch Zerstreuungen möglichst sich entschlagen. Heiterkeit, Gleichmuth und frohe Hoffnung geleite sie durch ihre Schwangerschaftsperiode bis ins Wochenbette!

6) Im Genusse der ehelichen Liebe müssen Schwangere sehr mäßig seyn, vorzüglich in den drei ersten Monaten nach der Empfängniß, und gegen das Ende der Schwangerschaft, noch enthaltsamer, wenn sie schon vorher abortirt hatten, oder überhaupt zart organisirt sind;

7) mögen sie sich vor Schlagen, Stoßen auf den Unterleib, oder den Rücken, vor zufälligen Verwundungen, rohen Gewaltthätigkeiten xc. in Acht nehmen, willkührliches Aderlassen, kaltes Baden, Fußbäder, unzeitige Brech- und Laxirmittel, alles heimliche Selbstmediciniren, und überhaupt den Mißbrauch von Arzneien meiden, deren Bestimmung einzig dem Arzte überlassen bleibt. Zu diesem mögen sie überhaupt bei jeglichem Uebelbefinden sogleich ihre Zuflucht nehmen, nicht etwa vorerst zu den Frau Basen uud andern Hausfreundinnen. Sobald sie Rücken- und Leibweh, oder einen Blutabgang aus den Geburtstheilen verspüren, die gewöhnlichen Vorboten einer Fehlgeburt, müssen sie sofort sich lagern, an Geist und Körper sich ruhig verhalten, und sogleich ihren Hausarzt berathen;

8) sollen sie solche Orte und Gelegenheiten vermeiden, wo allerhand Gefahren ihnen drohen: das Gedränge der Menschen in Kirchen, Schauspielhäusern u. a. Schaubühnen, in Tanzsälen, auf Richtplätzen xc., das Zusammenlaufen des Pöbels auf den Straßen xc.

9) Zwischen Wachen und Schlafen müssen sie ebenfalls ein schickliches Verhältniß beobachten. Vieles Schlafen taugt für sie eben so wenig, als langes Wachen. Gleich nach Tische sich schlafen zu legen, erzeugt, zumal bei Hochschwangern,

gern, Beängstigung und schwere Träume. Mit ihrer Bettlagerung müssen sie oft wechseln, und jede Rückenlage, zumal mit über die Brust oder den Unterleib gelegten, oder über den Kopf geschlagenen Armen eben so zu vermeiden suchen, als das Krummbeugen und Anziehen der Schenkel gegen den Unterleib. Eben so wenig dürfen sie mit dem Haupte zu niedrig liegen, aber auch nicht zu hoch, am wenigsten in einer halbsitzenden Stellung. Zu viele Federbetten unter und über sich, zu schwere, wulstige machen ihnen Wallungen, Blutandrang nach oben, Schwindel und stark ermattende Schweiße. Zu hoch aufgethürmte haben, außer der Gefahr des Herausfallens, noch den Nachtheil, daß man den vermöge ihrer Leichtigkeit nach oben steigenden Ausdünstungen mehrerer Schläfer in demselben Gemach dann um so näher ist. Endlich dürfen Schwangere auch nicht mit Andern ihr Bett theilen, um im Schlafe keine Stöße ꝛc. gegen den Leib zu erleiden.

10) Bei herannahender Geburt säume keine Schwangere, ihre Hebamme oder den Geburtshelfer rufen zu lassen. Jeder Verzug kann hier für Mutter- und Kindesleben gleich gefährlich werden.

Viertes Kapitel.

Verhaltungsregeln für Kreißende und Kindbetterinnen.

Die Niederkunft einer Frau geschehe weder unvorbereitet, noch ohne Beiseyn einer wackern Hebamme, die der Gebährenden volles Zutrauen hat, und, wo möglich, in der Nähe eines geschickten Hebarztes, weder in zu heißer, noch in zu kühler Zimmertemperatur, oder im Zugwinde ꝛc., eben so wenig unter dem Zusammenlaufe unnützer Besucher. Die Kreißende entledige sich kurz vor ihrer Geburtsarbeit noch des Urins und Stuhls. Sie sey wohlgemuth, duldsam, und verarbeite gehörig ihre Wehen, nach dem Maaße ihrer Kräfte, vermeide aber dabei alles Zusammenkneifen ihrer Lippen, alles Festaufsetzen der Zähne, und vergönne sich außer dem Wehendrang die nöthige Zwischenerholung. Ist sie entbunden, und gehörig versorgt, so

lasse man alle Unsauberkeiten ꝛc. sogleich geräuschlos entfernen, und für Unterhaltung einer angemessenen Wärmetemperatur und Stille in dem Wochenzimmer sorgen.

Dieses sey nicht zu eng, mäßig erhellt, mit Vorhängen versehen, trocken, warm genug, von Geräusch möglichst entfernt. Es sollte nicht zugleich Speise-, Wasch-, Trocken-, Plätt-, Tabacks-, noch auch Arbeitszimmer zumal für übelriechende, feuchte, oder lärmende Handthierungen seyn. Alles zu nasse Fegen desselben muß einstweilen unterbleiben. Zum Brennen des Nachtlichts dient vorzugsweise feines, oder raffinirtes Oel, das nicht dampfen darf ꝛc.

Die Kindbetterin vermeide jeden plötzlichen Luftwechsel, und beim ersten Austritt aus der Stube die kalte, feuchte Atmosphäre der Speisekammern, Gewölbe oder Keller, so wie beim ersten Ausgang aus dem Hause die dumpfige Kirchenluft, die rauhe Morgen- und Abendluft, und überhaupt jede zu kalte, stürmische Witterung noch eben so sehr, als eine zu schwüle Sommerhitze! —

Als Kreißende muß sie zweckmäßig gekleidet seyn! Nichts darf eng anliegen. Halsbinden, Strumpfbänder ꝛc. fallen weg. Die leidige Gewohnheit, sich den Hals binden zu lassen, um keinen Kropf zu bekommen, erzeugt gerade diesen bei starken Geburtsanstrengungen am ersten. Lieber mag sie sich bei jeder Wehe den Kopf mäßig gegen die Brust hinabgebogen, fest halten lassen.

Als Neuentbundene lasse sie sich eine Leibbinde, oder ein breites Handtuch sogleich, aber nicht zu fest, um den Leib anlegen. Ihre Kleidung sey weder zu warm, noch zu leicht, nirgends drückend, bei fleißigem, vorsichtigem Wechsel immer reinlich und einfach. Brust, Unterleib und Füße müssen vorzüglich warm gehalten werden, und vertragen jetzt noch weniger Kleiderzwang. Alle Kopfbedeckung muß leicht seyn, oder ist ganz entbehrlich.

Während des Kreißens bedarf die Mutter größtentheils keiner Nahrung. Bei tagelanger Geburtsverzögerung aber reiche man ihr leichte Fleischsuppen ꝛc., zum Getränke schwache

Mandelmilch ꝛc., wechselsweise auch wohl eine Tasse Kamillenthee ꝛc. Geistige Getränke ꝛc. darf nur der Arzt verordnen. Als Kindbetterin muß sie in den ersten Tagen nur reizlose, weder stark nährende noch erhitzende Kost genießen in kleinen, aber mehrmaligen Gaben; die Wirkung der ersten bleibt der beste Maaßstab für alle folgende. Die hier und da noch üblichen, mehr schädlichen als nützlichen Wochenkraftsuppen sollten jetzt ganz wegbleiben. Eine etwa nöthige nahrhaftere, reizendere Diät kann nur der Hausarzt bestimmen.

Vom fünften oder sechsten Wochentage an kann die Kindbetterin nach und nach von flüssigen zu leicht verdaulichen, festern und nahrhaftern Speisen, von ihren bisher mehr wäßrigen Getränken zu etwas gutem Bier oder altem Wein, vom Ende der zweiten Woche an aber schrittweise zu ihrer gewöhnlichen Kost in getheilten Portionen und mit den gehörigen Modificationen für sie, als selbstsäugende Mutter, wieder übergehen.

In der Regel mag sie die ersten acht Tage nach ihrer Niederkunft im Bette noch bleiben, sodann anfänglich nur eine Stunde auf einem bequemen Armsessel aufsitzen, allmählig etwas länger, und einige Bewegung im Zimmer versuchen nach ihrem Kräfteverhältniß, doch ohne sich zu erkälten, noch abzumüden.

Erst im Anfange der sechsten Woche darf sie, warmgekleidet, auf kurze Zeit einige leichte, bewegliche Hausgeschäfte treiben, muß sich aber immer noch vor allen schnellen Wendungen des Leibes, vor Bücken, Ueberstichgreifen, Vorwärtsstoßen, und langem Stehen eben so hüten, als vor anhaltendem Sitzen, vor jeder schiefen, gezwungenen Stellung, und allen den Arbeiten, wobei der Unterleib gepreßt, oder die Kräfte überhaupt unverhältnißmäßig angestrengt werden.

Selbst nach der sechsten Woche muß sie sich noch auf alle Art schonen, und vor ihrem ersten Kirchgange sich bei günstigem Wetter mehreremal mäßige Bewegung im Freien machen.

Man sey jegliche Geistesanstrengung, jede Gemüthsbeunruhigung: Verdruß, Aerger, Zorn, Schrecken rc., wozu ihre jetzige hohe Empfindlichkeit sie ohnedies leicht stimmt! Deshalb muß man ihr körperliche Mißbildungen ihres Kindes Anfangs ganz verschweigen, und sie späterhin erst gehörig darauf vorbereiten, aber ihr auch keine Veranlassung geben zu überraschenden Freuden, zu übermäßigem Entzücken u. s. w.

Die Bettstelle für das Wochenlager sey geräumig genug, fest, reinlich, weder aus stark riechendem Holze, noch auch mit Oelfarben neu angestrichen. An ihren Stollen sey eine feste Handhabe, woran die Wöchnerin sich bequem aufrichten und festhalten kann. Die dunkelgrünen, grauen oder blauen Bettvorhänge seyen nicht zu dicht. Für den Sommer ist eine gute Matratze und durchnähte baumwollene Decke den zu schweren, oder warmen Federbetten vorzuziehen. Da, wo der Unterleib hin zu liegen kommt, lasse man ein vierfaches, in Linnen eingeschlagenes wollenes Tuch legen zum Auffangen der Wochenreinigung. So vorbereitet wird das Wochenbett weder zu nahe an eine Wand, noch zunächst dem Ofen, dem Fenster, oder der Thür, noch auch in einem sogenannten Alkoven rc., am besten mit dem Kopftheil hinter das Licht aufgestellt.

Sobald die Neuentbundene gereinigt und bekleidet ist, wird sie, vor jeder Zugluft durch geschlossene Thüren und Fenster geschützt, in einer mehr sitzenden Lage ins Bett getragen, und in gerader Richtung mit nur wenig erhöhtem Kopfe hineingelegt und zugedeckt. Hier bleibt sie die ersten acht Tage mehr auf dem Rücken liegen. Beim hellen Sonnenschein ziehe man die Fenstervorhänge und Bettgardinen vor, schlage sie aber bei mäßigem Lichte und des Nachts zurück.

Ruhe ist nun das dringendste Bedürfniß für die Mutter; man vergönne sie ihr doch ja unter der Obhut einer wachsamen Hebamme, und lasse sie einige Stunden schlafen. Nachher lasse man die untergelegten Tücher im Bette mit frischen und durchwärmten so oft, als es nöthig ist, wechse-

sein, und sorge überhaupt für fleißige, aber vorsichtige Erneuerung auch der übrigen Bett- und Leibwäsche. Möglichste Stille umgebe die Kindbetterin immer, am wenigsten lasse sie sich durch die üblichen Wochenbesuche ihre Ruhe und Gesundheit verkümmern!

Dem physischen Geschlechtsgenuß darf sie sich nicht eher überlassen, als bei vollem Ersatz der Kräfte.

Fünftes Kapitel.

Verhaltungsregeln für säugende Mütter.

Nie, geschweige während der Schwangerschaft und des Säugens, dürfen die weiblichen Brüste durch Kleidungsstücke in ihrer Ausdehnung und Füllung gehindert, noch auch dem Winde, der Nässe und der Kälte blosgestellt, aber eben so wenig in unnützes Pelzwerk, Baumwolle, Federkißchen rc. eingehüllt werden. Sie erfordern schon bei Schwangern eine besondere, genaue Untersuchung und etwaige Vorbereitung zu ihrem nächsten Berufsgeschäfte, welche der Hebamme unter der Aufsicht des Hausarztes anvertraut bleibt. Die Brüste einer gesunden Wöchnerin bedürfen indeß keiner künstlichen Behandlung. Sie seyen blos mit einem Linnen gegen die unmittelbare Berührung kalter Luft verwahrt.

Darf oder kann eine Mutter ihr Kind nicht selbst stillen, so hüte sie sich, durch irgend ein Mittel die Milchabsonderung plötzlich zu unterdrücken! Sie beobachte vielmehr eine etwas strenge, nicht sehr nahrhafte Diät, halte die Brüste kühler, und überlasse deren übrige alleinige Besorgung ihrem Hausarzte!

Als selbstsäugende Mutter aber lege sie, durch ihren ersten Schlaf erquickt, das Kind bald, höchstens acht bis zwölf Stunden nach der Niederkunft an, sehe an der Bewegung seines Kehlkopfes, ob es wirklich Milch schlucke, und, kann es die an sich wohlgeformte Brustwarze nicht recht fassen, so drücke sie es etwas fester an sich, ohne doch seine Nase zu verschließen.

Sie reiche ihm bald die eine, bald die andere Brust, ohne es doch mit der Warze im Munde einschlafen zu lassen, weil es sonst zu viel Luft verschlucken würde.

Den anfänglich milcharmen, oder noch ganz milchleeren, so wie jeglichen krankhaften Zustand der Brüste und ihrer Warzen entdecke sie zeitig genug dem Arzte. Bei Mangel oder Abnahme des Milchvorraths setze sie, wenn alle Kunstmittel fruchtlos sind, ihren Säugling lieber ab. Bei zu reichlichem Milchzufluß muß eine schwächliche Frau ihren Arzt zu Rathe ziehen, eine starke, gesunde aber unter diesen Umständen die Brüste mehr kühl, als zu warm halten, alles Reiben, Waschen, Befühlen derselben unterlassen, das Kind nicht zu oft anlegen, und sich etwas kasteien. Jedesmal, sobald sie sich gefüllt haben, drücke sie solche gelinde in allen Punkten zusammen, und lasse die Milch ein anderes gesundes Kind aussaugen, oder durch Zuggläser ausleeren. Dies geschehe auch bei anfangs schon zu sehr gespannten, angelaufenen, allzumilchreichen Brüsten. Ihre Milch muß perlweiß aussehen, ganz gleichförmig, weder zu flüssig, noch zu dicklich, sehr auflöslich im Wasser, ohne, oder doch von keinem auffallenden Geruch, von ganz mildem, reinem Milchgeschmack, und so bland seyn, daß das Auge einen hineingefallenen Tropfen davon ohne Schmerz vertragen kann. Vom Nagel muß sie langsam abfließen und ein wenig ankleben, im Wasser ein Wölkchen bilden, und, 24 Stunden an einem temperirten Orte gestanden, sich nicht von selbst scheiden. Keine Milch verändert sich aber in den Brüsten mehr, als die Frauenmilch. Allgemein bekannt ist's, wie schnell dies durch Nahrungs- und Arzneimittel, durch Krankheiten, und zumal durch heftige Affecte geschieht. So verliert sie offenbar an ihrer Güte durch den Genuß saurer, scharfer, schwer verdaulicher Speisen, den die Säugende sich erlaubt; von ungewohnt reichlicherer, besserer Kost, zumal bei jetzt mehr müßiger, sitzender Lebensart, wird die Ammenmilch zu fett, sieht dann wie Oel aus, und setzt beim längern Stehen einen dicken Rahm; von bittern Arzneien wird sie

bitter, von Abführungsmitteln, welche die Mutter nimmt, laxirend für das Kind. Milch von hysterischen Weibern fällt des Morgens ganz wasserhell und so dünn, wie Molke, kurz darauf so klebrig, wie Eiweiß aus. Milch von jähzornigen Müttern ist für ihre Säuglinge ein wahres Gift. Man hat auch Beispiele von farbiger oder blutstreifiger Milch. Alle dergleichen kranke, verdächtige Milch darf das Kind durchaus nicht bekommen.

In den ersten Tagen nach der Geburt muß es, weil die an sich gesunde Milch noch wenig nährend, und ihr Vorrath oft noch klein ist, alle zwei bis drei Stunden angelegt, aber etwa nach vier bis fünf Wochen an eine gewisse Tagesordnung im Trinken gewöhnt werden. Nach einem halben Jahre muß es von dem Nachttrinken sich nach und nach entwöhnen, wenn es auch einige Nächte hindurch schreien sollte. Es darf nie aus einer Brust allein trinken, lieber versage ihm die Mutter diese, bis es der Hunger zwingt, auch die andere anzunehmen. Uebrigens lege sie es nicht eher an, als nach ihrem fast vollbrachten Verdauungsgeschäft, eben so wenig sogleich nach einem heftigen Zorne, Aerger, Kummer oder Schrecken, nicht einmal nach einer plötzlichen Freude oder sonstigen starken Aufregung, eben so wenig nach Erhitzung und Anstrengung des Körpers, auch nur selten an die etwa kranke Brust. Im Durchschnitt sauge das Kind acht bis neun Monate, ein schwächeres oder kränklicheres, bei übrigens gesunder Milch und bei bestehendem Wohlseyn der Säugenden, länger als ein stärkeres oder gesundes, bis die ersten Schneidezähne hervorgekeimt sind. Es darf nicht plötzlich, sondern nur nach und nach entwöhnt, aber einmal entwöhnt, auch nicht wieder angelegt werden. Früher geschehe das Entwöhnen bei wieder eingetretener Schwangerschaft, um Fehlgeburten zu verhüten, und bei neu erschienenem Monatsflusse der Mutter; das Kind werde gar nicht gestillt bei unverbesserlich schlechter, zur Nahrung des Kindes ganz untauglicher Milch, bei gefährlichen oder ansteckenden Krankheiten der Mutter oder Amme, bei erblicher

Anlage beiden zur Schwindsucht, Gicht, fallenden Sucht, zu Scropheln, Wahnsinn rc., oder schon wirklichem Kranksein an diesen Uebeln, bei andauerndem Kreuzweh, bei zu sehr überhandnehmender Entkräftung und Abmagerung, bei Neigung zu Krämpfen und andern Nervenbeschwerden, im spätern Alter zumal der zum erstenmal Entbundenen, bei allgemeiner Körperschwäche, bei bedeutenden hitzigen Krankheiten, Fiebern, Entzündungen rc. der Säugenden, bei örtlichen Fehlern und Krankheiten der Brüste und ihrer Warzen, bei einer ansteckenden Krankheit des Kindes selbst, und beim natürlichen Abscheu desselben vor seiner Mutter Milch. Unter diesen letzten Umständen muß es entweder ganz entwöhnt und an eine Ammenbrust gelegt werden, wenn es anders diese annimmt, oder vollends künstlich aufgefüttert werden. Die Mutter kann indeß eine Zeitlang ein anderes Kind an sich trinken lassen, bis ihr eigenes zum Saugen an ihrer Brust wieder Lust bekommt. Muß eine zärtliche Mutter ihrem Kinde die eigene Brust versagen, so mag sie, statt solches einer Amme aufs Gerathewohl anzuvertrauen, und, wenn sie diese nicht unter genauer, beständiger Aufsicht halten kann, in der **Selbstauferziehung** ihres Lieblings mit anderer Kost (s. unten), möglichsten Ersatz für jene ihr nur zu fühlbare Entsagung finden. —

Als selbststillende Mutter muß sie ferner folgende Lebensregeln genau beobachten:

1) unter Vermeidung aller Diätfehler halte sie sich an leicht verdauliche, nahrhafte Speisen und Getränke, trinke ein gutes, reines Braunbier, zwischendurch ein leichtes Warmbier, und zuweilen etwas ächten alten Wein, aber keine gebrannten Wasser rc. Von zu gewürzhaften, salzigen, stark geräucherten Speisen muß sie sich eben so sehr enthalten, als von zu wäßriger, fader, sehr fetter, saurer, oder stark blähender Kost. — Pflanzenspeisen geben in der Regel mehr Milch. Leidet der Säugling an Stuhlverstopfung, so esse sie eingemachte Früchte, bei Durchfall desselben schleimige Dinge; hat er Krämpfe, so trinke sie Kamillenthee rc.;

2) ist ihr mäßige Bewegung im Hause, tägliches Spazierengehen und Fahren bei günstiger Witterung, Aufenthalt in Gärten, oder auf dem Lande äußerst ersprießlich. Nur mit großer Mäßigung darf sie sich den Tanz erlauben, alle heftige Anstrengung, Erhitzungen und Erkältungen muß sie dagegen ganz vermeiden;

3) hüte sie sich vor jeder Art von heftiger Gemüthsbewegung; war diese unvermeidlich, so lasse sie wenigstens ihr Kind nicht sogleich, sondern erst sechs oder mehrere Stunden darauf bei völliger Ruhe wieder an sich trinken, und indeß die Milch künstlich ausziehen;

4) suche sie durch frühzeitiges Gewöhnen ihres Säuglings an zeit- und ordnungsgemäße Pflege, an seltneres Schlafen bei Tage, sich ihren Nachtschlaf möglichst ungestört zu erhalten, statt ihn durch ungeregelte oder zu ängstliche Muttersorgen zu verkürzen, und noch mehr zu beunruhigen, als er an sich es schon ist.

5) Beim Säugen entblöße sie ihren Busen, zumal im Freien bei kühler, rauher Luft, nicht zu sehr, am wenigsten setze sie sich einem Zugwinde aus.

6) Das Verhalten kurz vor, bei und nach dem Entwöhnen muß der Arzt reguliren. Gar sehr werden Mütter diesen Wechsel sich und ihrem Kinde erleichtern, wenn sie solches schon früher nebenbei an andere leichte, gesunde Kindernahrung gewöhnen.

Eine ausführlichere Belehrung über das zweckmäßige Verhalten der Schwangern, Kreißenden und Kindbetterinnen giebt Struve in seiner Schrift: Wie können Schwangere sich gesund erhalten und eine frohe Niederkunft erwarten? nebst Verhaltungsregeln für Wöchnerinnen. Hannover 1800. und J. C. G. Jörg in seiner Ilithyia, oder diätet. Belehrung für Schwangere, Gebährende und Wöchnerinnen; in zehn Vorlesungen. Leipzig 1809. 8. Zweite verbess. u. mit einer Anleit. zur ersten phys. Erziehung der Kinder vermehrte Auflage. Leipzig 1822. 8.

Sechstes Kapitel.

Verhaltungsregeln für Hebammen in ihrem Berufe.

In katholischen Ländern ist den Pfarrern aufgegeben, die Hebammen in Allem zu unterweisen, was das Seelenheil der Leibesfrüchte und der Kreißenden betrifft. Dies aber steht mit deren Leben oft in sehr naher Verbindung, und dennoch lassen sich hier manche Hebammen so viele Versäumnisse und grobe Fehler in ihrem Berufe zu Schulden kommen, welche manchem Kinde und mancher Mutter Gesundheit und Leben kosten, daß es wohl nützlich ja nothwendig wäre, diese Weiber durch ihre Seelsorger bei Gelegenheit obigen Unterrichts gegen dergleichen gefährliche Pflichtwidrigkeiten zugleich mit warnen zu lassen.

Eine Hebamme verdient wahrlich alle Aufmerksamkeit, denn ihren Händen vertraut man ja das Wohl der Gebährerinnen und ihrer Leibesfrüchte! — Der geringste Fehler, den sie entweder aus Unwissenheit, oder Nachlässigkeit, oder aus abscheulicher Gewissenlosigkeit begeht, kann dem Staate einen nützlichen Bürger, dem Manne seine Gattin, den Kindern eine Mutter entreißen. Leider findet man unter ihnen noch so manche rohe und abergläubige Ignorantinnen, die besser zu Viehmägden, als zu Geburtshelferinnen taugten! Sieht man, wie so viele den niedrigsten Leidenschaften fröhnen, so muß man schaudern, und zittern für jene Mütter, die sich und ihre Kinder solchen unwissenden, unmoralischen Geschöpfen Preis geben müssen! — Ihre Unthaten sind um so schrecklicher, weil sie im Stillen verübt werden, und der Mord oft unerkannt und ungestraft bleibt.

Man gehe also ja bei der Wahl einer Person zur Hebamme äußerst vorsichtig und gewissenhaft zu Werke, und der Geistliche verwende sich für keine, die nicht folgende Eigenschaften hat:

Sie muß einen gesunden Menschenverstand, genug Geistesgegenwart, einen geprüften rein sittlichen Charakter, und wahre Religiosität besitzen. In ihrem Fache muß sie wohl

unterrichtet, und nicht unerfahren seyn. Sie sey sanft, duldsam, theilnehmend, friedlich, ehrbar, verschwiegen, mäßig und immer nüchtern! Sie muß noch in ihrem besten Alter, und von gesunder, kräftiger Leibeskonstitution seyn, um die Beschwerden ihres Standes ertragen zu können. Für ihre geburtshülflichen Handreichungen muß sie aber auch wohlgeformte, gelenkige Glieder und weiche, schmale Hände mit feinfühlenden Fingern haben. —

Aber leider wird der Dienst unserer Hebammen hier und da noch von dem gemeinen Manne für so verächtlich angesehen; für ihren Lebensunterhalt ist zum Theil noch so schlecht gesorgt, daß redliche und verständige Frauen sich selten einem so heilsamen Geschäfte widmen wollen. Nur arme, verlassene Personen zwingt ihre kümmerliche Lage, ohne allen innern Beruf dazu, ein solches Unterkommen zu suchen. So lange mancher Staat seine Hebammen nicht besser besoldet, werden sich immer wenigere fähige Lehrtöchter in unsern Schulen für diese Bestimmung bilden lassen.

Jeder neu anzustellenden Hebamme muß der Ortsgeistliche folgende Verhaltungsregeln einschärfen:

1) Sobald dieselbe zu einer Kreißenden gerufen wird, ist sie verpflichtet, alsobald zu ihr zu gehen.

2) Statt das Gemüth der ohnedies vielleicht geängsteten Kreißenden durch Erzählung schwieriger und gefährlicher Entbindungsgeschichten noch mehr zu schrecken, muntere sie vielmehr solche zur Geduld und Standhaftigkeit auf, und tröste sie mit der Hoffnung einer baldigen glücklichen Niederkunft.

3) Sie enthalte sich des Gebrauchs abergläubiger Mittel, welche in der thörichten Absicht, die Geburt zu beschleunigen, und von Mutter und Kind allerlei Unglück zu entfernen, hier und da noch angewendet werden.

4) Sobald sie eine schwere Entbindung vermuthet, oder wenn gefährliche Zufälle sich während derselben einstellen, so lasse sie, ohne eben der Kreißenden die Gefahr merken zu lassen, sogleich einen Geburtshelfer holen. Leider aber suchen

eitle, überkling sich dünkende junge und alte Hebammen nicht eher den Beistand desselben, bis die Gefahr für Mutter und Kind aufs höchste gestiegen ist, und sie allerhand zwecklose, oft gefährliche Selbstversuche erst erschöpft haben, wodurch die Noth nur vergrößert, und eine solche Störung im Geburtsakte bewirkt wird, daß bei der endlichen Dazwischenkunft des Geburtshelfers das Kind insgemein schon abgestorben ist, und die Frau in der größten Todesgefahr schwebt. Dieser Fall kann auch eintreten, wenn die Hebamme sich durch die Furcht der Kreißenden vor dem Arzt, oder durch die Indolenz und den Geiz des Ehemannes abhalten läßt, in dringender Noth Hülfe zu verlangen.

5) Nach der Geburt darf sie es nicht sogleich der Mutter ankündigen, ob ihr Kind ein Knabe, oder Mädchen sey; denn solche unzeitige Nachrichten können der geschwächten Mutter schaden, weil diese darüber bald eine unmäßige Freude, bald eine große Trauer empfindet. Brächte das Kind einen Bildungsfehler mit, wäre es ein Monstrum, oder bloßer Fleischklumpen, eine Mola ꝛc., so hüte sie sich ja, der Neuentbundenen durch Worte oder Mienen dies zu verrathen; sie schaffe bald das Geborne auf die Seite, um es genauer zu untersuchen, und zeige den Vorfall dem Geistlichen an, um dessen weitere Belehrung zu erwarten.

6) Kommt ein Kind scheintodt zur Welt, so wende sie (oder der Geburtshelfer ꝛc.) schleunigst die vorgeschriebenen Belebungsversuche (s. unten) mit aller Sorgfalt und Beharrlichkeit an, lege aber, nach stundenlangen fruchtlos fortgesetzten Bemühungen, das Kind nicht sogleich unbedeckt an einen kalten Ort, denn dergleichen todtscheinende Kinder können, wie Beispiele beweisen, noch nach einigen Stunden von selbst wieder erwachen. Sie wickle es vielmehr in warme Tücher, bette es warm, und sehe oft nach, ob sich Spuren des Lebens zeigen, bis offenbare Fäulniß eintritt;

7) belehre sie die Kindbetterin über ihr nunmehriges Verhalten gegen sich und gegen ihren Säugling (s. oben), der wenigstens im ersten Lebensjahre weder bei seiner Mutter,

noch bei Andern zur Nachtzeit im Bette liegen darf; auch deshalb, weil man Beispiele weiß, daß kleine Kinder erstickten, oder von ihren eignen Eltern im Schlafe erdrückt, mit Füßen getreten, oder zum Bette hinausgeworfen wurden. Dem Manne und Hausgesinde empfehle sie dringend alle Schonung der Wöchnerin, und Bewahrung ihres Gemüths vor schädlichen Eindrücken, menge sich aber nicht in deren oder des Kindes etwa nöthige ärztliche Behandlung.

8) Sollte die Kreißende in der Geburtsarbeit unentbunden sterben, so lasse sie schleunigst den nächsten Geburtshelfer rufen, damit das oft noch lebende Kind von ihm künstlich entbunden, und, etwa nur scheintodt, vom wirklichen Tode gerettet werde. — Ueberhaupt darf keine verstorbene Hochschwangere unentbunden begraben werden: so will es das Gesetz in jeglichem Lande. —

9) Wäre das neugeborne Kind schwächlich, so bestelle die Hebamme bei dem Ortsgeistlichen die Nothtaufe desselben, oder taufe es selbst, was ihr bei den Protestanten wohl gestattet ist.

10) Zur Kirchentaufe möge sie das Kind warm kleiden und betten, es auf dem Hin- und Herwege wohl hüten, und alle unnöthige Zwischeneinkehr vermeiden.

11) Bei den gewöhnlichen Taufschmausereien darf sie sich nicht im Trunk übernehmen, und dadurch zu ihren Dienstpflichten etwa unbrauchbar machen.

12) Bei Aussagen vor Gericht, wo zuweilen ihr Zeugniß auf das Urtheil des Richters Einfluß haben kann, folge sie allein ihrem Gewissen, und lasse durch keinerlei Gewinn sich bestechen, Unwahrheit zu sprechen, oder die Wahrheit zu verheimlichen.

Siebentes Kapitel.

Verhaltungsregeln bei der Kindertaufe.

Bekanntlich ist es alter kirchlicher Gebrauch, die Neugebornen in den ersten Tagen nach ihrer Geburt zur Taufe in die Kirche zu bringen. Indeß sollte man, wie es gesetzlich auch geboten ist, schwächliche oder kranke Kinder davon ausschließen. Dessen ungeachtet wird diese wohlthätige Einschränkung hier und da auf dem Lande weniger benutzt, als in den Städten, wo vielmehr fast alle Kirchentaufen jetzt außer Gebrauch sind. Dagegen eilt man auf den Dörfern mit dem neugebornen Kindlein schon am zweiten, dritten Tage, es mag nun gesund oder krank, kräftig oder schwächlich seyn, in jeder Witterung wohl stundenweit zur Kirche, wo es so vielerlei dem schwachen Leben drohenden Gefahren blosgestellt wird. Wie Manche haben auf diese Art an der Schwelle zum Eintritt in die Christengemeine ihren Tod gefunden! Aber, wenn auch das Kind noch so gesund und kräftig wäre, so kann dies heroische spartanische Verfahren für das zarte, an stets gleiche Wärme im Mutterschooße gewöhnte Geschöpf keineswegs gleichgiltig und gefahrlos seyn, wäre dasselbe auch noch so sorgsam in Kissen und Betten eingehüllt! — Indeß glauben die Weiber es vor allen Unfällen am sichersten zu schützen, wenn sie nach der Taufe sogleich mit ihm in das nächste Wirthshaus eilen, und es, halb erstarrt, hinter einem glühenden Ofen wieder erwärmen. Hat sich dann die Taufgesellschaft gehörig gelabt, wohl gar im Trunk übernommen, so schleppt sie das glühend heiße Kind durch Wind und Wetter wieder nach Hause, um es zum zweitenmal halb erfroren, in einer tüchtig geheizten Wochenstube bald wieder aufzuthauen. So hat dasselbe auf dieser kurzen Reise den größten Wechsel der Temperatur vom Frost- bis zum Siedpunkte des Wassers erdulden müssen, einen Wechsel, welchem der stärkste Mann nicht immer unbeschadet seiner Gesundheit gewachsen ist. — Wie daneben manche andere gefährliche Nachlässigkeiten sich die Weiber auf dem Lande gelegentlich bei ihren Taufreisen zu

Schulden kommen lassen, beweist folgende Geschichte, die sich im Münsterschen ein paarmal zutrug: Als bei einem heftigen Frost und tiefen Schnee ein getauftes Kind wieder nach Hause gefahren wurde, glitschte es aus seinem, von der entschlummerten Hebamme nicht gehörig gehüteten Bettchen vom Wagen herab in den Schnee, ehe man den Verlust bemerkte. Beim nachmaligen Suchen fand sich der verlorne Sohn im Schnee wieder. —

Eben so wird das Gesundheitswohl des kleinen Täuflings bei der Taufhandlung selbst nicht wenig hier und da noch gefährdet durch das Begießen seines zum Theil noch häutigen, dünnen, haarlosen Hauptes im hohen Winter mit dem eiskalten Wasser aus dem Taufbecken, welches die heftigste, bald plötzlich tödtende, bald zu künftigen Nervenübeln disponirende Hirnerschütterung bewirken muß.

Auch an heißen Sommertagen muß das Taufen des stark ausdünstenden Kindeskopfs mit kaltem Wasser sehr nachtheilig seyn, so wie schon das Entblößen desselben in der kühlen Kirche, und noch dazu über einem Taufsteine, der oft an feuchten Orten in der Kirche, unter dem Thurme, oder zwischen mehrern offenen Thüren im Luftzuge steht, leicht zu Erkältungen Anlaß geben kann.

Deshalb sollte den Hebammen und Ehegatten anbefohlen werden:

1) dem Pfarrer sogleich von dem schwächlichen, kranken Kinde eine Anzeige zu machen, damit dieser es bei Zeiten im Hause taufe;

2) müßte es sich der Pfarrer zur Pflicht machen, im strengen Winter, bei tiefem Schnee oder Glatteis, und überhaupt bei rauher, stürmischer Witterung, alle Neugebornen im Hause zu taufen, da ja jeder bettlägrige Kranker die Hauscommunion fordern kann;

3) sollte das Taufwasser nicht allein im Winter, sondern auch im heißen Sommer mäßig erwärmt seyn, und der Taufakt außer allem Zugwinde vorgenommen werden.

Es fragt sich nun aber: sind auch unzeitige Kinder und Mißgeburten zu taufen? Theologen sowohl, als Rechtsgelehrte machten vormals zwischen beseelten und unbeseelten Leibesfrüchten einen Unterschied, und bestimmten hienach die Strafe des erzwungenen Abortirens. Sie glaubten nämlich, daß die menschliche Frucht erst mit 60 Tagen, oder spätestens in der Hälfte der Schwangerschaft zu leben anfange. Dagegen gilt es aber jetzt allgemein, daß sie vom Anfang der Empfängniß an als belebt angesehn werden müsse, weil sie sonst sich nicht entwickeln kann. Daneben nimmt man an, daß der Fruchtkeim des künftigen Menschen mit dem Momente des Belebtwerdens auch zugleich beseelt werde. Nach dieser Annahme fragt sich nun, wenigstens dem katholischen Lehrbegriff zur Folge, nicht mehr, ob man eine früher abgehende Frucht wenigstens sub conditione taufen dürfe, oder nicht, wenn sie auch ohne sichtbare Lebenszeichen zur Welt kommen sollte, sie müßte denn schon in Fäulniß übergegangen seyn. Ob ganz kleine Embryonen getauft werden müssen? entscheiden die kirchlichen Gesetze eines jeden katholischen Landes. Rathsam wäre es dann, den Fötus noch in seinen Häuten zu taufen, mit denen er unter diesen Umständen gewöhnlich zugleich geboren wird, weil sonst das Zerreißen derselben, der dadurch bezweckte Abfluß des Fruchtwassers und das Eindringen der Luft den Tod des Kindes beschleunigen kann. —

Stirbt eine Frau nach dem sechsten Monat ihrer Schwangerschaft, so müßte der Hausarzt erst von dem absoluten Tode der Mutter überzeugt seyn, bevor er den sogenannten Kaiserschnitt, oder die Hysterotomie unternehmen wollte, um das etwa noch lebende Kind zu retten. Da sich aber dies nicht in jedem Falle bestimmen läßt, und doch daran liegt, die Frucht sobald wie möglich künstlich zu entfernen, so dürfte der Arzt am sichersten gehen, wenn er die abgeschiedene Hochschwangere nicht durch den Schnitt, sondern durch die natürlichen Geburtswege künstlich entbände, sobald dies der Grad der Schwangerschaft zuläßt. Das Kind stirbt dadurch nicht eher; es kann ebensobald getauft werden, weil an der

Zeit nichts verloren geht; und — die Mutter mag wirklich oder scheinbar todt seyn, so erleidet sie dadurch so wenig Nachtheil, daß sie vielmehr durch den mechanischen Reiz der manipulirenden Hand des Geburtshelfers vielleicht zum Leben wieder erweckt werden kann, wie Beispiele bestätigen. —

Ob man Mißgeburten taufen müsse? ist eine andere Frage. Nach dem bey Katholiken geltenden Lehrsatz, daß die Taufe zur Seligkeit unbedingt nothwendig sey, kann allerdings jedes lebende Geschöpf, das durch menschliche Paarung gezeugt worden ist, seine Bildung mag auch noch so fehlerhaft seyn, auf die Taufe Anspruch machen, und wenigstens sub conditione getauft werden.

Die evangelisch-protestantische Kirche hat bekanntlich in Ansehung des Taufens der Früh- und Mißgeburten mit der katholischen nicht gleiche Grundsätze. Wir sehen deren Taufe für zwecklos an, weil diese nur das Eigenthum lebensfähiger, und nicht blos belebter Kinder ist. Die Fähigkeit, nach der Geburt fortleben zu können, giebt nach unserm Lehrbegriff allein dem Kinde ein Recht auf bürgerliche Vortheile und zur Aufnahme unter die übrigen Christen, folglich zur Taufe. Dagegen kann die physische Belebung, die mit dem Augenblick der Zeugung eintritt, weder das eine, noch das andere geben. — Indeß dies zu entscheiden, gehört nicht hieher; eben so wenig: ob man zweiköpfige Mißgeburten doppelt taufen müsse? Darüber können nur geistliche Oberbehörden den Ausspruch thun.

Bei Molen, oder sogenannten Mondkälbern, jenen leblosen Fleischmassen, die nichts anders sind, als eine krankhaft fortgesetzte Vegetation der Nachgeburtstheile, und keinen Menschenfruchtkeim enthalten, fällt aller Endzweck der Taufe weg.

Alles, was der katholische Seelsorger hier zu beobachten hat, ist: daß er die Hebamme genau nachsehen läßt, — keine Frühgeburt mit einer Mola zu verwechseln, und etwa einen vermeintlichen Blut- oder Fleischklumpen wegzuwerfen, der, sorgfältig untersucht, einen vielleicht noch lebenden Menschen-

anhero einschließt. — Auch giebt's wohl noch finstere Gegenden, wo man dergleichen Molen Wechselbälge nennt, diese als ein Machwerk des Teufels ansieht, und was dergleichen Unsinn mehr ist. Pflicht des Seelsorgers ist's, die traurigen Folgen dieses Aberglaubens für die schwachen Kindbetterinnen zu verhüten, und den Wahn selbst ganz auszurotten.

Achtes Kapitel.

Diätetische Verhaltungsregeln bei der physischen Jugend-Erziehung.

Die ganze Erziehungslehre läßt sich auf folgenden einfachen Grundsatz zurückführen: Man erziehe die Kinder zu gesunden Menschen, und suche in ihrem gesunden Leibe eine gesunde Seele zu bewahren!

Mit der körperlichen Constitution und deren Ausbildung steht die moralische in genauer Verbindung. Schwache, kränkliche Kinder haben zu mancherlei bösen Neigungen und Leidenschaften mehr Anlage: sie sind träg, grämlich, eigensinnig, neidisch, zornig und sinnlich. Gesunde, starke Kinder dagegen sind insgemein freundlich, folgsam, verträglich, thätig, und sinken nicht leicht in unnatürliche Wollust.

Um also mit Erfolg die moralische Bildung der Jugend zu unternehmen, darf man keineswegs deren körperliche Erziehung versäumen, sondern muß sie genau nach den einfachen, naturgemäßen Gesetzen einer vernünftigen Diätetik anordnen, wozu thätige Seelsorger nicht wenig mitwirken können. Wie schon das ungeborne Kind physisch zu erziehen sey, lehrten die obigen Verhaltungsregeln für schwangere Frauen.

Das ebengeborne Kind lasse man in ein mäßig warmes Wasserbad bringen, um es von seinem weißen, käsigen Hautüberzuge rein zu waschen, aber es ja nicht etwa in einem zu warmen verbrühen, noch auch, nach Russischer Volkssitte, es frühzeitig abhärten zu wollen, sogleich nach der Geburt in kaltem Wasser baden, welcher plötzliche Uebergang aus einer Wärme von 96° Fahr., worin es 9 — 10 Monate lang im Mutterleibe vegetirte, zu der im kalten Bade

von 82° ihm geradezu lebensgefährlich werden müsse. Zugleich lasse man einen Sachkundigen genau nachsehen, ob es in seinen äußerlichen Theilen ganz regelmäßig organisirt sey, und etwaige Mißbildungen derselben bei Zeiten noch zu heben. Nach dem Bade wird es sorgfältig abgetrocknet, eingekleidet und gebettet, vor Kälte und Hitze gleich gut verwahrt, und nur allmählig an eine niedrigere Temperatur gewöhnt.

In dem ersten Lebensjahre ist die Muttermilch seine einfachste und ihm angemessenste Nahrung. Die Mutter lege es also, nachdem sie sich von der Geburtsarbeit erholt hat, sogleich an ihre Brust, um nicht nur seinen Darmkanal von dessen mißfarbigem Unrathe, dem sogenannten Kindspech, durch ihre erste, gelind laxirende Milch (das Colostrum) zu reinigen, sondern es auch frühzeitig ans Saugen zu gewöhnen, zugleich aber hierdurch die Milchbildung und Absonderung zu erleichtern. Sie reiche ihrem Säugling in den ersten drei Lebensmonaten am Tage wenigstens alle 2 — 3 und des Nachts alle 5 — 6 Stunden die Brust, oder überhaupt wenn er erwacht, und gewöhne ihn zeitig an eine gewisse Tagesordnung im Trinken. Ist sie zu milcharm, um ihr Kind allein hinreichend zu ernähren, so füttere sie es einigemal des Tages nach Bedürfniß mit ein wenig wohl durchkochtem, magern, etwas gezuckerten dünnen Zwiebackbrei, oder feinem Waizengriesmus, Reiß ꝛc. Nach einem halben Jahre gebe sie ihm zu Zeiten Milchsuppe, oder Reiß ꝛc. mit schwacher magerer Fleischbrühe. Ein Jahr alt, und nach dem Durchbruch mehrerer Milchzähne, sollte es von der Brust ganz entwöhnt werden, und neben den obigen Breien andere leichte Gemüse, z. B. Möhrrüben ꝛc., Bier- oder Fleischbrühsuppen mit etwas Eigelb, nicht ganz frisches, gutes Weißbrod, zum Getränk aber abgerahmte, mit schwachem Fenchelthee, oder warmen Wasser Anfangs mehr verdünnte Thiermilch, oder dünne Bierwürze, ein leichtes, helles Bier ꝛc. bekommen.

Wenn eine Mutter aus wirklichem unabänderlichem Unvermögen: Krankheiten ꝛc., oder durch zu reichliche Milch-Ab-

und Aussonderung entkräftet und abgezehrt, oder wegen unverbesserlicher schlechter Beschaffenheit der Milch selbst, oder vermöge unvermeidlicher Standes- und Lebensverhältnisse überhaupt, ihr Kind selbst säugen weder kann, noch darf, so muß es künstlich aufgefüttert, oder durch eine Amme gesäugt werden. Zum Ammendienst gehören eine gute Milch, (s. oben), ein Alter zwischen 20 und 80 Jahren, ein gesunder Körper, reine Haut, reiner Athem, gesunde Sinne, Reinlichkeit, eine still heitere, sanfte Gemüthsart nebst einem echtmoralischen Charakter. Die Amme muß ihr Kind schon wenigstens 6 — 8 Wochen gewöhnt haben, damit es einige Kräfte bekomme, und durch das Entziehen der Brust nicht zu sehr leide; sie selbst aber muß von den Beschwerden ihres Kindbettes frei, und mit ihren Brüsten in Ordnung seyn. Die gemeiniglich sehr schwierige Wahl einer tüchtigen Säugamme bleibe jedoch dem Arzt und der Hebamme überlassen. Mutter oder Amme verbessern ihre Milch, wenn sie alle Vormittage ein Glas gutes, reines Quellwasser, und Abends eine Tasse lauwarmen Fenchelsaamenthee mit Milch und Zucker trinken. Ein gutes Braunbier zum täglichen Getränke vermehrt den Milchzufluß in den Brüsten. Zur mutterlosen Ernährung ist Eselinnen-, zunächst Ziegenmilch die vorzüglichste, in deren Ermangelung dient gewöhnlich die Kuhmilch, wo möglich aber von einer und derselben, weder zu alten noch zu jungen, neumilchenden, mit gutem Gras gehörig gefutterten Kuh, immer frisch gemolken, wo möglich noch thierwarm und ganz unverfälscht. Oder ein Theil dieser zuvor abgerahmten und in saubern Geschirren abgekochten, weder rauchigen noch brandigen Milch, und zwei Theile gesottenes Wasser sind wohl am passendsten zur ersten Nahrung, und in den ersten Lebenstagen dem Kinde jedesmal frisch und lauwarm so oft zu reichen, als es erwacht, aus einem konischen Glase, an dessen Mündung ein Stückchen feiner Badeschwamm befestiget wird, woran das Kind saugen kann. Alles muß immer höchst reinlich gehalten werden. Das Saugglas mag die Wärterin den Tag über im Busen tragen, um die Milch darin warm zu erhalten. Das

Nachts aber über die Nachtlichtflamme stellen. Ein neugebornes Kind bedarf in der Regel von dieser Milch binnen 24 Stunden etwa 1 — 2 Pfund, nach dem dritten Monat 3 — 4, gegen den sechsten 5 — 6 Pfund. Kräftigere Kinder verlangen nebenbei bald etwas Nahrhafteres, z. B. einen von obigen Kinderbreien in getheilten Portionen, die aber nicht erst durch den Mund der Mutter oder Wärterin gehen dürfen. Die sogenannten Zulpe, Schnuller, oder Sauglappen mit Zwieback und Zucker gefüllt, sind leicht entbehrlich.

Vor dem zweiten Jahre wenigstens sollte man den Kindern noch nicht viel Fleisch, kein erhitzendes Gewürz, keine Chokolade, weder Kaffee, noch Wein, oder irgend ein starkes Getränk, nichts Fettiges, kein Butterbackwerk, keinerlei Näschereien geben, wodurch es nur weichlich, lüstern und sinnlich wird, allen Appetit an den zu nährenden Kinderspeisen verliert, oder auch zu sehr schärft, dann gefräßig wird, sich den Magen verdirbt, und so leicht erkrankt. In der Folge lerne es nach und nach Alles genießen, aber in einer immer fortlaufenden Maaß- und Zeitordnung. Mehr als viermaliges Essen den Tag über, und alle Nebenleckerei, ist, so wie zu spätes Essen kurz vor dem Schlafengehen, zuviel auf einmal, zu vielerlei unter-, oder warmes und kaltes kurz hinter einander, und überhaupt alles zu gierige Verschlingen noch zu warmer und nicht gehörig zerkauter Speisen im kindlichen, so wie in jeglichem Lebensalter gleich gesundheitswidrig. Das beste Getränk für Kinder jeglichen Alters bleibt Milch, und in der Folge ein reines, gutes Trinkwasser, oder ein wohl bereitetes und abgelagertes Tischbier.

Da kleine Kinder stark ausdünsten, und sich häufig beschmutzen, oder hier und da leicht wund werden, so bedürfen sie einer sorgsamen Säuberung und Hautpflege durch fleißiges Wäschewechseln, Waschen und Baden, Anfangs in milchlauem, und später in immer kühlerem Wasser. Das Kaltbaden der Kinder verbieten selbst im Norden eine zu große Nervenempfindlichkeit, der Zahndurchbruch, Hautausschläge, Ko-

lis und andere Krankheiten. Den Kopfausschlägen bei Kindern beugt man einzig durch tägliches Waschen und Reiben ihres Haarkopfs, durch nur leichte Bedeckungen, oder baldiges Blosstragen desselben vor. Ausgedehnteres und hartnäckiges Wundseyn fordert durchaus den Rath eines verständigen Arztes. Kleine wunde Stellen betupfe man fleißig mit reinem, kühlen Wasser, oder einem dünnen Alaunwasser x.

Die Kinderatmosphäre sey immer rein, weder zu heiß, noch zu kalt, am wenigsten feucht und dumpfig. Die Kleidung der Kinder sey immer nett und reinlich; sie muß den Körper gleichmäßig gegen Kälte, rauhe Luft, Druck und Verkrüppelung schützen, darf aber weder den freien Umlauf des Bluts, noch auch die leichte Bewegung und Ausbildung der Glieder hindern. Nur bei großer Sommerhitze oder Winterkälte mag ihr behaarter Kopf im Freien bedeckt seyn. Unzweckmäßig bleiben immer die hier und da noch üblichen engen, dichten Häubchen; sie werden vielleicht die Quelle mancher Hirnwassersuchten und Wasserköpfe, gewiß aber der meisten Kopfausschläge, und des stumpfen Gehörs durch Umschlagung der Ohrmuscheln. Ueberhaupt ist jenes gewaltsame Einkerkern der Kinder, wo ihr ganzer Leib mumienartig in Tücher eingeschlagen, und mit Kissen und Bändern fest umwickelt und zusammengeschnürt wird, höchst verdammlich. Kinder beiderlei Geschlechtes können auch schon von ihrem fünften Lebensjahre Beinkleider tragen, nur müssen sie durch Schulterstücke gehalten werden, gehörig weit, und zwischen den Füßen offen seyn. Sie sind, wenn die in frühester Jugend so nöthigen langen Leibröcke abgelegt werden, und das Kind nun zu kriechen anfangen soll, sehr nützlich.

In den ersten Wochen seines Lebens schläft das Kind die meiste Zeit, und im Wachen sind seine Bewegungen sehr beschränkt. Doch muß man ihm hiezu durch Auswickeln und Entwindeln täglich wenigstens einigemal die Freiheit lassen. Die meiste Bewegung erhält es durch das Tragen auf den Armen seiner Wärterin, und durch sanftes, gleichmäßiges Schaukeln auf dem Schoße derselben, oder in sanften Schwingun-

wiegen, das aber nie zu erschütternd seyn, nie bei vollem Magen geschehen darf. In den ersten drei, vier Monaten lasse man dasselbe eingewickelt auf einem Kissen gelagert; nach einem halben Jahre aber mit der gehörigen Vorsicht und Unterstützung aufrecht sitzend, wechselsweise auf diesem und auf dem andern Arm mit freihängenden Füßen tragen, aber Kinder ja nicht durch Kinder. Prediger, zumal auf dem Lande, müssen die Aeltern warnen, ihr Kind während ihrer Feldarbeiten nicht allein, vielleicht nur in der Gesellschaft einer gefährlichen Hauskatze ꝛc., die schon manches kleine Wiegenkind erstickte, oder bei kleinen, schwächlichen Geschwistern, bei alten Großmüttern, theils in Wiegen eingepfergt, theils auf dem Boden herumkriechend zu Hause, oder auf der Straße zu lassen. Dagegen dienen kleine gesprengelte Kinderwagen zum Mitnehmen der Kinder auf das Feld, wo sie unter Baumschatten ihrer eignen oder der ältern Geschwister Obhut überlassen bleiben, und für ihre gehörige Nahrung und Reinlichkeit gesorgt werden kann. — Wenn ein Kind heftig und anhaltend schreit, so ist nicht immer Hunger daran Schuld, oft Kränklichkeit, Verunreinigung, Wunde seyn, unbequemes Anliegen der Kleider, eine Windelfalte, eine Nadel, oder Ungeziefer; man entkleide es also, um die Ursache des Schreiens zu erforschen und zu beseitigen. Vor dem Ende des 3ten Monats sollte man die Kinder nicht setzen, noch sitzend tragen, nicht viel hopsen, noch herumrütteln lassen. Denn alles zu frühe Aufrechthalten und Stellen, alles Anfsichhinaufkletternlassen, alles zu häufige Tragen und Ansichpressen der Kinder ist oft der erste Grund zu einer schlechten Haltung des Körpers in der Folge, zu Rückgrats- und Fußkrümmungen, Engbrüstigkeit und lebenslänglichem Kränkeln. Freie Bewegung, freier Gebrauch der Glieder ist der Natur am angemessensten. Die Korbwagen, worin aber das kleine Kind nicht sitzen darf, sondern liegt, geben eine zweckmäßige passive Bewegung, wenn damit auf ebenem Wege, und nicht zu schnell gefahren wird. — Mit dem achten, neunten Monate wird es immer fähiger zu activer Selbst-

bewegung, und muß daher von jetzt an gehörige Freiheit, Gelegenheit und Spielraum dazu bekommen. Im Zimmer lege man es auf einen dicken Tuchteppich, und im Freien auf grünen, trocknen Rasen, gebe ihm unschädliches Spielzeug, lasse es nach Gefallen sitzen, liegen, zweckmäßig rutschen oder kriechen, bis es von selbst auf die Füße trete, und, Anfangs noch an beiden Händen geführt, gehen lernt, früher und gefahrloser, als durch alle künstliche Mittel, Leitbänder, Laufkörbe rc. Um es dann vor Schaden zu sichern, sollten Tische und alle schwere Hausgeräthe in der Kinderstube fest genug stehen, um nicht umgeworfen zu werden, auch, wo möglich, keine scharfe Spitzen und Ecken haben. Die Oefen seyen mit einer hölzernen Gallerie eingeschlossen. Die Fenster sollten nicht zu niedrig, müssen von außen wohl verwahrt seyn, um das Herausstürzen zu verhüten. In der für das ältere Kind nöthigen Körperbewegung und Gymnastik ist Natur die beste Lehrmeisterin. Es hüpfe, tanze, springe, singe, spiele nach Lust und Belieben, doch immer noch unter gehöriger Aufsicht Erwachsener. — Jedes gesunde Kind, das sich weiterhin mehr selbst überlassen bleibt, zeigt bei voller Kraft zum Thätigseyn einen eignen Beschäftigungstrieb. Von der ersten Richtung, die dieser in den ersten Lebensjahren nimmt, hängt in der Folge der körperliche und geistige Charakter des Erwachsenen, und seine Tauglichkeit oder Untauglichkeit zur Erfüllung seines Berufs ab. So früh als möglich muß diesen Kindern, zumal des andern Geschlechts, in der Regel schon angeborne Hang zu Selbstbeschäftigungen auf ihr künftiges Lebensverhältniß gerichtet werden.

Die Puppe ist des kleinen Mädchens liebste Gesellschaft; nächst ihr beschäftiget es sich vorzüglich gern mit seiner kleinen Koch- und Hauswirthschaft. Man gewöhne es frühzeitig, diese und alles sein übriges Spielzeug, so wie sich selbst, nett und reinlich zu halten. Man suche schon durch Anstellung seiner Wahl in Farben und Formen seinen Sinn für das Angenehme und Schöne zu bilden. Bei günstiger Witterung lasse man es, während der Knabe sich mit seinem

Reife, Kreisel, oder Steckenpferde lustig herumtummelt, um gezwungen sich im Freien beschäftigen, und mit andern Kindern umhertreiben. Ohne die Kinder vorschnell zu wirklichen körperlichen Arbeiten anzuhalten, kann man ihren Geschäftigkeitstrieb schon zur Beibringung mancher mechanischen Fertigkeit benutzen, doch so, daß sie Alles wie ein Spiel, als einen Zeitvertreib ansehen. Zugleich aber beobachte man die Stellung und Lage, in welcher sie ihre Beschäftigungen zu Hause oder im Freien vornehmen, damit keine ihr jetziges und künftiges Wohlseyn beeinträchtige.

Je jünger die Kinder sind, desto mehr bedürfen sie des **Schlafs** und der Ruhe. Man lasse sie also schlafen, nur zwinge man sie nicht dazu durch heftiges Schwingen, Schaukeln, kreischendes Singen, zu starkes Wiegen u. a. betäubende Erschütterung, eben so wenig durch Streicheln auf dem Scheitel, Bauche, oder Rücken rc., oder wohl gar durch einschläfernde Arzneien. Man gewöhne sie nach und nach mehr am Tage zu wachen, überhaupt auch in diesem Stücke an eine bestimmte Zeitordnung. Aeussere Hindernisse des Schlafs: zu feste Einwickelung, zu warme Decke, feuchte Windeln, eine Linnenfalte, Ungeziefer, müssen, gleich den innern, wohin Unpäßlichkeiten mancher Art gehören, möglichst bald entfernt werden. Ein vorzügliches Beförderungsmittel desselben auch für kleine Kinder ist der Genuß der frischen Luft bei Tage. Sie dürfen nie ohne Noth aus ihrer Ruhe geweckt, geschweige aufgerissen, oder aufgeschreckt werden. Aeltere Kinder sollten weder bei andern Kindern, noch bei jungen, geilen, oder alten kränklichen Personen schlafen. Man gewöhne sie zeitig unter Decken auf Matratzen zu liegen, und vergrabe sie nicht in dicke Federbetten, die nur für den Norden passen, (vergl. Ad. Henke's Taschenb. für Mütter über die physische Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren rc. Frankfurt a. M. 1810. 12.)

Die beste Methode, Kinder sprechen zu lehren, besteht darin, daß man sie niemals leere und schmutzige Redensarten hören, noch die Aussprache der Wörter ändern läßt, um

ten dem Vorwande, diese ihnen zu erleichtern. Damit sie aber verstehen, was sie sagen, so müssen sie damit klare und bestimmte Begriffe verbinden, und deshalb Anfangs wenige sinnliche Gegenstände kennen lernen, deren Eigenschaften leicht zu begreifen sind. „Ich mißbillige gerade nicht," sagt Rousseau; „daß man das Kind durch Gesang und man„nichfaltige Töne belustigt, aber mißbilligen muß ich es, daß „man dasselbe immerfort mit einer Menge unnützer Wörter „betäubt, von welchen es nur den Ton versteht. Ich „wünschte, daß der ersten Artikulationen, die es vernimmt, „nur wenige, diese aber leicht und bestimmt wären und oft „wiederholt würden, und daß die Wörter, welche es aus„spricht, sich auf sinnliche Gegenstände bezögen, die man gleich „Anfangs ihm vorzeigen kann. Die unglückliche Fertigkeit, „uns durch Wörter zu zahlen, die wir nicht verstehen, fängt „eher an, als man denkt. Der Schüler hört das Geschwätz „seines Lehrers, wie er etwa im Wickelbette das Gewäsch „seiner Amme anhörte. Ein Mißbrauch anderer Art besteht „darin, daß man zu sehr eilt, das Kind sprechen zu lassen, als „wenn man fürchtete, daß es nicht von selbst sprechen lernen „würde. Dieses unbedachtsame Eilen bezweckt aber eine „gerade entgegengesetzte Wirkung. Dergleichen Kinder ler„nen später und unrichtiger sprechen. Die größte Aufmerk„samkeit, die man auf das, was sie sagen, wendet, über„hebt sie der Mühe, gut zu artikuliren; und da sie es kaum „der Mühe werth achten, den Mund zu öffnen, so behalten „mehrere von ihnen zeitlebens einen Fehler in der Aussprache, „und ein verworrenes Reden, was sie fast unverständlich „macht. Warum Stadtkinder gemeiniglich früher, aber „nicht so bestimmt sprechen, als Kinder vom Lande, rührt „daher, weil erstere, die zu Hause und unter der Obhut ei„ner Gouvernante erzogen sind, nur zu murmeln brauchen, „um sich verständlich zu machen. Sobald sie die Lippen be„wegen, bemüht man sich sie zu hören; man sagt ihnen „Wörter vor, die sie falsch wiedergeben, und, genöthigt da„rauf Acht zu geben, erräth man das, was sie haben sagen

„wollen, weit mehr, als was sie gesagt haben. — Auf „dem Lande aber ist die Bäuerin nicht immer um ihr Kind. „Dieses muß sehr deutlich und laut das sagen lernen, was es „nöthig hat, um verstanden zu werden. Auf dem Lande, „wo die Kinder zerstreut, und von ihren Eltern und andern „Kindern entfernt sind, üben sie sich, schon in weiterer Ent„fernung vernehmbar zu werden, und die Stärke ihrer Stim„me nach dem Raume abzumessen, der sie von denen trennt, „denen sie sich verständlich machen wollen. Auf diese Art „lernt man deutlich aussprechen, und nicht wenn man blos ei„nige Selbstlauter ins Ohr seiner aufmerksamen Wärterin „stammelt. Ferner wenn man ein Bauernkind fragt, kann „wohl die Schaam es hindern zu antworten, aber, was es „sagt, spricht es deutlich, statt daß die Wärterin dem Stadt„kinde zum Dolmetscher dienen muß, ohne welche man nichts „von dem versteht, was es zwischen seinen Zähnen murmelt. „Bei zunehmendem Alter werden die Kinder diesen Fehler in „den Schulen verbessern müssen. Und wirklich sprechen sie „insgemein bestimmter, als die im Vaterhause erzogen wor„den sind; aber die Nothwendigkeit, Vieles auswendig zu „lernen, und alles, was sie gelernt haben, laut herzusagen, „verhindert sie, sich eine so deutliche Aussprache, wie die „Landleute, zu erwerben. Denn beim Lernen gewöhnen sie „sich zum Plappern und zum schlechten, nachlässigen Ausspre„chen. Ja, was noch schlimmer ist, sie bringen beim Her„sagen ihre Wörter mit Anstrengung hervor, und dehnen „und verlängern die Sylben, weil, wenn das Gedächtniß „fehlt, auch die Sprache stottert; so entstehen und er„halten sich die Fehler der Aussprache. Das Kind, welches „sprechen will, soll nur die Wörter hören, die es verstehen, „und nur die sagen, die es artikuliren kann. Die Anstren„gungen, welche es deshalb macht, bringen es zur Wieder„holung derselben Sylben, als ob es sich dann üben wollte, „solche bestimmter auszusprechen. Fängt es an zu stottern, „so darf man sich nicht zu sehr quälen, seine Worte zu er„rathen: Das Verlangen, immer gehört zu werden, ist

„eine Art von Herrschaft, und das Kind darf keine „haben."

„Zwar reden Diejenigen, welche später anfangen zu „sprechen, niemals so bestimmt, wie Andere; aber nicht et„wa, weil sie langsamer reden gelernt haben, bleibt ihr Or„gan schwer beweglich, sondern im Gegentheil fangen sie spä„ter an zu sprechen, weil sie mit einem fehlerhaften Organ „geboren sind, denn ohne dieses, warum würden sie später, „als andere sprechen? Haben sie weniger Gelegenheit zum „Sprechen, und treibt man sie dazu weniger an? Viel„mehr macht die Unruhe, die man bei diesem Verzuge hat, daß „man sich weit mehr plagt, sie zum Stammeln zu bringen, „als jene, welche zu einer günstigern Zeit haben artikuliren „lernen; und diese übelverstandene Bemühung kann viel dazu „beitragen, ihre Rede verworren zu machen, da sie bei we„niger Uebereilung Zeit haben würden, sich zu vervoll„kommnen."

Um aber jenem nicht seltenen Fehler der Aussprache, welcher von einer regelwidrigen und unvollkommenen Rückwirkung des Gehirns auf die Musculatur der Sprachorgane abhängt, dem Stammeln oder Stottern, bei Kindern, entgegenzuarbeiten, oder in Zeiten noch abzuhelfen, oder ihn doch wenigstens zu vermindern, muß man zwei Arten desselben unterscheiden: das natürliche, in einer fehlerhaften Organisation der Sprachwerkzeuge gegründete, und das zufällige, durch fehlerhafte, schon von Jugend auf bei der Artikulation der Töne angenommene Gewohnheiten entstandene Stottern, welches leichter zu heilen ist, als das angeborne.

Nicht alle Stammelnde sind es in gleichem Grade; bei Einigen läßt sich solches kaum bemerken, und, ohne ihrem Reden Eintrag zu thun, giebt es vielmehr demselben einen eigenen naiven und gefälligen Ausdruck. Bei Andern ist das Organ mehr gefesselt; wohl können sie zusammenhängend sprechen, ermüden aber ihre Zuhörer eben so sehr durch Wiederholung derselben Worte, als durch die Anstrengung, womit sie ihre Aussprache leichter zu machen suchen. Bald stocken sie

bei einer Sylbe, und stoßen die folgenden hastig und mit Gewalt heraus; bald stottern sie dieselbe Sylbe noch ein oder mehrere mal schnell hervor, um sie mit der folgenden zu verbinden, wovon ein unangenehmes Anstoßen, das lateinische battarismus, entsteht. Einige von der Natur ganz vernachlässigte Stammler können, gleich den Stummen, ihre Gedanken nur durch höchst mühsam artikulirte einsylbige Wörter ausdrücken, oder hervorpressen, wobei sich ihr Antlitz convulsivisch verzerrt, die Halsadern außerordentlich anschwellen, die Brustmuskeln und der Zwerchmuskel gewaltsam sich zusammenziehen, das Herz heftig arbeitet, das Athmen momentan stockt, und die Haut stark ausdünstet. Bei diesen großen Anstrengungen können sie oft nur eine oder mehrere Sylben aussprechen, und unvermögend, in so wenigen Worten ihre Gedanken auszudrücken, zwingen sie sich von neuem die Phrase zu vollenden, die sie so mühsam angefangen haben.

Im Allgemeinen sind die Stotternden sehr empfindlich, und leicht gereizt. Bei ausdrucksvoller Physiognomie zeigen sie doch gewöhnlich ein schüchternes, stilles, unsicheres, verlegenes, lauschendes Benehmen. Ob die Temperamente auf das Stammeln einwirken, ist noch unentschieden. Einen desto größern Einfluß auf dasselbe haben die Affekte. Leicht gerathen Stotternde, einmal aufgeregt, auch beim einfachsten Gespräch in Aufruhr, der sich aber in ihrem ganzen Wesen stärker ausspricht, als er es an sich ist, und geben Allem, was sie vorbringen, ein besonderes Interesse, das noch durch ihre eigenthümlichen metaphorischen Ausdrücke vermehrt wird. Nie reden sie mehr mit Leichtigkeit, als wenn sie, durchdrungen von der Wahrheit ihrer Behauptung und von der Gerechtigkeit ihrer guten Sache, mit Menschen verkehren, welche sie zu verwirren suchen. Dabei mögen sie lieber durch ein etwas starkes Schreien unser Ohr betäuben, als uns durch ihre schwere Modulation ermüden. Unläugbare lehren Beispiele, daß heftige Aufwallungen das Stammeln nicht nur momentan aufheben, sondern sogar Stummen, wie durch einen Zauber, die Sprache wiedergeben. [illegible]

kamen schien. Dagegen machen manche Affecte, wie: Furcht, Zornigkeit &c., das Stottern desto bemerklicher. Die Stotterer können dann kaum, oder gar nicht sprechen.

Mehr stottern Männer, als Weiber, weil diese eine weichere, zartere Organisation, und eine nervösere Körperconstitution haben, insbesondere aber beweglichere Stimm- und Sprachwerkzeuge.

Auffallender ist das Stammeln des Morgens beim Aufstehen, als in der übrigen Tageszeit, der Stammler müßte denn schon so starke Eindrücke empfangen haben, daß er sich sogar des Morgens leichter ausdrücken kann. Vermehrt wird das Stottern durch schnellen Lufttemperaturwechsel. Mit dem Alter vermindert es sich, wird weniger bemerkbar, und hört bisweilen ganz auf.

Um diesem Fehler bei Kindern zuvorzukommen, beachte man obige Bemerkungen Rousseau's sorgfältig. Möglichst vermindern, oder wohl ganz noch beseitigen läßt er sich durch die oben empfohlenen Hülfsmittel.

Hat sich die Kindessprache gehörig ausgebildet, so sorge man blos dafür, daß in derselben, und in dem gesellschaftlichen Tone der natürliche Ausdruck gemäßigt oder veredelt werde. Bei der ersten Erziehung muß man ferner die natürlichen Anlagen des Kindes in ihrer vollen Kraft und Thätigkeit zu erhalten wissen, und durchaus nicht gestatten, daß es sich in Betreff seiner Gefühle, Gelüste, Gedanken und Urtheile über sein Alter erhebe. Man verschone es ja mit anhaltenden Geistesanstrengungen, welche die junge Seele so bald ermüden. Eine vorzeitige Treibhaus-Entwickelung der jugendlichen Geisteskräfte hindert die Ausbildung des Körpers, schwächt Nerven- und Muskelkraft, und führt ein frühes Alter herbei. Aus gelehrten Kindern werden gewöhnlich stupide Männer. Eben so wenig dürfen Jene, welche schon früh außerordentliche Talente verrathen, zum ununterbrochenen Studiren, vornehmlich schwerer, abstracter Wissenschaften angespornt werden, wenn sie nicht in der Folge an Geist und Körper verkrüppeln, oder zeitig ein Raub des Todes werden sollen, wie

namentlich J. Phil. Baratier, in einem Alter von nicht 20 Jahren, u. a. berühmte frühreife Genies. — Für viele Kinder habe ich folgende Tageseintheilung sehr nützlich gefunden: Siebenjährige bedürfen 9 — 10 Stunden zum Schlaf, 10 zur freien Bewegung, 1 zu ihrer täglichen Beschäftigung, und 4 Ruhestunden; Achtjährige 9 Stunden Schlaf, 9 zur freien Bewegung, 2 zur täglichen Beschäftigung, 4 Ruhestunden; Neunjährige 9 Stunden Schlaf, 8 zur freien Bewegung, 3 zur täglichen Beschäftigung, 4 zur Ruhe; Zehnjährige 8 — 9 Stunden Schlaf, 8 zur freien Bewegung, 4 zur Beschäftigung, 4 zur Ruhe; Eilfjährige 8 Stunden Schlaf, 7 zur freien Bewegung, 5 zur Beschäftigung, 4 zur Ruhe; Zwölfjährige 8 Stunden Schlaf, 6 zur freien Bewegung, 6 zur Beschäftigung, 4 zur Ruhe; Dreizehnjährige 8 Stunden Schlaf, 5 zur freien Bewegung, 7 zur Beschäftigung, 4 zur Ruhe; Vierzehnjährige 7 Stunden Schlaf, 5 zur Bewegung, 8 zur Beschäftigung, und 4 zur Ruhe; Funfzehnjährige 7 Stunden Schlaf, 4 zur Bewegung, 9 zur Beschäftigung, und 4 Ruhestunden. — Pädagogen, die meist Wunderknaben aus den zarten Kindern bilden wollen, dürften freilich mit dieser Zeiteintheilung nicht zufrieden seyn, weil es in der frühesten Jugend am leichtesten ist, etwas Erhebliches und Auffallendes zu erzielen, wenn es gleich taube oder vergängliche Blüthen der Zeit sind ohne Kraft und Dauer.

Noch giebt es mancherlei Rücksichten, welche das körperliche Wohl der Jugend bei der moralischen Erziehung fordert. Das kindliche Gemüth hascht nur nach Freude und Lust, es flieht Traurigkeit und Ernst, und genießt sorglos diese glücklichen Vorrechte der Kindheit. Ein solcher Gemüthszustand erleichtert die Ausbildung und das Wachsthum des Körpers, giebt ihm Gesundheit und Kraftfülle. Man wähle daher eine den Gemüthsanlagen des kindlichen Alters angemessene Erziehungsmethode, welche die Munterkeit des jungen Herzens nicht unterdrückt, oder in unzeitigen Ernst, in Grämlichkeit verkehrt, und strebe, in seinem Zöglinge ein fröh-

ches, unbefangenes Gemüth zu bewahren, wodurch nicht allein dessen Körperwohl, sondern auch die moralische Bildung mächtig gefördert wird. Fern seyen alle heftige Gemüthsbewegungen! man reize Kinder ja nicht zum Zorn, schrecke sie nicht durch fürchterliche Erzählungen, Mummereien, Verkleidungen ꝛc., und entferne von ihnen alle widerliche, schauderhafte Gegenstände! Denn Kinder sind für starke Seeleneindrücke nur zu empfänglich; Schrecken, Furcht, Betrübniß, Freude und Schmerz kommen und gehen, wechseln mit Blitzesschnelle, wirken gewaltsam auf das zarte Nervensystem, und haben nicht selten gefährliche Krankheiten, oder einen plötzlichen Tod zur Folge. Man hat Kinder in einem Anfalle von Ingrimm auf der Stelle ihren Geist aufgeben gesehen. Schrecken und Furcht sind bei ihnen die gewöhnlichsten Ursachen der Fallsucht. — Die jugendliche Phantasie ist äußerst thätig, und ihre Bilder erhalten oft einen sehr hohen Grad von Lebhaftigkeit, welcher der wirklichen Empfindung fast gleichkommt; diesen Flug muß man weise zu zügeln suchen, ohne ihn zu lähmen. Wie ergreifend wirkt nicht z. B. der Anblick leidender Menschen auf sie. So sahe ich bei Gelegenheit der ersten Communion in der Kirche ein junges Mädchen Zuckungen bekommen, und im Kurzen von demselben Zufall mehrere ergriffen!

Endlich befolge man bei der Einrichtung des Volksschulwesens noch folgende diätetische Regeln:

1) Die Schulstube sey trocken, hell, hoch, und geräumig genug;

2) werde die Luft darin auf die bekannte Art zweckmäßig erneuert und verbessert;

3) müssen Tische und Bänke für die verschiedenen Klassen der Kinder eingerichtet seyn; die Schreibetische seyen weder zu hoch, noch zu niedrig. Man lasse die Kinder abwechselnd sitzen und stehen; denn das anhaltende Sitzen schadet ihrem Körper;

4) gebe man jedem Einzelnen einen geräumigen Platz, und trenne die männliche Jugend von der weiblichen!

5)

5) Man vergönne auch den erwachsenen Schulkindern täglich wenigstens ein paar Freistunden, und in der Woche wenigstens zwei Nachmittage zu ihrer Erholung!

6) Im strengen Frost und bei Glatteis, bei Wasserüberschwemmungen rc. sollte man zumal kleine Kinder in keine entfernte Schule schicken!

7) dulde man nicht, daß die Kinder, im Winter von Kälte erstarrt, sogleich zum heißen Schulstubenofen eilen, um sich zu erwärmen, und so umgekehrt!

8) Man sorge immer für gleichmäßige, gelinde Erwärmung der Schulstube!

9) strafe der Lehrer seine Zöglinge nie im Zorn, und sey vorsichtig in der Auswahl seiner Strafmittel! Wie manche Kinder trugen von der unmenschlichen Mißhandlung ihrer Zuchtmeister einen siechen, oder verkrüppelten Körper davon! Wie viele verloren nach einem derben Backenstreich für immer ihr Gehör! So bekam ein Schulknabe, als er von seinem ergrimmten Lehrer an den Haaren herumgeschleift wurde, einen Schlagfluß, der ihn in der folgenden Nacht tödtete! — Schläge auf den Kopf, wenn auch nur mit den Händen, sind in jedem Betracht gefährlich. Püffe und Stöße zwischen die Schultern, oder in die Seiten haben oft Blutspeien zur Folge. Ruthenstreiche und Stockschläge auf den Hintern wirken bei größern Knaben auf die Geschlechtstheile und bringen leicht Pollutionen hervor. — —

10) Wäre ein oder das andere Schulkind der Selbstschwächung ergeben, so warne es der Lehrer insgeheim, damit die Unschuldigen nichts davon erfahren, und halte es unter der strengsten Aufsicht. Sollte es aber, trotz aller Ermahnungen, sich dies Vergehen während der Schulzeit, oder in den Freistunden sogar bei andern Kindern erlauben, so bleibe es von der Schule einstweilen ausgeschlossen, um nicht, wie es leider oft geschieht, seine Mitschüler mit diesem Laster anzustecken;

11) dulde man keine unreinlichen, noch kranken Kinder in der Schule, vorzüglich keine grindigen, krätzigen und

epileptischen. Jene, die eben die Menschenpocken überstanden haben, lasse man erst 40 Tage nach dem Ausbruch der Krankheit wieder in die Schule kommen, oder nehme lieber ein Kind, ohne ein ärztliches Zeugniß, daß es früher mit Erfolg vaccinirt war, gar nicht auf! — Sollte ein Kind während der Schulstunden einen Krampf- oder epileptischen Anfall erleiden, so müssen, bis dieser vorüber ist, die übrigen einstweilen entfernt werden.

12) Schlägereien sind bei Knaben nach der Schulzeit nur zu gewöhnlich; oft verwunden sie sich und ihre Gegner dabei im Jähzorn gefährlich genug. Auch über diesen Unfug sollte der Schullehrer möglichst wachen, und seinen Schülern das Tragen von Feder- und andern Messern geradezu verbieten.

13) In den heißesten Sommertagen ist die Schulzeit billig abzukürzen. Da während dieser Jahreszeit auch die Kinder viel Durst leiden, so lasse der Lehrer ihnen zwischendurch einen Trunk überschlagenen Wassers reichen, damit sie nicht mit erhitztem Körper am nächsten Brunnen im eiskalten Wasser sich krank trinken. —

14) Da fast kein Jahr vergeht, wo nicht Kinder durch das Baden in verdächtigen Gewässern umkommen, so sollte es ihnen bei schärfster Ahndung untersagt seyn, ohne Aufsicht einer verständigen Person zu baden. — Auch auf dem Eise verunglückt so manches Kind, wenn die Eisdecke noch nicht dick und fest genug ist, um einzelne, geschweige mehrere Menschen zu tragen, oder wenn sich nach einem Froste bald Thauwetter einstellt. Unter diesen Umständen sollte der Lehrer die Zeit bestimmen, wann seine Schüler ohne Lebensgefahr auf das Eis gehen könnten, versteht sich unter Aufsicht ihrer Vorgesetzten. —

Neuntes Kapitel.

Erinnerungen für Seelsorger im Beichtstuhle.

Eine der schwierigsten Amtsverrichtungen des Geistlichen ist bei den Katholiken die Ohrenbeichte, in der evangelisch-protestantischen Kirche die besondere oder Privat-Beichte, statt welcher letztern die allgemeine (öffentliche) Beichte oder Vorbereitung zur öffentlichen Communion bei uns hier und da eingeführt ist. Um bei der Privatbeichte, die in kleinen Gemeinden, wo der Prediger die einzelnen Mitglieder derselben genauer kennen zu lernen Gelegenheit hat, und nach dieser Kenntniß seine Anreden an dieselben zweckmäßig einrichten kann, vorzugsweise anwendbar ist, gewissenhaft und mit Erfolg zu Werke zu gehen, werden außer dem, was die Theologie lehrt, auch gründliche psychologische Kenntnisse, und eine reiche, tiefe Menschenkunde erfordert. In manchen Fällen aber reicht alles dies nicht aus, um den wahren Seelenzustand eines Beichtenden ganz zu durchschauen, und die zweckmäßigsten Bekehrungsmittel anzurathen.

Vermöge der innigen Harmonie zwischen Seele und Leib, und jenes wechselseitigen Ineinanderwirkens des Physischen und Moralischen im Menschen, wird durch gewisse Naturanlagen und durch eigene Kränklichkeiten des Körpers bald die Empfänglichkeit für gewisse Laster gegründet, bald die Realisirung derselben mächtig befördert, bald ihre Heilung außerordentlich erschwert. Manche Sünden erzeugen durch öftere Wiederholung eine besondere Disposition im Körper, welche zu deren Fortsetzung unwiderstehlich anreizt, und einer dauernden Bekehrung so viele und große Hindernisse in den Weg legt, wie dies der Fall bei den meisten Gewohnheitssündern ist.

Um dergleichen Kranke an Geist und Körper gründlich zu heilen, muß auf diese beiden zugleich gewirkt werden. Dazu aber bedarf der Seelsorger nicht nur einer geschichtlichen Kenntniß der moralischen Menschengebrechen überhaupt, sondern auch einer vertrauten Bekanntschaft mit den physischen Lebensverhältnissen, welche mit jenen in Verbindung stehen.

Zugleich wird es ihm nicht wenig frommen, wenn er die diätetischen Mittel kennt, wodurch die kränkliche, das Laster begünstigende und nährende Körperanlage sich aufheben läßt, um seinem Beichtkinde die unter diesen Umständen angezeigten Rathschläge ans Herz legen zu können.

Endlich muß er die Fälle bestimmt zu unterscheiden wissen, in denen zur gründlichen Heilung seines eben geistig und körperlich Kranken auch die Hülfe eines leiblichen Arztes nöthig ist, um dann die Zuziehung desselben bei Zeiten anzurathen.

Zu den wichtigsten physisch-moralischen Krankheiten gehört:

I. die Selbstschwächung (Onanie, Manustupration, Selbstbefleckung), eine Seuche, welche in unserm Zeitalter leider! bei weitem allgemein herrschender ist, als in dem frühern unserer kräftigen Voreltern, die indeß unter der weiblichen Jugend nicht so häufig herum schleicht, als unter der männlichen. Die Quelle derselben sind bald physische, bald psychische Reize. Als physische Reize wirken hier:

1) die eintretende Pubertät; denn durch die mächtige Revolution, welche diese bei dem Jüngling und Mädchen zur Erzeugung ihres Gleichen hervorbringt, erhalten die Sexualorgane beider eine besondre Empfänglichkeit für Wollust. Mit ihr erwacht auch die Liebe, jene verführerische Zauberin; von nun an beschäftigt sie Kopf und Herz beider Geschlechter, und wird die Seele aller ihrer Handlungen. Findet während dieser Periode das eine Geschlecht in dem andern einen geliebten Gegenstand, wie leicht weckt dann eine feurige Phantasie, ein näherer Umgang, ein leiser Handdruck ꝛc. so arglos und blitzschnell die physische Geschlechtsliebe aus ihrem funfzehnjährigen Schlummer, eine Leidenschaft, die alle andern an Heftigkeit und Stärke ihrer Gewalt übertrifft, die alle übertäubt! Kennt nun das jugendliche Herz die Tugend der Keuschheit nicht, oder wird diese durch jene physischen Eindrücke überwältigt, so kann eine leise Erinnerung an den geliebten Gegen-

stand übermächtige Sinnenreizung, oder wollüstige Gefühle erregen, und obige Ausschweifung nur zu leicht veranlassen;

2) begründen ein schwacher, zärtlicher Körperbau, eine übergroße Empfindlichkeit und Reizbarkeit eine besondere Anlage zur Wollust, und wecken oft vor der Zeit sinnliche Begierden. Rhachitische, skrophulöse, an Würmern leidende, oder auch überhaupt verweichlichte Kinder fallen daher so leicht in Onanie. Zu dieser verleiten

3) auch allzukräftige und überreizende Nahrungsmittel, vorzüglich solche, welche die Saamenabsonderung vermehren, und die Empfindlichkeit der Geschlechtstheile erhöhen, z. B. Uebermaaß im Genuß der Fleischspeisen, der Fische, der Eier, Gewürze, der Chokolade, des Weins und anderer geistigen Getränke, so wie jede Unordnung und Unmäßigkeit im Essen und Trinken. Hieher gehören 4) auch das öftere Selbstbetasten oder Betastenlassen der Geschlechtstheile, das zu frühzeitige Tragen von Beinkleidern, zumal wollenen und engen, das frühe Reiten auf Pferden, das Klettern und Rutschen auf Bänken, und alle starke Reibungen der Geburtsglieder.

Moralische Reize sind:

1) das Beispiel, der Umgang mit Onaniten, die sich nicht scheuen, in Gegenwart anderer noch unschuldiger Kinder ihr Unwesen zu treiben, oder diese selbst dazu zu mißbrauchen;

2) zu frühe und übermäßige Anstrengung der Denkkraft, und Beschäftigung der Einbildungskraft;

3) Empfindelei und eine überspannte Phantasie. Diese erzeugen, empfangen und nähren frühzeitig wollüstige Bilder, legen mithin bei so Vielen den ersten Grund zur unnatürlichen Selbstbefriedigung, und dies um so eher, je leichter sie die Jugend von reellen Geistesarbeiten abhalten. Dazu trägt

4) bei das Lesen gewisser Bibelstellen, mancher alten Dichter, das Studium der Mythologie, das Lesen

schlüpfriger erotischer Romane und wollüstiger Schriften überhaupt. Fast alle Romane athmen Liebe, nichts als Liebe. Ihre gefälligen Verfasser wissen die Schwächen ihrer Helden und Heldinnen mit den verführerischsten, dem Anschein nach unschuldigsten Farben zu mahlen, welche den jungen, unbefangenen Leser das verborgene Gift nicht ahnen lassen. Seine Phantasie wird durch allerhand anziehende, bezaubernde Scenen bis auf den Punkt geführt, wo die Sinnlichkeit ins Spiel kommt; will nun der Verfasser noch sehr discret seyn, so bricht er hier ab, und läßt den Leser das Folgende errathen. Indeß hat dessen aufgeregte Einbildungskraft jede Leidenschaft, alle die verschiedenen Grade der Liebe oder Liebelei des Romanenhelden, mithin auch das Erwachen der Sinnlichkeit innigst mitempfunden, auch in ihm ist diese unwillkührlich geweckt. Nur zu oft fühlt er dann ihre lebhaften Regungen, welche die exaltirte Phantasie noch höher steigert, und die eingeschläferte Vernunft nicht mehr zu beschwichtigen vermag. Nur einen Schritt weiter, und — die Unschuld strauchelt. — Gleich nachtheilig ist das Lesen der Bücher über Onanie. Die meisten derselben enthalten solche anschauliche Gemählde davon, daß Wollust, statt dadurch unterdrückt zu werden, nur leider! um so verdachtloser bei dem gelehrigen, noch unschuldigen Jüngling hervorgelockt wird; und so hat mancher Onan sein unseliges Spiel aus dergleichen Büchern erst kennen lernen, was ihm außerdem wohl fremd geblieben wäre, wie mir selbst mehrere Jünglinge geklagt haben.

Je jünger aber ein solcher Lüstling, je mehr sein Körper noch im vollen Wachsthume ist, desto fürchterlicher sind die Folgen seines Sinnenrausches. Er nimmt allmählig an Leibesstärke und Kraftfülle ab, sein Nervensystem wird geschwächt, seine Muskelthätigkeit gelähmt. Sein blau geringeltes Auge röthet, trübt und stumpft sich, verliert alles Feuer, allen Jugendglanz, sein Blick wird unstet, schüchtern, sein blühendes Wangenroth erbleicht, oder wechselt oft, seine Physiognomie wird unkenntlich, verzerrt, affenähnlich. Seine Nase glänzt,

wie mit Firniß überzogen; seine Hohlhand schwitzt immer, und riecht bei Männern wie frisch angebrühter Reiß, bei Weibern wie roher Sauerkraut; der Hautschweiß überhaupt ist fast immer kalt, und stinkt säuerlich. Die Arme hängen schlaff herab, Schenkel und Waden schlottern. Die Verdauungskräfte sind dahin, der Kranke magert sichtlich ab durch täglichen Verlust und Nichtersatz der Säfte, im Wachsthum bleibt er zurück, die geringsten Anstrengungen ermüden ihn, ihn erquickt kein Schlaf. In seiner Leib- und Bettwäsche sind weißgelbe Flecke, die sich nicht leicht auswaschen lassen. Mit seinen Körperkräften schwinden nach und nach auch die geistigen, vorzüglich leidet die Denkkraft. Mit dieser Geistesschwäche verbindet sich mehr oder weniger Trübsinn und Muthlosigkeit. Die Seele wird unlustig, finster, in sich gekehrt, schreckhaft, und verliert allen Sinn für reine, edle Lebensfreuden; ihr ekelt vor jeder ernsten Beschäftigung, vor muntern Gesellschaften rc. — Endlich wird auch zu langes Ausbleiben auf Abtritten und an andern einsamen Orten oft zum Verräther dieser stummen Ausschweifung.

Beharrt der Unglückliche noch jetzt in seinen Gelüsten, so fassen ihn viel schrecklichere Furien. Seine bisherige Kränklichkeit artet bald in wirkliche, leicht unheilbare Krankheiten aus: in Epilepsie, Rückendarre, Zittern der Glieder, Wassersucht, Auszehrung, Hypochondrie, Wahnsinn rc. Entging er auch noch einmal dem Tode, so bleiben ein siecher, ausgesogener Körper, Impotenz und ein frühes Alter sein Loos. Zu diesen körperlichen Uebeln gesellen sich noch weit empfindlichere Seelenleiden: ihn kümmert, ihn schreckt die Erkenntniß seines Jammerzustandes, die schwarze Vorstellung von zeitlichen und ewigen Gefahren, das Gefühl der Ohnmacht, seine Leidenschaft zu besiegen, und sich wohl noch zu ermannen. Er versinkt in die tiefste Schwermuth, und leidet oft mehr an seinem Gemüthe durch die Besorgniß, sich für das ganze Leben entnervt und zum Ehestande untüchtig gemacht zu haben, als an seinem Körper durch die Folgen der Selbstschwächung. Ihn foltern oft Gewissensbisse, indem er wähnt,

bei jeder Vergehung einen Menschenmord begangen zu haben, eingedenk des Martial'schen Zurufs an Pontius: Hoc, quod tu digitis perdis, homo est! — Fährt er noch immer fort, bei unvermögendem Widerstande, seiner Leidenschaft tägliche Opfer zu bringen, bildet er sich ein, daß es ihm unmöglich sey, diese zu bekämpfen, so geräth er nicht selten in Verzweiflung. Unter dem Druck seiner Körper- und Seelenleiden, beim Gefühl völliger Untüchtigkeit zu seiner Bestimmung hienieden, wird ihm das Leben zum Abscheu, und der Tod wünschenswerth! — Wie Viele legten nicht Hand an sich selbst! — So rächt sich diese Furie an ihren Sclaven. — —

Es fragt sich nun: ist das Uebel heilbar, oder nicht? — Leider! stimmen Aerzte und Erzieher darin überein, daß, wenn es einen hohen Grad schon erreicht hat, und gleichsam zur Gewohnheit geworden ist, seine gründliche Heilung sehr schwierig sey, und so leicht mögliche Rückfälle oft alle Hoffnung dazu vereiteln. — Vor Allem muß man sich bemühen, den moralischen und physischen Zustand eines solchen Kranken genau kennen zu lernen, deshalb sein Zutrauen durch herzliche Theilnahme zu gewinnen, und durch bescheidene Fragen die wahre Lage desselben zu erforschen suchen. Erst dann können die zweckmäßigsten Mittel zu dessen Heilung angewandt werden.

Die psychischen und moralischen sind folgende:

1) Einen Onan, dem seine Untugend schon zur andern Natur geworden ist, muß man mit der größten Schonung behandeln. Da sein Gemüth zur Traurigkeit, oft schon zur Verzweiflung und zum Lebensüberdruß gestimmt ist, so vermeide man Alles, was diese Seelenstimmung unterhalten, wohl gar verschlimmern kann. Man stelle daher dem Kranken die Folgen seines Vergehens mit Liebe und Wohlwollen vor, richte seine gebeugte Seele durch sanfte Trostgründe wieder auf, und erfreue ihn mit der Aussicht zu einer baldigen Genesung. Man warne ihn aber zugleich, jede zwecklose Kümmerniß, und Al-

les, was diese wecken und nähren kann, ernstlich zu fliehen, verbiete ihm deshalb auch das Lesen der Bücher über Selbstbefleckung, wären sie auch noch so umsichtig und discret geschrieben;

2) suche man die kranke, verdorbene Phantasie desselben zu berichtigen, und alle wollüstigen Bilder daraus zu verbannen. Dies wird möglich, wenn man ihm den Umgang mit unkeuschen Menschen, allen vertrauten Verkehr mit dem andern Geschlechte, und die Romanenlektüre ohne Unterschied, so wie den Anblick obscöner Gemählde und Statuen untersagt, zugleich aber denselben vor der Einsamkeit, seiner gefährlichsten Feindin, warnt.

3) Man suche dessen Gemüth eine freie, thätige, reine und echt religiöse Stimmung zu geben, durch Empfehlung der Lektüre geistreicher, rein moralischer Schriften, gewählter, interessanter Lebens- und Reisebeschreibungen, und der allgemeinen Weltgeschichte. Dagegen beuge man Allem vor, was zur religiösen Schwärmerei führt. Diese ist ohne Kraft, und zum thätigen Widerstand gegen eine mächtige Leidenschaft zu ohnmächtig. Denn, ist der religiöse Rausch vorüber, so steht auch wieder der Schwächling da! — Sind Geistesarbeiten sein Beruf, so rathe man zu deren emsiger Betreibung, und zur Abwechselung mit Leibesübungen. In physischer Hinsicht enthalte sich der Kranke:

4) alles dessen, was die Sinnlichkeit nährt, und die Saamenabsonderung vermehrt. Er beobachte eine besondere Auswahl und Mäßigkeit im Genusse der Speisen und Getränke. Er entsage, außer den schon oben genannten, allen groben Mehl- und Fettspeisen, den Hülsenfrüchten, dem Sellerie, Spargel ꝛc., allen sehr nahrhaften und geistigen Getränken, zumal des Abends kurz vor Schlafengehen. Indeß wäre ihm am Tage der vorsichtige Gebrauch eines alten guten Weins, und Biers wohl zu erlauben;

5) vermeide er ernstlich Alles, was den Körper verzärtelt, folglich allen Müßiggang, zu vieles Sitzen, zu langes Verweilen auf dem Abtritte, vieles Schlafen, zumal in weichen Federbetten, allzuwarme Kleidung rc. Er bade öfters kühl im Flusse, mache sich häufige Bewegung im Freien, doch nicht zu Pferde, und treibe zweckmäßige körperliche Arbeiten bis zur Ermüdung.

6) Leidet er wirklich schon an den Folgen seiner Ausschweifung, oder ist er von Natur schwächlich, so rathe man ihm, je eher je lieber einem geschickten Arzte sein Uebel zu entdecken.

7) Das einzig sichre und wirksame Mittel dagegen bleibt der Ehestand, wenn diesen anders Alter und sonstige Verhältnisse gestatten.

Die Hauptverhütungsmittel der Selbstschwächung sind:

1) man verwahre die Kinder frühzeitig vor Allem, was sinnlich und weichlich macht, und suche sie zeitgemäß und vernünftig abzuhärten, (s. oben). Weichlichkeit nimmt dem Geiste die Herrschaft über den Leib. Dieser muß Stärke haben, um jenem zu gehorchen. — Man kleide die Kinder nicht zu warm, bette sie nicht zu weich, füttere sie nicht mit Leckereien, gewöhne sie an Wind und Wetter, und vergönne ihnen tägliche Bewegung in freier Luft durch Spiele und zweckmäßige gymnastische Uebungen;

2) bewahre man sie vor Müßigang. Kinder wollen immer beschäftigt seyn; nur zu oft wird Wollust der Zeitvertreib unbeschäftigter Kinder.

3) Man gebe ihnen eine ihrem Alter angemessene Kost, gewöhne sie mäßig und ordentlich im Essen und Trinken zu seyn;

4) nehme man ihnen die nächste Gelegenheit zur Wollust, hüte sie also vor dem Umgange mit unkeuschen Kindern und Erwachsenen, habe sie stets unter Aufsicht, lasse sie einzeln in einem Bette schlafen, nicht eher

zur Ruhe gehen, bis der Schlaf sie übermannt; gewöhne sie zeitig auf den Seiten, nicht auf dem Rücken zu schlafen, und früh beim Erwachen sogleich aufzustehen, und sich anzukleiden. Knaben mögen weite, nicht sehr erwärmende Beinkleider tragen. Sey das Kind auch noch so klein, so lasse man von Niemand seine Schaamtheile berühren, und wache deshalb über Kindeswärterin und Dienstmägde rc. Man dulde bei Kindern keine Lage oder Stellung, in der die Theile gedrückt oder gerieben werden können, kein Unter-, kein Uebereinanderschlagen der Füße, kein Auflegen oder Scheuern des Leibes auf Tischen, Stühlen rc., keine Bauchlage, keine Sitzung mit gesperrten Schenkeln rc., man strafe die Kinder nie durch Schläge, oder Ruthenstreiche auf den bloßen Hintern; der Lehrer setze sie in der Schule nicht zu nahe neben einander, und ordne ihre Plätze so, daß er ein jedes genau beobachten kann; tragen die Knaben Mäntel, so müssen sie solche während der Schulstunden ablegen. Endlich verwahre man des Nachts ihre Hände in an den Enden zusammengenäheten Aermeln so, daß sie nicht nach den Genitalien greifen können;

5) gewöhne man die Kinder bald an Thätigkeit und Ordnung, ohne doch ihre Denkkraft, zumal wenn sie große Geistesanlagen verrathen, zu früh anzustrengen. Man gebe ihrer lebhaften Phantasie eine weise Richtung, nie zuviel Nahrung durch Theaterbesuche, durch Romanenlektüre rc.! —

6) suche man von der frühesten Kindheit an, jugendlichen Herzen Schaamhaftigkeit einzuflößen, sey aber auch selbst immer schaamhaft vor ihnen in Wort und That, entblöße sich nicht, pflege der Liebe nicht in ihrer Gegenwart, wie unweise Eltern wohl sich erlauben, bade nicht mit ihnen in Gesellschaft, und lasse sie eben so wenig mit Andern baden. Man hüte sich ferner, die noch unschuldige Jugend mit Worten, oder durch Bücher vor der Onanie zu warnen; dagegen präge man tief ihnen ein, daß Alles unerlaubt sey, was man sich scheut, im Beiseyn der Eltern, Lehrer und Anderer zu thun.

7) Endlich bilde man das kindliche Herz zur Tugend und Sittsamkeit überhaupt, und mache die jungen Seelen zu seiner Zeit mit dem Geiste und Grundlehren der Religion bekannt.

II. Eine andere Art von Ausschweifung, oder Krankheit, die auch periodisch seyn kann, und die der Seelsorger in und außer dem Beichtstuhle zu bekämpfen hat, ist die Trunksucht. Häufiger findet man sie bei den hochnördlichen, als tiefsüdlichen Völkern, seltener bei Geizigen, gewinnsüchtigen Spielern rc. — Anhaltender Verdruß, ein müßiges, unthätiges Leben, der Umgang mit Trunkenbolden, und eine gewisse kränkliche Reizbarkeit des Köpers, welche nach dem Genuß geistiger Getränke in eine, aber kurze behagliche Stimmung überzugehen pflegt, sind die gewöhnlichen Ursachen der Liebe zum Trunke. Aber sie kann auch die Folge übler Gewohnheit seyn.

Rausch und Trunkenheit charakterisiren sich im Allgemeinen so. Beim Beginn des Rausches bemüht sich der Trinker, im vortheilhaftesten Lichte zu erscheinen, seine Seelenkräfte sind aufgeregt, und er ist, wie man sagt, mehr bei sich. Tritt er in das zweite Stadium, so verliert sich allmählig seine Besonnenheit, und ein schneller Flug der Gedanken reißt ihn fort. Er wird witzig, lebhaft im Ausdrucke, doch vermag er nicht seine Gedanken in einer Reihefolge zu ordnen, mithin einen nur etwas zusammengesetzten Vorfall bis zum Ende zu erzählen. Trotz seiner abgestumpften Sinne ist er doch noch bei sich selbst und seiner Umgebung bewußt. In der dritten Periode aber ist er ganz von seinen Sinnen verlassen und nicht mehr bei sich selbst, indeß hat er manchmal aus der vorigen Periode noch eine dunkle Erinnerung. In der vierten tritt endlich völlige Bewußtlosigkeit ein, denn alle Seelenvermögen ruhen jetzt, und es findet weder Ordnung noch Unordnung in den Aeußerungen Statt. Der Rausch des zweiten und dritten Stadium ist jetzt verschwunden, und vollendete Trunkenheit ist an dessen Stelle getreten. Mit jedem Rausche erscheint eine Art Wahnsinn aus Abstumpfung, und dauert bis zur

vierten Periode wachsend fort. Der Trunkene ist fern von aller Verstellung, mit sich und der Welt vergnügt, mithin friedfertig, und selig in seiner Art. Sein etwaiger Zorn rührt daher, daß er seine Einbildungen mit demjenigen, was seine Sinne ihm sagen, vermengt, und deshalb oft Beleidigungen sieht, wo kein Anderer sie auffinden kann. Oft verstimmt ihn die Anstrengung seines Verstandes, womit er mehrere, auch nur einfache Gedanken zu einer Erzählung ordnen muß, und macht ihn um so verdrießlicher, je mehr sein Gefühlsvermögen für Lust und Unlust aufgeregt ist. Auf diese Art wird er zum Zorn gestimmt, und es bedarf nur eines kleinen Anstoßes zum Ausbruch desselben. — Alle diese Haupterscheinungen werden aber ungemein durch die natürlichen Anlagen und die verschiedenen Temperamente abgeändert. Bei leerem Magen erregt die geringste Menge eines geistigen Getränks eine ganz andere Wirkung ꝛc. Wenn auch ein jezuweiliges Räuschchen dem übrigens im Trinken mäßigen Menschen nichts schadet, und zu Zeiten sogar wohlthut, so ist im Gegentheil dem Säufer von Profession die tägliche Berauschung äußerst nachtheilig. Ein solcher fühlt über kurz oder lang alle die schrecklichen Wirkungen an Geist und Körper, womit dieses Laster seine Freunde brandmarkt. Es sind folgende: Wenn ein Mensch seinem Hange nach dem Genusse geistiger Getränke immer folgt, so fühlt er sich an Leib und Seele täglich mehr und mehr entkräftet, ohne dieser Begierde widerstehen zu können. Durch die alltägliche Ueberreizung geht seine Nervenempfindlichkeit, seine Muskelkraft und alle Körperstärke immer mehr verloren. Appetit, Verdauung und Ernährung nehmen ab, und die Unterleibseingeweide werden außerordentlich zerrüttet. Mit der Zeit schwindet alle Zeugungskraft; daher sind solche Ehen, wo Mann und Frau nicht nüchtern werden, gemeiniglich unfruchtbar, oder bringen nur Fehlgeburten, höchstens geistige Mißgeburten. Früher oder später geht die bisherige Kränklichkeit der Zecher bald in Wassersucht, Gicht oder Auszehrung über, bald in Nervenbeschwerden, oder häßliche Hautausschläge. Bei Alltagsschlemmern gesellen sich ein beständiges

Erbrechen, anhaltende erschöpfende Durchfälle, unheilbare Magen- oder Darmverhärtung, oder ein Schlagfluß dazu; oder es stellt sich eine eigene, meist mit einem unwillkührlichen starken Händezittern verbundene Art von Phrenesie, oder Tobsucht (Delirium tremens) ein. Körper- und Denkkraft sinken immer mehr. Der Säufer wird furchtsam, traurig, und unfähig zu den geringsten Geistesarbeiten, endlich ganz stupid, und blöd- oder wahnsinnig.

Alle diese Leiden führen zu einem baldigen und höchst kläglichen Ende. Je jünger der Wüstling, je schwächer seine Natur ist, desto schneller und fürchterlicher rächt sich an ihm diese seine Leidenschaft. — Ausgezeichnete Branntweinsäufer sterben entweder während einer starken elektrischen Spannung der Atmosphäre apoplektisch, oder werden — Selbstmörder.

So wünschenswerth es ist, Mittel und Wege aufzufinden, durch welche dergleichen Unglückliche aus ihrem Verderben noch gerettet werden können, so bleibt doch die Bekehrung solcher, zumal alten Sünder, fast eine schwerere Aufgabe, als die Heilung eines Onans, weil die durch tägliche Berauschung erzeugte Körperdisposition sie gleichsam zwingt, fort zu sündigen. Durch den Mangel der gewohnten Reizung fühlen sie sich in ihrer Nüchternheit am frühen Morgen höchst elend, sie quält Uebelseyn, Erbrechen, Schwindel, ihre Hände zittern; wird nicht alsobald der Alltagsreiz angebracht, so sind Ohnmacht und Bewußtlosigkeit die unausbleiblichen Folgen. Dieser so lästige, ja unerträgliche Zustand nöthigt sie, zu ihrem gewohnten Getränke zu greifen. Nach einer davon genommenen gehörigen Portion schweigt allmählig ihr Mißgefühl, die Harmonie zwischen den Reizen und der Erregbarkeit kehrt zurück. Geistes- und Körperkräfte erwachen aus ihrem Schlummer. Dieser behagliche Zustand und Gewohnheitsreiz lassen sie dann ihren Rausch vollenden.

Liegt bei der Trunksucht ein körperlich-kranker Zustand zum Grunde, so sind die daraus entspringenden Folgen nur durch eine physische Cur zu beseitigen. Hat aber das Uebel einen so hohen Grad erreicht, daß es die Willenskraft des Kran-

ken lähmt, und er nicht mehr vermag, Herr seiner Leidenschaft zu werden, so gilt es für eine rein psychische Krankheit, die sich nur durch psychische Heilmittel heben läßt. Ist aber, wiewohl am häufigsten, die Trunksucht bloß die Wirkung übler Gewohnheit, so läßt sich dagegen weder durch physische noch psychische Mittel etwas ausrichten.

Um bei einem Säufer zuerst Abscheu und Ekel gegen seine Ausschweifung zu wecken, mache man ihn, während er noch nüchtern ist, mit den Folgen derselben bekannt, versinnliche ihm diese durch lebende Beispiele, die er kennt, oder zeige ihm seines gleichen im scheußlichsten, abschreckendsten Bilde.

Hierauf rathe man ihm folgende Lebensordnung an: Er meide allen Müßiggang, gewöhne sich an bestimmte körperliche und geistige Beschäftigungen, suche sein Gemüth für die edlern Lebensfreuden zu öffnen, gehe nur mit sittlich guten Menschen um, verändere, wo möglich, seinen Wohnort und seine bisherigen Verhältnisse. Er genieße oft den Tag über sehr nahrhafte Kraftspeisen: Fleisch, Fleischbrühe rc., Eier, und, statt des gewöhnlichen Unglückstranks, mit dem frühesten Morgen eine gute Bier- oder Weinsuppe, oder einige Gläser reinen, alten Weins, und den Tag über ein gesundes Bier, mitunter auch Pflanzensäuren: Essig-, Weinsteinsäure, Limonade, frisches Obst rc. Ohne Erlaubniß eines Arztes mische man seinem Lieblingsgetränk, um es ihm angeblich zu verleiden, keine heftig wirkenden Arzneien bei. Ein kräftiges Mittel gegen den Rausch fand Franklin, der in Gefahr war, selbst ein Trunkenbold zu werden, an sich bewährt. Dieses heißt: Trinke nie so viel, daß du irgend Beschwerden davon im Kopfe fühlst; trinke eingedenk deiner Menschenwürde, und schäme dich, wüster, als ein Schwein, zu werden und dich zu besaufen. — Oder man halte, wie schon Pythagoras lehrt, den Bacchanten nüchtern vor, was er trunken begangen hat! —

Plötzliche Entziehung dieses gewohnten Reizmittels kann zumal alten Zechbrüdern nur schaden; sie werden sich entweder durch List oder Gewalt das ihnen unentbehrlich gewordene Bedürfniß zu verschaffen suchen, und so jeden Heilungsversuch unmöglich machen, oder sie werden, wenn ihnen dies nicht gelingt, in eine gänzliche Abzehrung verfallen. Dem alten Trinker reiche man vielmehr täglich sein gewisses Maaß, und wache streng darüber, daß er es nicht überschreite. Dieses mindere man nach und nach, und suche einen andern analogen Reiz unterzuschieben, etwa des Morgens ein Glas voll von einem wäßrigen Aufguß der Pomeranzenschalen, oder eine Auflösung eines bittern Extracts in Wasser, etwas Pfeffermünzwasser ꝛc. Man lasse ihn salzige und gewürztere Speisen genießen, körperlich und geistig arbeiten, blähende Pflanzenkost meiden, und sich mehr an Fleischspeisen halten.

Wäre seine Gesundheit schon sehr zerrüttet, so suche er schleunigst ärztliche Hülfe, um, wo möglich, noch dem Untergange entrissen zu werden. (Ueber die Trunkenheit und deren Einfluß auf den menschlichen Körper ꝛc. von Thom. Trotter, nach der 4ten engl. Ausgabe mit psychologischen Bemerk. von J. C. Hoffbauer. Lemgo 1821. 8.) *).

III. Zu dem Seelsorger nehmen auch Menschen meist ihre erste Zuflucht, die an Lebensüberdruß, Verzweiflung und Drang zum Selbstmord erkrankt sind.

Es giebt mancherlei, theils wichtige, theils nichtige Ursachen, welche dem Menschen das Leben bald widrig und abgeschmackt, bald zur schwersten, unerträglichsten Bürde machen. Dies kann bei dem Schwachen im Geiste einen unwiderstehlichen Hang erwecken, ihr vermeint unglückliches Daseyn

*) Vergl. C. von Brühl Cramer Ueber die Trunksucht und eine rationelle Heilmethode derselben. Berlin 1819. 8. — C. Hohnbaum in Fr. Nasse Zeitschrift für psychische Aerzte. III. 3.

seyn eigenmächtig mit einemmal zu enden. Fast jeder Mensch ist zuweilen gegen das Leben gleichgültig, besonders in Krankheiten, die mit Uebelseyn und mit Niedergeschlagenheit verbunden sind. Bekommt er nun in dieser Lage Gelegenheit, sich das Leben auf irgend eine Weise zu nehmen, so bedarf es manchmal nur eines geringen Impulses zum Selbstmord. Sehr oft liegen aber auch eigene Prädispositionen in und außer dem Menschen, welche seiner Seele das Leben verhaßt machen, allen Lebensreiz, alle Lebenslust, allen uns eingebornen Selbsterhaltungstrieb gänzlich ersticken, und nicht selten die heftigste Neigung zum Selbstmord rege machen. Dahin gehören:

1) erbliche Anlage: Die Melancholie mit Hang zum Selbstmorde ist vielleicht unter allen Geisteszerrüttungen die, welche am deutlichsten fortzuerben scheint. So kenne ich ein Mädchen, das schon dreimal versucht hatte, sich zu ertränken, und dessen Schwester wenige Jahre zuvor ins Wasser gegangen war. Man sah Großmutter, Mutter und Tochter zugleich am Hange zum Selbstmorde leiden; desgleichen Oheim, Nichte, Mutter und Tochter, sowie Oheim, Vater und 2 Söhne aus derselben Familie. — Kurze Zeit vorher bemerkt man an dergleichen Unglücklichen einen melancholischen Zustand, ein verstörtes Wesen, und eine eigene Veränderung ihrer Manieren, bei Andern von diesen allen gar nichts. —

2) Temperament. Unter den Temperamenten, die zum Lebensüberdrusse disponiren, steht das melancholische oben an. Aber auch Individuen mit cholerisch-sanguinischen Temperamenten sind zur Entwickelung der Melancholie sehr geeignet. Jähzornig, bis zur Uebertreibung empfindlich, sind sie leicht aufzuregen, und verzweifeln bei der geringsten Widerwärtigkeit; ihr natürlicher Ungestüm läßt ihnen ihre Leiden so groß erscheinen, daß sie nicht selten in einem Anfall von Verzweiflung sich den Tod geben. Auf eine solche Nervenconstitution können auch die geringfügigsten Dinge den

größten Einfluß haben, und Veranlassung zur hitzigsten Tobsucht, oder zur tiefsten Melancholie werden.

3) Alter. — Der Gang des menschlichen Lebens ist nicht immer einförmig und regelmäßig. Zu gewissen Zeiten wird er durch Revolutionen, die von der Veränderung der verschiedenen Körpertheile abhängen, so oder anders modificirt. Die Leidenschaften können den Charakter der verschiedenen Lebensalter bezeichnen. Die Kindheit, dergleichen aufrührischen Bewegungen der Seele wenig unterworfen, ist wenig gestimmt zum Selbstmord. Neid und Eifersucht sind die einzigen Leidenschaften dieses Alters. So kannte ich ein solches noch sprachloses Kind, einen wahren kleinen Neidhart, das schon mit blassem Antlitz und unruhigen Augen ein anderes Kind betrachtete, welches mit ihm gesäugt wurde. — Diese Leidenschaft ist heftig genug, selbst in dem jüngern Alter schon Widerwillen gegen das Leben und den Entschluß zu wecken, dasselbe durch Hunger zu enden. Ich sah in einem Waisenhause Kinder von 7 — 8 Jahren ungestüm ihre Spiele verlassen, in tiefe Schwermuth sinken, hartnäckig jede Nahrung verschmähen, und bald Opfer ihres Eigensinns werden. — In etwas späterer Jugend wird der Wechsel der Leidenschaften eine Ursache der Melancholie mit Widerwillen gegen das Leben.

Die physischen Veränderungen, welche beim Eintritte der Pubertät Statt haben, ziehen auch große Veränderungen des Gemüths nach sich, und diese Epoche ist es, in welche die meisten Selbstmorde fallen. Sie ist die Geburtsstätte der Sorgen auch in dem genügsamsten Leben, denn jetzt tritt der Zeitpunkt ein, wo durch Zufall oder Wahl eine Laufbahn beschritten wird, welche zu verlassen immer schimpflich, und welcher mit Anstand zu genügen oft mißlich ist; dann geräth man zwischen zwei furchtbare Klippen, den Haß und die Verachtung; man schwächt sich durch die Anstrengung, ihnen zu entgehen, und wird endlich muthlos; denn, wenn man dadurch, daß man erfahren hat die Ungerechtigkeit der Menschen, dahin gekommen ist, auf dieselbe wie auf ein nothwendiges Uebel zu rechnen, wenn man endlich daran gewöhnt ist,

sich weniger um das Urtheil der Welt, als um seine eigene Ruhe zu bekümmern, wenn das Herz, verhärtet durch die Narben der Wunden, die es getroffen haben, unempfindlicher geworden ist, so kommt man leicht zu dem indolenten Zustande gleichgültiger Ruhe (Apathie), vor dem man sich noch wenige Jahre zuvor geschämt haben würde.

Der Ruhm, diese mächtige Triebfeder aller großen Thaten, das von fern leuchtende Ziel, das man durch glänzende und verdienstliche Handlungen zu erreichen strebt, ist für Die, welche in seinem Besitze sind, ein reizloser Gegenstand, und ein eitles täuschendes Fantom für Jene, die ihm fern blieben. Die Trägheit nimmt ihren Platz ein, und scheint Allen eine bequemere Laufbahn und gediegenere Güter anzubieten; aber der Widerwille geht ihr voran, der Ueberdruß folgt, dieser traurige Tyrann aller denkenden Wesen, gegen den die Weisheit so wenig, als die Thorheit sich zu schützen vermag.

Das hohe Alter ist am wenigsten geeignet, den Hang zum Selbstmord sich entwickeln zu lassen. In diesen Jahren wird der Mensch geizig, wie mit seinen Gütern, so auch mit seinem Leben; er verharrt in seiner Existenz, aus Furcht, sie zu verlieren. In den frühern Jahren giebt die Kraft, welche keine Beschäftigung findet, die außerordentlichen Entschlüsse ein, hier aber ist kein Ueberschuß an Kraft mehr; sie wird ganz auf die Erhaltung des Lebens verwandt. Oft findet sich hier eine Ungleichheit der Neigungen und Kräfte. Bei allem dem giebt es doch auch Beispiele von Selbstmord im hohen Alter. So wählte ein Greis von 90 Jahren den Hungertod, aus Kummer über den Verlust seiner zweiten Gattin.

4) Geschlecht. Das weibliche Geschlecht, überhaupt mehr zur Melancholie geneigt, als das männliche, leidet doch viel seltener an dem Hange zum Selbstmorde, als dieses. Der Grund davon mag wohl in der Schwäche seiner physischen Constitution, in der Sanftheit seines Charakters und in seiner natürlichen Zaghaftigkeit liegen, die es vor solchen blutigen Affecten schützt. So zählte man z. B. in

Frankreich unter 495 Selbstmördern nur 118 weiblichen Geschlechts. Bei uns und in England ist der Selbstmord fast dreimal so häufig unter den Männern. Indeß giebt es auch Epidemieen dieser Krankheit, die blos das andere Geschlecht betreffen, weil hier seine natürliche Glut für Liebe und Andacht entbrannte, und dasselbe vermöge seiner großen Empfänglichkeit manchmal auch hier mehr der Nachahmung unterworfen ist.

5) Erziehung. Die Art derselben kann schon in der Kindheit die Anlage zu Gemüthskrankheiten begründen. Abgesehen von manchen Religionssekten, deren Vorschriften, frühzeitig eingeprägt, hinterher zur Richtschnur für das Benehmen durchs ganze Leben werden, und den größten Einfluß auf jeglichen Entschluß haben können, so sind hier zwei gleich furchtbare Klippen bei der Erziehung wohl zu vermeiden. Eine übermäßige Strenge macht die Kinder trübsinnig, giebt ihnen einen kalten, versteckten Charakter, und disponirt auf diese Weise, wenn sie nicht Geistesschwäche herbeiführt, sehr zur Melancholie. Eine solche Erziehung wird ihren traurigen Einfluß noch um so mehr äußern, sobald das Kind von Natur schon sehr ernst und verdrießlich ist, und wo es zu seinem eignen Unglück seinen Geschwistern vorgezogen wird. — Bitterer Tadel wegen geringer Vergehen, Härte mit Heftigkeit, Leidenschaft, Drohungen und Gewaltthätigkeiten verbunden, bringen bei Kindern eine Rauhheit und Störrigkeit des Charakters hervor, regen sie zu heftig auf, führen zu verkehrten Neigungen, oder stürzen in Geistesverwirrung mit Hang zum Selbstmorde. — Eine entgegengesetzte, zu schwache und nachsichtige Erziehung giebt dasselbe Resultat. Sie macht die Kinder eigensinnig, jähzornig und halsstarrig in ihren Neigungen; durch stete Nachgiebigkeit werden sie verweichlicht, ihr Herz wird verdorben, und die Geistes- und Körper-Ausbildung verhindert. Auch ihren geringfügigsten Launen fügt man sich, sie tyrannisiren das ganze Haus, man lobt ihren Geist, ja man sucht sie sogar öffentlich glänzen zu lassen, und weist ihnen schon große Rollen auf der Weltbühne an. Was wird

durch solche Erziehung oder vielmehr Verziehung erreicht? Vom 15ten Jahre an schon gänzlich verwahrlost und verschroben, geht dieser Geist, den man in früher Kindheit an ihnen bewunderte, in einen dem Blödsinn nahen Zustand über. Ein sechster Sinn beginnt sich zu entwickeln, und exaltirt diese jungen Greise auf eine kurze Zeit, aber schon im 20sten Jahre fallen sie in ein völliges Nichts zurück. Zu wenig auf die Widerwärtigkeiten des Lebens vorbereitet, noch weniger ihnen zu widerstehen im Stande, vermag sie das kleinste Unglück zum Wahnsinn oder zum Selbstmorde zu bringen.

Auch den Geist der Mädchen sucht man vorschnell zu entwickeln, man verschwendet Geld und Zeit auf Tanz, Musik und tausend andere Künste, die ihre Phantasie aufregen, während man der Verführung die Sorge überläßt, ihr Herz zu verbilden. Gleich gefährlich ist die bigotte Erziehung. Auch der rohe Materialismus veranlaßt oft genug Widerwillen gegen das Leben, und führt endlich zum Selbstmorde. Noch nie fand sich ein Melancholischer voll Lebensüberdruß, der von den Empfindungen seiner Pflichten gegen Gott, sich selbst und die menschliche Gesellschaft durchdrungen gewesen wäre. Der Bruder eines Gelehrten, aufgebracht über eine gerechte Strafe, wurde sein Selbstmörder, und stieß, um diese That zu vertheidigen, in einer Schrift die heftigsten Schmähreden gegen die heiligsten Angelegenheiten aus. — Der Sohn eines andern Gelehrten suchte sich von der widerwärtigen Vorstellung des ewigen Nichts, die ihm vor der Seele schwebte, durch den Tod in einer künstlichen Stickluft-Atmosphäre zu befreien.

Von der Erziehung ist auch der Geistes-Gehalt abhängig. Es leidet keinen Zweifel, daß eine gründliche und gesunde Ueberlegung neben dem Selbstmorde nicht bestehen kann. Es giebt mitunter Gelehrte, die ihren Geist durch zu ernstes und anhaltendes Studium schwächten, und welche ihres Verstandes beraubt zu seyn, auch den geringsten Lebenspflichten nicht genügen zu können und zur Armuth verdammt zu seyn wähnten, und an einem heftigen Hange zum Selbstmorde litten.

Auch Menschen, die sich dem Spiele ihrer Einbildungskraft überlassen, die ihren Verstand durch unstete Aengstlichkeit erhitzen, sich in Theorieen und Hypothesen vertiefen, ihr ganzes Studium auf einen einzigen Gegenstand richten, über diesen immerfort brüten, begünstigen sehr die Entwickelung dieser Krankheit. So brachte die Gewohnheit, über den Tod Untersuchungen anzustellen, den Selbstmord häufig unter den Gymnosophisten und Stoikern hervor.

6) Klima und Jahreszeit. Man hat den Einfluß des Klima auf den Menschen viel zu allgemein genommen. Auffallend bleibt es immer, daß der Unterschied zwischen den alten und neuen Bewohnern Italiens die Schätzung dieses Einflusses nicht schon berichtigt hat. Der Himmel des Nordens ist weit weniger anmuthig, als der von England, und dennoch ist dort der Lebensüberdruß viel seltener. Die Holländer leben unter denselben physischen Einflüssen, wie die Engländer, und neigen doch wenig zum Selbstmorde hin. Allerdings ist das trübe und neblige Klima von England großen Theils an den vielen Selbstmorden Schuld, denn es umdüstert und verfinstert den Geist. Giebt es doch viele Menschen anderswo, die sich von einer trüben, regnigen Witterung angegriffen fühlen! So war 1816 der Regen in Frankreich besonders häufig, und die Witterung überhaupt sehr veränderlich; Selbstmorde kamen nicht selten vor. Doch giebt es in England, wie in Frankreich, weit bedeutendere Motive zum freiwilligen Tode. — Was die Jahreszeiten anlangt, so scheinen der Sommer und der Herbst in der Regel den Selbstmord vorzüglich zu begünstigen. So war er nach Fodere und Douglas zu Marseille weit häufiger, als der Thermometer 22° über 0 stand. — Andere halten den Herbst und den Westwind für die ergiebigsten Quellen desselben. Der Herbst ist um so fruchtbarer daran, je mehr ihm eine trockne, glühende Hitze voranging, und je feuchter, kalter und unsteter er selbst ist. Das Jahr 1818 und mehrere in diesem Jahrhunderte bestätigen dies. In Rücksicht des Einflusses der Winde auf die Entwickelung des Hanges zum Selbst-

morde beschuldigen, einige den Nord-, andere den West- und Südwind.

So viel ist außer Zweifel, daß ein großer Theil der Ursachen, die zu jener Krankheit disponiren, der Art ist, daß er die Körperkräfte schwächt, und die Empfindlichkeit des Organismus erhöht. Höchst interessant würde es noch überdies seyn, zu untersuchen, in wie weit manche Beschäftigungen und Gewerbe, in wie weit der Cälibat, und andere Momente jenes schreckliche Uebel zu veranlassen im Stande sind; doch läßt sich darüber noch nichts mit Gewißheit bestimmen. Aber es giebt

7) manche körperliche Krankheiten, die einen solchen unglücklichen Gemüthszustand herbeiführen können. Dahin gehören vorzüglich:

a. Nervenkrankheiten, namentlich die Hypochondrie. Die häufigen Beängstigungen, woran Hypochondristen und andere Nervenkranke leiden, stehen mit den bänglichsten Mißgefühlen der Seele in Einklang, welche bald eine übertriebene Todesfurcht, bald einen schrecklichen Lebensüberdruß zur herrschenden Leidenschaft machen. Ein sehr lehrreiches Beispiel der Art erzählt Pinel in seiner Abhandlung über Geistesverirrungen und Manie: Ein junger Mann von 24 Jahren, mit einer glühenden Phantasie, kam nach Paris, um seine Studien fortzusetzen, und führte hier eine zu streng pythagoräische Diät. Nach einigen Monaten versank er in Hypochondrie und in eine äußerst erhöhte Nervenempfindlichkeit. Manchmal trat er zu seinem Arzte, Pinel, mit einem wie von Freude strahlenden Gesicht, und konnte die hohe Glückseligkeit in seinem Innern nicht mit Worten aussprechen. Ein anderesmal bat er in der höchsten Bestürzung und Verzweiflung flehentlich den Arzt, seinen Leiden ein Ende zu machen. Dieser stellte ihm wohlmeinend die Gefahren seines Pythagoräismus vor, beschwor ihn davon abzustehen, allein der junge Pythagoräer verfolgte seinen Lebensplan mit der unbiegsamsten Hartnäckigkeit. Nothwendig mußten sich seine Nervenzufälle vermehren, äußerste Niedergeschlagenheit und

konvulsivische Freuden, kleinmüthige Furchtsamkeit, zumal bei nächtlicher Weile, und unaussprechliche Beklommenheit wechselten in einem fort, und — bald folgte der vollkommenste Wahnsinn. Moralisch und physisch gleich geschwächt, verdammte sich der Unglückliche selbst zur strengsten Absonderung von Andern, wies alle Speisen von sich, und begegnete Allen äußerst ungestüm, die sich ihm naheten. Zuletzt täuschte er die Hut seines Wärters, entfloh im Hemde zum nächsten Walde, und verirrte sich. Zwei Tage darauf fand man ihn todt, und in seiner Hand — Plato's Buch von der Unsterblichkeit der Seele. — In der Schweiz liegt ein großes, schönes Dorf, das kein einziges Haus aufweisen kann, worin sich nicht Jemand selbst entleibt hätte. Zimmermann, in seinem Buch von der Erfahrung in der Arzneikunst, schreibt diese Erscheinung der hier heimischen Hypochondrie zu, woran der dortige Landbewohner von allzuvielem Sitzen leiden soll. —

Vielleicht waren die Milesischen Jungfrauen, unter denen nach Plutarch de virtutibus mulierum das sich selbst Erhängen Mode geworden war, sämmtlich hysterisch, und diesem Uebel ließ sich nur dadurch abhelfen, daß man alle dergleichen Selbstmörderinnen mit dem Stricke um den Hals nackt zum Begräbnißplatze tragen ließ.

b. Gallichte Unterleibskrankheiten erzeugen manchmal eine düstere, melancholische Gemüthsstimmung, und dann gern eine Neigung zum Selbstmorde. Ein Handarbeiter, der eine sitzende Lebensart führte, fragte wegen Schwermuth, ungewöhnlicher Traurigkeit ohne bekannte Ursache, und wegen eines unüberwindlichen Hanges sich in die Seine zu stürzen, den genannten Arzt Pinel um Rath. Dieser vermuthete den Sitz des Uebels im Unterleibe, und verordnete in der Hinsicht dienliche Arzneien, worauf sich Alles verlor. Doch bei der unabänderlichen Lebensart kehrte die unglückliche Stimmung des Mannes zurück, und er endigte gleichwohl sein Leben im Flusse.

c. Auch das schleichende Fieber und die Nervenauszehrung disponiren den Geist außerordentlich zur

Verzweiflung und zum Selbstmorde. Eine solche Nervenschwäche läßt den Kranken scheinbar gesund unter Gesunden umherwandeln, macht aber Körper und Geist zu allen Verrichtungen unfähig. Diese Unfähigkeit erweckt die unerträglichste Langeweile, eine gewisse Gedankenlosigkeit und Abgestumpftheit gegen geistige und physische Eindrücke. Doch nicht immer verliert dabei die Seele alle Fähigkeit zu ihren Verrichtungen. „Der sogenannte Spleen der Engländer, sagt Pet. Frank in seinem System einer vollständigen medizinischen Polizei, läßt einem Jeden den freien und oft ausgedehntesten Gebrauch seiner Seelenkräfte; nur eine einzige Saite des geistigen Instruments ist überspannt; wer diese nicht berührt, hält den Gang für harmonisch; aber die Dissonanz liegt in einem andern Accorde, wo nur der Kranke sein Trauerlied anstimmt, und einen Wohlklang findet, den gesunde Ohren beleidigen." In einem solchen Zustande ekelt den Unglücklichen das Leben an, und mit schrecklicher Ruhe überlegt er und wählt die freiwillige Todesart. Da die Nervenschwindsucht, jene furchtbare Krankheit derer, welche den Becher der Sinnlichkeit und Wollust bis auf den Boden geleert haben, unter den jungen Leuten in England sehr häufig ist, so wird vorzüglich dadurch die Alltäglichkeit des Selbstmordes in diesem Lande begünstiget. — Ich habe einen mir unvergeßlichen Brief eines talentvollen Jünglings gelesen, den derselbe eine halbe Stunde vor seiner Selbstentseelung, durch einen Pistolenschuß, geschrieben hatte. Er erkannte den Greuel seiner That, sah die Verzweiflung seines würdigen Vaters, beklagte sein Schicksal, dem er nicht zu widerstehen wußte, nannte den Urheber seines Unglücks, dessen Quelle Onanie war. Dieser war, von demselben Uebel angesteckt, bereits denselben Weg voran gegangen; —

d. giebt es eine in Oberitalien heimische Hautkrankheit, das Pellagra. Die damit behafteten sinken in eine bis zu Thränen gehende Traurigkeit, späterhin häufig in Verrücktheit, und zuweilen in eine zum Selbstmord führende Verzweiflung.

Aus dem bisher Gesagten geht soviel hervor, daß dergleichen Kranke genau beobachtet, und mit der zartesten Schonung behandelt werden müssen, daß neben den moralischen Mitteln, die einem klugen Seelsorger wohl zu Gebote stehen, auch die physischen und psychischen eines Arztes vonnöthen sind, wozu ersterer dringend rathen muß. — Nach mehrfacher Erfahrunng kann der Hang zum Selbstmord einer lebhaften Gemüthsbewegung weichen. Es wäre also wohl der Mühe werth, wenn die gewöhnliche moralische Behandlung fehlschlagen sollte, bei einem solchen Unglücklichen eine verhältnißmäßig heftigere Seelenerschütterung zu versuchen, freilich nicht ohne die vertrauteste Vorkenntniß der Gemüthsstimmung des Kranken, nicht ohne die größte Vorsicht. Folgende Beispiele, bei oben genanntem Pinel verzeichnet, bestätigen den auffallenden Nutzen dieser psychischen Heilmethode: Ein armer Gelehrter, der seit kurzem erst von einem dreytägigen Fieber genesen war, fühlte einen gewaltigen Trieb zum Selbstmord, und überlegte oft mit einer stoischen Kälte die verschiedenen Mittel dazu. Eine Reise nach London schien seine tiefe Schwermuth, und den unerschütterlichen Entschluß, seinem Leben selbst ein Ziel zu setzen, noch mehr zu entwickeln. Er wählte dazu die Mitternachtsstunde, und wollte sich eben in die Themse stürzen, als ihn da Räuber angriffen, und seiner kleinen Baarschaft berauben wollten. Darüber aufgebracht, bot er alle seine Kräfte auf, ihnen zu entrinnen. Der Kampf endigte sich, und plötzlich entstand eine Revolution in seinem Geiste; er vergaß den eigentlichen Zweck seines Ganges und kehrte in seinen vorigen kümmerlichen Zustand zurück, jedoch geheilt von seinem Selbstmordanschlag auf immer, wenn gleich seine Existenz nur auf zufällige Erwerbsmittel eingeschränkt blieb. — Ein Uhrmacher zu Paris, der seit langer Zeit Lebensüberdruß in sich verspürt hatte, ging eines Tages mit einer Pistole versehen in ein Gehölz, um sich zu erschießen, aber der Schuß nahm eine falsche Richtung, und zerschmetterte blos die Wangenknochen. Es entstand ein starker Blutfluß; ein Schäfer erkannte den Uhrmacher, und führte ihn nach Hause. Die

Wunde heilte langsam; allein desto schneller und gründlicher wurde er von seinem Hange zum Selbstmorde geheilt.

Auch ich war Augenzeuge eines versuchten, aber auf ähnliche Art mißlungenen Selbstmords, der auch zu demselben glücklichen Resultate führte. Eine beliebte Sängerin aus Böhmen hatte ihre in Dresden mit einem jungen Buchhändler angeknüpfte Liebschaft in Leipzig fortgesetzt, aber hier ihren Geliebten auf Untreue gegen sich ertappt, die sie, als eine empfindliche Eifersüchtlerin, nur durch dessen und ihren Tod zu rächen wähnte. Mit einer Doppelpistole bewaffnet fährt sie in ein benachbartes Dorf, wohin ihr Ungetreuer von ihr beschieden war, trifft aber diesen nicht, kehrt verzweifelnd zurück, und schießt sich auf der Promenade im Wagen eine Kugel durch den Kopf. Beim zufälligen Vorübergehen finde ich die Unglückliche in ihrem Blute, und bringe sie in das benachbarte Krankenhaus, wo sie, da der unsichre Schuß das Hirn verfehlt hatte, nach einigen Monaten wiederhergestellt, aber auch von ihrer Liebeswuth genesen war. —

Außer den genannten moralischen Gebrechen des Menschen giebt es noch so manche, als: Aerger, Zorn, Rachsucht, Scrupulosität, übergroße Todesfurcht ꝛc., welche durch physische Einflüsse begünstigt, und verschiedentlich modificirt werden können, wie aus dem, was oben schon über die Einwirkung des Physischen auf das Psychische im Menschen erinnert wurde, deutlich erhellt. Auch diese physisch-moralischen Krankheiten muß der Seelsorger sorgfältig studiren, um sie zweckmäßig und glücklich behandeln zu können.

Zehntes Kapitel.

Von dem Verhalten des Seelsorgers am Krankenbette.

a. gegen den Kranken.

Nicht genug, daß der Geistliche für das Seelenheil seiner krank darnieder liegenden Beichtkinder sorgen muß, sondern er ist auch verbunden, ihr Körperwohl immer mit vor Augen zu haben. Daher beobachte er in seinem ganzen Benehmen folgende Regeln der Amts- und Lebensweisheit, wodurch mancher physische Nachtheil von den Kranken entfernt, deren Genesung nicht wenig befördert, und der Zweck eines geistlichen Zuspruchs mehr als gewöhnlich erreicht wird.

1) Beim Eintritt in die Krankenstube muß er über seine Miene wachen, keinen Zug von Bekümmerniß im Gesichte zur Schau tragen, sondern dieses, wie mißlich auch die Lage des Leidenden sey, heiter und freundlich gestalten, nie in krause, finstre Falten legen. Der Kranke, auch nicht argwöhnisch, nimmt das Aeußere des Seelsorgers, des Arztes, und aller ihn besuchenden Freunde in Beschlag, und berechnet darnach seine Todesgefahr, so wie seine Lebenshoffnung. Aengstliche Geberden machen des Kranken Herz noch schwerer, und verhindern die Wirkung der verordneten Arzneien. — Aber er selbst erscheine nicht allein mit unbefangener Theilnahme am Krankenlager, und vermeide in seinen Reden etc. Alles, was den Kranken beunruhigen möchte, sondern lege auch auf lautes Wimmern und Wehklagen der Umstehenden ein ernstes Verbot, ersuche sie ruhig zu seyn, und, wenn sie dieß nicht können, lieber wegzugehen, und sich im Stillen auszuweinen;

2) finde er sich zeitig genug bei seinen Kranken ein. Denn einmal sind sie, selbst Typhuskranke, jetzt noch bei vollem Selbstbewußtseyn, und dann ist bei contagiösen Krankheiten die Ansteckungsgefahr im Anfange weniger zu fürchten, als in der letzten Zeit. Hierzu kommt, daß dort, wo der Seelsorger keinen Kranken eher besucht, als kurz vor dessen letztem Athemzuge, der herzhafteste den Mann, der ihm ein

Engel des Trostes seyn sollte, für eine unsichtbare Hand hält, die ihm sein Todesurtheil schreibt! Wie darf man sich wohl wundern, wenn die sichtbarste Verlegenheit, Schwermuth und Furcht ihn erfaßt, weil er schon beim Eintritt seines Beichtvaters die Worte zu hören glaubt: bestelle dein Haus, denn du wirst sterben! — Die Wirkungen eines solchen Schlages auf die ohnehin zerrütteten Lebenskräfte eines Kranken kennt wohl Jeder, Arzt und Nichtarzt. — Folgende Thatsachen werden das Gesagte einleuchtend genug beweisen: Der Beichtvater einer Dame, die ohne Rettung krank lag, glaubte eines Tages sie so verschlimmert zu finden, daß er auf froheres Wiedersehen jenseits von ihr Abschied nahm. Diese bestimmte Todeserklärung versetzte die bisher ganz geduldige und ergebene Kranke in eine so schreckliche Todesangst, daß sie eine quaalvolle Nacht durchseufzte, und diesen Kampf bis zum letzten Hauch fortkämpfte. — Eine gewisse sehr geistreiche und liebenswürdige, aber durch die Lektüre schwärmerischer Schriften etwas überspannte Frau ward so gefährlich krank, daß man sie aufgab. Als sie mit vieler Fassung ihr Ende herannahen sah, und in der höchsten Abspannung sich befand, fragte sie ihren Arzt: wie lange sie noch zu leben habe? Wohl noch bis 12 Uhr des Mittags, war die Antwort. Die Kranke schwieg; es schlägt 12, sie hört es, hüllt sich in das Bettlaken, schließt die Augen, und — liegt leblos da. Fest überzeugt, daß sie sterben müsse, war sie in eine tiefe Ohnmacht gesunken. Dieser mehrstündige Todesschlaf brachte jedoch eine unerwartete wohlthätige Krisis hervor. Beim Erwachen fühlt sie sich etwas stärker und freier, aber ihre zerrüttete Einbildungskraft verhindert sie, ihre Umgebungen in den wahren Verhältnissen zu erkennen. Sie bezweifelt ihre Persönlichkeit, und hält sich für eine Freundin ihres Mannes, mit der sie auf einem vertrauten Fuße gelebt hatte. Ihre Familie erscheint vor ihr, sie erkennt sie zwar, aber sich selbst nicht, und, den Tod ihrer Freundin bedauernd, entrüstet sie sich zugleich sehr, daß die Ihrigen dabei so gleichgültig bleiben, und nicht einmal die

Verstorbene äußerlich betrauern. Dadurch entdeckte man zuerst ihre fixe Idee. Der Arzt gebot nun, ihr nicht zu widersprechen, sondern sie in ihrem Wahne zu lassen, und deshalb sogleich tiefe Trauer anzulegen. Sie wurde darauf ruhiger, der Arzt verschrieb ihr Arzneien, die sie auch körperlich stärkten; obschon ihr Gemüthszustand derselbe blieb. Jetzt bekam sie auf Veranstaltung des scharfsinnigen Arztes einige Tage die Kinder nicht mehr zu sehen, bis sie es selbst sehnlichst wünschte. Während sie sanft schlummerte, wurden ihr jene zugeführt, und mußten sich bei ihrem Erwachen auf ihr Bett stürzen, mit dem Zuruf: Mutter, liebe, beste Mutter! Diese Worte wirkten so wunderbar auf die Patientin, daß alle Bilder, die ihren Geist bisher gefesselt hielten, plötzlich verschwanden. Sie war im ersten Augenblick erschrocken, überrascht, und versank in ein stummes Nachsinnen, dann entströmten ihren Augen Thränen, und diese Erleichterung eines gepreßten Herzens bewirkte ihre völlige Genesung. — Ein Beispiel anderer Art erzählt Mai in seinem Stolpertus, dem jungen Arzt am Krankenbette, woraus hervorgeht, wie Todesangst auch auf wenig gefährliche Krankheiten höchst feindlich wirkt. „Ich werde niemals," sagt Mai, „jenen Kunstgriff eines zärtlichen Gemahls vergessen, der von „Herzen gern seiner wechselfieberkranken Frau die ewige Ruhe „gegönnt hätte. Ich glaubte seine verstellte Unruhe durch die „wiederholte Versicherung zu besänftigen, daß es mit der „Krankheit gar keine Gefahr habe. Und was geschah? Der „Fieberanfall kam wieder; ein leichtgläubiger Pater wird gerufen, und, da die Patientin während der Fieberhitze in ei„ner Art Betäubung liegt, so eilt der eifrige Seelsorger mit „allen seinen geistlichen Todeszurüstungen. Die arme Kranke „schwitzt während dem vor Schrecken kalten Todesschweiß. „Zum Glück kam ich noch beim letzten Auftritt dieser Cere„monie hinzu, erstaunte, die schwach flimmernde Sterbekerze „in den Händen meiner Kranken, und den Pater zu den Häup„ten derselben wahrzunehmen, welcher mit dicken Schweiß„tropfen auf der Stirn die erschütternden Worte: fahre hin,

„christliche Seele! in das Ohr der Sterbensollenden donnerte:
„Indeß faßte ich mich schnell, fühlte den Puls, der klein und
„zusammengezogen war, konnte mir aber noch nicht das Räth-
„sel lösen, bis ich endlich der Kranken zurief: ob sie mich
„kenne? Ach, sagte sie, mit leiser, gebrochener Stimme,
„ich muß sterben! Mein Mann und der Herr Pater haben
„mich versichert, ich würde diese Nacht nicht überleben. Zärt-
„liche Versicherung! — Hier gerieth ich in Zorn, und
„schüttete einen Strom Donnerwetter über die ganze Farçe
„aus, daß die Sterbekerze augenblicklich erlosch, ergriff ein
„Glas Wein, und gab es mit Zucker und Wasser gemischt,
„unter anhaltender Aufmunterung, der Patientin. Siehe
„da! der Puls hob sich bald wieder, ward voll, lebhaft; die
„durch eine sträfliche Beängstigung niedergedrückten Lebens-
„kräfte brachten in kurzem einen heilsamen, kritischen Schweiß
„zurück, und vereitelten so das Beginnen eines unmenschli-
„chen Ehemanns und eines betrogenen Seelsorgers! — —

Man vermeide doch ja alle, zumal ungeforderte Todesan-
kündigungen, und sorge vielmehr dafür, den Kranken durch
seinen Zuspruch so zu stärken, daß er seinem frühern oder spä-
tern Heimgange mit Ruhe und Fassung entgegensehen kann.

3) Heilige Pflicht bleibt es für den Geistlichen, seinen
Kranken öfterer zu besuchen, über pünktliche Beobachtung der
ihm vorgeschriebenen Cur und Diät mitzuwachen, ihn mit
Rath und That zu unterstützen, in allen seinen Leiden ihn zu
trösten, und, wenn ja Gefahr droht, über ihn nicht geradezu
und unbedingt den Stab zu brechen. Deshalb dringe man
ihm auch kein Sterbesacrament auf, sondern suche denselben,
der ohnedies die Verschlimmerung seines Uebels selbst fühlt,
dahin zu vermögen, daß ihn aus eigenem innigsten Andachts-
drange, aus rein moralischen Gründen nach dieser heiligen
Handlung verlange. — Es giebt wohl wenige Menschen
unter uns, die dem Tode stets mit Starkmuth ins Auge
blicken, außer etwa hier und da noch einige indolente Kranke
auf dem Lande, oder allenfalls dort, wo keine Aerzte sind,
wo man die Folgen der Krankheiten nicht kennt. Solche

Naturmenschen sind an Leiden gewöhnt, und sterben deswegen ruhig. Bei diesen kann der Seelsorger zu Zeiten von obiger Regel abgehen. Aber er schone der vielen Schwachen, die schon der Gedanke: Sterben! starr macht, erhalte und hebe so lange, wie möglich, ihren Muth, und sey versichert, daß dieser den heilsamsten Einfluß auf alle Krankheiten habe. Das allernothwendigste Bedürfniß für Kranke ist: die Kunst, dulden zu können. Bei Jedem, der gern lebt, und sich auch schon vor entfernten Gelegenheiten zum Tode fürchtet, wirkt eingeflößter Muth vorzüglich dahin, daß er seine Beschwerden weniger achtet, daß er sich läßt zur standhaften Erwartung der Heilungsepoche ermuntern, und die Entscheidung seiner Krankheit dadurch befördern hilft. Muth wirkt auf den ganzen Körper stärkend, wie der Wein, er unterstützt die Wirkung der Arzneien, und die Bereitwilligkeit des Kranken, sie nach der ärztlichen Vorschrift zu gebrauchen. Nil tam exasperat fervorem vulneris, sagt Plutarch im Brutus, quam ferendi impatientia. Es muß daher dem Seelsorger sehr viel daran liegen, alle jene physische und moralische Ursachen genau zu kennen, die den Muth des Kranken aufzurichten, oder zu beugen vermögen. Aus den oben mitgetheilten anthropologischen Bemerkungen läßt sich leicht begreifen, was Constitution des Körpers, Temperament, Erziehung, Lebensart, Furcht, Traurigkeit, Andacht, Bescheidenheit, Schamhaftigkeit ꝛc. auf den Muth der Kranken wirken. Ein vorzüglicher Trost in jeder Krankheit bleibt also immer der öftere theilnehmende väterliche Besuch des Seelsorgers, sein warmer apostolischer Eifer, mit dem er jetzt mehr noch, als in gesunden Tagen, an dem Wohl seiner Mitbürger arbeitet. Nimmt er sich noch überdies die Mühe, dem Kranken, der gemeiniglich seine Krankheit nie aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet, die Beschaffenheit derselben zu erklären, ihm die Gründe und die Glaubwürdigkeit seiner wirklichen oder doch zu hoffenden Heilung offen darzulegen, hilft er ihm zur sichern Bekämpfung des Uebels den besten Arzt wählen, flößt er ihm Zutrauen in dessen Einsichten und Geschick-

schicklichkeit, in dessen vorgeschriebene Heilmittel ein, unterrichtet er die Krankenpfleger in ihren Obliegenheiten, und nimmt er bei allem dem noch als Seelsorger den reichen Vorrath moralischer Gründe zu Hülfe; weiß er diese mit den unveränderlichen ewigen Gesetzen der Natur zu einen, — kurz, versteht er bei seinem Kranken Natur mit Religion zu verschwistern, und auf der eigentlichen Feuerprobe haltbar zu machen, o, dann hat er erst seinen Beruf ganz erfüllt, dann erst ist er in die Fußtapfen seines großen Lehrers Jesu getreten, die ihm dieser mit so liebevollen, herzerhebenden Beispielen vorgezeichnet hat. Gottl. Imman. Petsche Predigten zur Belehrung und Beruhigung für Leidende werden ihm Stoff genug an die Hand geben, sich nach den individuellen Verhältnissen jedes Kranken zu richten. Auch wird er dergleichen finden in J. Sam. Fest's, des selbst schwer Geprüften, Buch über die Vortheile der Leiden und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens, u. a. m.

4) Sollte der Kranke durch die Heftigkeit seines Fiebers, durch starke Blutungen, große Schmerzen ꝛc. sehr entkräftet oder ganz erschöpft, mithin sein Geist von den Leiden des Körpers niedergedrückt und zu jeglicher Anstrengung unfähig seyn, so flüstere ihm der Seelsorger wenig und Alles leise zu, erleichtere ihm möglichst das Geschäft der Selbstprüfung; seine Tröstungen seyen kurz, durchdacht und gehaltreich! Sollte ein an heftigem Erbrechen leidender Kranker Brod und Wein nach der Communion sogleich wieder von sich geben, so lasse man ihn sich ganz ruhig verhalten, und etwas kaltes Wasser oder Wein nachtrinken.

5) Wenn der Kranke sprachlos und wie in tiefer Betäubung da liegt, so ist er nicht immer ganz besinnungslos, ja er hört, selbst in Todesschlaf und Starrsucht versunken, oft Alles sehr genau, was um ihn gesprochen wird. Immerhin wäre es daher rathsam, auch diesem die Tröstungen der Religion zuzuflüstern. Sollte er ohne alles Bewußtseyn darnieder liegen, so wäre zwar jedes Wort für ihn vergeblich,

aber auch unschädlich, und im Uebrigen für die Anwesenden wohl auch nicht ganz verloren. —

6) Beym Deliriren oder wohl gar Rasen eines Kranken verlasse ihn der Geistliche nicht sofort in der Meinung, als sey mit ihm gar nichts anzufangen. Nicht immer ist der Paroxysmus gleich heftig und anhaltend. Gemeiniglich treten über kurz oder lang helle Perioden ein, in denen die Vernunft zurückkehrt und das Gemüth beruhigt ist, solche muß der Seelsorger abwarten und weislich zu benutzen wissen. Er widerspreche dann dergleichen Fieberkranken ja nicht geradezu, was sie von neuem, oder noch mehr empört, sondern nehme auch ihre irrigen Meinungen und Aeußerungen zum Schein für wahr an, und bemühe sich inzwischen, durch zweckmäßige Anmerkungen ihnen selbst deren Ungrund begreiflich und einleuchtend zu machen. Auf diese Art wird er oft selbst zur Verminderung des Irreredens das Seinige beitragen.

7) Sehr auffallend sind die Veränderungen des Gemüthszustandes der meisten Kranken, wenn sie communicirt haben; die Seele, welche vorher mit schwarzen Todesgedanken sich quälte, harrt nun mit heiliger Ruhe und Hingebung dem Ausgange der Krankheit entgegen. Alle kleinmüthige Furcht, alle eitle Schrecknisse, die das Andenken an vormalige Vergehungen, und nagende Gewissensbisse erweckt hatten, sind verschwunden, und den neu ermuthigten Geist erfüllen nur erhabene, trostreiche Gedanken, welche alle unedle Leidenschaften beschwichtigen, alle körperliche Leiden erleichtern, und alle dem Körper gefährliche Sündeneindrücke verwischen. Dieser beseligende Gemüthszustand, wie sollte er nicht den günstigsten Einfluß auf den Verlauf der Krankheit haben!? —

Schon deshalb ist es für den Arzt, welchem wenigstens in katholischen Ländern bei gefahrvollen Krankheiten die Anzeige der Nothwendigkeit des sogenannten Versehens oder der Hauscommunion zur Pflicht gemacht wird, unter bedenklichen Umständen seines Kranken höchst erwünscht, wenn dessen Gemüth durch diese religiöse Feierlichkeit frühzeitig erhoben und beruhiget wird. Indeß verschiebt man solche vorzüglich

in Städten, oft so lange, bis die Krankheit aufs höchste gestiegen, und fast alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben ist. Kein Wunder, wenn die meisten Kranken vor dem Augenblick zittern, wo man sie erinnert, ihre Seelenangelegenheiten zu ordnen, wähnend, daß sie bei einer solchen Meldung ihr Todesurtheil vernehmen! Eine solche Erschütterung muß nothwendig auf den Körper, zumal empfindlicher Kranken, sehr nachtheilig wirken. So hatte der berühmte Satyriker Rabener in seiner letzten Krankheit den Arzt ersucht, ihm, sobald er an seinem Aufkommen verzweifle, seinen Beichtvater zuzuschicken. Der Kranke schien wirklich sich zu bessern, als zufällig der Beichtvater dem Arzte begegnete, und sich einfallen ließ, zum Kranken mitzugehen. Kaum erblickte dieser beide Männer, als er dem Arzte für seine Sorgfalt dankte, aber auch sich, trotz aller Gegenvorstellungen, für verloren hielt, zum Tode sich bereitete, und wirklich eher starb, als man vermuthet hatte. —

Um nun diese und ähnliche Folgen zu verhüten, sollte der Seelsorger seine kranken Pfarrkinder auch ungerufen als Freund besuchen. Manche würden dann von selbst ihn um die Hauscommunion bitten, oder das Verlangen darnach durch zweckmäßige Unterhaltung in sich wecken lassen, bevor die Krankheit Gefahr droht. Ist es aber einmal soweit gekommen, wie soll man dem Kranken nun die Nothwendigkeit dieser Handlung ankündigen? Weder der Geistliche, noch der Arzt dürfen es geradezu thun, sondern vertraute Freunde, oder uneigennützige Verwandte. Aus deren Munde wird der Kranke die liebreiche Erinnerung, den Pfarrer rufen zu lassen, als die Stimme der zärtlichsten Theilnahme, nicht als eine Todeskunde vernehmen, weil er nur zu gut weiß, wie sorglich die Seinigen um sein Leben und sein Seelenheil sind. Auf diese Art möchte das Ganze nicht wenig von seinem Schreckhaften verlieren, und selbst ein verstockter Sünder sich ernstlicher zur Besorgung seiner Seelenangelegenheiten entschließen.

8) Es fehlt nicht an Beispielen, daß bei der öffentlichen und bei der Privat-Communion, trotz deren Würde und

Heiligkeit, nicht nur schlechter, sondern auch bald zufällig, bald geflissentlich verfälschter Wein ausgespendet wird. Was ist also dem Geistlichen über die Echtheit und Güte des Communionweins zu wissen nöthig? Da leider! hier und da die Polizei wenig oder gar nicht darüber wacht, und, wiewohl gesunde Communicanten von den ihnen gereichten kleinen Gaben nicht leicht die übeln Folgen für ihre Gesundheit zu fürchten hätten, so dürfte doch auch dies Wenige für Kranke nicht ganz gleichgültig seyn. Zwar müssen die katholischen Geistlichen vorschriftmäßig zur Consecration reinen Wein de vite haben, aber auch dieser sollte, zumal in Gegenden, wo kein Wein wächst, vor dem Ausspenden jedesmal chemisch untersucht, und zugleich von Seiten der Pfarrer selbst, welche über die Kirchenpolizei die Aufsicht haben, für die Güte und beständige Saüberkeit der Altargefäße mit gesorgt werden. — Im Allgemeinen muß jeder gute weiße Wein ganz hell und klar ausfallen, seine natürliche Farbe, Consistenz, Liquidität, Eindringlichkeit, Stärke, sein Feuer, den ihm eignen flüchtigen Wohlgeruch, und einen rein geistigen kräftigen Wohlgeschmack haben, beim Einschenken gut perlen, und haltbar genug seyn. Schlecht nennt man jeden Wein, wenn er noch zu jung, mithin herbsüßlich oder scharf, wenn er matt, trübe, hefig ist, schwer sich klärt, wäßrig, rauh, hart, oder essigsauer, zähe, kahnig und modrig ausfällt, oder nach dem Fasse schmeckt, und, selbst mäßig getrunken, so gleich Kopfweh und andere Uebel erregt. Einen an sich unschädlichen, oft guten versetzten oder verschnittenen Wein, der aus Mischungen von mancherlei Jahrgängen besteht, können nur Weinkenner durch den Geschmack und Geruch unterscheiden. Indeß setzen Weine, von verschiedenem Alter zusammengemischt, und auf Flaschen gezogen, häufig einen flimmernden, glimmerartigen Niederschlag ab, der, als bloßer, nicht schädlicher Weinstein gesammelt und getrocknet, auf Glühkohlen mit einem dicken Dampfe und brenzlichen Weinsteingeruche verbrennt, unter Rücklassung weißer, laugenhaft schmeckender Pottaschenreste, die mit

Scheidewasser aufbrausen. Des Verfälschtseyns verdächtig ist der weiße Wein, wenn er in Vergleich seiner Schwere und seines Alters zu hoch von Farbe ist, ungewöhnlich oder zu stark riecht, auf der Zunge kratzt, feuert, oder mehr süßlich-herb, metallisch schmeckt, und bei verschiedenen Menschen, so wenig sie auch davon tranken, jedesmal schnelle Betäubung und auffallende Trunkenheit, oder auch Uebelkeit, Erbrechen, Kopf-, Magenschmerz ꝛc. bewirkt. Die absichtliche, so wie die durch Bleischrot, das zum Reinigen der Flaschen dient und zum Theil darin fest sitzen blieb, oder durch schlecht zinnene, nicht rein gescheuerte Communionflaschen mit Bleischrauben, durch bleizinnene Krankenkelche oder Abendmahlsgefäße und dergleichen Meßkännchen, worin der Wein länger stand und säuerte, zufällig vermittelte Bleivergiftung desselben verräth 1 Theil der frisch und gut bereiteten Hahnemannschen Bleiprobe aus der Apotheke, mit 2 Theilen des gebleiten Weines wohl umgeschüttelt, durch dunkle Wölkchen und einen schwarzbraunen flockigen Bodensatz, während ein bleifreier davon hell und durchsichtig bleibt. In dem zufällig durch Kupfer aus kupfernen und messingenen, oder dergleichen schlecht verzinnten unreinen und schwarzgrün angelaufenen Geschirren, worin er einige Zeit steht, oder durch grünspanfleckige, lange steckenbleibende kupferne oder messingene Zapfhähne vergifteten Weine überzieht sich ein blanker Stahl nach und nach mit einem rothkupfrigen Metallhäutchen, oder dergleichen Wein wird von zugetröpfeltem Salmiakgeist schön blau gefärbt ꝛc. Alle überschwefelte Weine riechen brenzlich, schmecken widrig, trocknen den Mund aus, machen Kopf- und Magenweh ꝛc. In Wasser aufgelöster Silbersalpeter aus der Apotheke bildet damit einen schwärzlichen Niederschlag. Mit Branntwein ꝛc. versetzte Weine fuseln, wenn man etwas davon zwischen den Händen reibt ꝛc. — Statt des gemeinschaftlichen Krankenkelches, sollte er auch noch so rein und blank gehalten seyn, mögen sich Kranke, bei welchen Ekel und sogar Einbildung leicht nachtheilig wirken, ihres eigenen Mundbechers bedienen.

Ueberhaupt sollte, da der uneingeschränkt empfohlne Gebrauch des gemeinschaftlichen Kelches für die evangelisch-protestantischen Christen schon des Ekels und so mancher Ansteckungsgefahr wegen immer bedenklich bleibt, einem jeden freistehen, allein oder gemeinschaftlich das Abendmahl des Herrn zu genießen. Auch die Katholiken reichen in ihren Kirchen einen gemeinschaftlichen Kelch, der aber nicht eigentlich zur Abendmahlsfeier gehört, sondern blos dazu dient, um mit dem Weine die dünnen Hostien desto besser hinabschlucken zu können, weshalb auch jeder Communicant diesen nehmen mag, oder nicht; fast alle gebildete Katholiken enthalten sich desselben aus obigen Gründen. —

9) Wie sich der Seelsorger bei dem Besuch ansteckender Kranken zu verhalten habe, lehrt die besondere Diätetik für Geistliche S. 354.

b. Von dem Betragen des Seelsorgers am Krankenbette gegen den Arzt.

Beide treten hier in besondere Verhältnisse; beide sollen an dem Wohl des Kranken gemeinschaftlich, jener an dem geistigen, dieser an dem leiblichen vorzugsweise arbeiten, um sich dadurch nicht nur ihre eigenen Berufsgeschäfte möglichst zu erleichtern, sondern auch deren Heilzwecke für den Kranken desto geltender und ersprießlicher zu machen. Denn jede Disharmonie in ihren Ansichten über dieses und jenes, was das Beste des Kranken betrifft, kann diesen wesentlich beeinträchtigen. Damit nun der Seelsorger seinerseits einen solchen Schaden verhüte, so befolge er folgende Klugheitsregeln:

1) Alle etwaige persönliche Vorurtheile und entgegengesetzte Meinungen müssen am Krankenbette vergessen seyn, und dem brüderlichen Zusammenwirken zu einem der edelsten Zwecke, der Beförderung des Krankenwohls, durchaus nachstehen. Der Seelsorger meide daher Alles, was diesen traulichen Hülfsverein auf irgend eine Art stören kann, so wie dagegen der Arzt verbunden ist, dem Seelsorger in der pflicht-

mäßigen Verrichtung seines Amts keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen.

2) Braucht der Kranke einen Arzt, zu dem der Seelsorger kein Vertrauen hat, so hüte sich dieser, irgend ein Mißtrauen in dessen Fähigkeiten und Kenntnisse blicken zu lassen, denn dieses vereitelt jegliche gute Wirkung der Arzneien, welche volle Hingebung zum Arzte so sehr begünstiget. — Wenn aber der Kranke einem Pfuscher oder Charlatan sein Leben anvertraut hätte, oder alle Arznei verschmähen sollte, so schärfe er ihm die Pflichten ein, die jeder Mensch seinem Körper schuldig ist;

3) mische sich der Geistliche nie in die ärztlich physische Behandlung des Patienten; sollten ihm nach seinen allenfallsigen schwankenden medicinischen Kenntnissen die Vorschriften des Arztes unzureichend oder zweckwidrig scheinen, so halte er sein Urtheil weislich zurück, und ermahne vielmehr den Kranken zur genauen Befolgung der ärztlichen Anordnungen; noch weniger trage er seinen eignen Arzneikram zur Schau oder gar in der Tasche mit sich herum. — Leicht mögen es sich zumal manche Landprediger zur Pflicht oder Gewohnheit machen, den Kranken ihrer Gemeine mit ärztlichem Rathe beizustehen, welches bei Ermangelung eines Arztes gewiß nicht zu tadeln ist, wenn es auf vernünftige Art geschieht, und sich nur bis auf des Arztes Dazwischenkunft beschränkt. Besonders wichtig wird dieser Dienst bei plötzlich Verunglückten, bei Ertrunkenen, Erhängten, Erfrornen &c.; hier kann der verständige Pfarrer, mit den bekannten Noth- und Hülfstafeln in der Hand, das ganze Rettungsgeschäft vorläufig leiten, und die zweckmäßigen Rettungsmittel von Nr. 1. an pünktlich und genau anwenden oder anwenden lassen. — Aber leider! der Trieb des Menschen, die Grenzen seines Berufs zu überschreiten, zeigt sich auch hier. — Hat der Prediger erst eine Cur glücklich vollendet, so bekommt er auch schon Lust und Herz, andere Krankheiten zu behandeln. Er besucht den Kranken nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Leibsorger, verordnet nicht allein Hausmittel, sondern

verschreibt auch zuweilen selbst Arzneiformeln, oder er hält sich eine kleine Hausapotheke, aus der er seine Mittel ungewogen und nach Gutdünken giebt, weil ihm die Medicinalgewichte fehlen. So kenne ich einen Landgeistlichen, der, wenn er ein Brechmittel bereitet, was ohnedies verpönt ist, jedesmal eine Messerspitze voll Brechweinstein für einen Gran hält?! — — Wie unbestimmt ist dieses Maaß! — Freilich sind manche Dorfpfarrer nicht so ganz unwissend in der Heilkunde, und beginnen ihre Praxis nicht eher, bis sie etwas Medicinisches: Tissot's Schrift für das Landvolk x, Krause's medicinischen Landpfarrer x. durchstudirt haben. Dann wissen sie sich viel auf ihre Kunst, die gefährlich genug ist, weil sie insgemein nur darin besteht, fast jeden Kranken Brechweinstein, Rhabarber, Glaubersalz, Jalappe x. einnehmen zu lassen, so daß der arme Patient ganz matt und schwach nun vollends das Bett hüten muß. Noch verderblicher ist dieses Verfahren bei epidemisch herrschendem Nerven- und Faulfieber. Hier besonders suchen dergleichen medicinische Landpfarrer sich und Andere durch sogenannte Präservative vor Ansteckung zu schützen, die unglücklicherweise in Purgirmitteln bestehen, weil nach ihrer falschen Ansicht die Krankheit einen reinen Körper finden soll. Aber eben dadurch wird bei ansteckenden Fiebern der Körper empfindlicher und ansteckungsfähiger gemacht, und das Contagium bekommt dadurch mehr Spielraum und eine verhältnißmäßig größere Uebermacht. Andere, aber bei weitem die Wenigsten, geben hier Brechmittel, welche gewiß weit weniger schaden können, wenn sie der Nichtarzt nur zur rechten Zeit, in gehöriger Gabe, und mit der nöthigen Vorsicht anzuwenden verstände. — Sehr zu wünschen wäre es, daß alle solche geistliche Halbdoctoren ihr Arzneiverordnen einstellten, eingedenk des Sprüchworts: ne sutor ultra crepidam! dagegen sich bemühten, ihrer Gemeine die erste nöthige Behandlung aller plötzlich Erkrankten, Vergifteten, oder sonst Verunglückten und Scheintodten x bekannt zu machen, und denselben das Wohlthätige einer guten, einfachen Krankendiät ans Herz zu legen, sich

selbst aber befleißigen möchten, ruhige Beobachter der gesunden und kranken Menschennatur zu werden, um dem oft entfernten Arzte einen ausführlichen, zweckmäßigen Krankheitsbericht abstatten (s. unten), und mit ihm den fernern etwa nöthigen Briefwechsel über diese und jene Fälle instructiv fortsetzen zu können.

4) Wäre dem Arzte noch so Manches verborgen, was ihm Licht über die Natur der Krankheit geben könnte, so entdecke ihm der Geistliche Alles, was er mit Grund davon weiß, zu seiner Nachachtung und zum Heile des Kranken. Dagegen wird

5) auch der verständige Pfarrer von dem Arzte jede Erinnerung sich gefallen lassen, und nach Möglichkeit gehörig benutzen, welche das Körperwohl des Kranken bezweckende Vorsichtsmaaßregeln bei den geistlichen Amtsverrichtungen betrifft.

6) Was den schriftlichen Verkehr des Seelsorgers im Namen seiner kranken Pfarrkinder mit dem Arzte anlangt, so wird solcher auf dem Lande bei weiterer Entfernung des Arztes um so dringender nothwendig, je verworrener und unvollständiger gewöhnlich die mündlichen Krankheitsberichte ausfallen, so daß in den meisten Fällen auch der scharfsichtigste und geübteste Arzt daraus sich nicht über den gegenwärtigen Zustand des Kranken und die Natur seiner Krankheit verständigen kann, daher bald diese schief beurtheilt und zweckwidrige Arzneien verordnet, bald gezwungen ist, zu blos allgemeinen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Weshalb dann oft die Genesung sehr erschwert, die Krankheit unnöthig verlängert und nicht selten das Leben des Kranken aufs Spiel gesetzt wird. Bei Abfassung eines schriftlichen Krankheitsberichts sind folgende allgemeine Regeln zu beobachten:

a) Er muß deutlich und bestimmt ausgedrückt seyn, und, ohne alle den Arzt nur verwirrende Weitschweifigkeit, nur jene Momente berühren, welche über die der Krankheit vor-

Verstorbene äußerlich betrauern. Dadurch entdeckte man zuerst ihre fixe Idee. Der Arzt gebot nun, ihr nicht zu widersprechen, sondern sie in ihrem Wahne zu lassen, und deshalb sogleich tiefe Trauer anzulegen. Sie wurde darauf ruhiger, der Arzt verschrieb ihr Arzneien, die sie auch körperlich stärkten; obschon ihr Gemüthszustand derselbe blieb. Jetzt bekam sie auf Veranstaltung des scharfsinnigen Arztes einige Tage die Kinder nicht mehr zu sehen, bis sie es selbst sehnlichst wünschte. Während sie sanft schlummerte, wurden ihr jene zugeführt, und mußten sich bei ihrem Erwachen auf ihr Bett stürzen, mit dem Zuruf: Mutter, liebe, beste Mutter! Diese Worte wirkten so wunderbar auf die Patientin, daß alle Bilder, die ihren Geist bisher gefesselt hielten, plötzlich verschwanden. Sie war im ersten Augenblick erschrocken, überrascht, und versank in ein stummes Nachsinnen, dann entströmten ihren Augen Thränen, und diese Erleichterung eines gepreßten Herzens bewirkte ihre völlige Genesung. — Ein Beispiel anderer Art erzählt Mai in seinem Stolpertus, dem jungen Arzt am Krankenbette, woraus hervorgeht, wie Todesangst auch auf wenig gefährliche Krankheiten höchst feindlich wirkt. „Ich werde niemals," sagt Mai, „jenen Kunstgriff eines zärtlichen Gemahls vergessen, der von „Herzen gern seiner wechselfieberkranken Frau die ewige Ruhe „gegönnt hätte. Ich glaubte seine verstellte Unruhe durch die „wiederholte Versicherung zu besänftigen, daß es mit der „Krankheit gar keine Gefahr habe. Und was geschah? Der „Fieberanfall kam wieder; ein leichtgläubiger Pater wird gerufen, und, da die Patientin während der Fieberhitze in einer Art Betäubung liegt, so eilt der eifrige Seelsorger mit „allen seinen geistlichen Todeszurüstungen. Die arme Kranke „schwitzt während dem vor Schrecken kalten Todesschweiß. „Zum Glück kam ich noch beim letzten Auftritt dieser Ceremonie hinzu, erstaunte, die schwach flimmernde Sterbekerze „in den Händen meiner Kranken, und den Pater zu den Häupten derselben wahrzunehmen, welcher mit dicken Schweißtropfen auf der Stirn die erschütternden Worte: fahre hin,

„christliche Seele! in das Ohr der Sterbensollenden donnerte:
„Indeß faßte ich mich schnell, fühlte den Puls, der klein und
„zusammengezogen war, konnte mir aber noch nicht das Räthsel lösen, bis ich endlich der Kranken zurief: ob sie mich „kenne? Ach, sagte sie, mit leiser, gebrochener Stimme, „ich muß sterben! Mein Mann und der Herr Pater haben „mich versichert, ich würde diese Nacht nicht überleben. Zärtliche Versicherung! — Hier gerieth ich in Zorn, und „schüttete einen Strom Donnerwetter über die ganze Farçe „aus, daß die Sterbekerze augenblicklich erlosch, ergriff ein „Glas Wein, und gab es mit Zucker und Wasser gemischt, „unter anhaltender Aufmunterung, der Patientin. Siehe „da! der Puls hob sich bald wieder, ward voll, lebhaft; die „durch eine sträfliche Beängstigung niedergedrückten Lebenskräfte brachten in kurzem einen heilsamen, kritischen Schweiß „zurück, und vereitelten so das Beginnen eines unmenschlichen Ehemanns und eines betrogenen Seelsorgers! — —

Man vermeide doch ja alle, zumal ungeforderte Todesankündigungen, und sorge vielmehr dafür, den Kranken durch seinen Zuspruch so zu stärken, daß er seinem frühern oder spätern Heimgange mit Ruhe und Fassung entgegensehen kann.

3) Heilige Pflicht bleibt es für den Geistlichen, seinen Kranken öfterer zu besuchen, über pünktliche Beobachtung der ihm vorgeschriebenen Cur und Diät mitzuwachen, ihn mit Rath und That zu unterstützen, in allen seinen Leiden ihn zu trösten, und, wenn ja Gefahr droht, über ihn nicht geradezu und unbedingt den Stab zu brechen. Deshalb dringe man ihm auch kein Sterbesacrament auf, sondern suche denselben, der ohnedies die Verschlimmerung seines Uebels selbst fühlt, dahin zu vermögen, daß ihn aus eigenem innigsten Andachtsdrange, aus rein moralischen Gründen nach dieser heiligen Handlung verlange. — Es giebt wohl wenige Menschen unter uns, die dem Tode stets mit Starkmuth ins Auge blicken, außer etwa hier und da noch einige indolente Kranke auf dem Lande, oder allenfalls dort, wo keine Aerzte sind, wo man die Folgen der Krankheiten nicht kennt. Solche

Verstorbene äußerlich betr
zuerst ihre fixe Idee. D
widersprechen, sondern s
deshalb sogleich tiefe Tr
ruhiger, der Arzt versch
lich stärkten; obschon ih
bekam sie auf Veranst
Tage die Kinder nicht m
wünschte. Während
zugeführt, und muß
stürzen, mit dem
Diese Worte wirkte
alle Bilder, die i
verschwanden.
überrascht, und
entströmten ihre
nes gepreßten H
Beispiel andere
dem junge
vorgeht, wie
ten höchst fei
„jenen Kunst
„Herzen ger
„gegönnt h
„wiederholt
„Krankheit
„Fieberanfa

„christliche Set ... ssen vorgeschriebene Heilmittel ein, unterrich-
„Indeß seine ... pfleger in ihren Obliegenheiten, und nimmt
„zusammenge... n noch als Seelsorger den reichen Vorrath
„sel lösen, ... nde zu Hülfe; weiß er diese mit den unver-
„kenne? ... en Gesetzen der Natur zu einen, — kurz,
„ich ... seinem Kranken Natur mit Religion
„mich ver... stern, und auf der eigentlichen Feuerprobe
„liche Ber... chen, o, dann hat er erst seinen Beruf ganz
„schüttete ... erst ist er in die Fußtapfen seines großen Lehrers
... , die ihm dieser mit so liebevollen, herzerheben-
„Was ... n vorgezeichnet hat. Gottl. Imman. Pet-
„unter ... ten zur Belehrung und Beruhigung für Leidende
„da! ... Stoff genug an die Hand geben, sich nach den
„die ... Verhältnissen jedes Kranken zu richten. Auch
... rgleichen finden in J. Sam. Fest's, des selbst
geprüften, Buch über die Vortheile der Leiden und
...igkeiten des menschlichen Lebens, u. a. m.

Sollte der Kranke durch die Heftigkeit seines Fie-
...rch starke Blutungen, große Schmerzen ꝛc. sehr ent-
...der ganz erschöpft, mithin sein Geist von den Leiden
...rpers niedergedrückt und zu jeglicher Anstrengung
... seyn, so flüstere ihm der Seelsorger wenig und Alles
... erleichtere ihm möglichst das Geschäft der Selbstprü-
seine Tröstungen seyen kurz, durchdacht und gehaltreich!
ein an heftigem Erbrechen leidender Kranker Brod und
...nach der Communion sogleich wieder von sich geben,
...e man ihn sich ganz ruhig verhalten, und etwas kaltes
...r oder Wein nachtrinken.

...enn der Kranke sprachlos und wie in tiefer Be-
...iegt, so ist er nicht immer ganz besinnungslos,
...lbst in Todesschlaf und Starrsucht versunken,
...enau, was um ihn gesprochen wird. Immer-
...her rathsam, auch diesem die Tröstungen der
...stern. Sollte er ohne alles Bewußts...
... wäre zwar jedes Wort für ihn ...
...rvorträge.

Ee

Naturmenschen sind an Leiden gewöhnt, und sterben deswegen ruhig. Bei diesen kann der Seelsorger zu Zeiten von obiger Regel abgehen. Aber er schone der vielen Schwachen, die schon der Gedanke: Sterben! starr macht, erhalte und hebe so lange, wie möglich, ihren Muth, und sey versichert, daß dieser den heilsamsten Einfluß auf alle Krankheiten habe. Das allernothwendigste Bedürfniß für Kranke ist: die Kunst, dulden zu können. Bei Jedem, der gern lebt, und sich auch schon vor entfernten Gelegenheiten zum Tode fürchtet, wirkt eingeflößter Muth vorzüglich dahin, daß er seine Beschwerden weniger achtet, daß er sich läßt zur standhaften Erwartung der Heilungsepoche ermuntern, und die Entscheidung seiner Krankheit dadurch befördern hilft. Muth wirkt auf den ganzen Körper stärkend, wie der Wein, er unterstützt die Wirkung der Arzneien, und die Bereitwilligkeit des Kranken, sie nach der ärztlichen Vorschrift zu gebrauchen. Nil tam exasperat fervorem vulneris, sagt Plutarch im Brutus, quam ferendi impatientia. Es muß daher dem Seelsorger sehr viel daran liegen, alle jene physische und moralische Ursachen genau zu kennen, die den Muth des Kranken aufzurichten, oder zu beugen vermögen. Aus den oben mitgetheilten anthropologischen Bemerkungen läßt sich leicht begreifen, was Constitution des Körpers, Temperament, Erziehung, Lebensart, Furcht, Traurigkeit, Andacht, Bescheidenheit, Schamhaftigkeit ꝛc. auf den Muth der Kranken wirken. Ein vorzüglicher Trost in jeder Krankheit bleibt also immer der öftere theilnehmende väterliche Besuch des Seelsorgers, sein warmer apostolischer Eifer, mit dem er jetzt mehr noch, als in gesunden Tagen, an dem Wohl seiner Mitbürger arbeitet. Nimmt er sich noch überdies die Mühe, dem Kranken, der gemeiniglich seine Krankheit nie aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet, die Beschaffenheit derselben zu erklären, ihm die Gründe und die Glaubwürdigkeit seiner wirklichen oder doch zu hoffenden Heilung offen darzulegen, hilft er ihm zur sichern Bekämpfung des Uebels den besten Arzt wählen, flößt er ihm Zutrauen in dessen Einsichten und Geschick-

schicklichkeit, in dessen vorgeschriebene Heilmittel ein, unterrichtet er die Krankenpfleger in ihren Obliegenheiten, und nimmt er bei allem dem noch als Seelsorger den reichen Vorrath moralischer Gründe zu Hülfe; weiß er diese mit den unveränderlichen ewigen Gesetzen der Natur zu einen, — kurz, versteht er bei seinem Kranken Natur mit Religion zu verschwistern, und auf der eigentlichen Feuerprobe haltbar zu machen, o, dann hat er erst seinen Beruf ganz erfüllt, dann erst ist er in die Fußtapfen seines großen Lehrers Jesu getreten, die ihm dieser mit so liebevollen, herzerhebenden Beispielen vorgezeichnet hat. Gottl. Imman. Petsche Predigten zur Belehrung und Beruhigung für Leidende werden ihm Stoff genug an die Hand geben, sich nach den individuellen Verhältnissen jedes Kranken zu richten. Auch wird er dergleichen finden in J. Sam. Fest's, des selbst schwer Geprüften, Buch über die Vortheile der Leiden und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens, u. a. m.

4) Sollte der Kranke durch die Heftigkeit seines Fiebers, durch starke Blutungen, große Schmerzen ꝛc. sehr entkräftet oder ganz erschöpft, mithin sein Geist von den Leiden des Körpers niedergedrückt und zu jeglicher Anstrengung unfähig seyn, so flüstere ihm der Seelsorger wenig und Alles leise zu, erleichtere ihm möglichst das Geschäft der Selbstprüfung; seine Tröstungen seyen kurz, durchdacht und gehaltreich! Sollte ein an heftigem Erbrechen leidender Kranker Brod und Wein nach der Communion sogleich wieder von sich geben, so lasse man ihn sich ganz ruhig verhalten, und etwas kaltes Wasser oder Wein nachtrinken.

5) Wenn der Kranke sprachlos und wie in tiefer Betäubung da liegt, so ist er nicht immer ganz besinnungslos, ja er hört, selbst in Todesschlaf und Starrsucht versunken, oft Alles sehr genau, was um ihn gesprochen wird. Immerhin wäre es daher rathsam, auch diesem die Tröstungen der Religion zuzuflüstern. Sollte er ohne alles Bewußtseyn darnieder liegen, so wäre zwar jedes Wort für ihn vergeblich,

aber auch unschädlich, und im Uebrigen für die Anwesenden wohl auch nicht ganz verloren. —

6) Beym Deliriren oder wohl gar Rasen eines Kranken verlasse ihn der Geistliche nicht sofort in der Meinung, als sey mit ihm gar nichts anzufangen. Nicht immer ist der Paroxysmus gleich heftig und anhaltend. Gemeiniglich treten über kurz oder lang helle Perioden ein, in denen die Vernunft zurückkehrt und das Gemüth beruhigt ist, solche muß der Seelsorger abwarten und weislich zu benutzen wissen. Er widerspreche dann dergleichen Fieberkranken ja nicht geradezu, was sie von neuem, oder noch mehr empört, sondern nehme auch ihre irrigen Meinungen und Aeußerungen zum Schein für wahr an, und bemühe sich inzwischen, durch zweckmäßige Anmerkungen ihnen selbst deren Ungrund begreiflich und einleuchtend zu machen. Auf diese Art wird er oft selbst zur Verminderung des Irteredens das Seinige beitragen.

7) Sehr auffallend sind die Veränderungen des Gemüthszustandes der meisten Kranken, wenn sie communicirt haben; die Seele, welche vorher mit schwarzen Todesgedanken sich quälte, harrt nun mit heiliger Ruhe und Hingebung dem Ausgange der Krankheit entgegen. Alle kleinmüthige Furcht, alle eitle Schrecknisse, die das Andenken an vormalige Vergehungen, und nagende Gewissensbisse erweckt hatten, sind verschwunden, und den neu ermuthigten Geist erfüllen nur erhabene, trostreiche Gedanken, welche alle unedle Leidenschaften beschwichtigen, alle körperliche Leiden erleichtern, und alle dem Körper gefährliche Sündeneindrücke verwischen. Dieser beseligende Gemüthszustand, wie sollte er nicht den günstigsten Einfluß auf den Verlauf der Krankheit haben!? —

Schon deshalb ist es für den Arzt, welchem wenigstens in katholischen Ländern bei gefahrvollen Krankheiten die Anzeige der Nothwendigkeit des sogenannten Versehens oder der Hauscommunion zur Pflicht gemacht wird, unter bedenklichen Umständen seines Kranken höchst erwünscht, wenn dessen Gemüth durch diese religiöse Feierlichkeit frühzeitig erhoben und beruhiget wird. Indeß verschiebt man solche vorzüglich

in Städten, oft so lange, bis die Krankheit aufs höchste gestiegen, und fast alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben ist. Kein Wunder, wenn die meisten Kranken vor dem Augenblick zittern, wo man sie erinnert, ihre Seelenangelegenheiten zu ordnen, wähnend, daß sie bei einer solchen Meldung ihr Todesurtheil vernehmen! Eine solche Erschütterung muß nothwendig auf den Körper, zumal empfindlicher Kranken, sehr nachtheilig wirken. So hatte der berühmte Satyriker Rabener in seiner letzten Krankheit den Arzt ersucht, ihm, sobald er an seinem Aufkommen verzweifle, seinen Beichtvater zuzuschicken. Der Kranke schien wirklich sich zu bessern, als zufällig der Beichtvater dem Arzte begegnete, und sich einfallen ließ, zum Kranken mitzugehen. Kaum erblickte dieser beide Männer, als er dem Arzte für seine Sorgfalt dankte, aber auch sich, trotz aller Gegenvorstellungen, für verloren hielt, zum Tode sich bereitete, und wirklich eher starb, als man vermuthet hatte. —

Um nun diese und ähnliche Folgen zu verhüten, sollte der Seelsorger seine kranken Pfarrkinder auch ungerufen als Freund besuchen. Manche würden dann von selbst ihn um die Hauscommunion bitten, oder das Verlangen darnach durch zweckmäßige Unterhaltung in sich wecken lassen, bevor die Krankheit Gefahr droht. Ist es aber einmal soweit gekommen, wie soll man dem Kranken nun die Nothwendigkeit dieser Handlung ankündigen? Weder der Geistliche, noch der Arzt dürfen es geradezu thun, sondern vertraute Freunde, oder uneigennützige Verwandte. Aus deren Munde wird der Kranke die liebreiche Erinnerung, den Pfarrer rufen zu lassen, als die Stimme der zärtlichsten Theilnahme, nicht als eine Todeskunde vernehmen, weil er nur zu gut weiß, wie sorglich die Seinigen um sein Leben und sein Seelenheil sind. Auf diese Art möchte das Ganze nicht wenig von seinem Schreckhaften verlieren, und selbst ein verstockter Sünder sich ernstlicher zur Besorgung seiner Seelenangelegenheiten entschließen.

8) Es fehlt nicht an Beispielen, daß bei der öffentlichen und bei der Privat-Communion, trotz deren Würde und

Helligkeit, nicht nur schlechter, sondern auch bald zufällig, bald geflissentlich verfälschter Wein ausgespendet wird. Was ist also dem Geistlichen über die Echtheit und Güte des Communionweins zu wissen nöthig? Da leider! hier und da die Polizei wenig oder gar nicht darüber wacht, und, wiewohl gesunde Communicanten von den ihnen gereichten kleinen Gaben nicht leicht die übeln Folgen für ihre Gesundheit zu fürchten hätten, so dürfte doch auch dies Wenige für Kranke nicht ganz gleichgültig seyn. Zwar müssen die katholischen Geistlichen vorschriftmäßig zur Consecration reinen Wein de vite haben, aber auch dieser sollte, zumal in Gegenden, wo kein Wein wächst, vor dem Ausspenden jedesmal chemisch untersucht, und zugleich von Seiten der Pfarrer selbst, welche über die Kirchenpolizei die Aufsicht haben, für die Güte und beständige Saúberkeit der Altargefäße mit gesorgt werden. — Im Allgemeinen muß jeder gute weiße Wein ganz hell und klar ausfallen, seine natürliche Farbe, Consistenz, Liquidität, Eindringlichkeit, Stärke, sein Feuer, den ihm eignen flüchtigen Wohlgeruch, und einen rein geistigen kräftigen Wohlgeschmack haben, beim Einschenken gut perlen, und haltbar genug seyn. Schlecht nennt man jeden Wein, wenn er noch zu jung, mithin herbsüßlich oder scharf, wenn er matt, trübe, hefig ist, schwer sich klärt, wäßrig, rauh, hart, oder essigsauer, zähe, kahnig und modrig ausfällt, oder nach dem Fasse schmeckt, und, selbst mäßig getrunken, sogleich Kopfweh und andere Uebel erregt. Einen an sich unschädlichen, oft guten versetzten oder verschnittenen Wein, der aus Mischungen von mancherlei Jahrgängen besteht, können nur Weinkenner durch den Geschmack und Geruch unterscheiden. Indeß setzen Weine, von verschiedenem Alter zusammengemischt, und auf Flaschen gezogen, häufig einen flimmernden, glimmerartigen Niederschlag ab, der, als bloßer, nicht schädlicher Weinstein gesammelt und getrocknet, auf Glühkohlen mit einem dicken Dampfe und brenzlichen Weinsteingeruche verbrennt, unter Rücklassung weißer, laugenhaft schmeckender Pottaschenreste, die mit

Scheidewasser aufbrausen. Des **Verfälschtseyns** verdächtig ist der weiße Wein, wenn er in Vergleich seiner Schwere und seines Alters zu hoch von Farbe ist, ungewöhnlich oder zu stark riecht, auf der Zunge kratzt, feuert, oder mehr süßlich=herb, metallisch schmeckt, und bei verschiedenen Menschen, so wenig sie auch davon tranken, jedesmal schnelle Betäubung und auffallende Trunkenheit, oder auch Uebelkeit, Erbrechen, Kopf=, Magenschmerz ꝛc. bewirkt. Die absichtliche, so wie die durch Bleischrot, das zum Reinigen der Flaschen dient und zum Theil darin fest sitzen blieb, oder durch schlecht zinnene, nicht rein gescheuerte Communionflaschen mit Bleischrauben, durch bleizinnene Krankenkelche oder Abendmahlsgefäße und dergleichen Meßkännchen, worin der Wein länger stand und säuerte, zufällig vermittelte Bleivergiftung desselben verräth 1 Theil der frisch und gut bereiteten Hahnemannschen Bleiprobe aus der Apotheke, mit 2 Theilen des gebleiten Weines wohl umgeschüttelt, durch dunkle Wölkchen und einen schwarzbraunen flockigen Bodensatz, während ein bleifreier davon hell und durchsichtig bleibt. In dem zufällig durch Kupfer aus kupfernen und messingenen, oder dergleichen schlecht verzinnten unreinen und schwarzgrün angelaufenen Geschirren, worin er einige Zeit steht, oder durch grünspanfleckige, lange steckenbleibende kupferne oder messingene Zapfhähne vergifteten Weine überzieht sich ein blanker Stahl nach und nach mit einem rothkupfrigen Metallhäutchen, oder dergleichen Wein wird von zugetröpfeltem Salmiakgeist schön blau gefärbt ꝛc. Alle überschwefelte Weine riechen brenzlich, schmecken widrig, trocknen den Mund aus, machen Kopf= und Magenweh ꝛc. In Wasser aufgelöster Silbersalpeter aus der Apotheke bildet damit einen schwärzlichen Niederschlag. Mit Branntwein ꝛc. versetzte Weine fuseln, wenn man etwas davon zwischen den Händen reibt ꝛc. — Statt des gemeinschaftlichen Krankenkelches, sollte er auch noch so rein und blank gehalten seyn, mögen sich Kranke, bei welchen Ekel und sogar Einbildung leicht nachtheilig wirken, ihres eigenen Mundbechers bedienen.

konvulsivische Freuden, kleinmüthige Furchtsamkeit, zumal bei nächtlicher Weile, und unaussprechliche Beklommenheit wechselten in einem fort, und — bald folgte der vollkommenste Wahnsinn. Moralisch und physisch gleich geschwächt, verdammte sich der Unglückliche selbst zur strengsten Absonderung von Andern, wies alle Speisen von sich, und begegnete Allen äußerst ungestüm, die sich ihm naheten. Zuletzt täuschte er die Hut seines Wärters, entfloh im Hemde zum nächsten Walde, und verirrte sich. Zwei Tage darauf fand man ihn todt, und in seiner Hand — Plato's Buch von der Unsterblichkeit der Seele. — In der Schweiz liegt ein großes, schönes Dorf, das kein einziges Haus aufweisen kann, worin sich nicht Jemand selbst entleibt hätte. Zimmermann, in seinem Buch von der Erfahrung in der Arzneikunst, schreibt diese Erscheinung der hier heimischen Hypochondrie zu, woran der dortige Landbewohner von allzuvielem Sitzen leiden soll. —

Vielleicht waren die Milesischen Jungfrauen, unter denen nach Plutarch de virtutibus mulierum das sich selbst Erhängen Mode geworden war, sämmtlich hysterisch, und diesem Uebel ließ sich nur dadurch abhelfen, daß man alle dergleichen Selbstmörderinnen mit dem Stricke um den Hals nackt zum Begräbnißplatze tragen ließ.

b. Gallichte Unterleibskrankheiten erzeugen manchmal eine düstere, melancholische Gemüthsstimmung, und dann gern eine Neigung zum Selbstmorde. Ein Handarbeiter, der eine sitzende Lebensart führte, fragte wegen Eßunlust, ungewöhnlicher Traurigkeit ohne bekannte Ursache, und wegen eines unüberwindlichen Hanges sich in die Seine zu stürzen, den genannten Arzt Pinel um Rath. Dieser vermuthete den Sitz des Uebels im Unterleibe, und verordnete in der Hinsicht dienliche Arzneien, worauf sich Alles verlor. Doch bei der unabänderlichen Lebensart kehrte die unglückliche Stimmung des Mannes zurück, und er endigte gleichwohl sein Leben im Flusse.

c. Auch das schleichende Fieber und die Nervenauszehrung disponiren den Geist außerordentlich zur

Verzweiflung und zum Selbstmorde. Eine solche Nervenschwäche läßt den Kranken scheinbar gesund unter Gesunden umherwandeln, macht aber Körper und Geist zu allen Verrichtungen unfähig. Diese Unfähigkeit erweckt die unerträglichste Langeweile, eine gewisse Gedankenlosigkeit und Abgestumpftheit gegen geistige und physische Eindrücke. Doch nicht immer verliert dabei die Seele alle Fähigkeit zu ihren Verrichtungen. „Der sogenannte Spleen der Engländer, sagt Pet. Frank in seinem System einer vollständigen medizinischen Polizei, läßt einem Jeden den freien und oft ausgedehntesten Gebrauch seiner Seelenkräfte; nur eine einzige Saite des geistigen Instruments ist überspannt; wer diese nicht berührt, hält den Gang für harmonisch; aber die Dissonanz liegt in einem andern Accorde, wo nur der Kranke sein Trauerlied anstimmt, und einen Wohlklang findet, den gesunde Ohren beleidigen." In einem solchen Zustande ekelt den Unglücklichen das Leben an, und mit schrecklicher Ruhe überlegt er und wählt die freiwillige Todesart. Da die Nervenschwindsucht, jene furchtbare Krankheit derer, welche den Becher der Sinnlichkeit und Wollust bis auf den Boden geleert haben, unter den jungen Leuten in England sehr häufig ist, so wird vorzüglich dadurch die Alltäglichkeit des Selbstmordes in diesem Lande begünstiget. — Ich habe einen mir unvergeßlichen Brief eines talentvollen Jünglings gelesen, den derselbe eine halbe Stunde vor seiner Selbstentseelung, durch einen Pistolenschuß, geschrieben hatte. Er erkannte den Greuel seiner That, sah die Verzweiflung seines würdigen Vaters, beklagte sein Schicksal, dem er nicht zu widerstehen wußte, nannte den Urheber seines Unglücks, dessen Quelle Onanie war. Dieser war, von demselben Uebel angesteckt, bereits denselben Weg voran gegangen; —

d. giebt es eine in Oberitalien heimische Hautkrankheit, das Pellagra. Die damit behafteten sinken in eine bis zu Thränen gehende Traurigkeit, späterhin häufig in Verrücktheit, und zuweilen in eine zum Selbstmord führende Verzweiflung.

Aus dem bisher Gesagten geht soviel hervor, daß dergleichen Kranke genau beobachtet, und mit der zartesten Schonung behandelt werden müssen, daß neben den moralischen Mitteln, die einem klugen Seelsorger wohl zu Gebote stehen, auch die physischen und psychischen eines Arztes vonnöthen sind, wozu ersterer dringend rathen muß. — Nach mehrfacher Erfahrunng kann der Hang zum Selbstmord einer lebhaften Gemüthsbewegung weichen. Es wäre also wohl der Mühe werth, wenn die gewöhnliche moralische Behandlung fehlschlagen sollte, bei einem solchen Unglücklichen eine verhältnißmäßig heftigere Seelenerschütterung zu versuchen, freilich nicht ohne die vertrauteste Vorkenntniß der Gemüthsstimmung des Kranken, nicht ohne die größte Vorsicht. Folgende Beispiele, bei oben genanntem Pinel verzeichnet, bestätigen den auffallenden Nutzen dieser psychischen Heilmethode: Ein armer Gelehrter, der seit kurzem erst von einem dreytägigen Fieber genesen war, fühlte einen gewaltigen Trieb zum Selbstmord, und überlegte oft mit einer stoischen Kälte die verschiedenen Mittel dazu. Eine Reise nach London schien seine tiefe Schwermuth, und den unerschütterlichen Entschluß, seinem Leben selbst ein Ziel zu setzen, noch mehr zu entwickeln. Er wählte dazu die Mitternachtsstunde, und wollte sich eben in die Themse stürzen, als ihn da Räuber angriffen, und seiner kleinen Baarschaft berauben wollten. Darüber aufgebracht, bot er alle seine Kräfte auf, ihnen zu entrinnen. Der Kampf endigte sich, und plötzlich entstand eine Revolution in seinem Geiste; er vergaß den eigentlichen Zweck seines Ganges und kehrte in seinen vorigen kümmerlichen Zustand zurück, jedoch geheilt von seinem Selbstmordanschlag auf immer, wenn gleich seine Existenz nur auf zufällige Erwerbsmittel eingeschränkt blieb. — Ein Uhrmacher zu Paris, der seit langer Zeit Lebensüberdruß in sich verspürt hatte, ging eines Tages mit einer Pistole versehen in ein Gehölz, um sich zu erschießen, aber der Schuß nahm eine falsche Richtung, und zerschmetterte blos die Wangenknochen. Es entstand ein starker Blutfluß; ein Schäfer erkannte den Uhrmacher, und führte ihn nach Hause. Die

Wunde heilte langsam; allein desto schneller und gründlicher wurde er von seinem Hange zum Selbstmorde geheilt.

Auch ich war Augenzeuge eines versuchten, aber auf ähnliche Art mißlungenen Selbstmords, der auch zu demselben glücklichen Resultate führte. Eine beliebte Sängerin aus Böhmen hatte ihre in Dresden mit einem jungen Buchhändler angeknüpfte Liebschaft in Leipzig fortgesetzt, aber hier ihren Geliebten auf Untreue gegen sich ertappt, die sie, als eine empfindliche Eifersüchtlerin, nur durch dessen und ihren Tod zu rächen wähnte. Mit einer Doppelpistole bewaffnet fährt sie in ein benachbartes Dorf, wohin ihr Ungetreuer von ihr beschieden war, trifft aber diesen nicht, kehrt verzweifelnd zurück, und schießt sich auf der Promenade im Wagen eine Kugel durch den Kopf. Beim zufälligen Vorübergehen finde ich die Unglückliche in ihrem Blute, und bringe sie in das benachbarte Krankenhaus, wo sie, da der unsichre Schuß das Hirn verfehlt hatte, nach einigen Monaten wiederhergestellt, aber auch von ihrer Liebeswuth genesen war. —

Außer den genannten moralischen Gebrechen des Menschen giebt es noch so manche, als: Aerger, Zorn, Rachsucht, Scrupulosität, übergroße Todesfurcht rc., welche durch physische Einflüsse begünstigt, und verschiedentlich modificirt werden können, wie aus dem, was oben schon über die Einwirkung des Physischen auf das Psychische im Menschen erinnert wurde, deutlich erhellt. Auch diese physisch-moralischen Krankheiten muß der Seelsorger sorgfältig studiren, um sie zweckmäßig und glücklich behandeln zu können.

Zehntes Kapitel.

Von dem Verhalten des Seelsorgers am Krankenbette.

a. gegen den Kranken.

Nicht genug, daß der Geistliche für das Seelenheil seiner krank darnieder liegenden Beichtkinder sorgen muß, sondern er ist auch verbunden, ihr Körperwohl immer mit vor Augen zu haben. Daher beobachte er in seinem ganzen Benehmen folgende Regeln der Amts- und Lebensweisheit, wodurch mancher physische Nachtheil von den Kranken entfernt, deren Genesung nicht wenig befördert, und der Zweck eines geistlichen Zuspruchs mehr als gewöhnlich erreicht wird.

1) Beim Eintritt in die Krankenstube muß er über seine Miene wachen, keinen Zug von Bekümmerniß im Gesichte zur Schau tragen, sondern dieses, wie mißlich auch die Lage des Leidenden sey, heiter und freundlich gestalten, nie in krause, finstre Falten legen. Der Kranke, auch nicht argwöhnisch, nimmt das Aeußere des Seelsorgers, des Arztes, und aller ihn besuchenden Freunde in Beschlag, und berechnet darnach seine Todesgefahr, so wie seine Lebenshoffnung. Aengstliche Geberden machen des Kranken Herz noch schwerer, und verhindern die Wirkung der verordneten Arzneien. — Aber er selbst erscheine nicht allein mit unbefangener Theilnahme am Krankenlager, und vermeide in seinen Reden rc. Alles, was den Kranken beunruhigen möchte, sondern lege auch auf lautes Wimmern und Wehklagen der Umstehenden ein ernstes Verbot, ersuche sie ruhig zu seyn, und, wenn sie dieß nicht können, lieber wegzugehen, und sich im Stillen auszuweinen;

2) finde er sich zeitig genug bei seinen Kranken ein. Denn einmal sind sie, selbst Typhuskranke, jetzt noch bei vollem Selbstbewußtseyn, und dann ist bei contagiösen Krankheiten die Ansteckungsgefahr im Anfange weniger zu fürchten, als in der letzten Zeit. Hierzu kommt, daß dort, wo der Seelsorger keinen Kranken eher besucht, als kurz vor dessen letztem Athemzuge, der herzhafteste den Mann, der ihm ein

Engel des Trostes seyn sollte, für eine unsichtbare Hand hält, die ihm sein Todesurtheil schreibt! Wie darf man sich wohl wundern, wenn die sichtbarste Verlegenheit, Schwermuth und Furcht ihn erfaßt, weil er schon beim Eintritt seines Beichtvaters die Worte zu hören glaubt: bestelle dein Haus, denn du wirst sterben! — Die Wirkungen eines solchen Schlages auf die ohnehin zerrütteten Lebenskräfte eines Kranken kennt wohl Jeder, Arzt und Nichtarzt. — Folgende Thatsachen werden das Gesagte einleuchtend genug beweisen: Der Beichtvater einer Dame, die ohne Rettung krank lag, glaubte eines Tages sie so verschlimmert zu finden, daß er auf froheres Wiedersehen jenseits von ihr Abschied nahm. Diese bestimmte Todeserklärung versetzte die bisher ganz geduldige und ergebene Kranke in eine so schreckliche Todesangst, daß sie eine quaalvolle Nacht durchseufzte, und diesen Kampf bis zum letzten Hauch fortkämpfte. — Eine gewisse sehr geistreiche und liebenswürdige, aber durch die Lektüre schwärmerischer Schriften etwas überspannte Frau ward so gefährlich krank, daß man sie aufgab. Als sie mit vieler Fassung ihr Ende herannahen sah, und in der höchsten Abspannung sich befand, fragte sie ihren Arzt: wie lange sie noch zu leben habe? Wohl noch bis 12 Uhr des Mittags, war die Antwort. Die Kranke schwieg; es schlägt 12, sie hört es, hüllt sich in das Bettlaken, schließt die Augen, und — liegt leblos da. Fest überzeugt, daß sie sterben müsse, war sie in eine tiefe Ohnmacht gesunken. Dieser mehrstündige Todesschlaf brachte jedoch eine unerwartete wohlthätige Krisis hervor. Beim Erwachen fühlt sie sich etwas stärker und freier, aber ihre zerrüttete Einbildungskraft verhindert sie, ihre Umgebungen in den wahren Verhältnissen zu erkennen. Sie bezweifelt ihre Persönlichkeit, und hält sich für eine Freundin ihres Mannes, mit der sie auf einem vertrauten Fuße gelebt hatte. Ihre Familie erscheint vor ihr, sie erkennt sie zwar, aber sich selbst nicht, und, den Tod ihrer Freundin bedauernd, entrüstet sie sich zugleich sehr, daß die Ihrigen dabei so gleichgültig bleiben, und nicht einmal die

Verstorbene äußerlich betrauern. Dadurch entdeckte man zuerst ihre fixe Idee. Der Arzt gebot nun, ihr nicht zu widersprechen, sondern sie in ihrem Wahne zu lassen, und deshalb sogleich tiefe Trauer anzulegen. Sie wurde darauf ruhiger, der Arzt verschrieb ihr Arzneien, die sie auch körperlich stärkten; obschon ihr Gemüthszustand derselbe blieb. Jetzt bekam sie auf Veranstaltung des scharfsinnigen Arztes einige Tage die Kinder nicht mehr zu sehen, bis sie es selbst sehnlichst wünschte. Während sie sanft schlummerte, wurden ihr jene zugeführt, und mußten sich bei ihrem Erwachen auf ihr Bett stürzen, mit dem Zuruf: Mutter, liebe, beste Mutter! Diese Worte wirkten so wunderbar auf die Patientin, daß alle Bilder, die ihren Geist bisher gefesselt hielten, plötzlich verschwanden. Sie war im ersten Augenblick erschrocken, überrascht, und versank in ein stummes Nachsinnen, dann entströmten ihren Augen Thränen, und diese Erleichterung eines gepreßten Herzens bewirkte ihre völlige Genesung. — Ein Beispiel anderer Art erzählt Mai in seinem Stolpertus, dem jungen Arzt am Krankenbette, woraus hervorgeht, wie Todesangst auch auf wenig gefährliche Krankheiten höchst feindlich wirkt. „Ich werde niemals," sagt Mai, „jenen Kunstgriff eines zärtlichen Gemahls vergessen, der von „Herzen gern seiner wechselfieberkranken Frau die ewige Ruhe „gegönnt hätte. Ich glaubte seine verstellte Unruhe durch die „wiederholte Versicherung zu besänftigen, daß es mit der „Krankheit gar keine Gefahr habe. Und was geschah? Der „Fieberanfall kam wieder; ein leichtgläubiger Pater wird gerufen, und, da die Patientin während der Fieberhitze in einer Art Betäubung liegt, so eilt der eifrige Seelsorger mit „allen seinen geistlichen Todeszurüstungen. Die arme Kranke „schwitzt während dem vor Schrecken kalten Todesschweiß. „Zum Glück kam ich noch beim letzten Auftritt dieser Ceremonie hinzu, erstaunte, die schwach flimmernde Sterbekerze „in den Händen meiner Kranken, und den Pater zu den Häupten derselben wahrzunehmen, welcher mit dicken Schweißtropfen auf der Stirn die erschütternden Worte: fahre hin,

„christliche Seele! in das Ohr der Sterbensollenden donnerte:
„Indeß faßte ich mich schnell, fühlte den Puls, der klein und
„zusammengezogen war, konnte mir aber noch nicht das Räth-
„sel lösen, bis ich endlich der Kranken zurief: ob sie mich
„kenne? Ach, sagte sie, mit leiser, gebrochener Stimme,
„ich muß sterben! Mein Mann und der Herr Pater haben
„mich versichert, ich würde diese Nacht nicht überleben. Zärt-
„liche Versicherung! — Hier gerieth ich in Zorn, und
„schüttete einen Strom Donnerwetter über die ganze Farçe
„aus, daß die Sterbekerze augenblicklich erlosch, ergriff ein
„Glas Wein, und gab es mit Zucker und Wasser gemischt,
„unter anhaltender Aufmunterung, der Patientin. Siehe
„da! der Puls hob sich bald wieder, ward voll, lebhaft; die
„durch eine sträfliche Beängstigung niedergedrückten Lebens-
„kräfte brachten in kurzem einen heilsamen, kritischen Schweiß
„zurück, und vereitelten so das Beginnen eines unmenschli-
„chen Ehemanns und eines betrogenen Seelsorgers! — —

Man vermeide doch ja alle, zumal ungeforderte Todesankündigungen, und sorge vielmehr dafür, den Kranken durch seinen Zuspruch so zu stärken, daß er seinem frühern oder spätern Heimgange mit Ruhe und Fassung entgegensehen kann.

3) Heilige Pflicht bleibt es für den Geistlichen, seinen Kranken öfterer zu besuchen, über pünktliche Beobachtung der ihm vorgeschriebenen Cur und Diät mitzuwachen, ihn mit Rath und That zu unterstützen, in allen seinen Leiden ihn zu trösten, und, wenn ja Gefahr droht, über ihn nicht geradezu und unbedingt den Stab zu brechen. Deshalb dringe man ihm auch kein Sterbesacrament auf, sondern suche denselben, der ohnedies die Verschlimmerung seines Uebels selbst fühlt, dahin zu vermögen, daß ihn aus eigenem innigsten Andachtsdrange, aus rein moralischen Gründen nach dieser heiligen Handlung verlange. — Es giebt wohl wenige Menschen unter uns, die dem Tode stets mit Starkmuth ins Auge blicken, außer etwa hier und da noch einige indolente Kranke auf dem Lande, oder allenfalls dort, wo keine Aerzte sind, wo man die Folgen der Krankheiten nicht kennt. Solche

Naturmenschen sind an Leiden gewöhnt, und sterben deswegen ruhig. Bei diesen kann der Seelsorger zu Zeiten von obiger Regel abgehen. Aber er schone der vielen Schwachen, die schon der Gedanke: Sterben! starr macht, erhalte und hebe so lange, wie möglich, ihren Muth, und sey versichert, daß dieser den heilsamsten Einfluß auf alle Krankheiten habe. Das allernothwendigste Bedürfniß für Kranke ist: die Kunst, dulden zu können. Bei Jedem, der gern lebt, und sich auch schon vor entfernten Gelegenheiten zum Tode fürchtet, wirkt eingeflößter Muth vorzüglich dahin, daß er seine Beschwerden weniger achtet, daß er sich läßt zur standhaften Erwartung der Heilungsepoche ermuntern, und die Entscheidung seiner Krankheit dadurch befördern hilft. Muth wirkt auf den ganzen Körper stärkend, wie der Wein, er unterstützt die Wirkung der Arzneien, und die Bereitwilligkeit des Kranken, sie nach der ärztlichen Vorschrift zu gebrauchen. Nil tam exasperat fervorem vulneris, sagt Plutarch im Brutus, quam ferendi impatientia. Es muß daher dem Seelsorger sehr viel daran liegen, alle jene physische und moralische Ursachen genau zu kennen, die den Muth des Kranken aufzurichten, oder zu beugen vermögen. Aus den oben mitgetheilten anthropologischen Bemerkungen läßt sich leicht begreifen, was Constitution des Körpers, Temperament, Erziehung, Lebensart, Furcht, Traurigkeit, Andacht, Bescheidenheit, Schamhaftigkeit ꝛc. auf den Muth der Kranken wirken. Ein vorzüglicher Trost in jeder Krankheit bleibt also immer der öftere theilnehmende väterliche Besuch des Seelsorgers, sein warmer apostolischer Eifer, mit dem er jetzt mehr noch, als in gesunden Tagen, an dem Wohl seiner Mitbürger arbeitet. Nimmt er sich noch überdies die Mühe, dem Kranken, der gemeiniglich seine Krankheit nie aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet, die Beschaffenheit derselben zu erklären, ihm die Gründe und die Glaubwürdigkeit seiner wirklichen oder doch zu hoffenden Heilung offen darzulegen, hilft er ihm zur sichern Bekämpfung des Uebels den besten Arzt wählen, flößt er ihm Zutrauen in dessen Einsichten und Geschick-

schicklichkeit, in dessen vorgeschriebene Heilmittel ein, unterrichtet er die Krankenpfleger in ihren Obliegenheiten, und nimmt er bei allem dem noch als Seelsorger den reichen Vorrath moralischer Gründe zu Hülfe; weiß er diese mit den unveränderlichen ewigen Gesetzen der Natur zu einen, — kurz, versteht er bei seinem Kranken Natur mit Religion zu verschwistern, und auf der eigentlichen Feuerprobe haltbar zu machen, o, dann hat er erst seinen Beruf ganz erfüllt, dann erst ist er in die Fußtapfen seines großen Lehrers Jesu getreten, die ihm dieser mit so liebevollen, herzerhebenden Beispielen vorgezeichnet hat. Gottl. Imman. Petsche Predigten zur Belehrung und Beruhigung für Leidende werden ihm Stoff genug an die Hand geben, sich nach den individuellen Verhältnissen jedes Kranken zu richten. Auch wird er dergleichen finden in J. Sam. Fest's, des selbst schwer Geprüften, Buch über die Vortheile der Leiden und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens, u. a. m.

4) Sollte der Kranke durch die Heftigkeit seines Fiebers, durch starke Blutungen, große Schmerzen rc. sehr entkräftet oder ganz erschöpft, mithin sein Geist von den Leiden des Körpers niedergedrückt und zu jeglicher Anstrengung unfähig seyn, so flüstere ihm der Seelsorger wenig und Alles leise zu, erleichtere ihm möglichst das Geschäft der Selbstprüfung; seine Tröstungen seyen kurz, durchdacht und gehaltreich! Sollte ein an heftigem Erbrechen leidender Kranker Brod und Wein nach der Communion sogleich wieder von sich geben, so lasse man ihn sich ganz ruhig verhalten, und etwas kaltes Wasser oder Wein nachtrinken.

5) Wenn der Kranke sprachlos und wie in tiefer Betäubung da liegt, so ist er nicht immer ganz besinnungslos, ja er hört, selbst in Todesschlaf und Starrsucht versunken, oft Alles sehr genau, was um ihn gesprochen wird. Immerhin wäre es daher rathsam, auch diesem die Tröstungen der Religion zuzuflüstern. Sollte er ohne alles Bewußtseyn darnieder liegen, so wäre zwar jedes Wort für ihn vergeblich,

aber auch unschädlich, und im Uebrigen für die Anwesenden wohl auch nicht ganz verloren. —

6) Beym Deliriren oder wohl gar Rasen eines Kranken verlasse ihn der Geistliche nicht sofort in der Meinung, als sey mit ihm gar nichts anzufangen. Nicht immer ist der Paroxysmus gleich heftig und anhaltend. Gemeiniglich treten über kurz oder lang helle Perioden ein, in denen die Vernunft zurückkehrt und das Gemüth beruhigt ist, solche muß der Seelsorger abwarten und weislich zu benutzen wissen. Er widerspreche dann dergleichen Fieberkranken ja nicht geradezu, was sie von neuem, oder noch mehr empört, sondern nehme auch ihre irrigen Meinungen und Aeußerungen zum Schein für wahr an, und bemühe sich inzwischen, durch zweckmäßige Anmerkungen ihnen selbst deren Ungrund begreiflich und einleuchtend zu machen. Auf diese Art wird er oft selbst zur Verminderung des Irreredens das Seinige beitragen.

7) Sehr auffallend sind die Veränderungen des Gemüthszustandes der meisten Kranken, wenn sie communicirt haben; die Seele, welche vorher mit schwarzen Todesgedanken sich quälte, harrt nun mit heiliger Ruhe und Hingebung dem Ausgange der Krankheit entgegen. Alle kleinmüthige Furcht, alle eitle Schrecknisse, die das Andenken an vormalige Vergehungen, und nagende Gewissensbisse erweckt hatten, sind verschwunden, und den neu ermuthigten Geist erfüllen nur erhabene, trostreiche Gedanken, welche alle unedle Leidenschaften beschwichtigen, alle körperliche Leiden erleichtern, und alle dem Körper gefährliche Sündeneindrücke verwischen. Dieser beseligende Gemüthszustand, wie sollte er nicht den günstigsten Einfluß auf den Verlauf der Krankheit haben!? —

Schon deshalb ist es für den Arzt, welchem wenigstens in katholischen Ländern bei gefahrvollen Krankheiten die Anzeige der Nothwendigkeit des sogenannten Versehens oder der Hauscommunion zur Pflicht gemacht wird, unter bedenklichen Umständen seines Kranken höchst erwünscht, wenn dessen Gemüth durch diese religiöse Feierlichkeit frühzeitig erhoben und beruhiget wird. Indeß verschiebt man solche vorzüglich

in Städten, oft so lange, bis die Krankheit aufs höchste gestiegen, und fast alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben ist. Kein Wunder, wenn die meisten Kranken vor dem Augenblick zittern, wo man sie erinnert, ihre Seelenangelegenheiten zu ordnen, wähnend, daß sie bei einer solchen Meldung ihr Todesurtheil vernehmen! Eine solche Erschütterung muß nothwendig auf den Körper, zumal empfindlicher Kranken, sehr nachtheilig wirken. So hatte der berühmte Satyriker Rabener in seiner letzten Krankheit den Arzt ersucht, ihm, sobald er an seinem Aufkommen verzweifle, seinen Beichtvater zuzuschicken. Der Kranke schien wirklich sich zu bessern, als zufällig der Beichtvater dem Arzte begegnete, und sich einfallen ließ, zum Kranken mitzugehen. Kaum erblickte dieser beide Männer, als er dem Arzte für seine Sorgfalt dankte, aber auch sich, trotz aller Gegenvorstellungen, für verloren hielt, zum Tode sich bereitete, und wirklich eher starb, als man vermuthet hatte. —

Um nun diese und ähnliche Folgen zu verhüten, sollte der Seelsorger seine kranken Pfarrkinder auch ungerufen als Freund besuchen. Manche würden dann von selbst ihn um die Hauscommunion bitten, oder das Verlangen darnach durch zweckmäßige Unterhaltung in sich wecken lassen, bevor die Krankheit Gefahr droht. Ist es aber einmal soweit gekommen, wie soll man dem Kranken nun die Nothwendigkeit dieser Handlung ankündigen? Weder der Geistliche, noch der Arzt dürfen es geradezu thun, sondern vertraute Freunde, oder uneigennützige Verwandte. Aus deren Munde wird der Kranke die liebreiche Erinnerung, den Pfarrer rufen zu lassen, als die Stimme der zärtlichsten Theilnahme, nicht als eine Todeskunde vernehmen, weil er nur zu gut weiß, wie sorglich die Seinigen um sein Leben und sein Seelenheil sind. Auf diese Art möchte das Ganze nicht wenig von seinem Schreckhaften verlieren, und selbst ein verstockter Sünder sich ernstlicher zur Besorgung seiner Seelenangelegenheiten entschließen.

8) Es fehlt nicht an Beispielen, daß bei der öffentlichen und bei der Privat-Communion, trotz deren Würde und

Helligkeit, nicht nur schlechter, sondern auch bald zufällig, bald geflissentlich verfälschter Wein ausgespendet wird. Was ist also dem Geistlichen über die Echtheit und Güte des Communionweins zu wissen nöthig? Da leider! hier und da die Polizei wenig oder gar nicht darüber wacht, und, wiewohl gesunde Communicanten von den ihnen gereichten kleinen Gaben nicht leicht die übeln Folgen für ihre Gesundheit zu fürchten hätten, so dürfte doch auch dies Wenige für Kranke nicht ganz gleichgültig seyn. Zwar müssen die katholischen Geistlichen vorschriftmäßig zur Consecration reinen Wein de vite haben, aber auch dieser sollte, zumal in Gegenden, wo kein Wein wächst, vor dem Ausspenden jedesmal chemisch untersucht, und zugleich von Seiten der Pfarrer selbst, welche über die Kirchenpolizei die Aufsicht haben, für die Güte und beständige Saüberkeit der Altargefäße mit gesorgt werden. — Im Allgemeinen muß jeder gute weiße Wein ganz hell und klar ausfallen, seine natürliche Farbe, Consistenz, Liquidität, Eindringlichkeit, Stärke, sein Feuer, den ihm eignen flüchtigen Wohlgeruch, und einen rein geistigen kräftigen Wohlgeschmack haben, beim Einschenken gut perlen, und haltbar genug seyn. Schlecht nennt man jeden Wein, wenn er noch zu jung, mithin herbsüßlich oder scharf, wenn er matt, trübe, hefig ist, schwer sich klärt, wäßrig, rauh, hart, oder essigsauer, zähe, kahnig und modrig ausfällt, oder nach dem Fasse schmeckt, und, selbst mäßig getrunken, sogleich Kopfweh und andere Uebel erregt. Einen an sich unschädlichen, oft guten versetzten oder verschnittenen Wein, der aus Mischungen von mancherlei Jahrgängen besteht, können nur Weinkenner durch den Geschmack und Geruch unterscheiden. Indeß setzen Weine, von verschiedenem Alter zusammengemischt, und auf Flaschen gezogen, häufig einen flimmernden, glimmerartigen Niederschlag ab, der, als bloßer, nicht schädlicher Weinstein gesammelt und getrocknet, auf Glühkohlen mit einem dicken Dampfe und brenzlichen Weinsteingeruche verbrennt, unter Rücklassung weißer, laugenhaft schmeckender Pottaschenreste, die mit

Scheidewasser aufbrausen. Des Verfälschtseyns verdächtig ist der weiße Wein, wenn er in Vergleich seiner Schwere und seines Alters zu hoch von Farbe ist, ungewöhnlich oder zu stark riecht, auf der Zunge kratzt, feuert, oder mehr süßlich-herb, metallisch schmeckt, und bei verschiedenen Menschen, so wenig sie auch davon tranken, jedesmal schnelle Betäubung und auffallende Trunkenheit, oder auch Uebelkeit, Erbrechen, Kopf-, Magenschmerz ꝛc. bewirkt. Die absichtliche, so wie die durch Bleischrot, das zum Reinigen der Flaschen dient und zum Theil darin fest sitzen blieb, oder durch schlecht zinnene, nicht rein gescheuerte Communionflaschen mit Bleischrauben, durch bleizinnene Krankenkelche oder Abendmahlsgefäße und dergleichen Meßkännchen, worin der Wein länger stand und säuerte, zufällig vermittelte Bleivergiftung desselben verräth 1 Theil der frisch und gut bereiteten Hahnemannschen Bleiprobe aus der Apotheke, mit 2 Theilen des gebleiten Weines wohl umgeschüttelt, durch dunkle Wölkchen und einen schwarzbraunen flockigen Bodensatz, während ein bleifreier davon hell und durchsichtig bleibt. In dem zufällig durch Kupfer aus kupfernen und messingenen, oder dergleichen schlecht verzinnten unreinen und schwarzgrün angelaufenen Geschirren, worin er einige Zeit steht, oder durch grünspanfleckige, lange steckenbleibende kupferne oder messingene Zapfhähne vergifteten Weine überzieht sich ein blanker Stahl nach und nach mit einem rothkupfrigen Metallhäutchen, oder dergleichen Wein wird von zugetröpfeltem Salmiakgeist schön blau gefärbt ꝛc. Alle überschwefelte Weine riechen brenzlich, schmecken widrig, trocknen den Mund aus, machen Kopf- und Magenweh ꝛc. In Wasser aufgelöster Silbersalpeter aus der Apotheke bildet damit einen schwärzlichen Niederschlag. Mit Branntwein ꝛc. versetzte Weine fuseln, wenn man etwas davon zwischen den Händen reibt ꝛc. — Statt des gemeinschaftlichen Krankenkelches, sollte er auch noch so rein und blank gehalten seyn, mögen sich Kranke, bei welchen Ekel und sogar Einbildung leicht nachtheilig wirken, ihres eigenen Mundbechers bedienen.

Ueberhaupt sollte, da der uneingeschränkt empfohlne Gebrauch des gemeinschaftlichen Kelches für die evangelisch-protestantischen Christen schon des Ekels und so mancher Ansteckungsgefahr wegen immer bedenklich bleibt, einem jeden freistehen, allein oder gemeinschaftlich das Abendmahl des Herrn zu genießen. Auch die Katholiken reichen in ihren Kirchen einen gemeinschaftlichen Kelch, der aber nicht eigentlich zur Abendmahlsfeier gehört, sondern blos dazu dient, um mit dem Weine die dünnen Hostien desto besser hinabschlucken zu können, weshalb auch jeder Communicant diesen nehmen mag, oder nicht; fast alle gebildete Katholiken enthalten sich desselben aus obigen Gründen. —

9) Wie sich der Seelsorger bei dem Besuch ansteckender Kranken zu verhalten habe, lehrt die besondere Diätetik für Geistliche S. 354.

b. Von dem Betragen des Seelsorgers am Krankenbette gegen den Arzt.

Beide treten hier in besondere Verhältnisse; beide sollen an dem Wohl des Kranken gemeinschaftlich, jener an dem geistigen, dieser an dem leiblichen vorzugsweise arbeiten, um sich dadurch nicht nur ihre eigenen Berufsgeschäfte möglichst zu erleichtern, sondern auch deren Heilzwecke für den Kranken desto geltender und ersprießlicher zu machen. Denn jede Disharmonie in ihren Ansichten über dieses und jenes, was das Beste des Kranken betrifft, kann diesen wesentlich beeinträchtigen. Damit nun der Seelsorger seinerseits einen solchen Schaden verhüte, so befolge er folgende Klugheitsregeln:

1) Alle etwaige persönliche Vorurtheile und entgegengesetzte Meinungen müssen am Krankenbette vergessen seyn, und dem brüderlichen Zusammenwirken zu einem der edelsten Zwecke, der Beförderung des Krankenwohls, durchaus nachstehen. Der Seelsorger meide daher Alles, was diesen traulichen Hülfsverein auf irgend eine Art stören kann, so wie dagegen der Arzt verbunden ist, dem Seelsorger in der pflicht-

mäßigen Verrichtung seines Amts keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen.

2) Braucht der Kranke einen Arzt, zu dem der Seelsorger kein Vertrauen hat, so hüte sich dieser, irgend ein Mißtrauen in dessen Fähigkeiten und Kenntnisse blicken zu lassen, denn dieses vereitelt jegliche gute Wirkung der Arzneien, welche volle Hingebung zum Arzte so sehr begünstiget. — Wenn aber der Kranke einem Pfuscher oder Charlatan sein Leben anvertraut hätte, oder alle Arznei verschmähen sollte, so schärfe er ihm die Pflichten ein, die jeder Mensch seinem Körper schuldig ist;

3) mische sich der Geistliche nie in die ärztlich physische Behandlung des Patienten; sollten ihm nach seinen allenfallsigen schwankenden medicinischen Kenntnissen die Vorschriften des Arztes unzureichend oder zweckwidrig scheinen, so halte er sein Urtheil weislich zurück, und ermahne vielmehr den Kranken zur genauen Befolgung der ärztlichen Anordnungen; noch weniger trage er seinen eignen Arzneikram zur Schau oder gar in der Tasche mit sich herum. — Leicht mögen es sich zumal manche Landprediger zur Pflicht oder Gewohnheit machen, den Kranken ihrer Gemeine mit ärztlichem Rathe beizustehen, welches bei Ermangelung eines Arztes gewiß nicht zu tadeln ist, wenn es auf vernünftige Art geschieht, und sich nur bis auf des Arztes Dazwischenkunft beschränkt. Besonders wichtig wird dieser Dienst bei plötzlich Verunglückten, bei Ertrunkenen, Erhängten, Erfrornen rc.; hier kann der verständige Pfarrer, mit den bekannten Noth- und Hülfstafeln in der Hand, das ganze Rettungsgeschäft vorläufig leiten, und die zweckmäßigen Rettungsmittel von Nr. 1. an pünktlich und genau anwenden oder anwenden lassen. — Aber leider! der Trieb des Menschen, die Grenzen seines Berufs zu überschreiten, zeigt sich auch hier. — Hat der Prediger erst eine Cur glücklich vollendet, so bekommt er auch schon Lust und Herz, andere Krankheiten zu behandeln. Er besucht den Kranken nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Leibsorger, verordnet nicht allein Hausmittel, sondern

verschreibt auch zuweilen selbst Arzneiformeln, oder er hält sich eine kleine Hausapotheke, aus der er seine Mittel ungewogen und nach Gutdünken giebt, weil ihm die Medicinalgewichte fehlen. So kenne ich einen Landgeistlichen, der, wenn er ein Brechmittel bereitet, was ohnedies verpönt ist, jedesmal eine Messerspitze voll Brechweinstein für einen Gran hält?! — — Wie unbestimmt ist dieses Maaß! — Freilich sind manche Dorfpfarrer nicht so ganz unwissend in der Heilkunde, und beginnen ihre Praxis nicht eher, bis sie etwas Medicinisches: Tissot's Schrift für das Landvolk x., Krause's medicinischen Landpfarrer x. durchstudirt haben. Dann wissen sie sich viel auf ihre Kunst, die gefährlich genug ist, weil sie insgemein nur darin besteht, fast jeden Kranken Brechweinstein, Rhabarber, Glaubersalz, Jalappe x. einnehmen zu lassen, so daß der arme Patient ganz matt und schwach nun vollends das Bett hüten muß. Noch verderblicher ist dieses Verfahren bei epidemisch herrschendem Nerven- und Faulfieber. Hier besonders suchen dergleichen medicinische Landpfarrer sich und Andere durch sogenannte Präservative vor Ansteckung zu schützen, die unglücklicherweise in Purgirmitteln bestehen, weil nach ihrer falschen Ansicht die Krankheit einen reinen Körper finden soll. Aber eben dadurch wird bei ansteckenden Fiebern der Körper empfindlicher und ansteckungsfähiger gemacht, und das Contagium bekommt dadurch mehr Spielraum und eine verhältnißmäßig größere Uebermacht. Andere, aber bei weitem die Wenigsten, geben ihre Brechmittel, welche gewiß weit weniger schaden können, wenn sie der Nichtarzt nur zur rechten Zeit, in gehöriger Gabe, und mit der nöthigen Vorsicht anzuwenden verstände. — Sehr zu wünschen wäre es, daß alle solche geistliche Heildoctoren ihr Arzneiverordnen einstellten, eingedenk des Sprüchworts: ne sutor ultra crepidam! dagegen sich bemühten, ihrer Gemeine die erste nöthige Behandlung aller plötzlich Erkrankten, Vergifteten, oder sonst Verunglückten und Scheintodten x. bekannt zu machen, und derselben das Wohlthätige einer guten, einfachen Krankendiät ans Herz zu legen, sich

selbst aber befleissigen möchten, ruhige Beobachter der gesunden und kranken Menschennatur zu werden, um dem oft entfernten Arzte einen ausführlichen, zweckmäßigen Krankheitsbericht abstatten (s. unten), und mit ihm den fernern etwa nöthigen Briefwechsel über diese und jene Fälle instructiv fortsetzen zu können.

4) Wäre dem Arzte noch so Manches verborgen, was ihm Licht über die Natur der Krankheit geben könnte, so entdecke ihm der Geistliche Alles, was er mit Grund davon weiß, zu seiner Nachachtung und zum Heile des Kranken. Dagegen wird

5) auch der verständige Pfarrer von dem Arzte jede Erinnerung sich gefallen lassen, und nach Möglichkeit gehörig benutzen, welche das Körperwohl des Kranken bezweckende Vorsichtsmaaßregeln bei den geistlichen Amtsverrichtungen betrifft.

6) Was den schriftlichen Verkehr des Seelsorgers im Namen seiner kranken Pfarrkinder mit dem Arzte anlangt, so wird solcher auf dem Lande bei weiterer Entfernung des Arztes um so dringender nothwendig, je verworrener und unvollständiger gewöhnlich die mündlichen Krankheitsberichte ausfallen, so daß in den meisten Fällen auch der scharfsichtigste und geübteste Arzt daraus sich nicht über den gegenwärtigen Zustand des Kranken und die Natur seiner Krankheit verständigen kann, daher bald diese schief beurtheilt und zweckwidrige Arzneien verordnet, bald gezwungen ist, zu blos allgemeinen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Weshalb dann oft die Genesung sehr erschwert, die Krankheit unnöthig verlängert und nicht selten das Leben des Kranken aufs Spiel gesetzt wird. Bei Abfassung eines schriftlichen Krankheitsberichts sind folgende allgemeine Regeln zu beobachten:

a) Er muß deutlich und bestimmt ausgedrückt seyn, und, ohne alle den Arzt nur verwirrende Weitschweifigkeit, nur jene Momente berühren, welche über die der Krankheit vor-

ausgegangenen Umstände und über den ganzen Krankheitsverlauf vom Anfang bis jetzt den gehörigen Aufschluß geben;

b) hüte sich der Briefsteller, seine allenfallsige Meinung über die Natur der Krankheit in den Bericht einfließen zu lassen, wie es so oft von Laien geschieht, welche durch solche unreife, gewöhnlich falsche Ideen verleitet werden, manche wichtige Data zu verschweigen und nur jene aufzunehmen, welche die Vermuthung über die Beschaffenheit und Form der Krankheit zu bestätigen scheinen;

c) müssen die Data zu einem solchen Berichte genommen werden: aus der Erzählung des Kranken, aus den Antworten desselben auf die ihm vorgelegten Fragen, aus der Beobachtung der vorhandenen Erscheinungen und aus den Berichten der Personen, die mit dem Kranken umgehen. Ehe man ihm besondere Fragen vorlegt, lasse man ihn erst, wenn er's kann, seine Leidensgeschichte ruhig auserzählen, und unterbreche ihn blos bei undeutlicher oder unbestimmter Erzählung durch Zwischenfragen.

Folgende speciellere Punkte müssen nun den Gegenstand der Fragen und der Beobachtung am Krankenbette ausmachen, und beim Entwurf zu einem Krankheitsbericht mitberücksichtiget werden:

aa) das Alter und Geschlecht des Patienten. Wäre dieser ein kleines Kind, so muß bemerkt werden: ob es schon Zähne habe, oder nicht; ob es von seiner Mutter gesäugt werde, oder von einer Amme; ob eine von beiden heftige Gemüthsbewegungen erlitten, oder sich anderen Schädlichkeiten, als: Erkältung, Ueberladung im Essen oder Trinken rc., ausgesetzt habe; ob sie gesund oder krank seyen; ob das Kind künstlich aufgefüttert werde, und womit? — In Rücksicht des Geschlechts muß bemerkt werden: ob der Kranke verheirathet oder noch unverheirathet sey. Wäre dieser ein Mädchen, so fragt es sich, ob solches mannbar sey und schon seine monatliche Periode erreicht habe oder nicht, wie dieselbe beschaffen, ob zu stark oder zu schwach, ob sie regelmäßig oder unordentlich erscheine, oder gänzlich

ausgeblieben sey. Auch der entfernteste Verdacht einer heimlichen Schwangerschaft darf durchaus nicht dem Arzte verschwiegen werden. Bei einer Verheiratheten ist anzugeben, ob sie schwanger oder Kindbetterin sey, ob sie ein Kind säuge, wieviel sie Kinder geboren, ob sie auch abortirt habe?

bb) Rücksichtlich der übrigen Lebensverhältnisse des Kranken muß seine Beschäftigungsart angeführt werden; ob er ein unthätiges oder sehr mühevolles Leben führe; ob er reich oder arm, ob er ein starker Esser, ein Säufer, oder ein Wollüstling sey?

cc) Ob er von kränklichen Eltern abstamme, ob er schwächlich und reizbar sey, oder von kräftiger Körperconstitution? ob er ein heiteres, fröhliches Gemüth habe, oder ärgerlich, furchtsam, unzufrieden, melancholisch sey?

dd) Ob er schon mehrere Krankheiten erlitten habe, und welche? ob nach diesen andere kränkliche Zufälle zurückgeblieben seyen, und welche? ob ihm ein Hautausschlag, z. B. die Krätze, der Kopfgrind rc., zu schnell vertrieben worden? ob er mit einem Bruch oder Leibschaden, oder mit alten Geschwüren behaftet? ob diese noch offen oder plötzlich zugeheilt seyen? ob er die Blattern, die Masern, das Scharlachfieber überstanden habe?

ee) Um die wahrscheinliche Gelegenheitsursache der Krankheit auszumitteln, frage man den Kranken nach allen Umständen, denen er sich kurz vor seinem Krankwerden ausgesetzt hat; ob er Gemüthsbewegungen erlitten, und welche? ob er sich in Speisen und Getränken übernommen, und in welchen? ob er sich erkältet, ob er bei erhitztem Körper kalt getrunken habe? Ist Verdacht einer Ansteckung oder Vergiftung da, so muß man dies durch behutsame Fragen zu erforschen suchen. Man erkundige sich bei den Verwandten und Freunden des Kranken, welche besondere Zufälle etwa auf ihn vor der Krankheit gewirkt haben, indem dergleichen manchmal bald aus Eigensinn, bald aus Furcht, bald aus Ehr- oder Schaamgefühl verheimlicht werden.

ff) Frage man nach dem ersten Beginnen der Krankheit, nach den Zufällen, welche sie bis auf den gegenwärtigen Augenblick begleiteten. In Hinsicht der gegenwärtigen Erscheinungen merke man zuerst auf den Pulsschlag, der vom gesunden mehr oder weniger abweicht, ob er schnell oder langsam, unordentlich oder aussetzend, hart oder weich, breit oder klein sey, ob er bei einem leisen Druck unter dem Finger schwinde? Die bequemste Stelle, den Puls zu fühlen, ist dicht über dem Handgelenke an der Innenseite des Vorderarms. Man lege die Vorderspitzen des Zeige- und Mittelfingers seiner warmen Hand auf die bezeichnete Stelle sanft auf, und drücke nach einigen Augenblicken die Finger etwas stärker an. Während des Pulsfühlens muß das Gemüth und der Körper des Kranken in Ruhe seyn, und der Arm in einer halb gebogenen Lage ruhen. Auch an den Schläfen rc. läßt sich so der Puls untersuchen.

Nach dem Puls achte man auf das Athemholen des Kranken, ob es langsam oder geschwind, mühsam, seufzend oder röchelnd sey, ob der Kranke huste, über Stiche in der Brust klage, ob sich diese beim Husten vermehren oder nicht? ob dieser trocken oder feucht sey? wie der Auswurf beschaffen, ob schleimig, zähe, ob weiß, oder gelblich, oder blutstreifig? wie er schmecke?

Hierauf prüfe man die Ausleerung des Kranken: ob seine Haut trocken oder feucht sey? ob er am ganzen Körper, oder an einzelnen Theilen, und an welchen er stark schwitze? ob sein Schweiß geruchlos sey, oder widrig rieche? Ob sein Urin sparsam oder häufig abgehe, oder gar nicht? ob er citron- oder safrangelb, ob er blaß oder roth von Farbe sey, ob er hineingelegtes weißes Papier oder Linnen gelb färbe, ob er sich beim Stehen trübe, und ein Wölkchen oder ob er einen Bodensatz bilde. Ob die Leibesöffnung des Patienten gewöhnlich, oder zu häufig, oder verstopft, ob der Abgang hart oder weich, oder flüssig, ob er gelb, grün, braun, oder schwarz, oder blutig, oder mit Würmern vermengt sey? — Ob der Kranke an Appetit-

losigkeit, Ekel, Neigung zum Erbrechen, oder wirklichem Erbrechen leide? ob das Ausgebrochene in genossenen Speisen bestehe, oder wässerig, oder grün, oder mit Blut gefärbt sey? Ob der Kranke Blut aus der Nase verliere, oder aushuste, oder ausbreche, oder mit dem Stuhl oder Harn ausleere, oder ob es aus Wunden oder Geschwüren quelle?

gg) Erforsche man, ob die thierische Wärme des Kranken mehr oder weniger erhöht oder vermindert, ob sie trocken oder feucht sey, ob Hitze oder Kälte bei ihm anhalten oder wechseln, ob sie über den ganzen Körper verbreitet, oder nur auf einzelne Theile beschränkt seyen? —

hh) Man sehe auf das Aeußere des Kranken. Seine Physiognomie kann die gewöhnliche seyn, oder sie ist verändert, entstellt, unkenntlich; sein Blick starr oder traurig, oder wild und unstät; sein Antlitz roth, aufgedunsen, oder blaß und eingefallen, oder gelb und sonst mißfarbig. Seine Augen können geröthet, oder ihr Weißes kann gelb seyn, oder sie liegen tief in ihren Höhlen und schwimmen in Thränen. Seine Haut ist bald roth, bald bleich, oder gelb. Zeigten sich darauf Flecken, oder Ausschläge überhaupt, so muß deren Gestalt und Verlauf angemerkt werden. Die Zunge ist entweder trocken oder feucht, weiß, gelb oder schwarz belegt. Der Unterleib kann weich oder hart und gespannt seyn. Er schmerzt beim Betasten; die Schmerzen vermehren sich beim Drucke, nicht selten beim Aufliegen der Bettdecke; sie sind anhaltend, oder aussetzend, oder sie hören plötzlich auf bei kalten Gliedmaßen. Diese lassen warm oder kalt sich anfühlen, können ihren natürlichen Umfang haben, oder geschwollen seyn; in die Geschwulst lassen sich mit dem Finger Grübchen drücken, oder nicht. — Der Kranke kann auf allen Seiten liegen, oder nicht, liegt ausgestreckt, wie ein Gesunder, oder in sich zusammen, und rutscht immer zu den Füßen des Bettes hinunter.

ii) Beachte man den Gemüthszustand und die Empfindungen des Kranken: ob er sich seiner ganz bewußt sey, oder nicht, ob er ruhig oder ängstlich, furchtsam,

traurig sey, oder phantasire? Ob sein Delirium still und gelinde, oder stürmisch und wüthend sey? Ob es ihm eins sey, welchen Ausgang die Krankheit nehme, ob er alle Fragen gleichgültig beantworte? ob er kalt und unempfindlich sey gegen seine Lieben, ob er seine Verwandte und Freunde noch kenne, oder nicht? ob er zu essen und zu trinken verlange, oder nicht, ob er großen Durst habe? Wo er Schmerzen leide, ob an einzelnen Theilen, oder am ganzen Körper? Ob er gar nicht schlafen könne, oder ob sein Schlaf unruhig, mit Träumen verbunden sey, ob er in einer beständigen Betäubung dahin schlummere? Ob er im wachenden Zustande, ohne es zu wissen, Alles unter sich gehen lasse, oder nicht? Wie sein Gesicht, Gehör und Geschmack beschaffen seyen, ob natürlich, oder mehr oder weniger verändert? —

kk) Ob der Kranke sehr schwach und erschöpft sey, bei kleinen Bewegungen schon ohnmächtig werde, oder ob er sich noch stark und ungeschwächt fühle? Ob er sich wenig oder gar nicht bewegen könne, oder ob seine Bewegungen heftig und ungestüm seyen, oder unwillkührlich geschehen, ob seine Glieder zittern, zucken?

ll) Hat der Kranke schon Arznei gebraucht, so fragt sich's: ob von einem Arzte oder von einem Nichtarzte verordnet, oder ob es sogenannte Hausmittel waren, und welche? Endlich ist das Befinden des Kranken nach dem Gebrauch dieser Mittel mit zu erwähnen.

Litten zugleich mehrere Menschen an derselben Krankheit, so darf dies in dem Berichte ja nicht verschwiegen werden.

Eilftes Kapitel.

Von dem Umgange des Geistlichen mit Gemüthskranken.

Es giebt allerdings Krankheiten der Verstandes- und Willenskraft, denen moralische Ursachen zum Grunde liegen, gegen die der Arzt, als solcher, nicht Alles vermag, die man mit physischen Mitteln vergeblich bekämpft, wenn nicht den Grundsätzen der Psychonomie entsprechende psychische zu Hilfe genommen werden. Hier hat der Seelsorger für seine psychologischen Kenntnisse und seine moralischen Erfahrungen ein weites Feld; hier kann er sich, in Verein mit dem Arzte, als ein denkender Mann, als geistiger Arzt, als ein wahrer Seelsorger zeigen. Zu ihm nimmt auch der Landmann dann seine erste Zuflucht. — Dergleichen Störungen des Seelenlebens, wohin außer dem in cultivirten Staaten immer mehr zunehmenden, bei rückgängiger Cultur aber, wie im Orient, abnehmenden Wahnsinn, der Verrücktheit und Schwermuth, die bis zur Tobsucht oder Raserei steigen können, auch Aberglaube, Unglaube und religiöse Schwärmerei gehören, muß der Geistliche zu behandeln wissen, wenn der Arzt nicht Zeit genug haben sollte zu einer solchen Cur, die oft Tage erfordert, ehe er sich nur einmal die verkehrten Ideen solcher Kranken bekannt gemacht hat.

Den Geistlichen, vor Allem den Landgeistlichen, sagt Nasse (in seiner Zeitschrift f. psych. Aerzte, IV. 1821. S. 103.), übergebe man jene Irren, denen der Aufenthalt bei ihren Angehörigen nicht frommt, und die nicht nothwendig in Irrenhäuser gehören, jedem einen oder nach Umständen auch zwei; ein benachbarter Arzt sehe die Kranken von Zeit zu Zeit, nach Erforderniß seltener oder häufiger; er leite das Körperliche und berathe mit dem Geistlichen das Geistige; die Ausführung davon besorge dieser. Er ist durch sein Amt bereits Psychagog, er ist, was hier vor Allem in Betracht kommt, Pädagog, entweder aus noch fortwährender, oder doch aus früherer Uebung. Kindererziehung und

Heiligkeit, nicht nur schlechter, sondern auch bald zufällig, bald geflissentlich verfälschter Wein ausgespendet wird. Was ist also dem Geistlichen über die Echtheit und Güte des Communionweins zu wissen nöthig? Da leider! hier und da die Polizei wenig oder gar nicht darüber wacht, und, wiewohl gesunde Communicanten von den ihnen gereichten kleinen Gaben nicht leicht die übeln Folgen für ihre Gesundheit zu fürchten hätten, so dürfte doch auch dies Wenige für Kranke nicht ganz gleichgültig seyn. Zwar müssen die katholischen Geistlichen vorschriftmäßig zur Consecration reinen Wein de vite haben, aber auch dieser sollte, zumal in Gegenden, wo kein Wein wächst, vor dem Ausspenden jedesmal chemisch untersucht, und zugleich von Seiten der Pfarrer selbst, welche über die Kirchenpolizei die Aufsicht haben, für die Güte und beständige Saüberkeit der Altargefäße mit gesorgt werden. — Im Allgemeinen muß jeder gute weiße Wein ganz hell und klar ausfallen, seine natürliche Farbe, Consistenz, Liquidität, Eindringlichkeit, Stärke, sein Feuer, den ihm eignen flüchtigen Wohlgeruch, und einen rein geistigen kräftigen Wohlgeschmack haben, beim Einschenken gut perlen, und haltbar genug seyn. Schlecht nennt man jeden Wein, wenn er noch zu jung, mithin herbsüßlich oder scharf, wenn er matt, trübe, hefig ist, schwer sich klärt, wäßrig, rauh, hart, oder essigsauer, zähe, kahnig und modrig ausfällt, oder nach dem Fasse schmeckt, und, selbst mäßig getrunken, sogleich Kopfweh und andere Uebel erregt. Einen an sich unschädlichen, oft guten versetzten oder verschnittenen Wein, der aus Mischungen von mancherlei Jahrgängen besteht, können nur Weinkenner durch den Geschmack und Geruch unterscheiden. Indeß setzen Weine, von verschiedenem Alter zusammengemischt, und auf Flaschen gezogen, häufig einen flimmernden, glimmerartigen Niederschlag ab, der, als bloßer, nicht schädlicher Weinstein gesammelt und getrocknet, auf Glühkohlen mit einem dicken Dampfe und brenzlichen Weinsteingeruche verbrennt, unter Rücklassung weißer, laugenhaft schmeckender Pottaschenreste, die mit

Scheidewasser aufbrausen. Des Verfälschtseyns verdächtig ist der weiße Wein, wenn er in Vergleich seiner Schwere und seines Alters zu hoch von Farbe ist, ungewöhnlich oder zu stark riecht, auf der Zunge kratzt, feuert, oder mehr süßlich=herb, metallisch schmeckt, und bei verschiedenen Menschen, so wenig sie auch davon tranken, jedesmal schnelle Betäubung und auffallende Trunkenheit, oder auch Uebelkeit, Erbrechen, Kopf=, Magenschmerz rc. bewirkt. Die absichtliche, so wie die durch Bleischrot, das zum Reinigen der Flaschen dient und zum Theil darin fest sitzen blieb, oder durch schlecht zinnene, nicht rein gescheuerte Communionflaschen mit Bleischrauben, durch bleizinnene Krankenkelche oder Abendmahlsgefäße und dergleichen Meßkännchen, worin der Wein länger stand und säuerte, zufällig vermittelte Bleivergiftung desselben verräth 1 Theil der frisch und gut bereiteten Hahnemannschen Bleiprobe aus der Apotheke, mit 2 Theilen des gebleiten Weines wohl umgeschüttelt, durch dunkle Wölkchen und einen schwarzbraunen flockigen Bodensatz, während ein bleifreier davon hell und durchsichtig bleibt. In dem zufällig durch Kupfer aus kupfernen und messingenen, oder dergleichen schlecht verzinnten unreinen und schwarzgrün angelaufenen Geschirren, worin er einige Zeit steht, oder durch grünspanfleckige, lange steckenbleibende kupferne oder messingene Zapfhähne vergifteten Weine überzieht sich ein blanker Stahl nach und nach mit einem rothkupfrigen Metallhäutchen, oder dergleichen Wein wird von zugetröpfeltem Salmiakgeist schön blau gefärbt rc. Alle überschwefelte Weine riechen brenzlich, schmecken widrig, trocknen den Mund aus, machen Kopf= und Magenweh rc. In Wasser aufgelöster Silbersalpeter aus der Apotheke bildet damit einen schwärzlichen Niederschlag. Mit Branntwein rc. versetzte Weine fuseln, wenn man etwas davon zwischen den Händen reibt rc. — Statt des gemeinschaftlichen Krankenkelches, sollte er auch noch so rein und blank gehalten seyn, mögen sich Kranke, bei welchen Ekel und sogar Einbildung leicht nachtheilig wirken, ihres eigenen Mundbechers bedienen.

Ueberhaupt sollte, da der uneingeschränkt empfohlne Gebrauch des gemeinschaftlichen Kelches für die evangelisch-protestantischen Christen schon des Ekels und so mancher Ansteckungsgefahr wegen immer bedenklich bleibt, einem jeden freistehen, allein oder gemeinschaftlich das Abendmahl des Herrn zu genießen. Auch die Katholiken reichen in ihren Kirchen einen gemeinschaftlichen Kelch, der aber nicht eigentlich zur Abendmahlsfeier gehört, sondern blos dazu dient, um mit dem Weine die dünnen Hostien desto besser hinabschlucken zu können, weshalb auch jeder Communicant diesen nehmen mag, oder nicht; fast alle gebildete Katholiken enthalten sich desselben aus obigen Gründen. —

9) Wie sich der Seelsorger bei dem Besuch ansteckender Kranken zu verhalten habe, lehrt die besondere Diätetik für Geistliche S. 354.

b. Von dem Betragen des Seelsorgers am Krankenbette gegen den Arzt.

Beide treten hier in besondere Verhältnisse; beide sollen an dem Wohl des Kranken gemeinschaftlich, jener an dem geistigen, dieser an dem leiblichen vorzugsweise arbeiten, um sich dadurch nicht nur ihre eigenen Berufsgeschäfte möglichst zu erleichtern, sondern auch deren Heilzwecke für den Kranken desto geltender und ersprießlicher zu machen. Denn jede Disharmonie in ihren Ansichten über dieses und jenes, was das Beste des Kranken betrifft, kann diesen wesentlich beeinträchtigen. Damit nun der Seelsorger seinerseits einen solchen Schaden verhüte, so befolge er folgende Klugheitsregeln:

1) Alle etwaige persönliche Vorurtheile und entgegengesetzte Meinungen müssen am Krankenbette vergessen seyn, und dem brüderlichen Zusammenwirken zu einem der edelsten Zwecke, der Beförderung des Krankenwohls, durchaus nachstehen. Der Seelsorger meide daher Alles, was diesen traulichen Hülfsverein auf irgend eine Art stören kann, so wie dagegen der Arzt verbunden ist, dem Seelsorger in der pflicht-

mäßigen Verrichtung seines Amts keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen.

2) Braucht der Kranke einen Arzt, zu dem der Seelsorger kein Vertrauen hat, so hüte sich dieser, irgend ein Mißtrauen in dessen Fähigkeiten und Kenntnisse blicken zu lassen, denn dieses vereitelt jegliche gute Wirkung der Arzneien, welche volle Hingebung zum Arzte so sehr begünstiget. — Wenn aber der Kranke einem Pfuscher oder Charlatan sein Leben anvertraut hätte, oder alle Arznei verschmähen sollte, so schärfe er ihm die Pflichten ein, die jeder Mensch seinem Körper schuldig ist;

3) mische sich der Geistliche nie in die ärztlich physische Behandlung des Patienten; sollten ihm nach seinen allenfallsigen schwankenden medicinischen Kenntnissen die Vorschriften des Arztes unzureichend oder zweckwidrig scheinen, so halte er sein Urtheil weislich zurück, und ermahne vielmehr den Kranken zur genauen Befolgung der ärztlichen Anordnungen; noch weniger trage er seinen eignen Arzneikram zur Schau oder gar in der Tasche mit sich herum. — Leicht mögen es sich zumal manche Landprediger zur Pflicht oder Gewohnheit machen, den Kranken ihrer Gemeine mit ärztlichem Rathe beizustehen, welches bei Ermangelung eines Arztes gewiß nicht zu tadeln ist, wenn es auf vernünftige Art geschieht, und sich nur bis auf des Arztes Dazwischenkunft beschränkt. Besonders wichtig wird dieser Dienst bei plötzlich Verunglückten, bei Ertrunkenen, Erhängten, Erfrornen ꝛc.; hier kann der verständige Pfarrer, mit den bekannten Noth- und Hülfstafeln in der Hand, das ganze Rettungsgeschäft vorläufig leiten, und die zweckmäßigen Rettungsmittel von Nr. 1. an pünktlich und genau anwenden oder anwenden lassen. — Aber leider! der Trieb des Menschen, die Grenzen seines Berufs zu überschreiten, zeigt sich auch hier. — Hat der Prediger erst eine Cur glücklich vollendet, so bekommt er auch schon Lust und Herz, andere Krankheiten zu behandeln. Er besucht den Kranken nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Leibsorger, verordnet nicht allein Hausmittel, sondern

verschreibt auch zuweilen selbst Arzneiformeln, oder er hält sich eine kleine Hausapotheke, aus der er seine Mittel ungewogen und nach Gutdünken giebt, weil ihm die Medicinalgewichte fehlen. So kenne ich einen Landgeistlichen, der, wenn er ein Brechmittel bereitet, was ohnedies verpönt ist, jedesmal eine Messerspitze voll Brechweinstein für einen Gran hält?! —— Wie unbestimmt ist dieses Maaß! — Freilich sind manche Dorfpfarrer nicht so ganz unwissend in der Heilkunde, und beginnen ihre Praxis nicht eher, bis sie etwas Medicinisches: Tissot's Schrift für das Landvolk ꝛc., Krause's medicinischen Landpfarrer ꝛc. durchstudirt haben. Dann wissen sie sich viel auf ihre Kunst, die gefährlich genug ist, weil sie insgemein nur darin besteht, fast jeden Kranken Brechweinstein, Rhabarber, Glaubersalz, Jalappe ꝛc. einnehmen zu lassen, so daß der arme Patient ganz matt und schwach nun vollends das Bett hüten muß. Noch verderblicher ist dieses Verfahren bei epidemisch herrschendem Nerven- und Faulfieber. Hier besonders suchen dergleichen medicinische Landpfarrer sich und Andere durch sogenannte Präservative vor Ansteckung zu schützen, die unglücklicherweise in Purgirmitteln bestehen, weil nach ihrer falschen Ansicht die Krankheit einen reinen Körper finden soll. Aber eben dadurch wird bei ansteckenden Fiebern der Körper empfindlicher und ansteckungsfähiger gemacht, und das Contagium bekommt dadurch mehr Spielraum und eine verhältnißmäßig größere Uebermacht. Andere, aber bei weitem die Wenigsten, geben hier Brechmittel, welche gewiß weit weniger schaden können, wenn sie der Nichtarzt nur zur rechten Zeit, in gehöriger Gabe, und mit der nöthigen Vorsicht anzuwenden verstände. — Sehr zu wünschen wäre es, daß alle solche geistliche Hausdoctoren ihr Arzneiverordnen einstellten, eingedenk des Sprüchleins: ne sutor ultra crepidam! dagegen sich bemüheten, ihrer Gemeine die erste nöthige Behandlung aller plötzlich Erkrankten, Vergifteten, oder sonst Verunglückten und Scheintodten ꝛc. bekannt zu machen, und denselben das Wohlthätige einer guten, einfachen Krankendiät ans Herz zu legen, sich

selbst aber befleißigen möchten, ruhige Beobachter der gesunden und kranken Menschennatur zu werden, um dem oft entfernten Arzte einen ausführlichen, zweckmäßigen Krankheitsbericht abstatten (s. unten), und mit ihm den fernern etwa nöthigen Briefwechsel über diese und jene Fälle instructiv fortsetzen zu können.

4) Wäre dem Arzte noch so Manches verborgen, was ihm Licht über die Natur der Krankheit geben könnte, so entdecke ihm der Geistliche Alles, was er mit Grund davon weiß, zu seiner Nachachtung und zum Heile des Kranken. Dagegen wird

5) auch der verständige Pfarrer von dem Arzte jede Erinnerung sich gefallen lassen, und nach Möglichkeit gehörig benutzen, welche das Körperwohl des Kranken bezweckende Vorsichtsmaaßregeln bei den geistlichen Amtsverrichtungen betrifft.

6) Was den schriftlichen Verkehr des Seelsorgers im Namen seiner kranken Pfarrkinder mit dem Arzte anlangt, so wird solcher auf dem Lande bei weiterer Entfernung des Arztes um so dringender nothwendig, je verworrener und unvollständiger gewöhnlich die mündlichen Krankheitsberichte ausfallen, so daß in den meisten Fällen auch der scharfsichtigste und geübteste Arzt daraus sich nicht über den gegenwärtigen Zustand des Kranken und die Natur seiner Krankheit verständigen kann, daher bald diese schief beurtheilt und zweckwidrige Arzneien verordnet, bald gezwungen ist, zu blos allgemeinen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Weshalb dann oft die Genesung sehr erschwert, die Krankheit unnöthig verlängert und nicht selten das Leben des Kranken aufs Spiel gesetzt wird. Bei Abfassung eines schriftlichen Krankheitsberichts sind folgende allgemeine Regeln zu beobachten:

a) Er muß deutlich und bestimmt ausgedrückt seyn, und, ohne alle den Arzt nur verwirrende Weitschweifigkeit, nur jene Momente berühren, welche über die der Krankheit vor-

ausgegangenen Umstände und über den ganzen Krankheitsverlauf vom Anfang bis jetzt den gehörigen Aufschluß geben;

b) hüte sich der Briefsteller, seine allenfallsige Meinung über die Natur der Krankheit in den Bericht einfließen zu lassen, wie es so oft von Laien geschieht, welche durch solche unreife, gewöhnlich falsche Ideen verleitet werden, manche wichtige Data zu verschweigen und nur jene aufzunehmen, welche die Vermuthung über die Beschaffenheit und Form der Krankheit zu bestätigen scheinen;

c) müssen die Data zu einem solchen Berichte genommen werden: aus der Erzählung des Kranken, aus den Antworten desselben auf die ihm vorgelegten Fragen, aus der Beobachtung der vorhandenen Erscheinungen und aus den Berichten der Personen, die mit dem Kranken umgehen. Ehe man ihm besondere Fragen vorlegt, lasse man ihn erst, wenn er's kann, seine Leidensgeschichte ruhig auserzählen, und unterbreche ihn blos bei undeutlicher oder unbestimmter Erzählung durch Zwischenfragen.

Folgende speciellere Punkte müssen nun den Gegenstand der Fragen und der Beobachtung am Krankenbette ausmachen, und beim Entwurf zu einem Krankheitsbericht mitberücksichtiget werden:

aa) das Alter und Geschlecht des Patienten. Wäre dieser ein kleines Kind, so muß bemerkt werden: ob es schon Zähne habe, oder nicht; ob es von seiner Mutter gesäugt werde, oder von einer Amme; ob eine von beiden heftige Gemüthsbewegungen erlitten, oder sich anderen Schädlichkeiten, als: Erkältung, Ueberladung im Essen oder Trinken ꝛc., ausgesetzt habe; ob sie gesund oder krank seyen; ob das Kind künstlich aufgefüttert werde, und womit? — In Rücksicht des Geschlechts muß bemerkt werden: ob der Kranke verheirathet oder noch unverheirathet sey. Wäre dieser ein Mädchen, so fragt es sich, ob solches mannbar sey und schon seine monatliche Periode erreicht habe oder nicht, wie dieselbe beschaffen, ob zu stark oder zu schwach, ob sie regelmäßig oder unordentlich erscheine, oder gänzlich

ausgeblieben sey. Auch der entfernteste Verdacht einer heimlichen Schwangerschaft darf durchaus nicht dem Arzte verschwiegen werden. Bei einer Verheiratheten ist anzugeben, ob sie schwanger oder Kindbetterin sey, ob sie ein Kind säuge, wieviel sie Kinder geboren, ob sie auch abortirt habe?

bb) Rücksichtlich der übrigen Lebensverhältnisse des Kranken muß seine Beschäftigungsart angeführt werden; ob er ein unthätiges oder sehr mühevolles Leben führe; ob er reich oder arm, ob er ein starker Esser, ein Säufer, oder ein Wollüstling sey?

cc) Ob er von kränklichen Eltern abstamme, ob er schwächlich und reizbar sey, oder von kräftiger Körperconstitution? ob er ein heiteres, fröhliches Gemüth habe, oder ärgerlich, furchtsam, unzufrieden, melancholisch sey?

dd) Ob er schon mehrere Krankheiten erlitten habe, und welche? ob nach diesen andere kränkliche Zufälle zurückgeblieben seyen, und welche? ob ihm ein Hautausschlag, z. B. die Krätze, der Kopfgrind rc., zu schnell vertrieben worden? ob er mit einem Bruch oder Leibschaden, oder mit alten Geschwüren behaftet? ob diese noch offen oder plötzlich zugeheilt seyen? ob er die Blattern, die Masern, das Scharlachfieber überstanden habe?

ee) Um die wahrscheinliche Gelegenheitsursache der Krankheit auszumitteln, frage man den Kranken nach allen Umständen, denen er sich kurz vor seinem Krankwerden ausgesetzt hat; ob er Gemüthsbewegungen erlitten, und welche? ob er sich in Speisen und Getränken übernommen, und in welchen? ob er sich erkältet, ob er bei erhitztem Körper kalt getrunken habe? Ist Verdacht einer Ansteckung oder Vergiftung da, so muß man dies durch behutsame Fragen zu erforschen suchen. Man erkundige sich bei den Verwandten und Freunden des Kranken, welche besondere Zufälle etwa auf ihn vor der Krankheit gewirkt haben, indem dergleichen manchmal bald aus Eigensinn, bald aus Furcht, bald aus Ehr- oder Schaamgefühl verheimlicht werden.

ff) Frage man nach dem ersten Beginnen der Krankheit, nach den Zufällen, welche sie bis auf den gegenwärtigen Augenblick begleiteten. In Hinsicht der gegenwärtigen Erscheinungen merke man zuerst auf den Pulsschlag, der vom gesunden mehr oder weniger abweicht, ob er schnell oder langsam, unordentlich oder aussetzend, hart oder weich, breit oder klein sey, ob er bei einem leisen Druck unter dem Finger schwinde? Die bequemste Stelle, den Puls zu fühlen, ist dicht über dem Handgelenke an der Innenseite des Vorderarms. Man lege die Vorderspitzen des Zeige- und Mittelfingers seiner warmen Hand auf die bezeichnete Stelle sanft auf, und drücke nach einigen Augenblicken die Finger etwas stärker an. Während des Pulsfühlens muß das Gemüth und der Körper des Kranken in Ruhe seyn, und der Arm in einer halb gebogenen Lage ruhen. Auch an den Schläfen ꝛc. läßt sich so der Puls untersuchen.

Nach dem Puls achte man auf das Athemholen des Kranken, ob es langsam oder geschwind, mühsam, seufzend oder röchelnd sey, ob der Kranke huste, über Stiche in der Brust klage, ob sich diese beim Husten vermehren oder nicht? ob dieser trocken oder feucht sey? wie der Auswurf beschaffen, ob schleimig, zähe, ob weiß, oder gelblich, oder blutstreifig? wie er schmecke?

Hierauf prüfe man die Ausleerung des Kranken: ob seine Haut trocken oder feucht sey? ob er am ganzen Körper, oder an einzelnen Theilen, und an welchen er stark schwitze? ob sein Schweiß geruchlos sey, oder widrig rieche? Ob sein Urin sparsam oder häufig abgehe, oder gar nicht? ob er citron- oder safrangelb, ob er blaß oder roth von Farbe sey, ob er hineingelegtes weißes Papier oder Linnen gelb färbe, ob er sich beim Stehen trübe, und ein Wölkchen oder ob er einen Bodensatz bilde. Ob die Leibesöffnung des Patienten gewöhnlich, oder zu häufig, oder verstopft, ob der Abgang hart oder weich, oder flüssig, ob er gelb, grün, braun, oder schwarz, oder blutig, oder mit Würmern vermengt sey? — Ob der Kranke an Appetit-

losigkeit, Ekel, Neigung zum Erbrechen, oder wirklichem Erbrechen leide? ob das Ausgebrochene in genossenen Speisen bestehe, oder wässerig, oder grün, oder mit Blut gefärbt sey? Ob der Kranke Blut aus der Nase verliere, oder aushuste, oder ausbreche, oder mit dem Stuhl oder Harn ausleere, oder ob es aus Wunden oder Geschwüren quelle?

gg) Erforsche man, ob die thierische Wärme des Kranken mehr oder weniger erhöht oder vermindert, ob sie trocken oder feucht sey, ob Hitze oder Kälte bei ihm anhalten oder wechseln, ob sie über den ganzen Körper verbreitet, oder nur auf einzelne Theile beschränkt seyen? —

hh) Man sehe auf das Aeußere des Kranken. Seine Physiognomie kann die gewöhnliche seyn, oder sie ist verändert, entstellt, unkenntlich; sein Blick starr oder traurig, oder wild und unstät; sein Antlitz roth, aufgedunsen, oder blaß und eingefallen, oder gelb und sonst mißfarbig. Seine Augen können geröthet, oder ihr Weißes kann gelb seyn, oder sie liegen tief in ihren Höhlen und schwimmen in Thränen. Seine Haut ist bald roth, bald bleich, oder gelb. Zeigten sich darauf Flecken, oder Ausschläge überhaupt, so muß deren Gestalt und Verlauf angemerkt werden. Die Zunge ist entweder trocken oder feucht, weiß, gelb oder schwarz belegt. Der Unterleib kann weich oder hart und gespannt seyn. Er schmerzt beim Betasten; die Schmerzen vermehren sich beim Drucke, nicht selten beim Aufliegen der Bettdecke; sie sind anhaltend, oder aussetzend, oder sie hören plötzlich auf bei kalten Gliedmaßen. Diese lassen warm oder kalt sich anfühlen, können ihren natürlichen Umfang haben, oder geschwollen seyn; in die Geschwulst lassen sich mit dem Finger Grübchen drücken, oder nicht. — Der Kranke kann auf allen Seiten liegen, oder nicht, liegt ausgestreckt, wie ein Gesunder, oder in sich zusammen, und rutscht immer zu den Füßen des Bettes hinunter.

ii) Beachte man den Gemüthszustand und die Empfindungen des Kranken: ob er sich seiner ganz bewußt sey, oder nicht, ob er ruhig oder ängstlich, furchtsam,

ff) Frage man nach dem ersten Beginnen der Krankheit, nach den Zufällen, welche sie bis auf den gegenwärtigen Augenblick begleiteten. In Hinsicht der gegenwärtigen Erscheinungen merke man zuerst auf den Pulsschlag, der vom gesunden mehr oder weniger abweicht, ob er schnell oder langsam, unordentlich oder aussetzend, hart oder weich, breit oder klein sey, ob er bei einem leisen Druck unter dem Finger schwinde? Die bequemste Stelle, den Puls zu fühlen, ist dicht über dem Handgelenke an der Innenseite des Vorderarms. Man lege die Vorderspitzen des Zeige- und Mittelfingers seiner warmen Hand auf die bezeichnete Stelle sanft auf, und drücke nach einigen Augenblicken die Finger etwas stärker an. Während des Pulsfühlens muß das Gemüth und der Körper des Kranken in Ruhe seyn, und der Arm in einer halb gebogenen Lage ruhen. Auch an den Schläfen rc. läßt sich so der Puls untersuchen.

Nach dem Puls achte man auf das Athemholen des Kranken, ob es langsam oder geschwind, mühsam, seufzend oder röchelnd sey, ob der Kranke huste, über Stiche in der Brust klage, ob sich diese beim Husten vermehren oder nicht? ob dieser trocken oder feucht sey? wie der Auswurf beschaffen, ob schleimig, zähe, ob weiß, oder gelblich, oder blutstreifig? wie er schmecke? [illegible]

Hierauf prüfe man die Ausleerung des [illegible] ken: ob seine Haut trocken oder feucht sey? ob er [illegible] zen Körper, oder an einzelnen Theilen, und an welchen [illegible] stark schwitze? ob sein Schweiß geruchlos sey, oder [illegible] rieche? Ob sein Urin sparsam oder häufig abgehe, [illegible] gar nicht? ob er citron- oder safrangelb, ob [illegible] roth von Farbe sey, ob er hineingelegtes weiß[illegible] Linnen gelb färbe, ob er sich beim Stehen [illegible] Wölkchen oder ob er [illegible] öffnung des [illegible] verstopft, [illegible] er [illegible]

kostigkeit, Ekel, Neigung [illegible], oder wirklichem Erbrechen leide? ob das [illegible] genossenen Speisen bestehe, oder wässerig, [illegible] mit Blut gefärbt sey? Ob der Kranke [illegible] verliere, oder auch huste, oder ausbreche, [illegible] Stuhl oder Harn auch leere, oder ob es [illegible] quelle?

gg) Erforsche [illegible] ...rische Wärme des Kranken mehr oder [illegible] vermindert, ob sie trocken oder feucht [illegible] Kälte bei ihm anhalte oder wechseln, [illegible] Körper verbreitet, oder nur auf [illegible]? —

hh) Man [illegible] des Kranken. Seine Physiognomie [illegible], oder sie ist verändert, entstellt, [illegible] oder mau- rig, oder wild [illegible], aufgedunsen, oder blaß und eingefallen, [illegible] mißfarbig. Seine Augen [illegible] kann gelb seyn, oder sie [illegible] Thränen. Sein [illegible], gelb. Zeigten sich [illegible], so muß [illegible] deren [illegible]. Die Zunge ist [illegible], gelb oder schwarz belegt. [illegible] spannt seyn. [illegible]

plötzlich auf [illegible]
kalt sich [illegible]
oder ges[illegible]
Finger [illegible]
auf, [illegible]
ein [illegible]

mit

und
liegen,
man
den
Hülfe
psy-
ein
Arzte,
wahrer
Dank
Seelen-
mehr
dient,
Muth,
Aber-
muß
Zeit
erfor-
blicher

, sagt
1821.
Aufenthalt
nothwen-
nach Umstän-
die Kranken
oder häufiger;
dem Geistlichen das
Er ist durch
vor Allem in
fortwähren-
ziehung und

traurig sey, oder phantasire? Ob sein Delirium still und gelinde, oder stürmisch und wüthend sey? Ob es ihm eins sey, welchen Ausgang die Krankheit nehme, ob er alle Fragen gleichgiültig beantworte? ob er kalt und unempfindlich sey gegen seine Lieben, ob er seine Verwandte und Freunde noch kenne, oder nicht? ob er zu essen und zu trinken verlange, oder nicht, ob er grossen Durst habe? Wo er Schmerzen leide, ob an einzelnen Theilen, oder am ganzen Körper? Ob er gar nicht schlafen könne, oder ob sein Schlaf unruhig, mit Träumen verbunden sey, ob er in einer beständigen Betäubung dahin schlummere? Ob er im wachenden Zustande, ohne es zu wissen, Alles unter sich gehen lasse, oder nicht? Wie sein Gesicht, Gehör und Geschmack beschaffen seyen, ob natürlich, oder mehr oder weniger verändert? —

kk) Ob der Kranke sehr schwach und erschöpft sey, bei kleinen Bewegungen schon ohnmächtig werde, oder ob er sich noch stark und ungeschwächt fühle? Ob er sich wenig oder gar nicht bewegen könne, oder ob seine Bewegungen heftig und ungestüm seyen, oder unwillkühRlich geschehen, ob seine Glieder zittern, zucken?

ll) Hat der Kranke schon Arznei gebraucht, so fragt sich's: ob von einem Arzte oder von einem Nichtarzte verordnet, oder ob es sogenannte Hausmittel waren, und welche? Endlich ist das Befinden des Kranken nach dem Gebrauch dieser Mittel mit zu erwähnen.

Litten zugleich mehrere Menschen an derselben Krankheit, so darf dies in dem Berichte ja nicht verschwiegen werden.

Eilftes Kapitel.

Von dem Umgange des Geistlichen mit Gemüthskranken.

Es giebt allerdings Krankheiten der Verstandes- und Willenskraft, denen moralische Ursachen zum Grunde liegen, gegen die der Arzt, als solcher, nicht Alles vermag, die man mit physischen Mitteln vergeblich bekämpft, wenn nicht den Grundsätzen der Psychonomie entsprechende psychische zu Hülfe genommen werden. Hier hat der Seelsorger für seine psychologischen Kenntnisse und seine moralischen Erfahrungen ein weites Feld; hier kann er sich, in Verein mit dem Arzte, als ein denkender Mann, als geistiger Arzt, als ein wahrer Seelsorger zeigen. Zu ihm nimmt auch der Landmann dann seine erste Zuflucht. — Dergleichen Störungen des Seelenlebens, wohin außer dem in cultivirten Staaten immer mehr zunehmenden, bei rückgängiger Cultur aber, wie im Orient, abnehmenden Wahnsinn, der Verrücktheit und Schwermuth, die bis zur Tobsucht oder Raserei steigen können, auch Aberglaube, Unglaube und religiöse Schwärmerei gehören, muß der Geistliche zu behandeln wissen, wenn der Arzt nicht Zeit genug haben sollte zu einer solchen Cur, die oft Tage erfordert, ehe er sich nur einmal die verkehrten Ideen solcher Kranken bekannt gemacht hat.

Den Geistlichen, vor Allem den Landgeistlichen, sagt Nasse (in seiner Zeitschrift f. psych. Aerzte, IV. 1821. S. 103.), übergebe man jene Irren, denen der Aufenthalt bei ihren Angehörigen nicht frommt, und die nicht nothwendig in Irrenhäuser gehören, jedem einen oder nach Umständen auch zwei; ein benachbarter Arzt sehe die Kranken von Zeit zu Zeit, nach Erforderniß seltener oder häufiger; er leite das Körperliche und berathe mit dem Geistlichen das Geistige; die Ausführung davon besorge dieser. Er ist durch sein Amt bereits Psychagog, er ist, was hier vor Allem in Betracht kommt, Pädagog, entweder aus noch fortwährender, oder doch aus früherer Uebung. Kindererziehung und

Irrenerziehung sind aber nicht blos in psychischer Beziehung einander nahe verwandt, sondern es liegen auch jener in den Unarten, den Launen, dem Eigensinn der Kinder sehr oft durch körperliche Verhältnisse Hindernisse im Wege, die den Rath und die Hülfe des auf solche Verhältnisse achtenden Arztes fordern. Landleben, Genuß der freien Natur, Garten- und Feldbeschäftigung, — also gerade das, was für Irre so oft entbehrt wird, was für Irrenanstalten so wesentlich ist, findet der Psychisch-Kranke beim Landgeistlichen. Hier ist Garten und Acker, Grabscheid und Pflug. Hier kann der Kranke sich ergehen, sich körperlich beschäftigen, sich an dem Vollbringen seiner Arbeit erfreuen, durch körperliche Ermüdung sich wohlthätige Abspannung und einen beruhigenden Schlaf verschaffen. Es giebt Irre, die allein seyn müssen, nur mit demjenigen, der ihr Führer seyn soll, in Gemeinschaft. Eine solche Einsamkeit kann die Wohnung des ledig lebenden Geistlichen dem Kranken bereiten. Anderen thut das Leben in einer wohlgeordneten Familie wohl, der Eindruck des häuslichen Friedens, der Liebe, der Eintracht, den so manche Prediger-Familie, nicht aber ein Irrenhaus darbieten kann. Der Geistliche weiß Mittel zu gebrauchen, Mittel von großer Gewalt, auch bei Irren, nämlich religiöse Anregungen, religiöse Ergreifungen. Die Irrenbehandlung verlangt Zeit, oft viel Zeit, zu wiederholter Beobachtung und psychischer Einwirkung. Dem thätigen Geistlichen bleibt von seinen Berufsgeschäften manche Mußestunde für seinen Geisteskranken. Allerdings werden die meisten Geistlichen für diesen besondern Zweig der Psychagogie noch einer Vorbereitung bedürfen (wozu etwa der gegenwärtige Unterricht das seinige beitragen mag, bis sie ein eigenes Buch in die Hände bekommen, welches für jenen Zweck alles bis jetzt ausgemittelte echt Praktische zur Kenntniß und Leitung der Irren in psychischer Hinsicht enthält). Sollte nicht zu hoffen seyn, daß unter den bei Landgeistlichen versorgten Irren sich häufigere Heilungen finden würden, als bei der jetzigen Lage der Sache? und nicht auch mehr Verhütungen des vollen Ausbruchs?

nicht.

nicht seltenere Uebergänge von Blödsinn und Wahnsinn in Tobsucht bei größerer Schonung des Kranken? — Die Geistlichen gewännen eine Zugabe zu ihren Einnahmen; für die wohlhabenden Kranken bezahlten an sie deren Familien, für die Armen deren Gemeinden! Die Aerzte blieben auch ferner die Pfleger und Helfer der Irren. Sie gäben nur den Zeit fordernden Theil der Irrenbeobachtung und Leitung ab, dem sie bei ihrem unstäten Leben doch nicht genügen können. Und Arzt und Geistlicher wären nun hier wieder, wie in alter Zeit, wenn auch persönlich getrennt, zu demselben wohlthätigen Geschäft vereint *).

Im Allgemeinen gleicht der Wahnsinnige einem wilden Träumer, der wachend herumschwärmt. Die innern Bilder seiner Phantasie trägt er in das äußere Leben über, dessen Erscheinungen er nicht mehr von den innern Täuschungen zu unterscheiden im Stande ist. Die äußern Ursachen, welche Anlaß zum Wahnsinn geben, muß der Arzt, als solcher, aufsuchen, aber die mancherlei Abweichungen der innern Verirrung bleiben ein wichtiger Gegenstand für den Psychologen.

Die Ursachen der Geisteszerrüttung sind theils körperlich, theils moralisch, theils gemischt. Es können folgende seyn:

1) erbliche Disposition und angeborne Organisation. Daß die Anlage zur Verrückung leicht fortерben, und eine jede schwächende oder aufregende Ursache die Krankheit hervorrufen könne, leidet keinen Zweifel, und ich selbst kenne mehrere solche Fälle in niederen Ständen, besonders beim Landvolke, wo es in der Wahl beim Heirathen hinsichtlich der geistigen Anlagen nicht so genau genommen wird. Oft aber erbt auch die Krankheit nicht fort. Wer, von ihr ergriffen, Selbstverleugnung genug besitzt, sich, aus Furcht vor ihrer Fortpflanzung, in keine eheliche Verbindung einzulassen, dem gereicht es zu nicht geringem Verdienst, und der Seelsorger darf selbst durch vernünftige Vorstellungen

*) Diesem widmet sich unter andern neuerlich ein würdiger Landprediger, Zehme, unweit Leipzig mit Liebe und Segen.

dazu mitwirken; aber jene Selbstverleugnung erzwingen wollen, sogar durch Gesetze, wäre vergeblich, wohl ungerecht;

2) überspannte Körperarbeiten. Daß aber auch

3) übermäßige Geistesanstrengungen, und jede literarische Schwelgerei, die nach und nach eine Masse unverdauten Stoffs ansammlet, welche die Kraft geistiger Assimilation niederdrückt, und mit der Zeit gänzlich zerstört, noch öfter aber Einseitigkeit im Studiren, d. i. die Uebung der geistigen Fähigkeiten blos auf einen oder nur einige Gegenstände zu beschränken, eine Anlage zu Geistesverwirrungen begründen könne, lehren mehrere Beispiele älterer und zumal neuerer Zeit. Ferner kann

4) hier nachtheilig wirken jene Näscherei und Flatterhaftigkeit des Geistes, die alle Blumen des Wissens nur leise berühren will; sie führt zu breiter Flachheit, und durch die beständig wechselnden Richtungen auf die heterogensten Gegenstände geht die Festigkeit und Schärfe im Denken leicht verloren. Die fliegende Vielleserei, die ein Zeichen unserer Zeit ist, und die, durch die zunehmende Spreu der Flugblätter genährt, oft weiter nichts ist, als ein angenehmer Müßiggang des Geistes, verdient hier wegen ihrer geistlähmenden und zerrüttenden Folgen alle Beherzigung;

5) muß auch oft bis zum Selbstmord führende Geisteszerrüttung aus dem Wechsel des Gemüths entstehen, der die Veränderlichkeit kaufmännischer u. a. Speculationen begleitet. Indeß dürften Wenigere ihren Verstand verlieren, als Folge des Verlustes ihres Eigenthums, hingegen Viele eher durch ein plötzlich erworbenes ungeheures Vermögen. Auch geben häufigen Anlaß zur Entstehung des Irrseyns andere lebhafte Gemüthserschütterungen, plötzlicher Schrecken, tief verschlossener Gram, unerwartete traurige Ereignisse, beleidigte Schaamhaftigkeit, Todesfurcht rc.;

6) können Uebermaaß der Enthaltsamkeit im physischen Bedürfnissen aller Art;

7) krankhafte Stimmungen der Sinnesorgane;

8) gesteigerte Leidenschaften und deprimirende Affecte: Zorn, den man ohnedies im gemeinen Leben beim Menschen eine kurze Raserei nennt, ehelicher Unfriede, Harm über Unglück, Gewissensbisse, hoffnungslose Liebe, Heimweh, Eifersucht, Hochmuth ꝛc., öfters erneuert, endlich wohl den Verstand verrücken. Allein, daß die Liebe, die süßeste aller Leidenschaften, zum Wahnsinn führen könne, ist eine traurige psychologische Erscheinung, ja die Liebe ist an sich selbst schon ein vorübergehender Wahnsinn, wie man an Verliebten und ihren Extasen nur zu deutlich wahrnimmt. Zum Glück für den menschlichen Verstand ist aber dieser Wahnsinn nicht von Dauer. Kommt der junge Mann zum Besitz der Geliebten, so verliert sich nach und nach der Zauber der Leidenschaft; muß er seine Wahl aufgeben, so steigt der Wahnsinn noch um einen Grad. Allein die alles heilende Zeit führt auch hier eine wohlthätige Krisis herbei. Ist diese vorüber, so können wir unsern jungen Mann für genesen erklären. Indeß giebt es Menschen, die sich nicht nur solche verliebte Paroxysmen, sondern auch jeden andern vorübergehenden fröhlichen Wahnsinn zurückwünschen. Man erinnere sich nur an jenen Wahnsinnigen beim Horaz: er lag im Bette und bildete sich ein, sein Bauch wäre ein unermeßliches Theater, auf welchem immer lustige Schauspiele aufgeführt würden. Er für sich hörte alle Reden der Schauspieler, und klatschte ihnen mit unbändigem Gelächter Beifall zu. Ein Arzt heilte endlich den Kranken; dieser aber machte nicht nur jenem, sondern auch den Seinigen Vorwürfe, daß sie ihn aus seiner so angenehmen Geistestäuschung gerissen hätten, und wünschte sich somit ernstlich in seinen vorigen Zustand zurück.

9) Auch höchste Begeisterung und heftige Anstrengung der Phantasie kann den Verstand verwirren. Manche Wahnsinnige gleichen dem Dichter darin, daß sie sich nicht unwillkührlichen Spielen der Einbildungskraft überlassen; denn in dem Gange ihrer Ideen, so wenig übereinstimmend sie auch mit der Wirklichkeit seyn mögen,

verschreibt auch zuweilen selbst Arzneiformeln, oder er hält sich eine kleine Hausapotheke, aus der er seine Mittel ungewogen und nach Gutdünken giebt, weil ihm die Medicinalgewichte fehlen. So kenne ich einen Landgeistlichen, der, wenn er ein Brechmittel bereitet, was ohnedies verpönt ist, jedesmal eine Messerspitze voll Brechweinstein für einen Gran hält?! — — Wie unbestimmt ist dieses Maaß! — Freilich sind manche Dorfpfarrer nicht so ganz unwissend in der Heilkunde, und beginnen ihre Praxis nicht eher, bis sie etwas Medicinisches: Tissot's Schrift für das Landvolk rc., Krause's medicinischen Landpfarrer rc. durchstudirt haben. Dann wissen sie sich viel auf ihre Kunst, die gefährlich genug ist, weil sie insgemein nur darin besteht, fast jeden Kranken Brechweinstein, Rhabarber, Glaubersalz, Jalappe rc. einnehmen zu lassen, so daß der arme Patient ganz matt und schwach nun vollends das Bett hüten muß. Noch verderblicher ist dieses Verfahren bei epidemisch herrschendem Nerven- und Faulfieber. Hier besonders suchen dergleichen medicinische Landpfarrer sich und Andere durch sogenannte Präservative vor Ansteckung zu schützen, die unglücklicherweise in Purgirmitteln bestehen, weil nach ihrer falschen Ansicht die Krankheit einen reinen Körper finden soll. Aber eben dadurch wird bei ansteckenden Fiebern der Körper empfindlicher und ansteckungsfähiger gemacht, und das Contagium bekommt dadurch mehr Spielraum und eine verhältnißmäßig größere Uebermacht. Andere, aber bei weitem die Wenigsten, geben hier Brechmittel, welche gewiß weit weniger schaden können, wenn sie der Nichtarzt nur zur rechten Zeit, in gehöriger Gabe, und mit der nöthigen Vorsicht anzuwenden versteht. — Sehr zu wünschen wäre es, daß alle solche geistliche Halbdoctoren ihr Arzneiverordnen einstellten, eingedenk des Sprüchleins: ne sutor ultra crepidam! dagegen sich bemühten, ihrer Gemeine die erste nöthige Behandlung aller plötzlich Erkrankten, Vergifteten, oder sonst Verunglückten und Scheintodten rc bekannt zu machen, und denselben das Wohlthätige einer guten, einfachen Krankendiät ans Herz zu legen, sich

selbst aber befleißigen möchten, ruhige Beobachter der gesunden und kranken Menschennatur zu werden, um dem oft entfernten Arzte einen ausführlichen, zweckmäßigen Krankheitsbericht abstatten (s. unten), und mit ihm den fernern etwa nöthigen Briefwechsel über diese und jene Fälle instructiv fortsetzen zu können.

4) Wäre dem Arzte noch so Manches verborgen, was ihm Licht über die Natur der Krankheit geben könnte, so entdecke ihm der Geistliche Alles, was er mit Grund davon weiß, zu seiner Nachachtung und zum Heile des Kranken. Dagegen wird

5) auch der verständige Pfarrer von dem Arzte jede Erinnerung sich gefallen lassen, und nach Möglichkeit gehörig benutzen, welche das Körperwohl des Kranken bezweckende Vorsichtsmaaßregeln bei den geistlichen Amtsverrichtungen betrifft.

6) Was den schriftlichen Verkehr des Seelsorgers im Namen seiner kranken Pfarrkinder mit dem Arzte anlangt, so wird solcher auf dem Lande bei weiterer Entfernung des Arztes um so dringender nothwendig, je verworrener und unvollständiger gewöhnlich die mündlichen Krankheitsberichte ausfallen, so daß in den meisten Fällen auch der scharfsichtigste und geübteste Arzt daraus sich nicht über den gegenwärtigen Zustand des Kranken und die Natur seiner Krankheit verständigen kann, daher bald diese schief beurtheilt und zweckwidrige Arzneien verordnet, bald gezwungen ist, zu blos allgemeinen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Weshalb dann oft die Genesung sehr erschwert, die Krankheit unnöthig verlängert und nicht selten das Leben des Kranken aufs Spiel gesetzt wird. Bei Abfassung eines schriftlichen Krankheitsberichts sind folgende allgemeine Regeln zu beobachten:

a) Er muß deutlich und bestimmt ausgedrückt seyn, und, ohne alle den Arzt nur verwirrende Weitschweifigkeit, nur jene Momente berühren, welche über die der Krankheit vor-

ausgegangenen Umstände und über den ganzen Krankheitsverlauf vom Anfang bis jetzt den gehörigen Aufschluß geben;

b) hüte sich der Briefsteller, seine allenfallsige Meinung über die Natur der Krankheit in den Bericht einfließen zu lassen, wie es so oft von Laien geschieht, welche durch solche unreife, gewöhnlich falsche Ideen verleitet werden, manche wichtige Data zu verschweigen und nur jene aufzunehmen, welche die Vermuthung über die Beschaffenheit und Form der Krankheit zu bestätigen scheinen;

c) müssen die Data zu einem solchen Berichte genommen werden: aus der Erzählung des Kranken, aus den Antworten desselben auf die ihm vorgelegten Fragen, aus der Beobachtung der vorhandenen Erscheinungen und aus den Berichten der Personen, die mit dem Kranken umgehen. Ehe man ihm besondere Fragen vorlegt, lasse man ihn erst, wenn er's kann, seine Leidensgeschichte ruhig auserzählen, und unterbreche ihn blos bei undeutlicher oder unbestimmter Erzählung durch Zwischenfragen.

Folgende speciellere Punkte müssen nun den Gegenstand der Fragen und der Beobachtung am Krankenbette ausmachen, und beim Entwurf zu einem Krankheitsbericht mitberücksichtiget werden:

aa) das Alter und Geschlecht des Patienten. Wäre dieser ein kleines Kind, so muß bemerkt werden: ob es schon Zähne habe, oder nicht; ob es von seiner Mutter gesäugt werde, oder von einer Amme; ob eine von beiden heftige Gemüthsbewegungen erlitten, oder sich anderen Schädlichkeiten, als: Erkältung, Ueberladung im Essen oder Trinken rc., ausgesetzt habe; ob sie gesund oder krank seyen; ob das Kind künstlich aufgefüttert werde, und womit? — In Rücksicht des Geschlechts muß bemerkt werden: ob der Kranke verheirathet oder noch unverheirathet sey. Wäre dieser ein Mädchen, so fragt es sich, ob solches mannbar sey und schon seine monatliche Periode erreicht habe oder nicht, wie dieselbe beschaffen, ob zu stark oder zu schwach, ob sie regelmäßig oder unordentlich erscheine, oder gänzlich

ausgeblieben sey. Auch der entfernteste Verdacht einer heimlichen Schwangerschaft darf durchaus nicht dem Arzte verschwiegen werden. Bei einer Verheiratheten ist anzugeben, ob sie schwanger oder Kindbetterin sey, ob sie ein Kind sänge, wieviel sie Kinder geboren, ob sie auch abortirt habe?

bb) Rücksichtlich der übrigen Lebensverhältnisse des Kranken muß seine Beschäftigungsart angeführt werden; ob er ein unthätiges oder sehr mühevolles Leben führe; ob er reich oder arm, ob er ein starker Esser, ein Säufer, oder ein Wollüstling sey?

cc) Ob er von kränklichen Eltern abstamme, ob er schwächlich und reizbar sey, oder von kräftiger Körperconstitution? ob er ein heiteres, fröhliches Gemüth habe, oder ärgerlich, furchtsam, unzufrieden, melancholisch sey?

dd) Ob er schon mehrere Krankheiten erlitten habe, und welche? ob nach diesen andere kränkliche Zufälle zurückgeblieben seyen, und welche? ob ihm ein Hautausschlag, z. B. die Krätze, der Kopfgrind rc., zu schnell vertrieben worden? ob er mit einem Bruch oder Leibschaden, oder mit alten Geschwüren behaftet? ob diese noch offen oder plötzlich zugeheilt seyen? ob er die Blattern, die Masern, das Scharlachfieber überstanden habe?

ee) Um die wahrscheinliche Gelegenheitsursache der Krankheit auszumitteln, frage man den Kranken nach allen Umständen, denen er sich kurz vor seinem Krankwerden ausgesetzt hat; ob er Gemüthsbewegungen erlitten, und welche? ob er sich in Speisen und Getränken übernommen, und in welchen? ob er sich erkältet, ob er bei erhitztem Körper kalt getrunken habe? Ist Verdacht einer Ansteckung oder Vergiftung da, so muß man dies durch behutsame Fragen zu erforschen suchen. Man erkundige sich bei den Verwandten und Freunden des Kranken, welche besondere Zufälle etwa auf ihn vor der Krankheit gewirkt haben, indem dergleichen manchmal bald aus Eigensinn, bald aus Furcht, bald aus Ehr- oder Schaamgefühl verheimlicht werden.

ff) Frage man nach dem ersten Beginnen der Krankheit, nach den Zufällen, welche sie bis auf den gegenwärtigen Augenblick begleiteten. In Hinsicht der gegenwärtigen Erscheinungen merke man zuerst auf den Pulsschlag, der vom gesunden mehr oder weniger abweicht, ob er schnell oder langsam, unordentlich oder aussetzend, hart oder weich, breit oder klein sey, ob er bei einem leisen Druck unter dem Finger schwinde? Die bequemste Stelle, den Puls zu fühlen, ist dicht über dem Handgelenke an der Innenseite des Vorderarms. Man lege die Vorderspitzen des Zeige- und Mittelfingers seiner warmen Hand auf die bezeichnete Stelle sanft auf, und drücke nach einigen Augenblicken die Finger etwas stärker an. Während des Pulsfühlens muß das Gemüth und der Körper des Kranken in Ruhe seyn, und der Arm in einer halb gebogenen Lage ruhen. Auch an den Schläfen ꝛc. läßt sich so der Puls untersuchen.

Nach dem Puls achte man auf das Athemholen des Kranken, ob es langsam oder geschwind, mühsam, seufzend oder röchelnd sey, ob der Kranke huste, über Stiche in der Brust klage, ob sich diese beim Husten vermehren oder nicht? ob dieser trocken oder feucht sey? wie der Auswurf beschaffen, ob schleimig, zähe, ob weiß, oder gelblich, oder blutstreifig? wie er schmecke?

Hierauf prüfe man die Ausleerung des Kranken: ob seine Haut trocken oder feucht sey? ob er am ganzen Körper, oder an einzelnen Theilen, und an welchen er stark schwitze? ob sein Schweiß geruchlos sey, oder widrig rieche? Ob sein Urin sparsam oder häufig abgehe, oder gar nicht? ob er citron- oder safrangelb, ob er bläß oder roth von Farbe sey, ob er hineingelegtes weißes Papier oder Linnen gelb färbe, ob er sich beim Stehen trübe, und ein Wölkchen oder ob er einen Bodensatz bilde. Ob die Leibesöffnung des Patienten gewöhnlich, oder zu häufig, oder verstopft, ob der Abgang hart oder weich, oder flüssig, ob er gelb, grün, braun, oder schwarz, oder blutig, oder mit Würmern vermengt sey? — Ob der Kranke an Appetit-

losigkeit, Ekel, Neigung zum Erbrechen, oder wirklichem Erbrechen leide? ob das Ausgebrochene in genossenen Speisen bestehe, oder wässerig, oder grün, oder mit Blut gefärbt sey? Ob der Kranke Blut aus der Nase verliere, oder aushuste, oder ausbreche, oder mit dem Stuhl oder Harn ausleere, oder ob es aus Wunden oder Geschwüren quelle?

gg) Erforsche man, ob die thierische Wärme des Kranken mehr oder weniger erhöht oder vermindert, ob sie trocken oder feucht sey, ob Hitze oder Kälte bei ihm anhalten oder wechseln, ob sie über den ganzen Körper verbreitet, oder nur auf einzelne Theile beschränkt seyen? —

hh) Man sehe auf das Aeußere des Kranken. Seine Physiognomie kann die gewöhnliche seyn, oder sie ist verändert, entstellt, unkenntlich; sein Blick starr oder traurig, oder wild und unstät; sein Antlitz roth, aufgedunsen, oder blaß und eingefallen, oder gelb und sonst mißfarbig. Seine Augen können geröthet, oder ihr Weißes kann gelb seyn, oder sie liegen tief in ihren Höhlen und schwimmen in Thränen. Seine Haut ist bald roth, bald bleich, oder gelb. Zeigten sich darauf Flecken, oder Ausschläge überhaupt, so muß deren Gestalt und Verlauf angemerkt werden. Die Zunge ist entweder trocken oder feucht, weiß, gelb oder schwarz belegt. Der Unterleib kann weich oder hart und gespannt seyn. Er schmerzt beim Betasten; die Schmerzen vermehren sich beim Drucke, nicht selten beim Aufliegen der Bettdecke; sie sind anhaltend, oder aussetzend, oder sie hören plötzlich auf bei kalten Gliedmaßen. Diese lassen warm oder kalt sich anfühlen, können ihren natürlichen Umfang haben, oder geschwollen seyn; in die Geschwulst lassen sich mit dem Finger Grübchen drücken, oder nicht. — Der Kranke kann auf allen Seiten liegen, oder nicht, liegt ausgestreckt, wie ein Gesunder, oder in sich zusammen, und rutscht immer zu den Füßen des Bettes hinunter.

ii) Beachte man den Gemüthszustand und die Empfindungen des Kranken: ob er sich seiner ganz bewußt sey, oder nicht, ob er ruhig oder ängstlich, furchtsam,

traurig sey, oder phantasire? Ob sein Delirium still und gelinde, oder stürmisch und wüthend sey? Ob es ihm eins sey, welchen Ausgang die Krankheit nehme, ob er alle Fragen gleichgültig beantworte? ob er kalt und unempfindlich sey gegen seine Lieben, ob er seine Verwandte und Freunde noch kenne, oder nicht? ob er zu essen und zu trinken verlange, oder nicht, ob er grossen Durst habe? Wo er Schmerzen leide, ob an einzelnen Theilen, oder am ganzen Körper? Ob er gar nicht schlafen könne, oder ob sein Schlaf unruhig, mit Träumen verbunden sey, ob er in einer beständigen Betäubung dahin schlummere? Ob er im wachenden Zustande, ohne es zu wissen, Alles unter sich gehen lasse, oder nicht? Wie sein Gesicht, Gehör und Geschmack beschaffen seyen, ob natürlich, oder mehr oder weniger verändert? —

kk) Ob der Kranke sehr schwach und erschöpft sey, bei kleinen Bewegungen schon ohnmächtig werde, oder ob er sich noch stark und ungeschwächt fühle? Ob er sich wenig oder gar nicht bewegen könne, oder ob seine Bewegungen heftig und ungestüm seyen, oder unwillkührlich geschehen, ob seine Glieder zittern, zucken?

ll) Hat der Kranke schon Arznei gebraucht, so fragt sich's: ob von einem Arzte oder von einem Nichtarzte verordnet, oder ob es sogenannte Hausmittel waren, und welche? Endlich ist das Befinden des Kranken nach dem Gebrauch dieser Mittel mit zu erwähnen.

Litten zugleich mehrere Menschen an derselben Krankheit, so darf dies in dem Berichte ja nicht verschwiegen werden.

Eilftes Kapitel.

Von dem Umgange des Geistlichen mit Gemüthskranken.

Es giebt allerdings Krankheiten der Verstandes- und Willenskraft, denen moralische Ursachen zum Grunde liegen, gegen die der Arzt, als solcher, nicht Alles vermag, die man mit physischen Mitteln vergeblich bekämpft, wenn nicht den Grundsätzen der Psychonomie entsprechende psychische zu Hülfe genommen werden. Hier hat der Seelsorger für seine psychologischen Kenntnisse und seine moralischen Erfahrungen ein weites Feld; hier kann er sich, in Verein mit dem Arzte, als ein denkender Mann, als geistiger Arzt, als ein wahrer Seelsorger zeigen. Zu ihm nimmt auch der Landmann dann seine erste Zuflucht. — Dergleichen Störungen des Seelenlebens, wohin außer dem in cultivirten Staaten immer mehr zunehmenden, bei rückgängiger Cultur aber, wie im Orient, abnehmenden Wahnsinn, der Verrücktheit und Schwermuth, die bis zur Tobsucht oder Raserei steigen können, auch Aberglaube, Unglaube und religiöse Schwärmerei gehören, muß der Geistliche zu behandeln wissen, wenn der Arzt nicht Zeit genug haben sollte zu einer solchen Cur, die oft Tage erfordert, ehe er sich nur einmal die verkehrten Ideen solcher Kranken bekannt gemacht hat.

Den Geistlichen, vor Allem den Landgeistlichen, sagt Nasse (in seiner Zeitschrift f. psych. Aerzte, IV. 1821. S. 103.), übergebe man jene Irren, denen der Aufenthalt bei ihren Angehörigen nicht frommt, und die nicht nothwendig in Irrenhäuser gehören, jedem einen oder nach Umständen auch zwei; ein benachbarter Arzt sehe die Kranken von Zeit zu Zeit, nach Erforderniß seltener oder häufiger; er leite das Körperliche und berathe mit dem Geistlichen das Geistige; die Ausführung davon besorge dieser. Er ist durch sein Amt bereits Psychagog, er ist, was hier vor Allem in Betracht kommt, Pädagog, entweder aus noch fortwährender, oder doch aus früherer Uebung. Kindererziehung und

Irrenerziehung sind aber nicht blos in psychischer Beziehung einander nahe verwandt, sondern es liegen auch jener in den Unarten, den Launen, dem Eigensinn der Kinder sehr oft durch körperliche Verhältnisse Hindernisse im Wege, die den Rath und die Hülfe des auf solche Verhältnisse achtenden Arztes fordern. Landleben, Genuß der freien Natur, Garten- und Feldbeschäftigung, — also gerade das, was für Irre so oft entbehrt wird, was für Irrenanstalten so wesentlich ist, findet der Psychisch-Kranke beim Landgeistlichen. Hier ist Garten und Acker, Grabscheid und Pflug. Hier kann der Kranke sich ergehen, sich körperlich beschäftigen, sich an dem Vollbringen seiner Arbeit erfreuen, durch körperliche Ermüdung sich wohlthätige Abspannung und einen beruhigenden Schlaf verschaffen. Es giebt Irre, die allein seyn müssen, nur mit demjenigen, der ihr Führer seyn soll, in Gemeinschaft. Eine solche Einsamkeit kann die Wohnung des ledig lebenden Geistlichen dem Kranken bereiten. Anderen thut das Leben in einer wohlgeordneten Familie wohl, der Eindruck des häuslichen Friedens, der Liebe, der Eintracht, den so manche Prediger-Familie, nicht aber ein Irrenhaus darbieten kann. Der Geistliche weiß Mittel zu gebrauchen, Mittel von großer Gewalt, auch bei Irren, nämlich religiöse Anregungen, religiöse Ergreifungen. Die Irrenbehandlung verlangt Zeit, oft viel Zeit, zu wiederholter Beobachtung und psychischer Einwirkung. Dem thätigen Geistlichen bleibt von seinen Berufsgeschäften manche Mußestunde für seinen Geisteskranken. Allerdings werden die meisten Geistlichen für diesen besondern Zweig der Psychagogie noch einer Vorbereitung bedürfen (wozu etwa der gegenwärtige Unterricht das seinige beitragen mag, bis sie ein eigenes Buch in die Hände bekommen, welches für jenen Zweck alles bis jetzt ausgemittelte echt Praktische zur Kenntniß und Leitung der Irren in psychischer Hinsicht enthält). Sollte nicht zu hoffen seyn, daß unter den bei Landgeistlichen versorgten Irren sich häufigere Heilungen finden würden, als bei der jetzigen Lage der Sache? und nicht auch mehr Verhütungen des vollen Ausbruchs?

nicht.

nicht seltenere Uebergänge von Blödsinn und Wahnsinn zu Tobsucht bei größerer Schonung des Kranken? — Die Geistlichen gewännen eine Zugabe zu ihren Einnahmen; für die wohlhabenden Kranken bezahlten an sie deren Familien, für die Armen deren Gemeinden! Die Aerzte blieben auch ferner die Pfleger und Helfer der Irren. Sie gäben nur den Zeit fordernden Theil der Irrenbeobachtung und Leitung ab, dem sie bei ihrem unstäten Leben doch nicht genügen können. Und Arzt und Geistlicher wären nun hier wieder, wie in alter Zeit, wenn auch persönlich getrennt, zu demselben wohlthätigen Geschäft vereint *).

Im Allgemeinen gleicht der Wahnsinnige einem wilden Träumer, der wachend herumschwärmt. Die innern Bilder seiner Phantasie trägt er in das äußere Leben über, dessen Erscheinungen er nicht mehr von den innern Täuschungen zu unterscheiden im Stande ist. Die äußern Ursachen, welche Anlaß zum Wahnsinn geben, muß der Arzt, als solcher, aufsuchen, aber die mancherlei Abweichungen der innern Verirrung bleiben ein wichtiger Gegenstand für den Psychologen.

Die Ursachen der Geisteszerrüttung sind theils körperlich, theils moralisch, theils gemischt. Es können folgende seyn:

1) erbliche Disposition und angeborne Organisation. Daß die Anlage zur Verrückung leicht forterben, und eine jede schwächende oder aufregende Ursache die Krankheit hervorrufen könne, leidet keinen Zweifel, und ich selbst kenne mehrere solche Fälle in niederen Ständen, besonders beim Landvolke, wo es in der Wahl beim Heirathen hinsichtlich der geistigen Anlagen nicht so genau genommen wird. Oft aber erbt auch die Krankheit nicht fort. Wer, von ihr ergriffen, Selbstverleugnung genug besitzt, sich, aus Furcht vor ihrer Fortpflanzung, in keine eheliche Verbindung einzulassen, dem gereicht es zu nicht geringem Verdienst, und der Seelsorger darf selbst durch vernünftige Vorstellungen

*) Diesem widmet sich unter andern neuerlich ein würdiger Landprediger, Zehme, unweit Leipzig mit Liebe und Segen.

dazu mitwirken; aber jene Selbstverleugnung erzwingen wollen, sogar durch Gesetze, wäre vergeblich, wohl ungerecht;

2) überspannte Körperarbeiten. Daß aber auch

3) übermäßige Geistesanstrengungen, und jede literarische Schwelgerei, die nach und nach eine Masse unverdauten Stoffs ansammlet, welche die Kraft geistiger Assimilation niederdrückt, und mit der Zeit gänzlich zerstört, noch öfter aber Einseitigkeit im Studiren, d. i. die Uebung der geistigen Fähigkeiten blos auf einen oder nur einige Gegenstände zu beschränken, eine Anlage zu Geistesverwirrungen begründen könne, lehren mehrere Beispiele älterer und zumal neuerer Zeit. Ferner kann

4) hier nachtheilig wirken jene Näscherei und Flatterhaftigkeit des Geistes, die alle Blumen des Wissens nur leise berühren will; sie führt zu breiter Flachheit, und durch die beständig wechselnden Richtungen auf die heterogensten Gegenstände geht die Festigkeit und Schärfe im Denken leicht verloren. Die fliegende Vielleserei, die ein Zeichen unserer Zeit ist, und die, durch die zunehmende Spreu der Flugblätter genährt, oft weiter nichts ist, als ein angenehmer Müßiggang des Geistes, verdient hier wegen ihrer geistlähmenden und zerrüttenden Folgen alle Beherzigung;

5) muß auch oft bis zum Selbstmord führende Geisteszerrüttung aus dem Wechsel des Gemüths entstehen, der die Veränderlichkeit kaufmännischer u. a. Speculationen begleitet. Indeß dürften Wenigere ihren Verstand verlieren, als Folge des Verlustes ihres Eigenthums, hingegen Viele eher durch ein plötzlich erworbenes ungeheures Vermögen. Auch geben häufigen Anlaß zur Entstehung des Irrseyns andere lebhafte Gemüthserschütterungen, plötzlicher Schrecken, tief verschlossener Gram, unerwartete traurige Ereignisse, beleidigte Schaamhaftigkeit, Todesfurcht rc.;

6) können Uebermaaß der Enthaltsamkeit in physischen Bedürfnissen aller Art;

7) krankhafte Stimmungen der Sinnesorgane;

8) gesteigerte Leidenschaften und deprimirende Affecte: Zorn, den man ohnedies im gemeinen Leben beim Menschen eine kurze Raserei nennt, ehelicher Unfriede, Harm über Unglück, Gewissensbisse, hoffnungslose Liebe, Heimweh, Eifersucht, Hochmuth ꝛc., öfters erneuert, endlich wohl den Verstand verrücken. Allein, daß die Liebe, die süßeste aller Leidenschaften, zum Wahnsinn führen könne, ist eine traurige psychologische Erscheinung, ja die Liebe ist an sich selbst schon ein vorübergehender Wahnsinn, wie man an Verliebten und ihren Extasen nur zu deutlich wahrnimmt. Zum Glück für den menschlichen Verstand ist aber dieser Wahnsinn nicht von Dauer. Kommt der junge Mann zum Besitz der Geliebten, so verliert sich nach und nach der Zauber der Leidenschaft; muß er seine Wahl aufgeben, so steigt der Wahnsinn noch um einen Grad. Allein die alles heilende Zeit führt auch hier eine wohlthätige Krisis herbei. Ist diese vorüber, so können wir unsern jungen Mann für genesen erklären. Indeß giebt es Menschen, die sich nicht nur solche verliebte Paroxysmen, sondern auch jeden andern vorübergehenden fröhlichen Wahnsinn zurückwünschen. Man erinnere sich nur an jenen Wahnsinnigen beim Horaz: er lag im Bette und bildete sich ein, sein Bauch wäre ein unermeßliches Theater, auf welchem immer lustige Schauspiele aufgeführt würden. Er für sich hörte alle Reden der Schauspieler, und klatschte ihnen mit unbändigem Gelächter Beifall zu. Ein Arzt heilte endlich den Kranken; dieser aber machte nicht nur jenem, sondern auch den Seinigen Vorwürfe, daß sie ihn aus seiner so angenehmen Geistestäuschung gerissen hätten, und wünschte sich somit ernstlich in seinen vorigen Zustand zurück.

9) Auch höchste Begeisterung und heftige Anstrengung der Phantasie kann den Verstand verwirren. Manche Wahnsinnige gleichen dem Dichter darin, daß sie sich nicht unwillkührlichen Spielen der Einbildungskraft überlassen; denn in dem Gange ihrer Ideen, so wenig übereinstimmend sie auch mit der Wirklichkeit seyn mögen,

ist ein gewisser Plan, eine gewisse Ordnung unverkennbar. Ihr Luftgebäude hat auch einen Grund, worauf sie nach gewissen Regeln fortbauen. So ließ jener wahnsinnige Sternseher, der über die Witterung gebieten zu können glaubte, fruchtbare Regen auf das Land fallen, und nach jedem Regen auch die Sonne scheinen ꝛc. Ein Anderer bildete sich ein, unermeßlich reich zu seyn, warf Geld unter die Armen aus, wollte trotz seines Unvermögens ein Gut kaufen, und dabei ein landwirthschaftliches Institut anlegen; er hatte schon in dieser Verrücktheit einen Plan dazu und zu einem ländlichen Einweihungsfeste entworfen, der auch dem Klügsten Ehre gemacht haben würde. Er hatte schon eine Anrede einstudirt, die er zum Empfang seiner fürstlichen Gäste halten wollte. Wer möchte wohl in solchen Dichtungen einer obwohl kranken Phantasie das Plan- und Ordnungsmäßige übersehen, wer die Aehnlichkeit mit den Erzeugnissen des poetischen Talents im gesunden Zustande ableugnen wollen? Aber, wer möchte es auch nicht eingestehen, daß eine solche krankhafte Geistes- und Gemüthsanlage vielen unserer Dichter eigen gewesen sey! Man denke nur an Petrarca, Tasso, Hölty, Schiller, Novalis, insbesondere aber an Sonnenberg, Heinrich von Kleist und Louise Brachmann. Bei den drei letztern führte diese Geisteskränklichkeit sogar bis zum Lebensüberdruß und Selbstmord. Von ihnen gilt, was Göthe von Schiller sagt: sie wenden die Blüthe höchsten Strebens, das Leben selbst, an das Bild des Lebens. Aber weder in der einen, noch in der andern Beziehung findet sich das bei ihnen, was die Alten von der Vollkommenheit der menschlichen Natur überhaupt forderten: mens sana in corpore sano! — Daß manche Menschen auch im Rausche Beweise einer erhöhten Einbildungskraft geben, einen vornehmern Ton annehmen, in fremden, ihnen vorher wenig geläufigen Sprachen, oder in Bildern, oder in rhythmischer Form, wohl gar in Reimen reden, ist eine bekannte Erfahrung. — Die Sprache mancher Kranken nimmt in der Fieberhitze ebenfalls einen

der poetischen Begeisterung so verwandten Charakter an, daß man wähnen sollte, eine magische Gewalt treibe hier ihr Spiel, und setze den Menschen in den Besitz gewisser Kräfte, die er vorher im gesunden Zustande gar nicht besaß. Ein phrenitischer Kranker redete acht Tage lang in nichts, als gereimter Prosa, ohne, als Gesunder, dies jemals vermocht zu haben. So hörte ich manche Fieberkranke in einem Paroxysmus poetischer Extase, deren sie im gesunden Zustande keineswegs fähig waren, in gereimten Jamben und in schönen blüthenreichen Phrasen über die erhabensten und wichtigsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts declamiren. Ich bewahre mehrere Fest-Oden eines notorisch verrückten sächsischen Schullehrers auf, die dieser handschriftlich seinen Gönnern bei feierlichen Gelegenheiten selbst überreichte. — Merkwürdig bleibt diese Erscheinung immer, um so mehr, da bekanntlich Beobachtungen an Somnambulen fast ganz gleiche darbieten.

10) **Angst**, als Folge einer oder der andern **körperlichen Krankheit**, ändert, so wie diese selbst, die Verstandeskräfte verschiedentlich ab. Hypochondristen z. B. und Hysterische mit einem erhöhten Erregungssysteme kleben hartnäckig an ihren vorgefaßten Meinungen, und haben einen unwiderstehlichen Hang zu gewissen Lieblingsideen, die sie sich durchaus nicht entreißen lassen. Es giebt milzsüchtige und hysterische Personen, die nicht nur der Pöbel für bezaubert und besessen hält, sondern die dies auch von sich selbst zuversichtlich glauben. Ich kannte Hypochondristen, welche sich darauf hängen ließen, sie hätten keinen Kopf; andere hatten Füße von Butter, und fürchteten sich vor der schmelzenden Sonnenwärme; wieder andere hatten Waden von Glas, die niemand berühren durfte; noch andere ließen sich nicht ausreden, daß sie Frösche ꝛc. im Bauche beherbergten. Einer hielt sich für ein Saamenkorn, und wich ängstlich allem Geflügel aus, um nicht gefressen zu werden. Ein Anderer wollte nicht pissen, aus Besorgniß, seine ganze Stadt zu überschwemmen, bis man ihm vorlog, diese stehe in Flammen,

und ihn bat, sie durch seinen großen Harnvorrath vom Untergange zu retten. Er entledigte sich desselben und wurde so von den gefährlichen Folgen einer hartnäckigen Urinverhaltung befreit. Ein Dritter spuckte den ganzen Tag, aus Besorgniß, im Wasser ersaufen zu müssen; einer band sich die Nase fest, damit sie ihm nicht fortschwimmen möchte, und noch Andere öffneten, ob derselben Furcht für ihre Zunge, nie den Mund zur Rede, bis ein plötzlicher Schrecken ihre Zunge auf einmal löste. Hier aber lassen sich oft sehr schwer die fixen Ideen aus Mangel an Mittheilung errathen, und vom festen Vorsatz des Nichtredenwollens, wie bei Betrügern oder Staatsverbrechern, unterscheiden. — Eine hysterische Frau versicherte mich unter dem jämmerlichsten Geheul, und unter beständigem Aufstoßen von Magenwinden, sie müsse ewig leben, weil sie Jemand Unrecht gethan habe. — Eine andere gestand mir, daß sie auf rastloses Einflüstern des bösen Feindes sich kaum hätte enthalten können, in den Strom zu springen, an dem sie vorbei gehen mußte. Manche hören immer eine Stimme, welche sie verunglimpft und ihnen zuruft, sich oder Andern zu schaden. Ein Vierter entdeckte seinem Freunde Verbrechen, die er notorisch nicht begangen hatte, und die ihn vormals ohne Rettung auf den Scheiterhaufen würden gebracht haben. Elwert erzählt unter seinen Fällen der gerichtlichen Arzneikunde die Geschichte eines eingebildeten Sodomiten, welche ebenfalls beweist, daß man mit verdrehter und überspannter Einbildungskraft alles seyn kann, was man immer will. Der angebliche Sodomit konnte nicht umhin, das Verbrechen einem seiner Kameraden zu verrathen, lief nachher einige Zeit in der Irre herum, stellte sich dann freiwillig, und gestand vor den Gerichten unumwunden und wiederholt dasselbe. Elwert bekam, als Gerichtsarzt, den Inquisiten zur Untersuchung, fand ihn nicht nur an der Seele, sondern auch am Körper sehr krank, fegte ihm durch Purgirmittel den schwarzgallichten Unrath aus dem Unterleibe, und hellte dadurch den Kopf des Kranken so auf, daß dieser sein närrisches Geständniß widerrief, und, freigesprochen,

einer sorgsamen Aufsicht seines Seelsorgers empfohlen wurde, um sich den Verstand nicht aufs neue mit der Lektüre unsinniger ascetischer Bücher zu verrücken. — In Elwert's Schrift ist auch das Beispiel einer angeblichen Behexung neuerer Zeit (von 1796) erzählt, wobei sich nach den Kennzeichen Niemand dergleichen hätte träumen lassen, wenn nicht ein Ortspfarrer bei der Patientin den Gedanken, sie sey behext, aufgeregt, unterhalten, in seinem kleinen Publikum verbreitet, und sogar in einem an die Behörde erstatteten Berichte nicht undeutlich angedeutet hätte! — — Ein Mann begehrte mit ängstlichem Ungestüm von seiner Gerichtsobrigkeit: man möchte ihm sein Recht anthun, indem er für seine Schuld, die er nicht zu nennen wußte, wohl aber bestätigt haben würde, sobald man ihm irgend eine angedichtet hätte, nur mit dem Leben gehörig büßen könnte. Der Beamte schickte ihn zu einem Geistlichen in die Cur. — Was hier geschah, blieb unbekannt. Genug, der Kranke ging von diesem in dem furchtbarsten Seelenkampfe nach Hause, verlor seinen Verstand ganz und fing an zu rasen. Durch die treue Pflege der Seinigen und durch die Kunst seines einsichtsvollen Arztes genas er indeß nach 14 Tagen vollkommen. — Wie man einen solchen Unglücklichen von Obrigkeits wegen so behandeln, so sich selbst überlassen konnte, bleibt mir unbegreiflich. — Aus diesen Thatsachen sieht man deutlich genug, wie nothwendig die physische und moralische Hülfe bei dergleichen Gemüthskranken sey, und wie sehr der Seelsorger seinen Zweck verfehle, wenn er ohne Kenntniß der Krankheitsquelle die physischen Mittel verabsäumt, oder wohl ganz verwirft. Außer Hypochondrie und Hysterie kann auch Immoralität, wie: Liederlichkeit, Faulheit, Völlerei, Onanie, Geilheit bei beiden Geschlechtern 2c., können Zufälle nach der Niederkunft, Mißbrauch von Arzneien, Ueberwältigung von Körper- und Seelenschmerz, heftige Entzündungskrankheiten 2c. den Menschen wahnsinnig, ja rasend machen, der dann ebenfalls physisch und psychisch muß behandelt werden.

11) kann Religionsschwärmerei dahin führen. Die Religion vermag auf den innern Menschen mehr zu wirken, als sämmtliche Leidenschaften, folglich wird sie zuweilen auch Ursache des Wahnsinns. Auch kann ein Wahnsinniger eben so gut religiöse, als andere Täuschungen haben, obschon er aus einer ganz andern Ursache seelenkrank geworden ist. Dort ist also das religiöse Verhältniß Ursache, hier aber Wirkung. Nur ein Wirrwarr falscher Religionsbegriffe, nicht die reine Christus-Religion, kann zum Wahnsinn führen. Wo bei einem Volke die Religion gehörig geachtet, Freiheit der Meinung und Gottesverehrung geduldet wird, da finden sich auch im Ganzen wenigere Wahnsinnige. Indessen wird es dort die meisten Menschen geben, deren Krankheit, wenn auch nicht aus der Religion selbst entsprungen, doch mit religiösen Vorstellungen zusammengesetzt ist. Gleichwie das angestrengte Denken über irgend einen dunkeln Punkt der Moral, der Politik, Physik &c. den Verstand verwirrt, so kann dasselbe auch durch abstracte theologische Gegenstände, wenn man sich anhaltend damit beschäftigt, leicht genug geschehen. Nur das Zweifeln und Nachgrübeln, nicht der Glaube oder die Anhänglichkeit an irgend eine Religionssecte, macht verwirrt. Daher muß die Seele durch Zweifel an der Wahrheit der Lehre, zu der sich Jemand bekennt, vorbereitet seyn, damit die Religion das Irreseyn bewirken könne. Mithin dürfte der Wahnsinn, der sich durch religiöse Exaltation oder durch Verzweiflung auszeichnet, gewöhnlich dann entstehen, wenn der Zweifler seinen ursprünglichen Glauben verläßt und zu einem andern übergeht, wie Beispiele lehren. Nicht selten wird auch eine unpassende oder unzeitige Belehrung junger Christen über religiöse Gegenstände die Quelle der Melancholie, oder des Wahnsinns. Unter allen Seelenkrankheiten ist die religiöse oder moralische Verrücktheit die gefährlichste, wiewohl, neu entstanden, nicht unheilbar. Kein Wahnsinn zeigt in der That so viele blutige Spuren seines Daseyns, als der religiöse. So ermordete der Schullehrer Rösau in Hamburg, einzig aus

Trübsinn und melancholischer Verirrung der Seele in ihren moralischen Bestrebungen, in einer Nacht nicht nur Frau und Kinder, um sie nach der tollen Idee seiner Geisteskrankheit desto gewisser selig zu machen, sondern er wollte auch ihre Körper unfehlbar und gewiß tödten, um desto sicherer die Seele von ihren Banden zu befreien, und führte deshalb die Mordthat mit wiederholten Messerstichen, mit Verstümmelung und völliger Zerfleischung der ermordeten Seinigen aus. — Was sind die Menschenopfer älterer und neuerer Zeit anders, als Ausgeburten religiöser Raserei? — Es ist Methode in dem religiösen Wahnsinn; er hat das Eigene, daß er seine Ideen oder sich selbst Andern gleichsam aufdringen will. Es ist ihm nicht um Einsicht, nur um die Annahme der Meinung zu thun. Und wehe dem, der ihm geradezu widerspricht! Denn er ist kein Wahnsinn des Verstandes, der seine Ideen leicht, ohne nähern Andrang, hinwirft, sondern er betrifft den Willen, und wird um so gefährlicher, weil die Willenskraft unmittelbar mit Ausführung und Handlungsweise verbunden ist. Es sind in unsern Tagen mehrere Arten moralischer und religiöser Schwärmerei bekannt geworden, die nur allein die bedingten Folgen der physischen Natur seyn dürften. Die Lebensfäden des Körpers greifen zu genau in das geistige Instrument ein, als daß nicht die oft scheinbar selbst verschuldeten Laster und Excentricitäten des Willens nothgedrungene Erfolge der leidenden Naturkraft seyn sollten. Jener herumwandelnde Müßiggänger in seinem Mysticismus, in seiner höhern Weihe, wo er meint, einmal als göttlicher Gesandter aufzutreten und ein zweiter Messias zu werden, der moralisch- und religiös-argwöhnische krankhafte Charakter dieses Mystikers, was war er anders, als die bedingte Erscheinung seines innerlich-kränkelnden Körpers und gewisser Naturanlagen, wodurch die edlern Theile des Lebens verletzt waren? Die reiche und mannichfaltige Lebens-Erfahrung stellt uns mehr als einen solchen Fall auf. Ich erinnere nur an ein neueres Beispiel von Menschenopferdienst in der Leisniger Gegend von Sachsen. Noch jetzt spuken dergleichen Sektirer und Mysti-

ker im Schweizer-Canton Schaffhausen, in Westphalen, Pommern etc., wo leider sogar Prediger das Unwesen veranlassen sollen.

Was übrigens für besondere Phantome durch abnorme Bewegung der Nerven, und die dadurch erzeugte Verstimmung der Hirnmarkfasern geweckt werden, das kann man in Bonnet's Analyse der Seelenkräfte, in Kant's, oder Schmidt's, oder Schelling's, oder Eschenmayer's u. a. psychologischen Schriften, in Reil's und Hoffbauer's Archiv der psychischen Medicin, in Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte, und an mehrern Stellen in Horn's Archiv der medicinischen Erfahrung lesen, und daraus die Erscheinungen sich zu erklären suchen, die jetzt noch so Mancher auf Rechnung äußerer Einflüsse, auf Anfechtungen, Visionen u. dergl. zu setzen, thöricht genug ist. Fast immer liegen auch bei den Melancholieen religiöser Art körperliche Ursachen zum Grunde. So sind sie z. B. bei Schwangerschaften, Niederkunften u. a. periodischen Unpäßlichkeiten der Weiber, bei Unreinigkeiten und Würmern im Unterleibe, bei der Hypochondrie, Hysterie, Bleichsucht, bei der erhöhten Erregung und Nervenschwäche erschöpfter Wollüstlinge, oder in gewissen Zeiträumen verschiedener hitziger und chronischer Krankheiten gar nicht selten, aber desto schlimmer, wenn sie einen mehr oder zugleich moralischen und religiösen Ursprung haben. — Eine treffliche Frau, die lange sehr krank lag, und zuletzt an einer tiefen religiösen Melancholie litt, klagte ihrem Arzte: sie sehe, so oft sie allein sey, oder auch nur die Augen schließe, rund um sich her in allen Ecken eine große Menge Teufel. Auf die Frage: ob sie glaube, daß ihre Teufel etwas Böses in ihrem Herzen wirkten, antwortete sie: nein, aber sie erschrecken mich durch ihre fürchterlichen Fratzen. Der Arzt verbannte den Teufelsspuk bald und auf immer durch zweckmäßige Arzneien. — Einen neuern Fall von Dämonomanie las ich in einem französischen Journale, aus dem Neapolitanischen datirt: Ein Missionär predigte dort die sogenannte Mission, und hatte zum Gegen-

stand seines Vortrags die Hölle gewählt. Um nun sein schreckliches Bild derselben energisch zu vollenden, faßte er einen Todtenkopf, und rief diesem zu: wenn du im Paradiese bist, so bete, und — bist du in der Hölle, so verfluche Alles! Damit schleuderte er den Schädel mit solcher Wuth von sich, daß von dem Augenblick an eine anwesende Frau sich verdammt, vom Teufel schon gepackt wähnte und zu wüthen anfing, bis ein heftiger Donnerschlag sie einmal ganz zur Vernunft zurückbrachte. — Daß jedoch selbst dem Wahnsinne, zumal dem religiösen, manchmal die Bedeutung einer höhern Entwickelungskrankheit zukommen mag, zeigen Beispiele von innern Läuterungen und Veredelungen während des Wahnsinns, die sich bei Fawcett über die religiöse Melancholie, S. 85. 87., in Cox prakt. Bemerkungen über Geisteszerrüttung, aus dem Engl. übersetzt von Bertelsmann, mit Anmerk. von Reil. Halle 1811. 8. S. 115. und von Schubert in seiner Symbolik des Traums, S. 145 u. f. verzeichnet finden. — Und wirklich dürfte die Richtung nach jener Seite hin im Wahnsinn keineswegs so selten seyn, wie mir häufige Unterhaltungen mit Irren bestätigt haben. Es fragt sich: ob diese Richtung in und außer den Irrenhäusern nicht mehrere Beachtung verdient, um darnach die Cur solcher Seelenkranken zu modeln? Es ist hier nicht die Rede davon, daß man sie in die Kirche führe, um dort ihr Stillsitzen, ihre Aufmerksamkeit zu üben, oder daß man die religiösen Eindrücke bei ihnen zu dieser oder jener Gemüthsbewegung brauche, wie man in gleicher Absicht auch das Schauspiel für dergleichen Kranke empfohlen und benutzt hat; es gilt hier eben keine Cur, die den einen Irrthum durch den andern, sondern eine, die ihn durch Wahrheit heile, nicht eine Wiederherstellung des Kranken zu seiner vollen Brauchbarkeit hienieden, sondern eine zu seiner menschlichen Bestimmung, welche die bürgerliche und weltliche zwar nicht ausschließt, aber doch über sie hinausliegt. So kann bei eben angemessener Gemüths- und Geistesstimmung der Irren die Einschärfung der einfachen und milden Vorschriften

des Christenthums wirklich als Hülfsmittel dienen zur Wiederherstellung und Erhaltung des Verstandes (vergl. G. M. Burrow's Inquiry into certain errors, relative to insanity. Lond. 1820, teutsch im Auszuge bei Nasse a. a. O. III. 4.).

Die Methode des bekannten englischen Predigers, Dr. Willis, Irre zu behandeln, zeichnet sich in vielen Stücken ganz besonders aus. Ohne eigentlicher Arzt zu seyn, bemerkte er seit vielen Jahren, wie die Menschen bei gewissen körperlichen Krankheiten erst wunderlich, grillenhaft, launisch, dann irre, wahnsinnig und endlich gar tobsüchtig werden. Auf der andern Seite sah er, daß oft ohne wahrnehmbare Unordnungen des Körpers durch moralische Ursachen erst die Einbildungskraft erhitzt, und endlich der Verstand in einigen oder mehreren Ideen verwirrt werde. Im ersten Falle suchte er durch dienliche Mittel die körperlichen Unordnungen zu heben, worauf die Krankheit gemeiniglich sich schon verminderte, oder ganz wich. Dauerte sie fort, oder entsprang sie aus moralischen Quellen, so wußte er seine Kranken von ihrer Hauptidee nicht durch geraden, starren Widerspruch, sondern sanft und auf eine für sie faßliche Art, stufenweise, und auf eben dem Wege zurückzuführen, auf welchem sie vom gesunden Zustande sich entfernt hatten. Nur wenn dies nicht gelingen wollte, schritt er zu heftigen mitwirkenden physischen und moralischen Mitteln. Dann erregte er Affecte, Schreckbilder, reizte Körper und Seele immer stärker 2c., um den Nerven wieder ihren Normalschwung, ihre reine, richtige Stimmung zu geben.

Im Dorfe Bonnet, an der Grenze von Champagne im Maasdepartement, hat sich im Mittelalter eine Irrenanstalt gebildet, die noch jetzt fortbesteht. Hier werden die Irren in einer geräumigen Zelle der entferntesten Ecke des Innern der Kirche einem Wächter übergeben, der für ihre Bedürfnisse zu sorgen, ihnen Vertrauen und Furcht einzuflößen hat, ohne sie jemals empörend zu behandeln. Die Nahrung derselben besteht aus Milch, weißem Käse oder geronnener Milch,

ihr Getränk aus Wasser oder Molke. Die Behandlung währt neun Tage, und zerfällt in drei dreitägige Zeiträume, während welcher die Kranken von den Ihrigen ganz getrennt seyn müssen. Am ersten Morgen führt man den Irren im Geleite der frommen Einwohner des Orts und der Kinder, und unter der Obhut seines Wächters, in Procession zu einer benachbarten Wasserquelle, barfuß und mit entblößtem Haupte, bei Widersetzlichkeit mit gebundenen Händen. An der Quelle wird sein Tags zuvor abgeschorner Kopf nach Umständen mehr oder weniger mit dem Quellwasser übergossen. Auf dem Rückwege macht er in derselben Procession eine dreimalige Runde um die Kirche, und wohnt dann unter Aufsicht einer für ihn gelesenen Messe bei. Hierauf begleitet man ihn in seine Zelle, und wiederholt am Abend dieselbe Procession und Begießung. An beiden folgenden Tagen geschieht das Nämliche, und bemerkt man nun, daß das imponirende Schauspiel auf den Kranken gewirkt, ihn gebessert hat, so ist die Prognose günstig. Bei mäßigem Irrseyn hält man den sanften, lenksamen Kranken während der zweiten Periode einsam in seiner Zelle. Bei Unruhigen wird ein reichlicher Aderlaß gemacht; stark Aufgeregte bringt man in einen Zwangstuhl, der einer Wiege ähnlich ist, gewöhnlich drei Tage lang, bis Ruhe eintritt. Bei anhaltender Aufregung werden zur Zwanglage mehr oder weniger schnelle Schwingungen der Wiege hinzugefügt. In der dritten Periode wird die Behandlung der ersten wiederholt. Außer dem Aderlaß und außer den verdünnenden Getränken wendet man keine Arzneien an. Nach neun Tagen wird der Kranke den Seinigen zurückgegeben. Von zwölf Irren sollen durch diese Behandlung in der Regel zehn geheilt werden, (s. Haldat u. Sedillot Journ. gen. de médec. T. 65. teutsch in F. Nasse Zeitschrift für psychische Aerzte. III. 3.).

Die physisch-psychische Behandlung Wahnsinniger wird noch vorzugsweise von den französischen Aerzten Pinel und Esquirol zu Paris, Pariset und R. Coilard, in England von Wright, W. Lawrance, Joh. Haslam,

M. Cox ꝛc., so wie von den Quäkern bei York, von den teutschen Aerzten Langermann und Horn zu Berlin, Heinroth in Leipzig, Nasse in Bonn, Hirsch zu Baireuth, Pieniz auf dem Sonnenstein bei Pirna in Sachsen, Hayner zu Waldheim, Rublack in Dresden u. A. mit Glück ausgeführt. — Musterhafte teutsche Irrenanstalten bestehen auf dem Sonnenstein (s. Nachricht von der Königl. Sächs. Heil- und Versorgungsanstalt Sonnenstein bei Pirna. M. 1 Kupf. Dresden 1821. 8.), und zu Waldheim im Königr. Sachsen (s. Nasse's Zeitschrift für psych. Aerzte ꝛc. 1821. 2. Bd.), dort unter Pieniz, hier unter Hayner, zu Marsberg im Herzogthum Westphalen unter Ruer (s. Nachricht darüber in Nasse's Zeitschrift ꝛc. 1819. II. 1.), zu Dresden unter Rublack, dem Vater, desgleichen zu Berlin in dem Charité-Krankenhause u. a. a. O.

Dem Arzte einer solchen Anstalt dürfte, in Ermangelung eines andern sachverständigen Berichterstatters, zunächst der Seelsorger von einem dorthin geschickten oder noch abwesenden Irren über folgende Punkte schriftliche Nachrichten zu geben haben:

1) Von welchem Alter, Temperamente, Naturcharakter ꝛc. ist der Kranke? unter welchen Verhältnissen hat derselbe sonst, und unter welchen kurz vor seiner Krankheit gelebt? Womit hat er sich beschäftigt? Litten der Vater, die Mutter, die Großältern, die Seitenverwandten ꝛc. etwa an demselben, oder an einem ähnlichen Uebel?

2) Wann fing das Uebel an? wie, und unter welchen Umständen, mit welchen Zufällen und Erscheinungen entwickelte es sich? Welche Art des Benehmens, der Reden, der Handlungen des Kranken wurde bisher bemerkt, nachdem man ihn für gemüthskrank gehalten? Welche Veränderungen bot der bisherige Gang der Krankheit dar?

3) Hatte früher schon, und wann, dieselbe oder eine andere Krankheit Statt? oder trat gegenwärtige jetzt das erstemal ein? Wie befand sich der Irre vor derselben? gingen ihr andere voraus, und welche? Litt der Kranke vielleicht schon

an Epilepsie und andern Nervenübeln? und wie lange? wie oft stellten sich deren Anfälle ein?

4) Welche Veranlassungen zur Entstehung der jetzigen Geisteskrankheit gab es wohl? körperliche, und welche? etwa andere Uebelseynsformen, oder geistige? etwa angreifende Gemüthsaffecte, und welche? und unter welchen Umständen? Wirkten etwa auf den Patienten heftiger Zorn, Kummer, Nahrungssorgen, unglückliche Liebe ꝛc.? oder ward seine Ehre gekränkt, eine oder die andere seiner Hoffnungen vereitelt, dieser oder jener Lebenszweck verfehlt? Verlor er sein Vermögen, oder geliebte Verwandte, Freunde, und sonstige Angehörige ꝛc.?

Ueber alle diese Punkte, worüber Wahnsinnige fast nie selbst Auskunft zu geben wissen, oder den Arzt ꝛc. gern täuschen, muß ein vollständiger Familienbericht an die Behörde eingesandt, und, wenn eine ärztliche Behandlung schon vorausgegangen, derselbe durch den letzten Arzt des Kranken zuvor möglichst ergänzt, und nöthigenfalls berichtigt werden. Ohne dergleichen Hülfsmittel ist die Heilung solcher Kranken viel schwieriger und nicht selten ganz unmöglich. Was das allgemeine Verhalten gegen Wahnsinnige betrifft, so muß man sie:

1) mit stiller, sanfter Theilnahme behandeln, sie wohlthätig zu zerstreuen und aufzuheitern suchen. Denn wenn Unthätigkeit, Müßiggang, Wollust, Ehrgeiz und Uebermuth aus den Herzen der Menschen fliehen, wenn wir Geist und Herz haben, dann ist der böse Dämon gewichen!

2) Da durch die beim gemeinen Manne übliche unvernünftige, oft unmenschliche Behandlung das Uebel verschlimmert, und dessen Heilung sehr erschwert wird, so kann der Seelsorger durch seinen Einfluß dahin wirken, daß man mit diesen Unglücklichen klüger und schonender umgehe. Er warne also die Krankenwärter und Angehörigen derselben

3) vor jenem rohen und empörenden, höchst schädlichen Verfahren, ihre Irren, gleich wilden Bestien, in einen engen Käfig einzusperren, mit Ketten, Zwangriemen, in Zwang-

M. Cox ꝛc., so wie von den Quäkern bei York, von den teutschen Aerzten Langermann und Horn zu Berlin, Heinroth in Leipzig, Nasse in Bonn, Hirsch zu Baireuth, Pieniz auf dem Sonnenstein bei Pirna in Sachsen, Hayner zu Waldheim, Rublack in Dresden u. A. mit Glück ausgeführt. — Musterhafte teutsche Irrenanstalten bestehen auf dem Sonnenstein (s. Nachricht von der Königl. Sächs. Heil- und Versorgungsanstalt Sonnenstein bei Pirna. M. 1 Kupf. Dresden 1821. 8.), und zu Waldheim im Königr. Sachsen (s. Nasse's Zeitschrift für psych. Aerzte ꝛc. 1821. 2. Bd.), dort unter Pieniz, hier unter Hayner, zu Marsberg im Herzogthum Westphalen unter Ruer (s. Nachricht darüber in Nasse's Zeitschrift ꝛc. 1819. II. 1.), zu Dresden unter Rublack, dem Vater, desgleichen zu Berlin in dem Charité-Krankenhause u. a. a. O.

Dem Arzte einer solchen Anstalt dürfte, in Ermangelung eines andern sachverständigen Berichterstatters, zunächst der Seelsorger von einem dorthin geschickten oder noch abwesenden Irren über folgende Punkte schriftliche Nachrichten zu geben haben:

1) Von welchem Alter, Temperamente, Naturcharakter ꝛc. ist der Kranke? unter welchen Verhältnissen hat derselbe sonst, und unter welchen kurz vor seiner Krankheit gelebt? Womit hat er sich beschäftigt? Litten der Vater, die Mutter, die Großältern, die Seitenverwandten ꝛc. etwa an demselben, oder an einem ähnlichen Uebel?

2) Wann fing das Uebel an? wie, und unter welchen Umständen, mit welchen Zufällen und Erscheinungen entwickelte es sich? Welche Art des Benehmens, der Reden, der Handlungen des Kranken wurde bisher bemerkt, nachdem man ihn für gemüthskrank gehalten? Welche Veränderungen bot der bisherige Gang der Krankheit dar?

3) Hatte früher schon, und wann, dieselbe oder eine andere Krankheit Statt? oder trat gegenwärtige jetzt das erstemal ein? Wie befand sich der Irre vor derselben? gingen ihr andere voraus, und welche? Litt der Kranke vielleicht schon

an Epilepsie und andern Nervenübeln? und wie lange? wie oft stellten sich deren Anfälle ein?

4) Welche Veranlassungen zur Entstehung der jetzigen Geisteskrankheit gab es wohl? körperliche, und welche? etwa andere Uebelseynsformen, oder geistige? etwa angreifende Gemüthsaffecte, und welche? und unter welchen Umständen? Wirkten etwa auf den Patienten heftiger Zorn, Kummer, Nahrungssorgen, unglückliche Liebe rc.? oder ward seine Ehre gekränkt, eine oder die andere seiner Hoffnungen vereitelt, dieser oder jener Lebenszweck verfehlt? Verlor er sein Vermögen, oder geliebte Verwandte, Freunde, und sonstige Angehörige rc.?

Ueber alle diese Punkte, worüber Wahnsinnige fast nie selbst Auskunft zu geben wissen, oder den Arzt rc. gern täuschen, muß ein vollständiger Familienbericht an die Behörde eingesandt, und, wenn eine ärztliche Behandlung schon vorausgegangen, derselbe durch den letzten Arzt des Kranken zuvor möglichst ergänzt, und nöthigenfalls berichtigt werden. Ohne dergleichen Hülfsmittel ist die Heilung solcher Kranken viel schwieriger und nicht selten ganz unmöglich. Was das allgemeine Verhalten gegen Wahnsinnige betrifft, so muß man sie:

1) mit stiller, sanfter Theilnahme behandeln, sie wohlthätig zu zerstreuen und aufzuheitern suchen. Denn wenn Unthätigkeit, Müßiggang, Wollust, Ehrgeiz und Uebermuth aus den Herzen der Menschen fliehen, wenn wir Geist und Herz haben, dann ist der böse Dämon gewichen!

2) Da durch die beim gemeinen Manne übliche unvernünftige, oft unmenschliche Behandlung das Uebel verschlimmert, und dessen Heilung sehr erschwert wird, so kann der Seelsorger durch seinen Einfluß dahin wirken, daß man mit diesen Unglücklichen klüger und schonender umgehe. Er warne also die Krankenwärter und Angehörigen derselben

3) vor jenem rohen und empörenden, höchst schädlichen Verfahren, ihre Irren, gleich wilden Bestien, in einen engen Käfig einzusperren, mit Ketten, Zwangriemen, in Zwang-

stühlen, Brezeln x. zu fesseln, und durch Peitschenhiebe x. ihre Vernunft gleichsam par force wieder herbeizuhetzen! Er dulde

4) nicht, daß man sie belüge, mit ihnen hadere, auf sie zanke, ihnen hartnäckig widerspreche, oder sie sonst reize und erbittere; eben so wenig darf man aber auch ihren tollen Aeußerungen und Behauptungen geradezu beipflichten. Sie dürfen

5) nie der Gegenstand des Spottes und der Neckereien ihrer oft eben so unklugen Mitmenschen werden. Mancher Halbnarr ward durch eine solche Mißhandlung erst zum ganzen wahren Narren. Nicht einmal erinnert darf derselbe an seine falschen Vorstellungen und Einbildungen, geschweige angereizt werden zur Aeußerung und Wiederholung seiner lächerlichen oder sonst auffallenden Gewohnheiten, weil sonst das Uebel immer tiefer wurzelt. Will man

6) auf den Wahnsinnigen mit Erfolg wirken, so muß man vorerst sein Zutrauen, seine Liebe, und eine gewisse Furcht einflößende Achtung durch sanftes, liebevolles Zureden, durch eine humane, freundschaftliche Behandlung, und durch ein sich immer gleiches, bestimmtes, aber würdevolles Benehmen zu gewinnen suchen. So gestaltete sich des großen Irrenarztes Willis gewöhnlich freundliche Miene in einem Augenblicke um, wenn er einen von seinen Irren das erste Mal sah, und gebot diesem sogleich Ehrerbietung. Sein durchdringender Scharfblick schien in ihrem Innern zu lesen, und ihre Gedanken sogleich im Entstehen zu errathen. Er verschaffte sich auf diese Art eine Herrschaft über sie, die in der Folge eines seiner Heilmittel ward, welches den mildern keinesweges entgegen war; denn am Ende gewann man ihn doch lieb, welche Furcht er auch während der Cur eingeflößt haben mochte. Einige seiner ehemaligen Kranken, die vollkommen durch ihn genasen, nahmen aus dankbarer Freundschaft ihren Aufenthalt für immer bei ihm. Seine Heilung gelang zwar nicht jedesmal, aber aus der langen Praxis des 80jährigen Greises ergab sich, daß von zehn seiner ihm innerhalb

drei Monaten nach dem Ausbruch des Uebels, also zeitig genug übergebenen Kranken insgemein neun hergestellt wurden.

7) Der Seelsorger suche bei seinen Seelenkranken, ohne sich eben mit ihnen in weitläuftige Gespräche einzulassen, die fixe irrige Idee mehr indirekt zu bekämpfen, und die Aufmerksamkeit der Seele durch Erweckung angemessenerer Vorstellungen, oder einer andern fixen Idee, davon abzulenken. Dies wird er verstehen, wenn er den innern Zustand des Irren und die Ursachen von dessen Irrseyn kennt, zugleich aber Psycholog genug ist. Zur Beseitigung alles dessen, was mit der fixen Idee auch nur in der entferntesten Beziehung steht, und dieselbe wecken und unterhalten kann, dienen besonders verständige Gesellschaft, passende Geistesbeschäftigungen, Stärkung und Unterstützung des Vermögens der Selbstbeherrschung, welches die Irren an sich besitzen, wozu sie aber am mächtigsten nicht sowohl Furcht, als vielmehr das Verlangen antreibt, sich von Andern geachtet zu sehen, ferner entsprechende Sinneneindrücke, vorzüglich die Musik, die Erregung ungewöhnlicher Begierden und Gemüthsbewegungen, sowie körperliche Arbeiten und Bewegungen, wo möglich im Freien, welche zugleich die Seele in Anspruch nehmen, und den Leib hinlänglich ermüden. Dabei müssen die Irren an eine bestimmte Zeiteintheilung gewöhnt werden. Uebrigens darf man sie nicht allemal mit etwas ganz Ungewohntem beschäftigen, aber ihre Arbeiten müssen disciplinarisch seyn, und dürfen anfangs nicht von ihnen selbst gewählt, noch auch nach ihrem Belieben angefangen und wieder abgebrochen werden. Für Fleiß und gute Aufführung muß man sie aufmunternd belohnen.

8) Muß der Wahnsinnige aus seinem Alltagskreise entfernt, und an einen andern angenehmen Ort gebracht werden, wo lauter fremde Gegenstände und neue Lebensverhältnisse die unglückliche Ideenverbindung schwächen, und die Erschaffung neuer freundlicherer Vorstellungen begünstigen. Willis bemerkte, daß Ausländer viel leichter genesen, als

stühlen, Betzeln rc. zu fesseln, und durch Peitschenhiebe rc.
ihre Vernunft gleichsam par force wieder herbeizuhetzen!
Er dulde

4) nicht, daß man sie belfige, mit ihnen hadere, auf
sie zanke, ihnen hartnäckig widerspreche, oder sie sonst reize
und erbittere; eben so wenig darf man aber auch ihren tollen
Aeußerungen und Behauptungen geradezu beipflichten. Sie
dürfen

5) nie der Gegenstand des Spottes und der Neckerei
ihrer oft eben so unklugen Mitmenschen werden. Mancher
Halbnarr ward durch eine solche Mißhandlung erst zum gan-
zen wahren Narren. Nicht einmal erinnert darf derselbe an
seine falschen Vorstellungen und Einbildungen, geschweige ...
gereizt werden zur Aeußerung und Wiederholung seiner lächer-
lichen oder sonst auffallenden Gewohnheiten, weil sonst das
Uebel immer tiefer wurzelt. Will man

6) auf den Wahnsinnigen mit Erfolg wirken, so muß
man vorerst sein Zutrauen, seine Liebe, und eine ...
Furcht einflößende Achtung durch sanftes, liebevolles ...,
durch eine humane, freundschaftliche Behandlung, und ...
ein sich immer gleiches, bestimmtes, aber würdevolles ...
nehmen zu gewinnen suchen. So gestaltete sich des ...
Irrenarztes Willis gewöhnlich freundliche Miene in ...
Augenblicke um, wenn er einen von seinen Irren ...
Mal sah, und gebot diesem sogleich Ehrerbietung ...
dringender Scharfblick schien in ihrem Innern ...
ihre Gedanken sogleich im Entstehen zu errathen ...
schaffte sich auf diese Art eine H...
Folge eines seiner Heilmittel w...
neswegs entgegen war; d...
lich, welche ...

drei Monaten nach dem [illegible] ...ssig, und ihre
also zeitig genug übergebenen [illegible] ...ssen außer der
gestellt wurden. [illegible] ...nkwasser darf

7) Der Seelsorger [illegible] ...ier, Gewürze
ohne sich eben mit ihnen in [illegible] den verliebten
die fixe irrige Idee mehr [illegible] ...chung ergeben
merksamkeit der Seele [illegible] ...ber gegebenen
stellungen, oder einer [illegible] dürfen den
Dies wird er verstehen, [illegible] eingezwungen
Irren und die Ursachen [illegible]
aber Psycholog genug [illegible] seiner Wuth-
mit der fixen Idee [illegible] sich selbst oder
steht, und dieselbe [illegible] ein Zwangswest-
sonders verständige [illegible] ...nöpft wird, und
gen, Stärkung und [illegible] ...en Rücken herum-
beherrschung, [illegible] zusammengeknüpft
aber am mächtig[illegible] unschädliches Be-
Verlangen antreibt, [illegible] Aufforder. rc. zur
entsprechende [illegible] der Behandlung der
Erregung unge[illegible] Zeitschr. für psych.
gen, sowie kör[illegible] ...ichen Anstalten werden
lich im Freien, [illegible] und man kann sie oft
und den Leib [illegible] beschwichtigen. — Nach
...en eine bestimm[illegible] ...ge man dem Kranken,
gens darf man [illegible] wenn er nicht darauf zu
beschäftigen, [illegible] ...nge, als der Beweggrund
und dürfen [illegible]
nach ihren [illegible] ...en der Wahnsinnigen zur
heil. [illegible] zur Heilung derselben oft
munternd [illegible] ...iner zu allgemeinen und
[illegible] heilig. — Uebrigens
[illegible] ...mittel vorzüglich darauf
[illegible] ...en Kranken beherrscht,
[illegible] ...it selbst, und wieviel
[illegible] und Leidenschaften zu

ker im Schweizer-Canton Schaffhausen, in Westphalen, Pommern ꝛc., wo leider sogar Prediger das Unwesen veranlassen sollen.

Was übrigens für besondere Phantome durch abnorme Bewegung der Nerven, und die dadurch erzeugte Verstimmung der Hirnmarkfasern geweckt werden, das kann man in Bonnet's Analyse der Seelenkräfte, in Kant's, oder Schmidt's, oder Schelling's, oder Eschenmayer's u. a. psychologischen Schriften, in Reil's und Hoffbauer's Archiv der psychischen Medicin, in Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte, und an mehrern Stellen in Horn's Archiv der medicinischen Erfahrung lesen, und daraus die Erscheinungen sich zu erklären suchen, die jetzt noch so Mancher auf Rechnung äußerer Einflüsse, auf Anfechtungen, Visionen u. dergl. zu setzen, thöricht genug ist. Fast immer liegen auch bei den Melancholieen religiöser Art körperliche Ursachen zum Grunde. So sind sie z. B. bei Schwangerschaften, Niederkunften u. a. periodischen Unpäßlichkeiten der Weiber, bei Unreinigkeiten und Würmern im Unterleibe, bei der Hypochondrie, Hysterie, Bleichsucht, bei der erhöhten Erregung und Nervenschwäche erschöpfter Wollüstlinge, oder in gewissen Zeiträumen verschiedener hitziger und chronischer Krankheiten gar nicht selten, aber desto schlimmer, wenn sie einen mehr oder zugleich moralischen und religiösen Ursprung haben. — Eine treffliche Frau, die lange sehr krank lag, und zuletzt an einer tiefen religiösen Melancholie litt, klagte ihrem Arzte: sie sehe, so oft sie allein sey, oder auch nur die Augen schließe, rund um sich her in allen Ecken eine große Menge Teufel. Auf die Frage: ob sie glaube, daß ihre Teufel etwas Böses in ihrem Herzen wirkten, antwortete sie: nein, aber sie erschrecken mich durch ihre fürchterlichen Fratzen. Der Arzt verbannte den Teufelsspuk bald und auf immer durch zweckmäßige Arzneien. — Einen neuern Fall von Dämonomanie las ich in einem französischen Journale, aus dem Neapolitanischen datirt: Ein Missionär predigte dort die sogenannte Mission, und hatte zum Gegen-

stand seines Vortrags die Hölle gewählt. Um nun sein schreckliches Bild derselben energisch zu vollenden, faßte er einen Todtenkopf, und rief diesem zu: wenn du im Paradiese bist, so bete, und — bist du in der Hölle, so verfluche Alles! Damit schleuderte er den Schädel mit solcher Wuth von sich, daß von dem Augenblick an eine anwesende Frau sich verdammt, vom Teufel schon gepackt wähnte, und zu wüthen anfing, bis ein heftiger Donnerschlag sie einmal ganz zur Vernunft zurückbrachte. — Daß jedoch selbst dem Wahnsinne, zumal dem religiösen, manchmal die Bedeutung einer höhern Entwickelungskrankheit zukommen mag, zeigen Beispiele von innern Läuterungen und Veredelungen während des Wahnsinns, die sich bei Fawcett über die religiöse Melancholie, S. 85. 87., in Cox prakt. Bemerkungen über Geisteszerrüttung, aus dem Engl. übersetzt von Bertelsmann, mit Anmerk. von Reil. Halle 1811. 8. S. 115. und von Schubert in seiner Symbolik des Traums, S. 145 u. f. verzeichnet finden. — Und wirklich dürfte die Richtung nach jener Seite hin im Wahnsinn keineswegs so selten seyn, wie mir häufige Unterhaltungen mit Irren bestätigt haben. Es fragt sich: ob diese Richtung in und außer den Irrenhäusern nicht mehrere Beachtung verdient, um darnach die Cur solcher Seelenkranken zu modeln? Es ist hier nicht die Rede davon, daß man sie in die Kirche führe, um dort ihr Stillsitzen, ihre Aufmerksamkeit zu üben, oder daß man die religiösen Eindrücke bei ihnen zu dieser oder jener Gemüthsbewegung brauche, wie man in gleicher Absicht auch das Schauspiel für dergleichen Kranke empfohlen und benutzt hat; es gilt hier eben keine Cur, die den einen Irrthum durch den andern, sondern eine, die ihn durch Wahrheit heile, nicht eine Wiederherstellung des Kranken zu seiner vollen Brauchbarkeit hienieden, sondern eine zu seiner menschlichen Bestimmung, welche die bürgerliche und weltliche zwar nicht ausschließt, aber doch über sie hinausliegt. So kann bei eben angemessener Gemüths- und Geistesstimmung der Irren die Einschärfung der einfachen und milden Vorschriften

des Christenthums wirklich als Hülfsmittel dienen zur Wiederherstellung und Erhaltung des Verstandes (vergl. G. M. Burrow's Inquiry into certain errors, relative to insanity. Lond. 1820, teutsch im Auszuge bei Nasse a. a. O. III. 4.).

Die Methode des bekannten englischen Predigers, Dr. Willis, Irre zu behandeln, zeichnet sich in vielen Stücken ganz besonders aus. Ohne eigentlicher Arzt zu seyn, bemerkte er seit vielen Jahren, wie die Menschen bei gewissen körperlichen Krankheiten erst wunderlich, grillenhaft, launisch, dann irre, wahnsinnig und endlich gar tobsüchtig werden. Auf der andern Seite sah er, daß oft ohne wahrnehmbare Unordnungen des Körpers durch moralische Ursachen erst die Einbildungskraft erhitzt, und endlich der Verstand in einigen oder mehreren Ideen verwirrt werde. Im ersten Falle suchte er durch dienliche Mittel die körperlichen Unordnungen zu heben, worauf die Krankheit gemeiniglich sich schon verminderte, oder ganz wich. Dauerte sie fort, oder entsprang sie aus moralischen Quellen, so wußte er seine Kranken von ihrer Hauptidee nicht durch geraden, starren Widerspruch, sondern sanft und auf eine für sie faßliche Art, stufenweise, und auf eben dem Wege zurückzuführen, auf welchem sie vom gesunden Zustande sich entfernt hatten. Nur wenn dies nicht gelingen wollte, schritt er zu heftigen mitwirkenden physischen und moralischen Mitteln. Dann erregte er Affecte, Schreckbilder, reizte Körper und Seele immer stärker rc., um den Nerven wieder ihren Normalschwung, ihre reine, richtige Stimmung zu geben.

Im Dorfe Bonnet, an der Grenze von Champagne im Maasdepartement, hat sich im Mittelalter eine Irrenanstalt gebildet, die noch jetzt fortbesteht. Hier werden die Irren in einer geräumigen Zelle der entferntesten Ecke des Innern der Kirche einem Wächter übergeben, der für ihre Bedürfnisse zu sorgen, ihnen Vertrauen und Furcht einzuflößen hat, ohne sie jemals empörend zu behandeln. Die Nahrung derselben besteht aus Milch, weißem Käse oder geronnener Milch,

ihr Getränk aus Wasser oder Molke. Die Behandlung währt neun Tage, und zerfällt in drei dreitägige Zeiträume, während welcher die Kranken von den Ihrigen ganz getrennt seyn müssen. Am ersten Morgen führt man den Irren im Geleite der frommen Einwohner des Orts und der Kinder, und unter der Obhut seines Wächters, in Procession zu einer benachbarten Wasserquelle, barfuß und mit entblößtem Haupte, bei Widersetzlichkeit mit gebundenen Händen. An der Quelle wird sein Tags zuvor abgeschorner Kopf nach Umständen mehr oder weniger mit dem Quellwasser übergossen. Auf dem Rückwege macht er in derselben Procession eine dreimalige Runde um die Kirche, und wohnt dann unter Aufsicht einer für ihn gelesenen Messe bei. Hierauf begleitet man ihn in seine Zelle, und wiederholt am Abend dieselbe Procession und Begießung. An beiden folgenden Tagen geschieht das Nämliche, und bemerkt man nun, daß das imponirende Schauspiel auf den Kranken gewirkt, ihn gebessert hat, so ist die Prognose günstig. Bei mäßigem Irrseyn hält man den sanften, lenksamen Kranken während der zweiten Periode einsam in seiner Zelle. Bei Unruhigen wird ein reichlicher Aderlaß gemacht; stark Aufgeregte bringt man in einen Zwangstuhl, der einer Wiege ähnlich ist, gewöhnlich drei Tage lang, bis Ruhe eintritt. Bei anhaltender Aufregung werden zur Zwanglage mehr oder weniger schnelle Schwingungen der Wiege hinzugefügt. In der dritten Periode wird die Behandlung der ersten wiederholt. Außer dem Aderlaß und außer den verdünnenden Getränken wendet man keine Arzneien an. Nach neun Tagen wird der Kranke den Seinigen zurückgegeben. Von zwölf Irren sollen durch diese Behandlung in der Regel zehn geheilt werden, (s. Haldat u. Sedillot Journ. gen. de médec. T. 65. teutsch in F. Nasse Zeitschrift für psychische Aerzte. III. 3.).

Die physisch-psychische Behandlung Wahnsinniger wird noch vorzugsweise von den französischen Aerzten Pinel und Esquirol zu Paris, Pariset und R. Coilard, in England von Wright, M. Lawrance, Joh. Haslam,

M. Cox ꝛc., so wie von den Quäkern bei York, von den teutschen Aerzten Langermann und Horn zu Berlin, Heinroth in Leipzig, Nasse in Bonn, Hirsch zu Baireuth, Pieniz auf dem Sonnenstein bei Pirna in Sachsen, Hayner zu Waldheim, Rublack in Dresden u. A. mit Glück ausgeführt. — Musterhafte teutsche Irrenanstalten bestehen auf dem Sonnenstein (s. Nachricht von der Königl. Sächs. Heil- und Versorgungsanstalt Sonnenstein bei Pirna. M. 1 Kupf. Dresden 1821. 8.), und zu Waldheim im Königr. Sachsen (s. Nasse's Zeitschrift für psych. Aerzte ꝛc. 1821. 2. Bd.), dort unter Pieniz, hier unter Hayner, zu Marsberg im Herzogthum Westphalen unter Ruer (s. Nachricht darüber in Nasse's Zeitschrift ꝛc. 1819. II. 1.), zu Dresden unter Rublack, dem Vater, desgleichen zu Berlin in dem Charité-Krankenhause u. a. a. O.

Dem Arzte einer solchen Anstalt dürfte, in Ermangelung eines andern sachverständigen Berichterstatters, zunächst der Seelsorger von einem dorthin geschickten oder noch abwesenden Irren über folgende Punkte schriftliche Nachrichten zu geben haben:

1) Von welchem Alter, Temperamente, Naturcharakter ꝛc. ist der Kranke? unter welchen Verhältnissen hat derselbe sonst, und unter welchen kurz vor seiner Krankheit gelebt? Womit hat er sich beschäftigt? Litten der Vater, die Mutter, die Großältern, die Seitenverwändten ꝛc. etwa an demselben, oder an einem ähnlichen Uebel?

2) Wann fing das Uebel an? wie, und unter welchen Umständen, mit welchen Zufällen und Erscheinungen entwickelte es sich? Welche Art des Benehmens, der Reden, der Handlungen des Kranken wurde bisher bemerkt, nachdem man ihn für gemüthskrank gehalten? Welche Veränderungen bot der bisherige Gang der Krankheit dar?

3) Hatte früher schon, und wann, dieselbe oder eine andere Krankheit Statt? oder trat gegenwärtige jetzt das erstemal ein? Wie befand sich der Irre vor derselben? gingen ihr andere voraus, und welche? Litt der Kranke vielleicht schon

an Epilepsie und andern Nervenübeln? und wie lange? wie oft stellten sich deren Anfälle ein?

4) Welche Veranlassungen zur Entstehung der jetzigen Geisteskrankheit gab es wohl? körperliche, und welche? etwa andere Uebelseynsformen, oder geistige? etwa angreifende Gemüthsaffecte, und welche? und unter welchen Umständen? Wirkten etwa auf den Patienten heftiger Zorn, Kummer, Nahrungssorgen, unglückliche Liebe ꝛc.? oder ward seine Ehre gekränkt, eine oder die andere seiner Hoffnungen vereitelt, dieser oder jener Lebenszweck verfehlt? Verlor er sein Vermögen, oder geliebte Verwandte, Freunde, und sonstige Angehörige ꝛc.?

Ueber alle diese Punkte, worüber Wahnsinnige fast nie selbst Auskunft zu geben wissen, oder den Arzt ꝛc. gern täuschen, muß ein vollständiger Familienbericht an die Behörde eingesandt, und, wenn eine ärztliche Behandlung schon vorausgegangen, derselbe durch den letzten Arzt des Kranken zuvor möglichst ergänzt, und nöthigenfalls berichtigt werden. Ohne dergleichen Hülfsmittel ist die Heilung solcher Kranken viel schwieriger und nicht selten ganz unmöglich. Was das allgemeine Verhalten gegen Wahnsinnige betrifft, so muß man sie:

1) mit stiller, sanfter Theilnahme behandeln, sie wohlthätig zu zerstreuen und aufzuheitern suchen. Denn wenn Unthätigkeit, Müßiggang, Wollust, Ehrgeiz und Uebermuth aus den Herzen der Menschen fliehen, wenn wir Geist und Herz haben, dann ist der böse Dämon gewichen!

2) Da durch die beim gemeinen Manne übliche unvernünftige, oft unmenschliche Behandlung das Uebel verschlimmert, und dessen Heilung sehr erschwert wird, so kann der Seelsorger durch seinen Einfluß dahin wirken, daß man mit diesen Unglücklichen klüger und schonender umgehe. Er warne also die Krankenwärter und Angehörigen derselben

3) vor jenem rohen und empörenden, höchst schädlichen Verfahren, ihre Irren, gleich wilden Bestien, in einen engen Käfig einzusperren, mit Ketten, Zwangriemen, in Zwang-

stühlen, Brezeln rc. zu fesseln, und durch Peitschenhiebe rc. ihre Vernunft gleichsam par force wieder herbeizuhetzen! Er dulde

4) nicht, daß man sie belüge, mit ihnen hadere, auf sie zanke, ihnen hartnäckig widerspreche, oder sie sonst reize und erbittere; eben so wenig darf man aber auch ihren tollen Aeußerungen und Behauptungen geradezu beipflichten. Sie dürfen

5) nie der Gegenstand des Spottes und der Neckereien ihrer oft eben so unklugen Mitmenschen werden. Mancher Halbnarr ward durch eine solche Mißhandlung erst zum ganzen wahren Narren. Nicht einmal erinnert darf derselbe an seine falschen Vorstellungen und Einbildungen, geschweige angereizt werden zur Aeußerung und Wiederholung seiner lächerlichen oder sonst auffallenden Gewohnheiten, weil sonst das Uebel immer tiefer wurzelt. Will man

6) auf den Wahnsinnigen mit Erfolg wirken, so muß man vorerst sein Zutrauen, seine Liebe, und eine gewisse Furcht einflößende Achtung durch sanftes, liebevolles Zureden, durch eine humane, freundschaftliche Behandlung, und durch ein sich immer gleiches, bestimmtes, aber würdevolles Benehmen zu gewinnen suchen. So gestaltete sich des großen Irrenarztes Willis gewöhnlich freundliche Miene in einem Augenblicke um, wenn er einen von seinen Irren das erste Mal sah, und gebot diesem sogleich Ehrerbietung. Sein durchdringender Scharfblick schien in ihrem Innern zu lesen, und ihre Gedanken sogleich im Entstehen zu errathen. Er verschaffte sich auf diese Art eine Herrschaft über sie, die in der Folge eines seiner Heilmittel ward, welches den mildern keinesweges entgegen war; denn am Ende gewann man ihn doch lieb, welche Furcht er auch während der Cur eingeflößt haben mochte. Einige seiner ehemaligen Kranken, die vollkommen durch ihn genasen, nahmen aus dankbarer Freundschaft ihren Aufenthalt für immer bei ihm. Seine Heilung gelang zwar nicht jedesmal, aber aus der langen Praxis des 80jährigen Greises ergab sich, daß von zehn seiner ihm innerhalb

drei

drei Monaten nach dem Ausbruch des Uebels, also zeitig genug übergebenen Kranken insgemein neun hergestellt wurden.

7) Der Seelsorger suche bei seinen Seelenkranken, ohne sich eben mit ihnen in weitläuftige Gespräche einzulassen, die fixe irrige Idee mehr indirekt zu bekämpfen, und die Aufmerksamkeit der Seele durch Erweckung angemessenerer Vorstellungen, oder einer andern fixen Idee, davon abzulenken. Dies wird er verstehen, wenn er den innern Zustand des Irren und die Ursachen von dessen Irrseyn kennt, zugleich aber Psycholog genug ist. Zur Beseitigung alles dessen, was mit der fixen Idee auch nur in der entferntesten Beziehung steht, und dieselbe wecken und unterhalten kann, dienen besonders verständige Gesellschaft, passende Geistesbeschäftigungen, Stärkung und Unterstützung des Vermögens der Selbstbeherrschung, welches die Irren an sich besitzen, wozu sie aber am mächtigsten nicht sowohl Furcht, als vielmehr das Verlangen antreibt, sich von Andern geachtet zu sehen, ferner entsprechende Sinneneindrücke, vorzüglich die Musik, die Erregung ungewöhnlicher Begierden und Gemüthsbewegungen, sowie körperliche Arbeiten und Bewegungen, wo möglich im Freien, welche zugleich die Seele in Anspruch nehmen, und den Leib hinlänglich ermüden. Dabei müssen die Irren an eine bestimmte Zeiteintheilung gewöhnt werden. Uebrigens darf man sie nicht allemal mit etwas ganz Ungewohntem beschäftigen, aber ihre Arbeiten müssen disciplinarisch seyn, und dürfen anfangs nicht von ihnen selbst gewählt, noch auch nach ihrem Belieben angefangen und wieder abgebrochen werden. Für Fleiß und gute Aufführung muß man sie aufmunternd belohnen.

8) Muß der Wahnsinnige aus seinem Alltagskreise entfernt, und an einen andern angenehmen Ort gebracht werden, wo lauter fremde Gegenstände und neue Lebensverhältnisse die unglückliche Ideenverbindung schwächen, und die Erschaffung neuer freundlicherer Vorstellungen begünstigen. Willis bemerkte, daß Ausländer viel leichter genesen, als

Inländer. Da man ihm die Behandlung der am religiösen Wahnsinn leidenden alten Königin Mutter von Portugall übertrug, und diese aus ihrem Pallaste nicht entfernt werden konnte, so wurden auf seine Anordnung alle ihre Domestiken und Zimmergeräthe mit neuen vertauscht; nur ihren Beichtvater konnte er nicht von ihr trennen, und dies trug fast Alles zur mißlungenen Cur bei. Wie Religionsunterricht und Religionsübungen für die besondern Fälle des Irreseyns zweckmäßig und wirksam eingerichtet werden sollen, ist in Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte. 1820. 4tem Hefte nachzulesen.

9) Man gestatte dem Irren durchaus keine Anmaaßungen, Grillen und Launen, auch in Kleinigkeiten. Aber man höre seine Klagen mit Theilnahme an; man erfülle, wo nur immer möglich, desselben billige, lange genährte und oft ausgesprochene fixe Lieblingswünsche, z. B. bei schwermüthigen Heimwehkranken das heiß ersehnte Wiedersehen ihres Vaterlandes und der Ihrigen, bei verliebten Wahnsinnigen den Wiederverein mit ihren Geliebten ꝛc.; sie genesen dadurch unerwartet schnell, was mir selbst mehrere erfreuliche Beispiele bestätigen. — Auch kann man dem Wunsche delirirender Fieberkranker, umgebettet zu seyn, wohl zuweilen nachgeben, weil sie in ihrer Verwirrung glauben, es bedrohe sie dort eine Gefahr. Widersetzt man sich ihren Bestrebungen, das Bett zu verlassen, so reizt man sie oft ganz unnöthiger Weise physisch und psychisch.

10) Immer muß man den in Irrenhäusern versorgten Kranken vorstellen, daß sie hier zur Wiederherstellung ihrer körperlichen Gesundheit seyen.

11) Alle Irren müssen zur strengsten Reinlichkeit erzogen und angehalten werden, sowie zum frühen Aufstehen aus dem Bette, wenn sich nicht die Befangenheit ihres Kopfs, und die Gelegenheit zur Manustupration vermehren soll.

12) Ihre neuen Kleider müssen ihren bisher getragenen ganz ähnlich seyn.

13) Ihre Kost muß frugal, reinlich, mäßig, und ihre Diät überhaupt streng geordnet seyn. Das Essen außer der Mahlzeit muß in der Regel wegfallen. Trinkwasser darf ihnen aber nie mangeln. Hitzige Getränke, Eier, Gewürze und viele Fleischspeisen sind nachtheilig, zumal den verliebten Wahnsinnigen. Da diese leicht der Selbstschwächung ergeben sind, so beobachte man hier alle oben darüber gegebenen Vorschriften. Nur im äußersten Nothfalle dürfen den Widerspenstigen Nahrungsmittel und Arzneien eingezwungen werden.

14) Dem Rasenden muß man wegen seiner Wuthanfälle alle Gelegenheit und Macht nehmen, sich selbst oder Andern zu schaden. Deshalb lasse man ihm ein Zwangswestchen anlegen, welches vorn entlang zugeknöpft wird, und dessen doppelt lange Aermel kreuzweise um den Rücken herumgeschlagen, und mit ihren Enden vorn fest zusammengeknüpft werden. Oder man wende ein anderes unschädliches Beschränkungsmittel an, (s. in Hayner's Aufforder. ꝛc. zur Abstellung einiger schweren Gebrechen in der Behandlung der Irren. Leipz. 1817. 8.; vgl. Nasse's Zeitschr. für psych. Aerzte 1822. 2. S. 105.); dergleichen Anstalten werden von den Tobsüchtigen sehr gefürchtet, und man kann sie oft schon durch bloße Drohungen damit beschwichtigen. — Nach dem Anlegen des Zwangkamisoles sage man dem Kranken, warum er es tragen müsse, auch wenn er nicht darauf zu achten scheint. Er trage es so lange, als der Beweggrund zur Anwendung desselben fortdauert.

15) Obschon das Einsperren der Wahnsinnigen zur Verhütung von Unglück, und selbst zur Heilung derselben oft erforderlich ist, so bleibt es doch in seiner zu allgemeinen und unbedingten Anwendung immer nachtheilig. — Uebrigens kommt es bei der Wahl der Zwangsmittel vorzüglich darauf an: in den Fällen, wo böser Wille den Kranken beherrscht, auszumitteln, wieviel dabei der Krankheit selbst, und wieviel andern zugleich obwaltenden Affecten und Leidenschaften zu Schulden kommt.

16) Endlich lehrt die Erfahrung, daß, wenn Wahnsinnige schwer erkranken, oder dem Tode nahe sind, ihre Vernunft gemeiniglich ganz zurückkehrt; diesen Zeitpunkt muß der Seelsorger zur Berichtigung ihrer Seelenangelegenheiten weise zu benutzen wissen. So war eine Dame lange bis zur Verrückheit hysterisch gewesen, aber endlich wieder genesen, als man ihr erklärte, sie leide an einer unheilbaren Geschwulst der großen Schlagader. Die nahe Aussicht auf den Tod schien die erschlaffte Energie des Körpers zu stählen; die Leidende beschäftigte sich nun nicht mehr mit ihrem eingebildeten Uebel, sondern beinahe fortwährend und ausschließlich mit dem Glücke Anderer, und je theilnehmender sie wurde, desto weniger elend fühlte sie sich selbst bis ans Ende ihres Lebens.

Zwölftes Kapitel.

Von dem hülfreichen Verhalten des Seelsorgers in herrschenden Krankheitsepidemieen.

Felix Paulizky's Anleit. für Bürger und Landleute, wie man die gewöhnlichen Krankheiten erkennen und durch wenige sichere Mittel verhüten und heilen soll und kann; vermehrt und verbessert von J. E. G. Ackermann. 6te Aufl. von C. C. Nonne. Frankf. a. M. 1822. 8.

Sehr nützlich ist's, wenn Seelsorger, zumal auf dem Lande, mit der Verfahrungsart bekannt sind, welche man, ohne besondere medicinische Vorkenntnisse zu besitzen, in Krankheitsepidemieen während der Abwesenheit eines Arztes mit Vortheil anwenden kann. Es giebt aber Krankheiten, die 1) ohne epidemisch zu herrschen, d. h. ohne durch die Atmosphäre sich weiter zu verbreiten, nur durch unmittelbare Berührung von einem Menschen zum andern übergehen, Aussatz, Syphilis, Wasserschen, Krätze x.; 2) solche, die sowohl durch unmittelbare Berührung, als durch die Luft anstecken, wie: Menschenpocken, Masern, Scharlachfieber, orientalische Pest x.

Diese greifen in jeder Jahreszeit, in jedem Klima, in reiner und unreiner Atmosphäre ꝛc. weiter um sich; selten befallen sie eine Person mehr als einmal; 3) solche, welche sich in der Regel nur in einer verdorbenen Luft fortpflanzen, z. B. in Marsch- und Sumpfgegenden, oder wenn die Luft in Gefängnissen, Hospitälern, auf Schiffen ꝛc. durch concentrirte Menscheneffluvien und andere Fäulungsprocesse vergiftet ist; dahin gehören: das gelbe Fieber, der ansteckende Typhus, die Ruhr ꝛc.

Einige epidemische Krankheiten sind außerordentlich verheerend, andere zu Zeiten gutartig, und endigen sich ohne den Gebrauch irgend einer Arznei sehr geschwind und glücklich, bei einer zweckmäßigen Lebensordnung. Aber diese trägt auch bei schlimmen Epidemicen nicht wenig zu einem günstigen Ausgange der Krankheit bei. Ja selbst das bösartigste Nervenfieber wird unter der gehörigen Sorge für Reinheit der Luft, der Zimmer, Kleider, Bettstücken ꝛc. nicht leicht ansteckend.

I) Menschenpocken.

Wiewohl man in den Kuhpocken ein Schutzmittel gegen die Menschenblatternseuche gefunden hat, welches hoffen läßt, daß diese endlich ganz ausgerottet werden könne, so wüthet sie doch bei dem immer noch zu langsamen Gange der Vaccination, wohl auch wegen der Mißgriffe mancher unberufenen oder ungeschickten Impfärzte bei derselben, und ob der verderblichen Volksvorurtheile gegen dies einzige Sicherungsmittel hier und da noch fürchterlich, und rafft nicht wenige Kinder dahin.

Nach einigem Uebelbefinden wird der Kranke von einem Fieber befallen, das gemeinhin drei Tage währt. Am dritten Tage kommen unter einem Schweiß die Blattern zuerst auf dem Antlitz, und dann weiter über den ganzen Körper zum Vorschein. Bei ihrem Ausbruch bilden sich kleine rothe Flecken, wie Flohstiche, in deren Mitte ein kleiner etwas erhabener weißer Punkt sich zeigt, welcher nach und nach mit

dem Ausbreiten der Röthe in seinem Umkreise immer größer wird. Die Eruption der Blattern, nach welcher bei einem gelinden Grade der Krankheit das Fieber verschwindet, dauert drei Tage. Während dieser Zeit haben sie sich mehr oder weniger über den ganzen Körper verbreitet. Gegen den siebenten Tag spitzen sie sich immer mehr zu, füllen sich nach und nach erst oben, dann nach unten mit Eiter, und nehmen die Gestalt von Erbsen an. Der erste Eiter ist weiß und hell, dann wird er dick weißgelblich. Ist damit die ganze Pustel angefüllt, so nennt man sie reif. Auch dieser Zeitraum dauert drei Tage. Bei heftiger Krankheit erscheint von neuem ein Fieber, das Eiterungsfieber. Gesicht und Hände fangen an mehr oder weniger zu schwellen, und ein abscheulicher Geruch verpestet die ganze Krankenatmosphäre. Hierauf fangen die Blattern an einzutrocknen, schrumpfen zusammen, werden bräunlich, und verwandeln sich in Schorfe, die nach einigen Tagen abfallen. Mit dem Abtrocknen verliert sich das Fieber. An der Blatterstelle, zumal wo sich der Kranke gekratzt hat, bleibt einige Zeit ein rother Fleck, oder auch für immer eine Narbe zurück.

Dies ist der Normalverlauf der sogenannten gutartigen Blattern. Oft sind sie aber mit einem starken Entzündungsfieber, oder mit einem bösartigen Typhus verbunden, der eine große Menge Blatternkranker tödtet. Je heftiger das Fieber, je schwieriger der Pockenausbruch ist, je mehr der Gang der Krankheit von dem ebenbeschriebenen abweicht, desto gefährlicher ist sie. Während der Blattern-Eruption muß sich der Kranke zu Hause in einer mäßigen Wärme halten, alle geistige Getränke, alle Fleischspeisen meiden, und außer leichten Gemüsen, häufig warmen Thee, besonders Fliederblumenthee zu sich nehmen, aber weder durch erhitzende Getränke, noch durch zu warme Bettdecken, den Ausbruch zu erzwingen suchen. Das nicht schwitzende Antlitz, zumal die Augen, lasse man oft mit kaltem Wasser waschen, um von diesen Theilen die Blattern abzuhalten. Stehen sie in Eiterung, so lasse man, ohne jedoch den Kranken einem

Luftzuge auszusetzen, oder durch zu kühles Verhalten sich zu erkälten, das Krankenzimmer fleißig lüften. Alles Jucken und Kratzen der eiternden Pocken muß man dem Kranken verbieten; Kindern umwickle man deshalb die Hände mit Leinwand, oder binde sie fest, und streiche ihre Haut mit einer Federschwinge. Ihre zusammengeklebten Augenlieder, betupfe man oft des Tags mit einem in warme Milch getauchten Schwämmchen; eben damit befeuchte man die durch Blattern verstopfte Nase, und nehme den erweichten Schorf mit einem Ohrlöffelchen sanft hinweg.

Auch in der Eiterungsperiode muß der Kranke dieselbe Diät beobachten; zum täglichen Getränk dienen dann frische, süße, oder säuerliche Weinsteinmolken. — Während der ganzen Krankheit muß täglich einmal Leibesöffnung da seyn, wo nicht, durch Klystire befördert werden.

Bei schlimmen Blattern muß der Arzt Alles reguliren. Pockeneiter und Schorfe theilen durch unmittelbare Berührung, oder in sehr großer Nähe ihre ansteckende Kraft andern Menschen mit, welche die Blattern noch nicht überstanden haben, oder nicht vaccinirt worden sind. Auch verbreitet sich die Ansteckung durch Betten, Kleider, Leinwand und alles das, dessen sich die Kranken bedient haben. Uebrigens bleiben die Blattern so lange ansteckend, bis aller Schorf abgefallen ist.

Daher müssen diejenigen, die noch nicht geblattert haben, noch auch mit Erfolg vaccinirt sind, allen Umgang mit Blatterkranken aufs strengste vermeiden. Betten, Kleider, Wäsche, und Alles, was letztere gebraucht haben, müssen aufs sorgfältigste gewaschen, durchlüftet, gesäubert und durchräuchert werden. Auch die Krankenstube lasse man gut ausfegen, lüften, und mit Essig-, salpeter- oder salzsauren Dämpfen durchräuchern, um auf alle mögliche Art die Weiterverbreitung der Pockenseuche zu verhindern; zugleich aber befördere man angelegentlichst

II) die Vaccination.

Den ersten Versuch machte damit in Europa ein protestantischer Prediger in Frankreich, Rabaut Pommier, im Jahre 1781. Weiter verbreitete sie im Jahre 1798 der brittische Arzt Eduard Jenner. Er impfte mit der Lymphe aus den Pocken, womit Kühe an ihrem Euter behaftet waren, mehrere Menschen, welche ähnliche Pocken erhielten, und, als man sie auf alle Art der Ansteckung von Menschenpocken aussetzte, davon verschont blieben. Diese Schutzkraft der Kuhpocken hat sich seitdem durch unzählige, in allen Welttheilen widerholte Versuche bestätigt.

Unter diesen Umständen räth und gebietet die Pflicht der Selbsterhaltung jedem Menschen, der die Menschenpocken noch nicht überstand, obigen Schutzmittels gegen diese gefahrvolle Krankheit sich bei Zeiten zu bedienen. Eltern und Erzieher müssen dafür sorgen, daß die unmündige Jugend schon in der frühesten Kindheit vaccinirt werde. Seelsorgern kommt es zu, die großen Vortheile der Vaccination ihren Gemeinden dringend ans Herz zu legen, und sehr zweckmäßig wäre es, wenn wenigstens alle Vierteljahre Faust's gedruckter Zuruf an die Menschen, die Blattern durch die Einimpfung der Kuhpocken auszurotten, Bückeburg 1804. von den Kanzeln verlesen würde. —

Die echte Kuhpocke — denn die falschen sichern nicht vor den Menschenpocken — hat bei den Menschen folgenden Verlauf: am dritten oder vierten Tage nach der Impfung, zuweilen später, erscheinen an den Impfstellen kleine rothe Knötchen; diese werden gegen den siebenten Tag zu kleinen perlweißen Bläschen, welche in der Mitte ein Grübchen haben, eine wasserhelle Feuchtigkeit (Kuhpockenlymphe) enthalten, und von einem schmalen rosenrothen Rande eingefaßt sind, der sich am neunten, zehnten und eilften Tage zu einem großen, schönrothen Kreise ausbreitet. An diesem Tage stellen sich mehr oder weniger fühlbare Fieberbewegungen, und Schmerz unter den Achseln ein, welche höchstens ein paar Tage dauern.

Dann werden die Impfpusteln schwarzbraun, bilden einen Schorf; der rothe Umkreis verbleicht, und gegen den zwanzigsten Tag fallen die Krusten ab. — Nur diese ächte Kuhpockenkrankheit schützt vor den Menschenpocken.

Die falsche Kuhpocke, welche von unechtem oder zu altem Impfstoff, oder aus Mangel der nöthigen Empfänglichkeit des Körpers für die Vaccine erzeugt wird, unterscheidet sich von der ächten durch folgende charakteristische Merkmale: es kommen am dritten oder vierten Tage nach der Impfung an den Impfstellen kleine Stippchen zum Vorschein, die sich bald zu Geschwüren mit gelbem, trübem Eiter ausbilden, welcher einen rauhen, höckrigen Schorf macht. Die wasserhelle Lymphe und der rosenfarbige Entzündungskreis um die Impfpunkte fehlen gänzlich.

Die Impfung, welche nur von sachverständigen Impfärzten unternommen werden sollten, geschieht so: man ritzt am achten oder neunten Tage mit der Spitze einer Lanzette, oder eignen Impfnadel die reife Kuhpocke auf, und taucht eine von beiden in die wasserhelle Lymphe, bringt dann die befeuchtete Spitze unter die Oberhaut des Oberarms, ohne viele Blutung zu verursachen, und wiederholt dies an drei Stellen eines jeden Oberarms.

III) Masern.

Die Masern, hier und da auch Flecken, rothe Flecken genannt, verbreiten sich, wie die Pocken, durch Ansteckung; sie befallen mehr Kinder, als Erwachsene, nur einmal in ihrem Leben, und erfordern, wenn auch gelind und gutartig, die Aufsicht und den Beistand des Arztes.

Ihr Gang ist folgender: nach einigem Uebelbefinden, welches sich durch fliegende Hitze, Schauder, Frost, Rückenschmerzen, trocknen Husten, Uebelkeit, Erbrechen und Unlustigkeit ankündigt, bricht ein förmliches Katarrhalfieber aus, der trockne Husten nimmt zu, und die Augen werden roth und thränen. Am dritten oder vierten Tage zeigen sich zuerst

im Antlitz, dann auf der übrigen Haut kleine rothe Flecke, zuweilen etwas erhaben. Unter Vermehrung des trocknen Hustens und der Augenentzündung vergrößern sich diese stündlich und stehen drei Tage, dann erblassen sie und verschwinden; Husten und Augenentzündung nehmen ab; bei gelindern Masern hört jetzt das Fieber ganz auf. Gegen den siebenten bis neunten Tag sondert sich die Oberhaut wie Kleie ab, Husten und Augenweh verlieren sich völlig, und nach einigen Tagen ist die Krankheit vorüber. Aber zuweilen wird sie sehr heftig, es gesellt sich ein schlimmes Fieber mit Irrreden, Seitenstechen und Brustbeklemmung, oder mit großer Schwäche, Schlafsucht, Ohnmacht und Zuckungen hinzu; dann ist die Sterblichkeit sehr groß, und ärztliche Hülfe um so nothwendiger.

Während der ganzen Krankheit muß der Maserpatient in gleichmäßiger, weder zu warmer noch zu kalter Temperatur bleiben, mithin keiner Erkältung ausgesetzt werden, um theils den freien Ausbruch des Ausschlags nicht zu hindern, theils ihn, wenn er erschienen ist, nicht wieder zu vertreiben, noch auch während des Abschuppens der Oberhaut so mancherlei traurige Nachkrankheiten zu veranlassen.

Die Diät muß milde, reizlos, und wenig nährend seyn. Fleischspeisen sind, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Arztes, zu untersagen. Schleimige Suppen, Hafergrütze, Sago, Reiß, Graupen, leichte Gemüse, auch wohl gekochtes gutes Obst sind am passendsten. Zu Getränken, welche nie ganz kalt seyn dürfen, dienen Milch mit Wasser, Gersten- und Haferschleim, Reißwasser, Fliederthee, Brustthee x., keine säuerlichen Getränke des Hustens wegen, kein Wein in der Regel, wenn ihn der Arzt nicht in einzelnen Fällen angezeigt findet. — Wegen Empfindlichkeit der Augen gegen das Licht, muß das Zimmer verdunkelt werden. Das lästige Brennen derselben beim Thränenfluß mildert man durch fleißige Bähungen von warmer Milch oder Fliederthee.

Sollten die Masern plötzlich zurückgetreten seyn, und üble Fälle eintreten, so muß der Arzt schleunigst geholt wer-

den. Ehe dieser kommt, ist es gut, den Kranken warmen Fliederthee trinken zu lassen, mit wollenen Tüchern zu reiben, in ein warmes Bad (allenfalls mit Zusatz von Senf) zu bringen, oder, wenn es ein Kind ist, solches in wollene, in heißen Branntwein getauchte Tücher einzuwickeln. Damit der oft nach den Masern noch länger zurückbleibende Husten nicht die Brust angreife und Schwindsucht etwa veranlasse, dürfen die Genesenen, auch nach völliger Abtrocknung des Ausschlags, wenigstens vierzehn Tage lang nicht in die freie Luft kommen.

IV) Scharlach (Scharlachfriesel, Scharlachfieber), (hier und da rother Hund).

Diese oft sehr mörderische Krankheit befällt, gleich den Pocken und Masern, den Menschen in der Regel nur einmal, vorzüglich Kinder, doch auch nicht selten Erwachsene, und verbreitet sich sehr leicht durch Ansteckung aller Art, die man deshalb durch zeitige Absonderung der noch Gesunden verhüten muß. Nach vorausgegangenem Fieber und Halsweh erscheinen am zweiten, öfters noch am dritten Tage, zuerst an den Gliedmaßen scharlachrothe Flecken von ungleicher Form, und dehnen sich bald über den ganzen Körper aus, zuweilen mit einem kleinen weißen Friesel übersäet. Das Halsweh nimmt zu; dagegen verschwindet bei einem gelinden Grade des Uebels das Fieber. Gegen den sechsten bis neunten Tag löst sich die Oberhaut in großen Stücken ab. Dies dauert oft mehrere Tage, und zugleich verschwindet die Halsentzündung. Wie bei den Masern, ist auch hier gleichmäßige Temperatur des Körpers dringend nothwendig, und alle Art der Erkältung zu verhüten, zumal während der Blüthe und Abschuppung des Scharlachfriesels. Auch die Diät ist ganz dieselbe; als Getränke dienen hier noch: Wasser mit Sauerhonig, schwache Limonade rc. — Gegen die Halsschmerzen läßt man fleißig den Dampf von Salbei- und Fliederthee mit etwas Honig und Weinessig gemischt einziehen, und, wenn

die Kinder nicht zu klein sind, mit dieser Flüssigkeit öfters gurgeln, im übrigen um den Hals Flanell schlagen. — Nimmt das Fieber einen bösartigen Charakter an, so ist ärztliche Kunsthülfe dringend nothwendig. Die nach Erkältung sich leicht einstellende allgemeine, nicht selten tödtliche Wassersucht verhütet man durch einen wenigstens noch dreiwöchentlichen Aufenthalt der Genesenden im Zimmer. Fleißiges Reiben der Haut mit durchräucherten wollenen Tüchern, und von Zeit zu Zeit ein warmes Bad, sind gleichfalls sehr nützlich in jener Zeit. Bemerkt man schon Spuren von Anschwellung, so kann der dreijährige Kranke einen Absud von Cremor tartari mit einem halben Rößel Brunnenwasser, mit ein Paar Eßlöffel Flieder- oder Wachholdermuß vermischt, täglich lauwarm trinken, mehr oder weniger nach den Umständen. — Verliert sich aber die Geschwulst darauf nicht bald, oder nimmt sie noch zu, so ist der Arzt sogleich herbeizurufen.

V) Ruhr.

Diese scheußliche Krankheit herrscht gemeiniglich epidemisch, erscheint zu Ende der heißen Sommermonate, und dauert so lange, bis Frostkälte eintritt. Die gewöhnlichste Ursache ist Erkältung durch den Genuß kalter Getränke bei erhitztem Körper, durch Ausruhen, zumal im bloßen Hemde auf feuchter Erde, oder kalten Steinen, hauptsächlich während des Schwitzens ꝛc. Auch der unmäßige Gebrauch reifen und unreifen Obstes, und Trinken darauf, kann den Ausbruch der Ruhr begünstigen.

Die Kennzeichen derselben sind folgende:

Nach einigem Frösteln und Uebelseyn stellt sich heftiges Leibschneiden mit häufigem Durchfall und unerträglichem Stuhlzwang, oder Drängen zum Stuhle ein, wobei im Anfang ein wenig Schleim oder Blut mit etwas Koth, später ohne diesen, ausgeleert wird. In den meisten Fällen gesellt sich ein Fieber dazu.

Gleich vom Anfang der Krankheit lege sich der Patient zu Bette, und suche durch warme Bedeckung und häufiges Fliedertheetrinken in eine wohlthätige Hautausdünstung zu kommen; genieße nichts anders, als schleimige Dinge: Reißsuppe, Perlgraupenabkochung, Hafergrützschleim rc., lasse sich über den ganzen Unterleib warme Umschläge von dick gekochter Hafergrütze, Weißbrod in Milch gekocht, Rockenmehlbrei rc. oder trocken erwärmte Tücher mit trockner Kleie gefüllt legen, zwischendurch irgend ein fettes Oel warm dort einreiben, — Wein, Branntwein, Bier, Kaffee, Gewürze, Essig, Obst, Fleisch rc. fallen jetzt ganz weg. — Das so leichte und äußerst lästige Austreten des Afterdarms läßt sich durch öfteres Auflegen eines in kaltes Wasser getauchten Leinwandläppchens, doch ohne den Kranken zu erkälten, bald heben. Der Kranke darf, um seine Nothdurft zu verrichten, durchaus nicht aufstehen, sondern muß sich dazu eines ihm untergeschobenen Geschirres bedienen, das aber nach jedesmaligem Gebrauch sogleich, aber nicht in den Abtritt, sondern an einem abgelegenen Orte auszuleeren, und wieder gut zu reinigen ist. Das Krankengemach läßt man, ohne Zugwind zu machen, täglich oft lüften, oder darin den stärksten Weinessig in einem weit offenen Gefäße auf dem warmen Ofen im Winter, außerdem über Lampenfeuer verdampfen, oder die noch kräftigern mineralsauern Räucherungen veranstalten, s. oben.

Auch bei nachlassenden Krankheitszufällen muß der Kranke seine bisherige Diät noch einige Zeit bis zur völligen Wiederherstellung fortsetzen.

Mit einem bösartigen Fieber begleitet richtet die Ruhr gemeiniglich große Verwüstungen im Volke an, wenn sie bei diesem Charakter durch Ansteckung immer weiter um sich greift. — Um sich dagegen zu verwahren, vermeide man die obengenannten Gelegenheitsursachen derselben, genieße nahrhafte und erwärmende Speisen und Getränke, mitunter etwas Wein oder Branntwein, hüte sich vor Erkältung rc., weiche möglichst dem Umgange mit Ruhrkranken aus, und

bediene sich ihrer Kleidung, Betten und Geschirre nicht eher, als bis diese gehörig gesäubert sind.

VI) Faulfieber, ansteckender Typhus.

Auch dieses Fieber herrscht gewöhnlich epidemisch, vorzüglich im Gefolge des Krieges, und wird leicht ansteckend. Die vornehmsten Veranlassungen dazu sind: anhaltende große Hitze und feucht warme Witterung; üble Ausdünstungen der Moräste und stehenden Gewässer, auch mehrerer eng zusammengedrängter Kranker, Mangel an gesunder Nahrung, oder wohl gar Hungersnoth, und schwächende Gemüthsbewegungen.

Folgende Hauptzufälle begleiten es: eine außerordentliche Mattigkeit sogleich vom Anfange der Krankheit an, eine auffallende Geistesschwäche, oder Niedergeschlagenheit und Apathie; eine entstellte, traurige Physiognomie, Schwäche des Gesichts und Gehörs; bald ist der Puls normal, bald äußerst schnell von 100 bis 140 Schlägen in einer Minute, dabei schwach, und mit dem Finger leicht wegzudrücken; das Athemholen ist mühsam und seufzend; die Haut bald brennend heiß, bald natürlich warm; der Kranke liegt in stumpfer Gleichgültigkeit vor sich hin, oder raset fürchterlich. — Zu diesen Zufällen kommen insgemein Zittern, Zuckungen, mißfarbige Hautausschläge (Petechien), nicht selten Blutungen durch mehrere Oeffnungen, oder erschöpfende Durchfälle.

Meist haben dergleichen Fieber einen schnellen Verlauf; oft stirbt der Kranke schon am dritten, vierten Tage; die Reconvalescenz ist sehr langsam.

Was die Lebensordnung bei diesen Fiebern anlangt, so entferne man sorgfältig Alles, was das Gemüth des Patienten erschüttern, und seine an sich schwachen Lebenskräfte noch mehr schwächen kann. — Am dienlichsten sind für ihn: magere, aber kräftige Fleischbrühen, Bier- oder Weinsuppen mit etwas Eigelb ꝛc., zum Getränke Brotwasser mit Wein, Eiwasser in öftern getheilten Gaben, mitunter ein

Gläschen guten, alten Weins. Auf die Waden oder innern Schenkel lege man ihm Senfteige, sie mindern Kopfweh und Delirium, und beleben die gesunkenen Kräfte. Uebrigens sorge man für zweckmäßige Zimmerluftreinigung durch essig- oder mineralsaure Räucherungen.

Daß dergleichen gefährliche Faulfieberepidemieen, gleich den Ruhrepidemieen, baldige ärztliche Curanstalten erheischen, versteht sich von selbst.

Ueberhaupt sollte in Abwesenheit oder bei gänzlichem Mangel eines ordentlichen Arztes, der Seelsorger, wenn sich in seinem Amtskreise, oder in der Nachbarschaft eine epidemische Krankheit zeigt, welche, wegen auffallender Mortalität in ihrem Gefolge, einen schlimmen Charakter verräth, sie mag nun ansteckend seyn oder nicht, 1) sofort darüber an den Kreis- oder Districtsphysicus berichten;

2) mache er die von der Oberbehörde erhaltene Belehrung für das Volk über das Verhalten in Krankheitsepidemieen diesem bekannt, und ermahne es zur pünktlichen Befolgung der darin gegebenen Vorschriften.

3) Wäre die Seuche wirklich ansteckend, so verschweige er dies dem Volke, um diesem keine gefährliche Furcht einzuflößen, und belehre es über die Anwendung der ihm selbst oben gegebenen Vorbauungsmittel, (s. S. 354.);

4) zugleich empfehle er den noch Gesunden dringend Ordnung und Reinlichkeit in Allem, gute gesunde Nahrung rc., verweise ihnen alle Unmäßigkeit im Essen und Trinken, jede Gelegenheit zur Erkältung, allen möglichen Verkehr mit den Kranken, und rathe zum mäßigen Gebrauch des Weins, oder Branntweins, und zu immer freiem Luftgenuß;

5) suche er den geängsteten Menschen Trost und Muth zuzusprechen, verhüte Alles, was sie noch mehr in Furcht und Schrecken setzen kann, weshalb auch bei Epidemieen mit großer Sterblichkeit alles Grabgeläute, jede öffentliche Todtenfeier rc. ganz eingestellt werden muß;

6) achte er darauf, daß die Todten bei ansteckenden Epidemieen weder entkleidet in ein freies Zimmer bei offenen

Fenstern gestellt, noch öffentlich zur Schau aufgebahrt werden, eben so wenig aber auch unnöthige Personen oder blos Neugierige sich in das Sterbehaus schleichen. Leichen, die schnell in Fäulniß übergehen, muß man bald in den Sarg legen und diesen sogleich vernageln lassen.

7) Da die Obrigkeit unter solchen Umständen eine frühere Beerdigung verordnet, so muß der Geistliche diese zur gesetzten Zeit in der Stille und ohne alles Gefolge veranstalten lassen. Die Leichen müssen zum Begräbnißplatz gefahren, und nicht von Menschen dahin getragen werden.

Dreizehntes Kapitel.

Von den Hülfleistungen in plötzlichen Krankheitsfällen.

Medicinisches Haus- und Hülfsbuch rc. von C. Westphal. Quedl. u. Leipz. 1820. 8.

I) Ohnmacht.

Empfindliche Personen und Nervenkranke sind dieser bei den geringsten Veranlassungen unterworfen. Bei einem leichtern Anfalle verlieren sie die Sprache, werden schwindlich, sinken um, holen schwer Athem und scheinen an ihren Gliedern wie gelähmt zu seyn; bei einem heftigern sind alles Bewußtseyn, alle Empfindung und Bewegung weg, und der Puls ist kaum fühlbar. Die gewöhnlichen Ursachen sind: Schmerzen, Ueberladung des Magens, Blähungen, ein Sturz auf den Hinterkopf, aufs Rückgrath, und Alles, was schwächt, vornehmlich auch unangenehme Gemüthsbewegungen.

Man bringe den Ohnmächtigen alsobald in die freie Luft, löse seine Binden und fest anliegenden Kleidungsstücke, besprenge das Antlitz mit kaltem Wasser, reibe Stirn, Schläfe und Hände mit starkem Weinessig, halte diesen oder irgend ein stark riechendes Wasser dem Kranken vor die Nase, und flöße ihm davon etwas ein.

II)

II) Schlagfluß.

Vorboten: Verziehen des Antlitzes, Schwindel, Betäubung der Sinne, stammelnde Sprache. Erscheinungen: Bewußtlosigkeit, plötzlicher Verlust aller Sinne und willkührlichen Bewegungen. Der Apoplektische liegt wie in einem tiefen Schlafe, athmet schwer auf, röchelt, schnarcht, und sein Puls schlägt fort. — Beim sogenannten Blutschlage ist das Antlitz gedunsen, hoch kirschroth, und strotzt gleichsam vom Blute; beim Nervenschlage dagegen, der alte oder gewöhnlich schwache, erschöpfte Menschen befällt, ist das Antlitz bleich, verfallen, das wahre Abbild des Todes.

Mittel: man öffne sogleich Fenster und Thüren, entblöße Kopf und Hals, löse die engen Kleidungsstücke, und lagere den Kranken so, daß Kopf und Brust mehr hoch liegen; wasche seinen ganzen Kopf mit kaltem Wasser, und bedecke die Fußsohlen mit erwärmten Tüchern, oder stelle eine Wärmflasche ꝛc. darunter, und kitzle die innere Nase und den Gaumen mit einer Federschwinge, um Erbrechen zu erregen. — Beim Blutschlage lasse man bald eine Ader am Arme öffnen, und vermeide alle heftigen Reizmittel, die dagegen beim Nervenschlag wohl angezeigt sind, wie z. B. Riechmittel, Waschen und Reiben der Hände, Füße und Herzgrube mit Branntwein oder erwärmtem Wein, und geschärfte Senfpflaster auf Waden oder Fußsohlen. Schleunige ärztliche Hülfe.

III) Stickfluß.

Wenn Kinder ꝛc. in einem Anfall von Stickhusten ꝛc. verschieden zu seyn scheinen, so verfahre man mit ihnen, wie mit scheintodten Neugebornen (s. unten). Andere drohende Erstickungszufälle bei Erwachsenen, z. B. von Schleim in der Luftröhre, oder von etwa zwischen dem Kehldeckel eingeklemmten Fischgräten und andern fremden Körpern ꝛc. fordern schnelle Kunsthülfe, wenn eigene Naturanstrengungen, oder das Klopfen zwischen die Schulterblätter, das Niederschlucken von kleinen ganzen Brodbissen ꝛc. nicht ausreichen sollten.

IV) Fallsucht.

Während des Anfalls bringe man den Epileptischen sofort an die freie Luft, lege ihn auf Kissen oder Stroh, damit er sich selbst nicht schade, entferne alle Kinder und junge, zumal schwangere Weiber aus seiner Nähe, lüfte seine Kleidungsstücke und flöße ihm nach dem Anfall etwas Geistiges ein. Die eingeschlagenen Daumen dürfen ihm durchaus nicht aufgerissen werden, um kein Gelenk zu verrücken. Sie gehen von selbst wieder auseinander, und bleiben nicht eher offen, als bis der Anfall zu Ende ist.

V) Hundswuth.

Große Hitze oder Kälte, oder schnelle Abwechselung von beiden, unbefriedigte Brunst bei der gewöhnlich unverhältnißmäßigen Mehrzahl namentlich der Hundemännchen rc., Hunger und Mangel an gutem Getränk rc. werden als Gelegenheitsursachen der Wuth beim Hundegeschlechte angegeben, wenn gleich auch die Katzen rc. ursprünglich toll werden können.

Daß ein Hund rc. wirklich toll sey, schließt man aus folgenden Erscheinungen: das Thier wird traurig, mürrisch, will weder fressen noch saufen, fährt und beißt auf alles, was ihm in den Weg kommt, zu, und achtet nicht mehr auf die Stimme seines Herrn. Bald hat er ein dummes Aussehen (stille Wuth), bald einen verwirrten, fürchterlichen Blick (rasende, tolle Wuth). Die Zunge hängt ihm mit einem dicken, schaumigen Geifer aus dem Maule; die Augen sind roth, thränen; Ohren und Schwanz hängen herab. Sein Gang ist unregelmäßig; er läuft die Kreuz und die Quere mit gesenktem Kopfe, taumelt nach allen Richtungen, fällt plötzlich nieder und rafft sich wieder auf rc. — Wiewohl dergleichen Hunde rc. das Wasser in der Regel scheuen, so nehmen dasselbe manche doch in ruhigen Augenblicken zu sich; ein bei weitem beständigeres Symptom ist ihre Licht- und Glanzscheu. — Am Ende werden sie immer schwächer,

fallen häufiger, bleiben endlich liegen und enden unter Convulsionen.

Bemerkt man an einem Hunde ꝛc. diese offenbaren Wuthzeichen, so muß man ihn sogleich tödten, tief vergraben, und die Stelle mit Steinen oder ungelöschtem Kalke überdecken. Aber einen blos wuthverdächtigen Hund ꝛc. sollte man, wenn es ohne Gefahr geschehen kann, einfangen, wohl verwahren und lange genug beobachten, um zu sehen, ob er auch wirklich toll sey, oder noch toll werde, damit im entgegengesetzten Falle die von ihm etwa Verwundeten nicht ohne Noth sich ängstigen, und, wie Beispiele lehren, allein vor Schrecken wüthend und wasserscheu werden. — Die Mehrzahl der Hundemännchen sollte castrirt und kein Luxushund geduldet werden, alle übrige aber müßten Jahr aus Jahr ein Beißkörbe tragen, wie es auch hier und da gesetzlich wenigstens geboten ist.

Wird ein Mensch von einem wirklich tollen Hunde ꝛc. wund geleckt oder gebissen, oder wird das Speichelgift durch die aufgesprungenen oder sonst frisch verwundeten Hände aufgenommen, oder auch nur durch den Druck der Zähne in der Oberhaut Wuthgift abgelagert, so lasse man dort die Wunde fortbluten, einen Strom siedendes Wasser an sie gehen, hier kleine Einschnitte darein machen, und das Bluten derselben so lange wie möglich unterhalten. Oder man schneide die Stelle, wo es angeht, lieber ganz aus, äze sie mit Urin, warmen Salzwasser, Aschenlauge ꝛc., brenne sie mit Schießpulver oder einem Glüheisen aus, und halte sie durch Kantharidensalbe ꝛc. lange in Eiterung. Die fernere Behandlung des Kranken werde alsobald dem Arzt übertragen. Außerdem aber muß man das geschreckte Gemüth des erstern aufmuntern und alles vermeiden, was seine Furcht vergrößern könnte; denn die Erfahrung lehrt, daß furchtsame eher von der Wuth befallen werden, als ruhige, phlegmatische, oder unerschrockene Menschen. Endlich warne man dergleichen Reconvalescenten ja vor allen geistigen und körperlichen Erhitzungen, zumal vor sinnlichem Geschlechtsgenuß ꝛc., wenn

sie nicht nach halben, ja ganzen Jahren noch der Wuthkrankheit erliegen wollen; denn oft erst nach dieser langen Zeitfrist hat man solche bei Menschen sich entwickeln gesehen!

Sollte diese wirklich, indem sich die vernarbten Wunden von neuem entzünden und heftig schmerzen, mit einem Frösteln eintreten, so lasse man sogleich den Arzt rufen. Denn schwieriger ist schon die Hülfe in der zweiten Periode der Krankheit, die sich jetzt durch Veränderung des Blicks und der Sinnenthätigkeit des Kranken, durch dessen ungewöhnliche Traurigkeit, entsetzliche Angst rc. charakterisirt, und bei Unvermögen zum Trinken, Scheu vor Wasser, manchmal auch vor Licht und allen glänzenden Gegenständen, Schaum vor dem Munde, vielem Speichelausspucken, temporellem Irrereden oder Rasen rc. in die dritte Periode des Wahnsinns und der Wasserscheu übergegangen ist. Jetzt hüte man sich vor dem Bisse des Wüthenden, weiche seinem Speichelauswurf aus, verdunkle sein Zimmer, versichere sich seiner, bestelle Wächter, die ihn schonend behandeln müssen rc. Stirbt der Unglückliche, so müssen die zuletzt von ihm gebrauchten Kleider und Betten verbrannt und seine Geschirre sorgfältig gereinigt werden. Vergl. Der tolle Hund und dessen Hundsbiß rc. von E. A. W. Schmalz; m. einem Vorworte von Dr. Müller. Mit 2 Abbild. Görlitz 1821. 8.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Verhalten des Seelsorgers bei gefährlichen Geburtsfällen.

Wird der Geistliche zur Communion einer Kreißenden gerufen, so beendige er diese so schnell wie möglich, damit der Geburtshelfer in seiner Handreichung nicht unnöthiger Weise gestört werde; denn hier ist jeder Augenblick kostbar, und der kleinste Aufschub einer etwa nöthigen Kunstentbindung kann Mutter oder Kind, oder beiden zugleich, das Leben kosten.

Litte die Kreißende an beschwerlichen und doch fruchtlosen Geburtsschmerzen (Krampfwehen rc.), oder an Ohnmachten,

Zuckungen, Blutflüssen ꝛc.; und es wäre noch kein Geburtshelfer da, nicht einmal nach ihm geschickt, so sorge der Geistliche für dessen schleunigste Herbeiholung, trotz aller etwaigen Einreden der Hebamme oder der Angehörigen.

Sollte aber eine Gebährende unentbunden sterben, oder eine Hochschwangere an irgend einer Krankheit ꝛc., ohne den Abgang ihrer Leibesfrucht, verschieden seyn, so darf er keine von beiden eher beerdigen lassen, als bis das gewöhnlich noch lebende Kind, jedoch baldigst, weil der geringste Verzug dessen Tod beschleunigt, von ihr genommen ist. Schreiben dieses gleich weltliche und kirchliche Gesetze ausdrücklich vor, so wird dagegen doch noch oft gefehlt, wenn nicht ein thätiger Seelsorger sich darum selbst bekümmert. Wird dieser also zu einer kranken Frau gerufen, und die Heftigkeit der Krankheit läßt einen tödtlichen Ausgang vermuthen, so erkundige er sich

1) sehr genau, ob und wie lange die Person schwanger sey? Ist sie es in der zweiten Hälfte, so befehle er den Angehörigen, oder der Ortshebamme, beim herannahenden Ende der Kranken, doch ohne ihr Mitwissen, sogleich den nächsten Geburtshelfer oder Wundarzt holen zu lassen, damit die Verstorbene zur rechten Zeit noch künstlich entbunden werde. Sollte sich aber die Familie nicht dazu verstehen wollen, so bedrohe er sie mit der Anzeige des Falles beim nächsten Gericht, und schicke ohne weiteres selbst nach einem Kunstverständigen;

2) hat er eine gleiche Nachfrage zu thun, wenn ihm zumal der plötzliche Tod einer jungen Weibsperson gemeldet wird. Endlich

3) belehre er zugleich die Hebamme seines Orts über die Nothwendigkeit und gesetzliche Vorschrift einer Künstlichen Entbindung der verstorbenen Hochschwangern, und mache sie dafür verantwortlich (vergl. oben S. 381).

Funfzehntes Kapitel.

Von der Behandlung vergifteter Menschen.

Gifte werden entweder absichtlich, oder zufällig genossen, oder durch die Bosheit anderer Menschen insgeheim uns beigebracht.

I) Vegetabilische oder Pflanzengifte.

Die bekanntesten sind:

1) Belladonna (Waldnachtschatten, Wolfskirsche, Tollkirsche, Wuthbeere, Teufelsbeere, Windbeere, Schlafbeere), Atropa Belladonna L. Diese 5—6 Schuh hohe Pflanze wächst auf waldigen Gebirgen und in schattigen Schlaghölzern, hat eine ziemlich lange, runde, dicke, frisch weichfleischige und saftige, knotige, ästige, stark beiaserte, außen röthlichbraune, oder graugelbliche, innen weißliche Wurzel von betäubendem, widrigem Geruche, und ekelhaft süßlichem, etwas herbem Geschmacke. Der 3—5 Fuß hohe, aufrechte, krautartige, ästige, braunrothe oder schmutziggrüne Stengel trägt länglichrunde, kurzstielige, ungetheilte, ganz randige, dünne, saftige, jung etwas wollige, ganz ausgewachsen aber glatte, oben dunkelgrüne, unten blässere und feinhaarige, etwas scharf zusammenziehend schmeckende Blätter. Die Pflanze blüht bei uns im Juni und Juli den ganzen Sommer hindurch mit glockenförmigen, gestreiften, schmutzig violetten, innen röthern, unterhalb oft grünlichen, fast ganz geruchlosen Blumen. Die kugelrunden, etwas gepreßten, Anfangs grünen, dann glänzend purpurschwarzen, reifen, kleinen Sauerkirschen ähnlichen Beeren sind am Grunde vom Kelche umgeben, und enthalten einen violetten, widrigsüß schmeckenden Saft, und in zwei Fächern vielen kleinen, gelben, nierenförmigen Saamen. — Die Pflanze ist in allen ihren Theilen giftig. Verführerisch sind, zumal für Kinder, die den Waldkirschen ähnlichen Beeren.

2) Der Wasserschierling (Wütherich), Cicuta aquatica s. virosa, wächst an Gräben und auf Sumpfwiesen. Aus der Spitze seiner oft sehr großen, inwendig in Zellen, welche einen scharfen Milchsaft enthalten, getheilten Wurzel schießen weiß und roth gestreifte, nach oben grüne Stengel mit dunkelgrünen, tief eingeschnittenen und zugespitzten Blättern. Die vom Julius an den ganzen Sommer hindurch bei uns blühenden Blumen sind weißgelblich von Farbe.

3) Der gefleckte Schierling (Erdschierling), Conium maculatum L., hat große, lange, glatte, gefiederte, mit etwas dicken, unten am Stengel gerinnten Stielen versehene, oberhalb dunkelgrüne und etwas glänzende, unterhalb blaßgrüne, in der Mitte gerippte Blätter; die untern stehen wechselsweise und sind 3 — 4fach gefiedert, die obern stehen gewöhnlich gegen einander über, nur zweifach gefiedert; beide laufen aber nach der Spitze zu in ein einzelnes lanzettförmiges, halbgefiedertes, glattes, gezähntes Endblättchen aus. Der drei Fuß hohe Stengel ist rauh, hohl, ästig, frischgrün von Farbe, schwach gefurcht, und, gleich den untern Blattstielen, mit vielen purpurfarbnen oder bräunlichen Flecken besprengt. — Der Wasser- und Erdschierling werden, sowie der kleine Schierling oder die Hundspetersilie, Aethusa Cynapium L., leicht mit dem ihnen ähnlichen Gartenkerbel und der Gartenpetersilie verwechselt. Indeß wächst jener niedriger, und dieser hat nicht so fein getheilte Blätter, wie der Schierling, der auch, zumal gequetscht oder zerrieben, widrig stark und eklig wie Katzenharn oder spanische Fliegen, riecht, und süßlich, etwas scharf ekelhaft schmeckt. — Schierlingswurzeln, welche leicht unter Petersilien- oder Pastinakwurzeln gerathen können, sind zwar, gleich diesen, weiß, gerade und ungetheilt, schmecken aber nur Anfangs gewürzhaft, aber hinterdrein scharf. — Ueberhaupt sollte man zur bessern Unterscheidung keine Gemüsewurzel ohne Kraut einkaufen.

4) Der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea L.) findet sich wild in Wäldern und an Hecken, und blühet

auch, als Zierpflanze, den ganzen Sommer hindurch in unsern Gärten. Seine Wurzel ist faserig, der Stengel eckig, haarig, oft über vier Fuß hoch; die Blätter sind länglich, bleichgrün und dicht mit kleinen Haaren besetzt. Die fingerhutförmigen schönen Blumen sind gewöhnlich purpurroth in mancherlei Schattirungen, gelb rc. Alle Theile der Pflanze besitzen eine bittere Schärfe.

5) Das schwarze Bilsenkraut (Hyoscyamus niger), von gewissenlosen Brauern dem Biere beigesetzt, wovon dieses berauschender wird, wächst auf unangebauten Plätzen, auf Kirchhöfen rc., und blüht bei uns im Julius und August. Die Wurzel, welche der Aehnlichkeit wegen leicht mit Pastinak- oder Eichorienwurzeln verwechselt werden kann, ist lang, dick, runzlich, braun und innen weiß; der Stengel wird wohl zwei Fuß hoch, und ist, gleich der ganzen Pflanze, weich behaart. Die Blätter sind lang, ungleich groß und ungestielt. Die blaßgelbe Blume ist purpurroth geädert. Der Saame, vielleicht unter Fenchelsaamen, ist kleiner, als dieser, rundlicher, fast nierenförmig, runzlich, etwas zusammengedrückt, aschgrau von Farbe, von widrig betäubendem Geruch und bitterlichem Geschmack.

6) Die schwarze Nieswurz (Helleborus niger) wächst wild an bergigen rauhen Stellen. Die vorzüglich giftige Wurzel ist außen schwarzbraun, innen weiß, riecht und schmeckt widrig scharf. Die vielen Blätter sind glänzend dunkelgrün und lederhart; die großen, schönen, weißen, manchmal etwas röthlichen Blumen bestehen aus fünf großen rundlichen Blättern.

7) Die wilde Pastinak (Pastinaca campestris) ist kleiner, dünner, trockner, widrig schmeckender, als die cultivirte Gartenpastinak, und gehört unter die Giftwurzeln.

8) Die frischen Blätter des Kirschlorbeers (Prunus Laurocerasus L.), einer exotischen, bei uns in Gewächshäusern gezogenen Pflanze, stehen wechselsweise an den Aesten und Zweigen, sind oval länglich, wie die Lorbeerblätter, auch so steif, lederartig, durchaus glatt, am Rande

zurückgebogen und fein sägeartig weitläuftig gezähnt, auf der obern Fläche lebhaft grünglänzend, auf der untern mattgrün, frisch gequetscht von starkem Bittermandelgeruch und ähnlichem Geschmack, den man hier und da der Milch durch Mitsiedenlassen der Blätter mittheilt, ohne wohl zu wissen, daß man dieses Getränk damit vergiften kann, denn es enthalten die Blätter in ihrem ätherischen Oele das stärkste Pflanzengift, die Blausäure. Diese Säure liegt auch in den jungen Blättern und der Rinde des Traubenkirschbaums (Prunus padus) und andern Prunusarten, in den Pfirsich-, Aprikosen-, Kirsch-Bittermandelkernen und andern kernbittern Saamen, deren häufiger Genuß wirklich narkotisch wirkt, sowie das darüber abgezogene gemeine und gebrannte Wasser (Persico, Kirschgeist 2c.).

9) Sumpfkühpost (wilder Rosmarin, Bienenhaide, Sumpfporsch), Ledum palustre, Rosmarinus sylvestr. L., eine buschige Giftstaude von 2 — 4 Fuß Höhe, in Sümpfen, vorzüglich des nördlichen Europa. Ihre Blätter gleichen den Rosmarinblättern, nur sind sie größer, und auf der Unterfläche, sowie die jungen Zweige, mit einer braungelben Wolle überzogen. Die weißen Blumen erscheinen im Juni und Juli bei uns in großen, flachen Sträußern. Die ganze Pflanze riecht stark betäubend, schmeckt bitter, hopfenartig, weshalb man sie, gewissenlos genug, statt Hopfen hier und da zum Bier nimmt, das aber dadurch ungemein betäubend und wahrhaft vergiftet wird.

10) Der Sommerlolch (Tollkorn, Taubkraut, Schwindelhaber, Schaafwaizen, Sommertrespe, Täumel, Löberich, Tammellulch), Lolium temulentum L., eine giftige Grasart auf feuchten Feldern unter dem Getraide, deren eiförmige, auf beiden Seiten zusammengedrückte, kleine, braunschwarze Saamenkörner süßlich, oben nicht widrig schmecken, aber Mehl und Brod, das davon schwarzblau ausfällt, offenbar vergiften, wenn das Getraide nicht sorgfältig davon gereinigt wird.

11) Die Krähenaugen (Brechnuß), Nux vomica, ein bekanntes Ratzengift, sind die weißgrauen, hornartig harten, zähen, rundlichen, auf einer Seite platten, in der Mitte vertieften, mit glänzenden, festen Härchen besetzten, bitterschmeckenden Fruchtsaamen der Strychnos Nux vomica L., eines Malabarischen und Ceylonischen Baumes.

12) Schwindelkörner (Kokels-Fischkörner), die kleinen, erbsengroßen, rundlichen, grauen, runzlichen, bauchigen Beeren oder Nüsse von Menispermum lacunosum Lam., oder Cocculus suberosus Decandolle, einem Baume in Ostindien, besonders auf Malabar, welche unter der zähen Schaale einen Kern von äußerst bitterm und brennend scharfem Geschmacke enthalten. Man verfälscht und vergiftet ebenfalls damit das Bier, um es berauschender zu machen. Sie dienen auch Manchen als Fangmittel für Fische und Vögel, weil sie auf diese betäubend wirken, weshalb man Magen und Därme dieser Thiere vor dem Verspeisen genau untersuchen muß.

13) Mutterkorn (Kornzapfen, Kornmütterle, After-, Hunger-, Tollkorn, Todtenkopf, Hahnensporn), Clavus secalinus, Secale cornutum, nach Decandolle ein wahrer Schwamm (von ihm Sclerotium genannt), oder nach Andern ein durch Krankheit, die den Roggen, wenn auch nicht ausschließlich, doch häufiger ergreift, in nassen Jahren desorganisirter Roggensaame, welcher über die gesunden Aehrenkörner schnell hervorwächst; in Form einer Vogelklaue, außen mehrentheils schwarz oder schwarzblau, auf dem Bruche bläulich, schwammicht, oder auch weiß, hart, trocken, worunter die großen, innen und außen dunkelfarbigen, widrig riechenden und scharf schmeckenden Körner mit ihrem Staube, zumal in Menge und frisch mit dem Roggenbrodt verbacken, sowie vorzüglich als Milchspeise genossen, allerhand schlimme Nervenzufälle erregen. Das Brod bekommt davon eine violette Farbe, einen ekelhaften Geruch und einen scharf beißenden Geschmack. Thiere ver-

abscheuen das Mutterkorn, und das Federvieh geht davon zu Grunde. Da es leichter ist, so fliegt es beim starken Werfen des Roggens über diesen hinaus, und wird so am besten abgesondert.

14) Das Opium ist der rothbraune, widerlich riechende und ekelhaft bitterschmeckende, eingetrocknete Saft aus den geritzten grünen Mohnköpfen, welcher aus deren Schaale quillt, und vorzüglich in Persien, Aegypten und Ostindien von der weißen Mohnpflanze gesammlet wird. Opium geben auch unsere Mohnköpfe, aber weniger und kein so kräftiges. Das englische Bier und unser diesem nachgekünsteltes soll leider damit verfälscht, mithin vergiftet werden.

15) Giftpilze, Schwämme unterscheiden sich im Allgemeinen und in der Regel von allen übrigen eßbaren Schwämmen:

a) durch ihren Standort, weil sie gern und am häufigsten bei nasser Witterung auf einem feuchten Sumpfboden an schattigen, eingeschlossenen Orten, in finstern Wäldern, besonders Tannenwäldern, in Gärten an Baumstämmen und Pfählen wachsen; eßbar dagegen sind in der Regel die Pilze, welche an Waldrändern und auf Wiesen, überhaupt auf freien, mehr trocknen Plätzen und unmittelbar auf dem Boden wachsen;

b) zeichnen sich die meisten Giftpilze durch ihr widriges, oder auch zu buntes Ansehen, durch ihre schwarze, schwarzblaue, grüne, buntscheckige oder Regenbogenfarbe aus, sowie durch das Wandeln ihrer Grundfarbe beim starken Berühren, oder nach dem Zerbrechen der frischen an freier Luft in eine andere, besonders schwarzblaue, oder schmutziggelbe, oder rothe rc.; indeß sind auch einige weiße, wie der glockenartige Schwamm, bei uns der frische Pfefferschwamm rc. sehr giftig, manche dagegen der Farbe nach wohl verdächtige, wie der eßbare Reizker, verschiedene Täubling e rc., ganz unschädlich;

c) durch ihren hohlen Stiel, aber nur zum Theil, denn die Spitzmorchel, der so angenehme Mousseron oder

ihn am liebsten getrocknet gleich einem Bissen und ungekaut. Das fleißige Nachtrinken von kaltem Wasser soll seine betäubende Wirkung verstärken, die auch auf den Harn übergeht, ja auf eine zweite, dritte, vierte und fünfte Person, welche von dergleichen Harn trinken.

3) Der ungenießbare Reisker (giftiger Hirschling, Mordschwamm), Agaricus campanulatus, unterscheidet sich vom eßbaren (Agar. deliciosus) durch seinen am Rande haarigen und gestreiften Hut, seine blässere Farbe, den beißenden Geschmack, das löchrige Fleisch, und die haarige Saamendecke. — Schädlich sind auch alle Reiskerähnliche Schwämme, welche keinen pomeranzenfarbigen, sondern einen weißen, an der Luft gilbenden Milchsaft enthalten.

4) Die wilden, ungenießbaren, den ganzen Sommer über in Eichen-, Buchen- und Birkenwäldern wachsenden Brätlinge oder Breitlinge (Reitschker), gestielte Blätterschwämme (Agaricus-Arten) unterscheiden sie durch ihre bleichere Farbe, ihren wolligern Rand, ihr scharf schmeckendes Fleisch, durch eben solchen Milchsaft, und durch Geruchlosigkeit von den unschädlichen Brätlingen.

5) Steinpilze (Boletus edulis), eine Löcherschwammart, die von Würmern angenagt, oder deren Unterfläche grünlich ist, und deren Fleisch, sobald man die Löcher ablöst, an der Luft seine Farbe ändert, sind ganz verwerflich.

6) sind unter den Bocks- oder Ziegenbärten, einer Keulpilzart (Clavaria flava), die braunen, schwarzen oder weißen, auch alle lederartigen Varietäten ungenießbar.

7) kommen unter den von Landleuten zu Markte gebrachten Champignons, einer sonst ganz unschädlichen, wohlschmeckenden Blätterpilzart (Agaricus campestris) zuweilen andere gleichzeitige und ähnliche Pilzchen vor, die sich durch ihre feinern, oder häufigern, oder verschiedentlich langen, gelblichen oder weißen Blätter, durch ihren obern, nicht weißen Hut, durch ihr weniges Fleisch, ihren eigenen

Geruch, auch wenn man sie kratzt oder abbricht, durch ihren ausfließenden Milchsaft verdächtig genug auszeichnen.

8) giebt es unter den eßbaren Morcheln, einer eigenen Pilzart (Helvella), auch Giftmorcheln, die aber einen breitern, plattern, in der Mitte eingebogenen Hut, einen stärkern Stiel oder Strunk, ein fetteres Ansehen haben, und stinken. Schädlich sind auch die weißen, oder ganz kohlschwarzen mit wenigen Falten, und fast ganz plattem Hute, sowie die weißen, oder ganz schwarzen, zähen, lederartigen, außerordentlich breiten Spitzmorcheln.

II) Animalische Gifte.

Hierher gehören alle Miasmen und thierischen Ansteckungsstoffe: das Menschenpocken-, Masern-, Pest-, Typhus-, Lustseuchen- und andere Krankheitsgifte, der Speichel wüthender Thiere und Menschen, alle elastischen und nicht elastischen Flüssigkeiten und festen Theile der an dem Milzbrande, oder der schwarzen Blatter verreckten Hausthiere, das Pferderotzgift, das Gift mancher zu gewissen Zeiten giftigen Fische, z. B. der Clipea thryssa und Caracinus fuscus rc., das Gift der Brillen- und Klapperschlangen, der Nattern, vorzüglich der Viper, Barbeneier und Leber in zu großer Menge genossen, Giftmuscheln mit Bärten, Bienen-, Wespen-, Hummeln- und Hornissengift; alter fauler Schmierkäse; die zu stark, vornehmlich in Torf-, Stein- und Braunkohlenrauch geräucherten Blutwürste, in denen sich selbst eine eigne Giftsäure entwickeln kann; alle mit verdächtigen Gewürzen, z. B. Pfefferstaub, der mit Kockelskernpulver zu Zeiten vergiftet seyn soll, gewürzten Würste (weshalb man immer ganzen Pfeffer einkaufen soll), zuvor gefrorne und wieder aufgethaute, mithin verdorbene geräucherte Blut- und Leberwürste, nach deren Genuß in Würtemberg, Bayern rc. häufige Vergiftungsfälle vorkamen von einem darin entwickelten eigenen, fettsauren- oder Wurstgifte rc.; Honig aus den Nectarien mancher Giftpflanzen, z. B. der Belladonna, des Bilsenkrauts, Seidelbasts, der Eisen- oder Sturmhut-, der Hasenfuß- und

sie nicht nach halben, ja ganzen Jahren noch der Wuthkrankheit erliegen wollen; denn oft erst nach dieser langen Zeitfrist hat man solche bei Menschen sich entwickeln gesehen!

Sollte diese wirklich, indem sich die vernarbten Wunden von neuem entzünden und heftig schmerzen, mit einem Frösteln eintreten, so lasse man sogleich den Arzt rufen. Denn schwieriger ist schon die Hülfe in der zweiten Periode der Krankheit, die sich jetzt durch Veränderung des Blickes und der Sinnenthätigkeit des Kranken, durch dessen ungewöhnliche Traurigkeit, entsetzliche Angst rc. charakterisirt, und bei Unvermögen zum Trinken, Scheu vor Wasser, manchmal auch vor Licht und allen glänzenden Gegenständen, Schaum vor dem Munde, vielem Speichelausspucken, temporellem Irrereden oder Rasen rc. in die dritte Periode des Wahnsinns und der Wasserscheu übergegangen ist. Jetzt hüte man sich vor dem Bisse des Wüthenden, weiche seinem Speichelauswurf aus, verdunkle sein Zimmer, versichere sich seiner, bestelle Wächter, die ihn schonend behandeln müssen rc. Stirbt der Unglückliche, so müssen die zuletzt von ihm gebrauchten Kleider und Betten verbrannt und seine Geschirre sorgfältig gereinigt werden. Vergl. Der tolle Hund und tolle Hundsbiß rc. von C. A. W. Schmalz; m. einem Vorworte von Dr. Müller. Mit 2 Abbild. Görlitz 1821. 8.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Verhalten des Seelsorgers bei gefährlichen Geburtsfällen.

Wird der Geistliche zur Communion einer Kreißenden gerufen, so beendige er diese so schnell wie möglich, damit der Geburtshelfer in seiner Handreichung nicht unnöthiger Weise gestört werde; denn hier ist jeder Augenblick kostbar, und der kleinste Aufschub einer etwa nöthigen Kunstentbindung kann Mutter oder Kind, oder beiden zugleich, das Leben kosten.

Litte die Kreißende an beschwerlichen und doch fruchtlosen Geburtsschmerzen (Krampfwehen rc.), oder an Ohnmachten,

Zuckungen, Blutflüssen rc.; und es wäre noch kein Geburtshelfer da, nicht einmal nach ihm geschickt, so sorge der Geistliche für dessen schleunigste Herbeiholung, trotz aller etwaigen Einreden der Hebamme oder der Angehörigen.

Sollte aber eine Gebährende unentbunden sterben, oder eine Hochschwangere an irgend einer Krankheit rc., ohne den Abgang ihrer Leibesfrucht, verschieden seyn, so darf er keine von beiden eher beerdigen lassen, als bis das gewöhnlich noch lebende Kind, jedoch baldigst, weil der geringste Verzug dessen Tod beschleunigt, von ihr genommen ist. Schreiben dieses gleich weltliche und kirchliche Gesetze ausdrücklich vor, so wird dagegen doch noch oft gefehlt, wenn nicht ein thätiger Seelsorger sich darum selbst bekümmert. Wird dieser also zu einer kranken Frau gerufen, und die Heftigkeit der Krankheit läßt einen tödtlichen Ausgang vermuthen, so erkundige er sich

1) sehr genau, ob und wie lange die Person schwanger sey? Ist sie es in der zweiten Hälfte, so befehle er den Angehörigen, oder der Ortshebamme, beim herannahenden Ende der Kranken, doch ohne ihr Mitwissen, sogleich den nächsten Geburtshelfer oder Wundarzt holen zu lassen, damit die Verstorbene zur rechten Zeit noch künstlich entbunden werde. Sollte sich aber die Familie nicht dazu verstehen wollen, so bedrohe er sie mit der Anzeige des Falles beim nächsten Gericht, und schicke ohne weiteres selbst nach einem Kunstverständigen;

2) hat er eine gleiche Nachfrage zu thun, wenn ihm zumal der plötzliche Tod einer jungen Weibsperson gemeldet wird. Endlich

3) belehre er zugleich die Hebamme seines Orts über die Nothwendigkeit und gesetzliche Vorschrift einer künstlichen Entbindung bei verstorbenen Hochschwangern, und mache sie dafür verantwortlich (vergl. oben S. 381).

Funfzehntes Kapitel.

Von der Behandlung vergifteter Menschen.

Gifte werden entweder absichtlich, oder zufällig genossen, oder durch die Bosheit anderer Menschen insgeheim uns beigebracht.

I) Vegetabilische oder Pflanzengifte.

Die bekanntesten sind:

1) Belladonna (Waldnachtschatten, Wolfskirsche, Tollkirsche, Wuthbeere, Teufelsbeere, Windbeere, Schlafbeere), Atropa Belladonna L. Diese 5—6 Schuh hohe Pflanze wächst auf waldigen Gebirgen und in schattigen Schlaghölzern, hat eine ziemlich lange, runde, dicke, frisch weichfleischige und saftige, knotige, ästige, stark befaserte, außen röthlichbraune, oder graugelbliche, innen weißliche Wurzel von betäubendem, widrigem Geruche, und ekelhaft süßlichem, etwas herbem Geschmacke. Der 3—5 Fuß hohe, aufrechte, krautartige, ästige, braunrothe oder schmutziggrüne Stengel trägt länglichrunde, kurzstielige, ungetheilte, ganz randige, dünne, saftige, jung etwas wollige, ganz ausgewachsen aber glatte, oben dunkelgrüne, unten blässere und feinhaarige, etwas scharf zusammenziehend schmeckende Blätter. Die Pflanze blüht bei uns im Juni und Juli den ganzen Sommer hindurch mit glockenförmigen, gestreiften, schmutzig violetten, innen röthern, unterhalb oft grünlichen, fast ganz geruchlosen Blumen. Die kugelrunden, etwas gepreßten, Anfangs grünen, dann glänzend purpurschwarzen, reifen, kleinen Sauerkirschen ähnlichen Beeren sind am Grunde vom Kelche umgeben, und enthalten einen violetten, widrigsüß schmeckenden Saft, und in zwei Fächern vielen kleinen, gelben, nierenförmigen Saamen. — Die Pflanze ist in allen ihren Theilen giftig. Verführerisch sind, zumal für Kinder, die den Waldkirschen ähnlichen Beeren.

2) Der Wasserschierling (Wüterich), Cicuta aquatica s. virosa, wächst an Gräben und auf Sumpfwiesen. Aus der Spitze seiner oft sehr großen, inwendig in Zellen, welche einen scharfen Milchsaft enthalten, getheilten Wurzel schießen weiß und roth gestreifte, nach oben grüne Stengel mit dunkelgrünen, tief eingeschnittenen und zugespitzten Blättern. Die vom Julius an den ganzen Sommer hindurch bei uns blühenden Blumen sind weißgelblich von Farbe.

3) Der gefleckte Schierling (Erdschierling), Conium maculatum L., hat große, lange, glatte, gefiederte, mit etwas dicken, unten am Stengel gerinnten Stielen versehene, oberhalb dunkelgrüne und etwas glänzende, unterhalb blaßgrüne, in der Mitte gerippte Blätter; die untern stehen wechselsweise und sind 3 — 4fach gefiedert, die obern stehen gewöhnlich gegen einander über, nur zweifach gefiedert; beide laufen aber nach der Spitze zu in ein einzelnes lanzettförmiges, halbgefiedertes, glattes, gezähntes Endblättchen aus. Der drei Fuß hohe Stengel ist rund, hohl, ästig, frischgrün von Farbe, schwach gefurcht, und, gleich den untern Blattstielen, mit vielen purpurfarbnen oder bräunlichen Flecken besprengt. — Der Wasser- und Erdschierling werden, sowie der kleine Schierling oder die Hundspetersilie, Aethusa Cynapium L., leicht mit dem ihnen ähnlichen Gartenkerbel und der Gartenpetersilie verwechselt. Indeß wächst jener niedriger, und diese hat nicht so fein getheilte Blätter, wie der Schierling, der auch, zumal gequetscht oder zerrieben, specifik sehr widrig, wie Katzenharn oder spanische Fliegen, riecht, und süßlich, etwas scharf ekelhaft schmeckt. — Schierlingswurzeln, welche leicht unter Petersilien- oder Pastinakwurzeln gerathen können, sind zwar, gleich diesen, weiß, gerade und ungetheilt, schmecken aber nur Anfangs gewürzhaft, aber hintendrein scharf. — Ueberhaupt sollte man zur bessern Unterscheidung keine Gemüsewurzel ohne Kraut einkaufen.

4) Der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea L.) findet sich wild in Wäldern und an Hecken, und blüht

bediene sich ihrer Kleidung, Betten und Geschirre nicht eher, als bis diese gehörig gesäubert sind.

VI) Faulfieber, ansteckender Typhus.

Auch dieses Fieber herrscht gewöhnlich epidemisch, vorzüglich im Gefolge des Krieges, und wird leicht ansteckend. Die vornehmsten Veranlassungen dazu sind: anhaltende große Hitze und feucht warme Witterung; üble Ausdünstungen der Moräste und stehenden Gewässer, auch mehrerer eng zusammengedrängter Kranker, Mangel an gesunder Nahrung, oder wohl gar Hungersnoth, und schwächende Gemüthsbewegungen.

Folgende Hauptzufälle begleiten es: eine außerordentliche Mattigkeit sogleich vom Anfange der Krankheit an, eine auffallende Geistesschwäche, oder Niedergeschlagenheit und Apathie; eine entstellte, traurige Physiognomie, Schwäche des Gesichts und Gehörs; bald ist der Puls normal, bald äußerst schnell von 100 bis 140 Schlägen in einer Minute, dabei schwach, und mit dem Finger leicht wegzudrücken; das Athemholen ist mühsam und seufzend; die Haut bald brennend heiß, bald natürlich warm; der Kranke liegt in stumpfer Gleichgültigkeit vor sich hin, oder raset fürchterlich. — Zu diesen Zufällen kommen insgemein Zittern, Zuckungen, mißfarbige Hautausschläge (Petechien), nicht selten Blutungen durch mehrere Oeffnungen, oder erschöpfende Durchfälle.

Meist haben dergleichen Fieber einen schnellen Verlauf; oft stirbt der Kranke schon am dritten, vierten Tage; die Reconvalescenz ist sehr langsam.

Was die Lebensordnung bei diesen Fiebern anlangt, so entferne man sorgfältig Alles, was das Gemüth des Patienten erschüttern, und seine an sich schwachen Lebenskräfte noch mehr schwächen kann. — Am dienlichsten sind für ihn: magere, aber kräftige Fleischbrühen, Bier- oder Weinsuppen mit etwas Eigelb ꝛc., zum Getränke Brotwasser mit Wein, Eiwasser in öftern getheilten Gaben, mitunter ein

Gläschen guten, alten Weins. Auf die Waden oder innern Schenkel lege man ihm Senfteige, sie mindern Kopfweh und Delirium, und beleben die gesunkenen Kräfte. Uebrigens sorge man für zweckmäßige Zimmerluftreinigung durch essig= oder mineralsaure Räucherungen.

Daß dergleichen gefährliche Faulfieberepidemieen, gleich den Ruhrepidemieen, baldige ärztliche Curanstalten erheischen, versteht sich von selbst.

Ueberhaupt sollte in Abwesenheit oder bei gänzlichem Mangel eines ordentlichen Arztes, der Seelsorger, wenn sich in seinem Amtskreise, oder in der Nachbarschaft eine epidemische Krankheit zeigt, welche, wegen auffallender Mortalität in ihrem Gefolge, einen schlimmen Charakter verräth, sie mag nun ansteckend seyn oder nicht, 1) sofort darüber an den Kreis= oder Districtsphysicus berichten;

2) mache er die von der Oberbehörde erhaltene Belehrung für das Volk über das Verhalten in Krankheitsepidemieen diesem bekannt, und ermahne es zur pünktlichen Befolgung der darin gegebenen Vorschriften.

3) Wäre die Seuche wirklich ansteckend, so verschweige er dies dem Volke, um diesem keine gefährliche Furcht einzuflößen, und belehre es über die Anwendung der ihm selbst oben gegebenen Vorbauungsmittel, (s. S. 354.);

4) zugleich empfehle er den noch Gesunden dringend Ordnung und Reinlichkeit in Allem, gute gesunde Nahrung rc., verweise ihnen alle Unmäßigkeit im Essen und Trinken, jede Gelegenheit zur Erkältung, allen möglichen Verkehr mit den Kranken, und rathe zum mäßigen Gebrauch des Weins, oder Branntweins, und zu immer freiem Luftgenuß;

5) suche er den geängsteten Menschen Trost und Muth zuzusprechen, verhüte Alles, was sie noch mehr in Furcht und Schrecken setzen kann, weshalb auch bei Epidemieen mit großer Sterblichkeit alles Grabgeläute, jede öffentliche Todtenfeier rc. ganz eingestellt werden muß;

6) achte er darauf, daß die Todten bei ansteckenden Epidemieen weder entkleidet in ein freies Zimmer bei offenen

Fenstern gestellt, noch öffentlich zur Schau aufgebahrt werden, eben so wenig aber auch unnöthige Personen oder blos Neugierige sich in das Sterbehaus schleichen. Leichen, die schnell in Fäulniß übergehen, muß man bald in den Sarg legen und diesen sogleich vernageln lassen.

7) Da die Obrigkeit unter solchen Umständen eine frühere Beerdigung verordnet, so muß der Geistliche diese zur gesetzten Zeit in der Stille und ohne alles Gefolge veranstalten lassen. Die Leichen müssen zum Begräbnißplatz gefahren, und nicht von Menschen dahin getragen werden.

Dreizehntes Kapitel.

Von den Hülfleistungen in plötzlichen Krankheitsfällen.

Medicinisches Haus- und Hülfsbuch rc. von C. Westphal. Quedl. u. Leipz. 1820. 8.

I) Ohnmacht.

Empfindliche Personen und Nervenkranke sind dieser bei den geringsten Veranlassungen unterworfen. Bei einem leichtern Anfalle verlieren sie die Sprache, werden schwindlich, sinken um, holen schwer Athem und scheinen an ihren Gliedern wie gelähmt zu seyn; bei einem heftigern sind alles Bewußtseyn, alle Empfindung und Bewegung weg, und der Puls ist kaum fühlbar. Die gewöhnlichen Ursachen sind: Schmerzen, Ueberladung des Magens, Blähungen, ein Sturz auf den Hinterkopf, aufs Rückgrath, und Alles, was schwächt, vornehmlich auch unangenehme Gemüthsbewegungen.

Man bringe den Ohnmächtigen alsobald in die freie Luft, löse seine Binden und fest anliegenden Kleidungsstücke, besprenge das Antlitz mit kaltem Wasser, reibe Stirn, Schläfe und Hände mit starkem Weinessig, halte diesen oder irgend ein stark riechendes Wasser dem Kranken vor die Nase, und flöße ihm davon etwas ein.

II)

II) Schlagfluß.

Vorboten: Verziehen des Antlitzes, Schwindel, Betäubung der Sinne, stammelnde Sprache. Erscheinungen: Bewußtlosigkeit, plötzlicher Verlust aller Sinne und willkührlichen Bewegungen. Der Apoplektische liegt wie in einem tiefen Schlafe, athmet schwer auf, röchelt, schnarcht, und sein Puls schlägt fort. — Beim sogenannten Blutschlage ist das Antlitz gedunsen, hoch kirschroth, und strotzt gleichsam vom Blute; beim Nervenschlage dagegen, der alte oder gewöhnlich schwache, erschöpfte Menschen befällt, ist das Antlitz bleich, verfallen, das wahre Abbild des Todes.

Mittel: man öffne sogleich Fenster und Thüren, entblöße Kopf und Hals, löse die engen Kleidungsstücke, und lagere den Kranken so, daß Kopf und Brust mehr hoch liegen; wasche seinen ganzen Kopf mit kaltem Wasser, und bedecke die Fußsohlen mit erwärmten Tüchern, oder stelle eine Wärmflasche ꝛc. darunter, und kitzle die innere Nase und den Gaumen mit einer Federschwinge, um Erbrechen zu erregen. — Beim Blutschlage lasse man bald eine Ader am Arme öffnen, und vermeide alle heftigen Reizmittel, die dagegen beim Nervenschlag wohl angezeigt sind, wie z. B. Riechmittel, Waschen und Reiben der Hände, Füße und Herzgrube mit Branntwein oder erwärmtem Wein, und geschärfte Senfpflaster auf Waden oder Fußsohlen. Schleunige ärztliche Hülfe.

III) Stickfluß.

Wenn Kinder ꝛc. in einem Anfall von Stickhusten ꝛc. verschieden zu seyn scheinen, so verfahre man mit ihnen, wie mit scheintodten Neugebornen (s. unten). Andere drohende Erstickungszufälle bei Erwachsenen, z. B. von Schleim in der Luftröhre, oder von etwa zwischen dem Kehldeckel eingeklemmten Fischgräten und andern fremden Körpern ꝛc. fordern schnelle Kunsthülfe, wenn eigene Naturanstrengungen, oder das Klopfen zwischen die Schulterblätter, das Niederschlucken von kleinen ganzen Brodbissen ꝛc. nicht ausreichen sollten.

IV) Fallsucht.

Während des Anfalls bringe man den Epileptischen sofort an die freie Luft, lege ihn auf Kissen oder Stroh, damit er sich selbst nicht schade, entferne alle Kinder und junge, zumal schwangere Weiber aus seiner Nähe, lüfte seine Kleidungsstücke und flöße ihm nach dem Anfall etwas Geistiges ein. Die eingeschlagenen Daumen dürfen ihm durchaus nicht aufgerissen werden, um kein Gelenk zu verrücken. Sie gehen von selbst wieder auseinander, und bleiben nicht eher offen, als bis der Anfall zu Ende ist.

V) Hundswuth.

Große Hitze oder Kälte, oder schnelle Abwechselung von beiden, unbefriedigte Brunst bei der gewöhnlich unverhältnißmäßigen Mehrzahl namentlich der Hundemännchen ꝛc., Hunger und Mangel an gutem Getränk ꝛc. werden als Gelegenheitsursachen der Wuth beim Hundegeschlechte angegeben, wenn gleich auch die Katzen ꝛc. ursprünglich toll werden können.

Daß ein Hund ꝛc. wirklich toll sey, schließt man aus folgenden Erscheinungen: das Thier wird traurig, mürrisch, will weder fressen noch saufen, fährt und beißt auf alles, was ihm in den Weg kommt, zu, und achtet nicht mehr auf die Stimme seines Herrn. Bald hat er ein dummes Aussehen (stille Wuth), bald einen verwirrten, fürchterlichen Blick (rasende, tolle Wuth). Die Zunge hängt ihm mit einem dicken, schäumigen Geifer aus dem Maule; die Augen sind roth, thränen; Ohren und Schwanz hängen herab. Sein Gang ist unregelmäßig: er läuft die Kreuz und die Quere mit gesenktem Kopfe, taumelt nach allen Richtungen, fällt plötzlich nieder und rafft sich wieder auf ꝛc. — Wiewohl dergleichen Hunde ꝛc. das Wasser in der Regel scheuen, so nehmen dasselbe manche doch in ruhigen Augenblicken zu sich; ein bei weitem beständigeres Symptom ist ihre Licht- und Glanzscheu. — Am Ende werden sie immer schwächer,

fallen häufiger, bleiben endlich liegen und enden unter Convulsionen.

Bemerkt man an einem Hunde 2c. diese offenbaren Wuthzeichen, so muß man ihn sogleich tödten, tief vergraben, und die Stelle mit Steinen oder ungelöschtem Kalke überdecken. Aber einen blos wuthverdächtigen Hund 2c. sollte man, wenn es ohne Gefahr geschehen kann, einfangen, wohl verwahren und lange genug beobachten, um zu sehen, ob er auch wirklich toll sey, oder noch toll werde, damit im entgegengesetzten Falle die von ihm etwa Verwundeten nicht ohne Noth sich ängstigen, und, wie Beispiele lehren, allein vor Schrecken wüthend und wasserscheu werden. — Die Mehrzahl der Hundemännchen sollte castrirt und kein Luxushund geduldet werden, alle übrige aber müßten Jahr aus Jahr ein Beißkörbe tragen, wie es auch hier und da gesetzlich wenigstens geboten ist.

Wird ein Mensch von einem wirklich tollen Hunde 2c. wund geleckt oder gebissen, oder wird das Speichelgift durch die aufgesprungenen oder sonst frisch verwundeten Hände aufgenommen, oder auch nur durch den Druck der Zähne in der Oberhaut Wuthgift abgelagert, so lasse man dort die Wunde fortbluten, einen Strom siedendes Wasser an sie gehen, hier kleine Einschnitte darein machen, und das Bluten derselben so lange wie möglich unterhalten. Oder man schneide die Stelle, wo es angeht, lieber ganz aus, ätze sie mit Urin, warmem Salzwasser, Aschenlauge 2c., brenne sie mit Schießpulver oder einem Glüheisen aus, und halte sie durch Kanthariden-salbe 2c. lange in Eiterung. Die fernere Behandlung des Kranken werde alsobald dem Arzt übertragen. Außerdem aber muß man das geschreckte Gemüth des erstern aufmuntern und alles vermeiden, was seine Furcht vergrößern könnte; denn die Erfahrung lehrt, daß furchtsame eher von der Wuth befallen werden, als ruhige, phlegmatische, oder unerschrockene Menschen. Endlich warne man dergleichen Reconvalescenten ja vor allen geistigen und körperlichen Erhitzungen, zumal vor sinnlichem Geschlechtsgenuß 2c., wenn

sie nicht nach halben, ja ganzen Jahren noch der Wuthkrankheit erliegen wollen; denn oft erst nach dieser langen Zeitfrist hat man solche bei Menschen sich entwickeln gesehen!

Sollte diese wirklich, indem sich die vernarbten Wunden von neuem entzünden und heftig schmerzen, mit einem Frösteln eintreten, so lasse man sogleich den Arzt rufen. Denn schwieriger ist schon die Hülfe in der zweiten Periode der Krankheit, die sich jetzt durch Veränderung des Blickes und der Sinnenthätigkeit des Kranken, durch dessen ungewöhnliche Traurigkeit, entsetzliche Angst ꝛc. charakterisirt, und bei Unvermögen zum Trinken, Scheu vor Wasser, manchmal auch vor Licht und allen glänzenden Gegenständen, Schaum vor dem Munde, vielem Speichelausspucken, temporellem Irrereden oder Rasen ꝛc. in die dritte Periode des Wahnsinns und der Wasserscheu übergegangen ist. Jetzt hüte man sich vor dem Bisse des Wüthenden, weiche seinem Speichelauswurf aus, verdunkle sein Zimmer, versichere sich ferner, bestelle Wächter, die ihn schonend behandeln müssen ꝛc. Stirbt der Unglückliche, so müssen die zuletzt von ihm gebrauchten Kleider und Betten verbrannt und seine Geschirre sorgfältig gereinigt werden. Vergl. Der tolle Hund und tolle Hundsbiß ꝛc. von C. A. W. Schmalz; m. einem Vorworte von Dr. Müller. Mit 2 Abbild. Görlitz 1821. 8.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Verhalten des Seelsorgers bei gefährlichen Geburtsfällen.

Wird der Geistliche zur Communion einer Kreißenden gerufen, so beendige er diese so schnell wie möglich, damit der Geburtshelfer in seiner Handreichung nicht unnöthiger Weise gestört werde; denn hier ist jeder Augenblick kostbar, und der kleinste Aufschub einer etwa nöthigen Kunstentbindung kann Mutter oder Kind, oder beiden zugleich, das Leben kosten.

Litte die Kreißende an beschwerlichen und doch fruchtlosen Geburtsschmerzen (Krampfwehen ꝛc.), oder an Ohnmachten,

Zuckungen, Blutflüssen rc.; und es wäre noch kein Geburtshelfer da, nicht einmal nach ihm geschickt, so sorge der Geistliche für dessen schleunigste Herbeiholung, trotz aller etwaigen Einreden der Hebamme oder der Angehörigen.

Sollte aber eine Gebährende unentbunden sterben, oder eine Hochschwangere an irgend einer Krankheit rc., ohne den Abgang ihrer Leibesfrucht, verschieden seyn, so darf er keine von beiden eher beerdigen lassen, als bis das gewöhnlich noch lebende Kind, jedoch baldigst, weil der geringste Verzug dessen Tod beschleunigt, von ihr genommen ist. Schreiben dieses gleich weltliche und kirchliche Gesetze ausdrücklich vor, so wird dagegen doch noch oft gefehlt, wenn nicht ein thätiger Seelsorger sich darum selbst bekümmert. Wird dieser also zu einer kranken Frau gerufen, und die Heftigkeit der Krankheit läßt einen tödtlichen Ausgang vermuthen, so erkundige er sich

1) sehr genau, ob und wie lange die Person schwanger sey? Ist sie es in der zweiten Hälfte, so befehle er den Angehörigen, oder der Ortshebamme, beim herannahenden Ende der Kranken, doch ohne ihr Mitwissen, sogleich den nächsten Geburtshelfer oder Wundarzt holen zu lassen, damit die Verstorbene zur rechten Zeit noch künstlich entbunden werde. Sollte sich aber die Familie nicht dazu verstehen wollen, so bedrohe er sie mit der Anzeige des Falles beim nächsten Gericht, und schicke ohne weiteres selbst nach einem Kunstverständigen;

2) hat er eine gleiche Nachfrage zu thun, wenn ihm zumal der plötzliche Tod einer jungen Weibsperson gemeldet wird. Endlich

3) belehre er zugleich die Hebamme seines Orts über die Nothwendigkeit und gesetzliche Vorschrift einer künstlichen Entbindung bei verstorbenen Hochschwangern, und mache sie dafür verantwortlich (vergl. oben S. 381).

Funfzehntes Kapitel.

Von der Behandlung vergifteter Menschen.

Gifte werden entweder absichtlich, oder zufällig genossen, oder durch die Bosheit anderer Menschen insgeheim uns beigebracht.

I) Vegetabilische oder Pflanzengifte.

Die bekanntesten sind:

1) Belladonna (Waldnachtschatten, Wolfskirsche, Tollkirsche, Wuthbeere, Teufelsbeere, Windbeere, Schlafbeere), Atropa Belladonna L. Diese 5—6 Schuh hohe Pflanze wächst auf waldigen Gebirgen und in schattigen Schlaghölzern, hat eine ziemlich lange, runde, dicke, frisch weichfleischige und saftige, knotige, ästige, stark befaserte, außen röthlichbraune, oder graugelbliche, innen weißliche Wurzel von betäubendem, widrigem Geruche, und ekelhaft süßlichem, etwas herbem Geschmacke. Der 3—5 Fuß hohe, aufrechte, krautartige, ästige, braunrothe oder schmutziggrüne Stengel trägt länglichrunde, kurzstielige, ungetheilte, ganz randige, dünne, saftige, jung etwas wollige, ganz ausgewachsen aber glatte, oben dunkelgrüne, unten blässere und feinhaarige, etwas scharf zusammenziehend schmeckende Blätter. Die Pflanze blüht bei uns im Juni und Juli den ganzen Sommer hindurch mit glockenförmigen, gestreiften, schmutzig violetten, innen röthern, unterhalb oft grünlichen, fast ganz geruchlosen Blumen. Die kugelrunden, etwas gepreßten, Anfangs grünen, dann glänzend purpurschwarzen, reifen, kleinen Sauerkirschen ähnlichen Beeren sind am Grunde vom Kelche umgeben, und enthalten einen violetten, widrigsüß schmeckenden Saft, und in zwei Fächern vielen kleinen, gelben, nierenförmigen Saamen. — Die Pflanze ist in allen ihren Theilen giftig. Verführerisch sind, zumal für Kinder, die den Waldkirschen ähnlichen Beeren.

2) Der Wasserschierling (Wütherich), Cicuta aquatica s. virosa, wächst an Gräben und auf Sumpfwiesen. Aus der Spitze seiner oft sehr großen, inwendig in Zellen, welche einen scharfen Milchsaft enthalten, getheilten Wurzel schießen weiß und roth gestreifte, nach oben grüne Stengel mit dunkelgrünen, tief eingeschnittenen und zugespitzten Blättern. Die vom Julius an den ganzen Sommer hindurch bei uns blühenden Blumen sind weißgelblich von Farbe.

3) Der gefleckte Schierling (Erdschierling), Conium maculatum L., hat große, lange, glatte, gefiederte, mit etwas dicken, unten am Stengel gerinnten Stielen versehene, oberhalb dunkelgrüne und etwas glänzende, unterhalb blaßgrüne, in der Mitte gerippte Blätter; die untern stehen wechselsweise und sind 3 — 4fach gefiedert, die obern stehen gewöhnlich gegen einander über, nur zweifach gefiedert; beide laufen aber nach der Spitze zu in ein einzelnes lanzettförmiges, halbgefiedertes, glattes, gezähntes Endblättchen aus. Der drei Fuß hohe Stengel ist rund, hohl, ästig, frischgrün von Farbe, schwach gefurcht, und, gleich den untern Blattstielen, mit vielen purpurfarbnen oder bräunlichen Flecken besprengt. — Der Wasser- und Erdschierling werden, sowie der kleine Schierling oder die Hundspetersilie, Aethusa Cynapium L., leicht mit dem ihnen ähnlichen Gartenkörbel und der Gartenpetersilie verwechselt. Indeß wächst jener niedriger, und diese hat nicht so fein gekerbte Blätter, wie der Schierling, der auch, zumal gequetscht oder zerrieben, spezifisch sehr widrig, wie Katzenharn oder spanische Fliegen, riecht, und süßlich, etwas scharf ekelhaft schmeckt. — Schierlingswurzeln, welche leicht unter Petersilien- oder Pastinakwurzeln gerathen können, sind zwar, gleich diesen, weiß, gerade und ungetheilt, schmecken aber nur Anfangs gewürzhaft, aber hintendrein scharf. — Ueberhaupt sollte man zur bessern Unterscheidung keine Gemüsewurzel ohne Kraut einkaufen.

4) Der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea L.) findet sich wild in Wäldern und an Hecken, und blühet

auch, als Zierpflanze, den ganzen Sommer hindurch in unsern Gärten. Seine Wurzel ist faserig, der Stengel eckig, haarig, oft über vier Fuß hoch; die Blätter sind länglich, bleichgrün und dicht mit kleinen Haaren besetzt. Die fingerhutförmigen schönen Blumen sind gewöhnlich purpurroth in mancherlei Schattirungen, gelb rc. Alle Theile der Pflanze besitzen eine bittere Schärfe.

5) Das schwarze Bilsenkraut (Hyoscyamus niger), von gewissenlosen Brauern dem Biere beigesetzt, wovon dieses berauschender wird, wächst auf unangebauten Plätzen, auf Kirchhöfen rc., und blüht bei uns im Julius und August. Die Wurzel, welche der Ähnlichkeit wegen leicht mit Pastinak- oder Cichorienwurzeln verwechselt werden kann, ist lang, dick, runzlich, braun und innen weiß; der Stengel wird wohl zwei Fuß hoch, und ist, gleich der ganzen Pflanze, weich behaart. Die Blätter sind lang, ungleich groß und ungestielt. Die blaßgelbe Blume ist purpurroth geädert. Der Saame, vielleicht unter Fenchelsaamen, ist kleiner, als dieser, rundlicher, fast nierenförmig, runzlich, etwas zusammengedrückt, aschgrau von Farbe, von widrig betäubendem Geruch und bitterlichem Geschmack.

6) Die schwarze Nieswurz (Helleborus niger) wächst wild an bergigen rauhen Stellen. Die vorzüglich giftige Wurzel ist außen schwarzbraun, innen weiß, riecht und schmeckt widrig scharf. Die vielen Blätter sind glänzend dunkelgrün und lederhart; die großen, schönen, weißen, manchmal etwas röthlichen Blumen bestehen aus fünf großen rundlichen Blättern.

7) Die wilde Pastinak (Pastinaca campestris) ist kleiner, dünner, trockner, widrig schmeckender, als die cultivirte Gartenpastinak, und gehört unter die Giftwurzeln.

8) Die frischen Blätter des Kirschlorbeers (Prunus Laurocerasus L.), einer exotischen, bei uns in Gewächshäusern gezogenen Pflanze, stehen wechselsweise an den Aesten und Zweigen, sind oval länglich, wie die Lorbeerblätter, auch so steif, lederartig, durchaus glatt; am Rande

zurückgebogen und fein sägeartig weitläuftig gezähnt; auf der obern Fläche lebhaft grünglänzend, auf der untern mattgrün, frisch gequetscht von starkem Bittermandelgeruch und ähnlichem Geschmack, den man hier und da der Milch durch Mitsiedenlassen der Blätter mittheilt, ohne wohl zu wissen, daß man dieses Getränk damit vergiften kann, denn es enthalten die Blätter in ihrem ätherischen Oele das stärkste Pflanzengift, die Blausäure. Diese Säure liegt auch in den jungen Blättern und der Rinde des Traubenkirschbaums (Prunus padus) und andern Prunusarten, in den Pfirsich-, Aprikosen-, Kirsch- Bittermandelkernen und andern kernbittern Saamen, deren häufiger Genuß wirklich narkotisch wirkt, sowie das darüber abgezogene gemeine und gebrannte Wasser (Persico, Kirschgeist ꝛc.).

9) Sumpfkühpost (wilder Rosmarin, Bienenhaide, Sumpfporsch), Ledum palustre, Rosmarinus sylvestr. L., eine buschige Giftstaude von 2 — 4 Fuß Höhe, in Sümpfen, vorzüglich des nördlichen Europa. Ihre Blätter gleichen den Rosmarinblättern, nur sind sie größer, und auf der Unterfläche, sowie die jungen Zweige, mit einer braungelben Wolle überzogen. Die weißen Blumen erscheinen im Juni und Juli bei uns in großen, flachen Sträußern. Die ganze Pflanze riecht stark betäubend, schmeckt bitter, hopfenartig, weshalb man sie, gewissenlos genug, statt Hopfen hier und da zum Bier nimmt, das aber dadurch ungemein betäubend und wahrhaft vergiftet wird.

10) Der Sommerlolch (Tollkorn, Taubkraut, Schwindelhaber, Schaafwaizen, Sommertrespe, Täumel, Döberich, Taumellulch), Lolium temulentum L., eine giftige Grasart auf feuchten Feldern unter dem Getraide, deren eiförmige, auf beiden Seiten zusammengedrückte, kleine, braunschwarze Saamenkörner süßlich, eben nicht widrig schmecken, aber Mehl und Brod, das davon schwarzblau ausfällt, offenbar vergiften, wenn das Getraide nicht sorgfältig davon gereinigt wird.

11) Die Krähenaugen (Brechnuß), Nux vomica, ein bekanntes Ratzengift, sind die weißgrauen, hornartig harten, zähen, rundlichen, auf einer Seite platten, in der Mitte vertieften, mit glänzenden, festen Härchen besetzten, bitterschmeckenden Fruchtsaamen der Strychnos Nux vomica L., eines Malabarischen und Ceylonischen Baumes.

12) Schwindelkörner (Kokels-Fischkörner), die kleinen, erbsengroßen, rundlichen, grauen, runzlichen, bauchigen Beeren oder Nüsse von Menispermum lacunosum Lam., oder Cocculus suberosus Decandolle, einem Baume in Ostindien, besonders auf Malabar, welche unter der zähen Schaale einen Kern von äußerst bitterm und brennend scharfem Geschmacke enthalten. Man verfälscht und vergiftet ebenfalls damit das Bier, um es berauschender zu machen. Sie dienen auch Manchen als Fangmittel für Fische und Vögel, weil sie auf diese betäubend wirken, weshalb man Magen und Därme dieser Thiere vor dem Verspeisen genau untersuchen muß.

13) Mutterkorn (Kornzapfen, Kornmütterle, After-, Hunger-, Tollkorn, Todtenkopf, Hahnensporn), Clavus secalinus, Secale cornutum, nach Decandolle ein wahrer Schwamm (von ihm Sclerotium genannt), oder nach Andern ein durch Krankheit, die den Roggen, wenn auch nicht ausschließlich, doch häufiger ergreift, in nassen Jahren desorganisirter Roggensaame, welcher über die gesunden Aehrenkörner schnell hervorwächst; in Form einer Vogelklaue, außen mehrentheils schwarz oder schwarzblau, auf dem Bruche bläulich, schwammicht, oder auch weiß, hart, trocken, worunter die großen, innen und außen dunkelfarbigen, widrig riechenden und scharf schmeckenden Körner mit ihrem Staube, zumal in Menge und frisch mit dem Roggenbrodt verbacken, sowie vorzüglich als Milchspeise genossen, allerhand schlimme Nervenzufälle erregen. Das Brod bekommt davon eine violette Farbe, einen ekelhaften Geruch und einen scharf beißenden Geschmack. Thiere ver-

abscheuen das Mutterkorn, und das Federvieh geht davon zu Grunde. Da es leichter ist, so fliegt es beim starken Werfen des Roggens über diesen hinaus, und wird so am besten abgesondert.

14) Das Opium ist der rothbraune, widerlich riechende und ekelhaft bitterschmeckende, eingetrocknete Saft aus den geritzten grünen Mohnköpfen, welcher aus deren Schaale quillt, und vorzüglich in Persien, Aegypten und Ostindien von der weißen Mohnpflanze gesammlet wird. Opium geben auch unsere Mohnköpfe, aber weniger und kein so kräftiges. Das englische Bier und unser diesem nachgekünsteltes soll leider damit verfälscht, mithin vergiftet werden.

15) Giftpilze, Schwämme unterscheiden sich im Allgemeinen und in der Regel von allen übrigen eßbaren Schwämmen:

a) durch ihren Standort, weil sie gern und am häufigsten bei nasser Witterung auf einem feuchten Sumpfboden an schattigen, eingeschlossenen Orten, in finstern Wäldern, besonders Tannenwäldern, in Gärten an Baumstämmen und Pfählen wachsen; eßbar dagegen sind in der Regel die Pilze, welche an Waldrändern und auf Wiesen, überhaupt auf freien, mehr trocknen Plätzen und unmittelbar auf dem Boden wachsen;

b) zeichnen sich die meisten Giftpilze durch ihr widriges, oder auch zu buntes Ansehen, durch ihre schwarze, schwarzblaue, grüne, buntscheckige oder Regenbogenfarbe aus, sowie durch das Wandeln ihrer Grundfarbe beim starken Berühren, oder nach dem Zerbrechen der frischen an freier Luft in eine andere, besonders schwarzblaue, oder schmutziggelbe, oder rothe rc.; indeß sind auch einige weiße, wie der glockenartige Schwamm, bei uns der frische Pfefferschwamm rc. sehr giftig, manche dagegen der Farbe nach wohl verdächtige, wie der eßbare Reizker, verschiedene Täublinge rc., ganz unschädlich;

c) durch ihren hohlen Stiel, aber nur zum Theil, denn die Spitzmorchel, der so angenehme Mousseron oder

ihn am liebsten getrocknet gleich einem Bissen und ungekaut. Das fleißige Nachtrinken von kaltem Wasser soll seine betäubende Wirkung verstärken, die auch auf den Harn übergeht, ja auf eine zweite, dritte, vierte und fünfte Person, welche von dergleichen Harn trinken.

3) Der ungenießbare Reisker (giftiger Hirschling, Mordschwamm), Agaricus campanulatus, unterscheidet sich vom eßbaren (Agar. deliciosus) durch seinen am Rande haarigen und gestreiften Hut, seine blässere Farbe, den beißenden Geschmack, das löchrige Fleisch, und die haarige Saamendecke. — Schädlich sind auch alle Reiskerähnliche Schwämme, welche keinen pomeranzenfarbigen, sondern einen weißen, an der Luft gilbenden Milchsaft enthalten.

4) Die wilden, ungenießbaren, den ganzen Sommer über in Eichen-, Buchen- und Birkenwäldern wachsenden Brätlinge oder Breitlinge (Reitschker), gestielte Blätterschwämme (Agaricus-Arten) unterscheiden sich durch ihre bleichere Farbe, ihren wolligern Rand; ihr scharf schmeckendes Fleisch, durch eben solchen Milchsaft, und durch Geruchlosigkeit von den unschädlichen Brätlingen.

5) Steinpilze (Boletus edulis), eine Löcherschwammart, die von Würmern angenagt, oder deren Unterfläche grünlich ist, und deren Fleisch, sobald man die Löcher ablöst, an der Luft seine Farbe ändert, sind ganz verwerflich.

6) sind unter den Bocks- oder Ziegenbärten, einer Keulpilzart (Clavaria flava), die braunen, schwarzen oder weißen, auch alle lederartigen Varietäten ungenießbar.

7) kommen unter den von Landleuten zu Markte gebrachten Champignons, einer sonst ganz unschädlichen, wohlschmeckenden Blätterpilzart (Agaricus campestris) zuweilen andere gleichzeitige und ähnliche Pilzchen vor, die sich durch ihre feinern, oder häufigern, oder verschiedentlich langen, gelblichen oder weißen Blätter, durch ihren obern, nicht weißen Hut, durch ihr weniges Fleisch, ihren eigenen

Geruch, und, wenn man sie kratzt oder abbricht, durch ihren ausfließenden Milchsaft verdächtig genug auszeichnen.

8) giebt es unter den eßbaren Morcheln, einer eigenen Pilzart (Helvella), auch Giftmorcheln, die aber einen breitern, plattern, in der Mitte eingebogenen Hut, einen stärkern Stiel oder Strunk, ein fetteres Ansehen haben, und stinken. Schädlich sind auch die weißen, oder ganz kohlschwarzen mit wenigen Falten, und fast ganz plattem Hute, sowie die weißen, oder ganz schwarzen, zähen, lederartigen, außerordentlich breiten Spitzmorcheln.

II) Animalische Gifte.

Hierher gehören alle Miasmen und thierischen Ansteckungsstoffe: das Menschenpocken-, Masern-, Pest-, Typhus-, Lustseuchen- und andere Krankheitsgifte, der Speichel wüthender Thiere und Menschen, alle elastischen und nicht elastischen Flüssigkeiten und festen Theile der an dem Milzbrande, oder der schwarzen Blatter verreckten Hausthiere, das Pferderotzgift, das Gift mancher zu gewissen Zeiten giftigen Fische, z. B. der Clipea thryssa und Caracinus fuscus rc., das Gift der Brillen- und Klapperschlangen, der Nattern, vorzüglich der Viper, Barbeneier und Leber in zu großer Menge genossen, Giftmuscheln mit Bärten, Bienen-, Wespen-, Hummeln- und Hornissengift; alter fauler Schmierkäse; die zu stark, vornehmlich in Torf-, Stein- und Braunkohlenrauch geräucherten Blutwürste, in denen sich selbst eine eigne Giftsäure entwickeln kann; alle mit verdächtigen Gewürzen, z. B. Pfefferstaub, der mit Kockelskernpulver zu Zeiten vergiftet seyn soll, gewürzten Würste (weshalb man immer ganzen Pfeffer einkaufen soll), zuvor gefrorne und wieder aufgethaute, mithin verdorbene geräucherte Blut- und Leberwürste, nach deren Genuß in Würtemberg, Bayern rc. häufige Vergiftungsfälle vorkamen von einem darin entwickelten eigenen, fettsäuren- oder Wurstgifte rc.; Honig aus den Nectarien mancher Giftpflanzen, z. B. der Belladonna, des Bilsenkrauts, Seidelbasts, der Eisen- oder Sturmhut-, der Hasenfuß- und

Nachtschattenarten, zumal von Erdhummeln gesammelt, die diese niedrigen Pflanzen gern besuchen.

III) Mineralische Gifte.

1) Alle arsenikalischen, z. B. Arsenikdämpfe, der weiße, gepulvertem Zucker oder schneeweißem Mehle ähnliche, aber auf Glühkohlen mit knoblauchartigem Geruch verdampfende Arsenik, der sogenannte Fliegenstein, ein arsenikalisches Kobalterz, das Operment, oder Auripigment, ein schwefelhaltiges Arsenikoxyd von gelber, manchmal grüner, und oft ins Rothe spielender Farbe, ein übliches Pigment.

2) Quecksilbergifte; unter diesen sind die gefährlichsten: a) die Quecksilberdämpfe, b) der weiße und rothe Präcipitat, c) der Quecksilbersublimat, und andere Mercurialsalze.

3) Kupfergifte, vorzüglich das essigsaure Kupfer oder der Grünspan, ein Kupfersalz, welches die in schlecht verzinnten, nicht blank gescheuerten Kupfer- oder Messinggeschirren gekochten oder warm aufbewahrten Speisen und Getränke 2c., die damit schön grüngefärbten Salz- und Pfeffergurken, Bohnen, Kapern 2c. vergiftet.

4) Bleigifte; die gefährlichsten sind: das Bleiweiß, die Blei-, Silber- oder Goldglätte, die Mennige, beides Malerfarben, der Bleiessig, Bleizucker. Bleivergiftungen können vor sich gehen durch gebleite Weine, Fettöle, Essige, und durch alle Speisen und Getränke, die in bleizinnenen, oder in gemeinen thönernen schlecht und nachlässig bleiglasurten Geschirren gesotten werden, und lange stehen bleiben.

5) Spießglanz- oder Antimonialgifte, z. B. Brechweinstein in größern Gaben, Spießglas 2c.

6) Säuren: Vitriolöl, Scheidewasser, Aetzsalmiakgeist, Sauerkleesäure, Opiumsäure und andere Giftsäuren.

Die allgemeinen Zeichen einer Vergiftung sind: bei vorher gesunden Menschen offenbaren sich plötzlich

[illegible]

ohne weitere denkbare Veranlassung, heftige Magen- und Kolikschmerzen, allgemeine Schwäche, Zittern der Glieder ꝛc.; diese Zufälle enden oft, ohne zeitige Kunsthülfe, mit dem Tode.

Die scharfen, ätzenden Mineralgifte wirken mehr zerstörend auf den Körper, als die Pflanzengifte, daher erregen sie heftiges Brennen im Schlunde, Magen und Darmkanale, starken Durst, häufiges Würgen und Erbrechen, blutigen Stuhlgang, oder, wie die zusammenziehenden und austrocknenden Bleigifte, anhaltende Leibesverstopfung, Bleikolik ꝛc., Erweiterung des Augensternes, Harnverhaltung, und den schmerzhaftesten Tod. — Die frischen Leichen solcher Vergifteten haben insgemein ein äußerlich gutes Ansehen, und gehen nicht sobald in Fäulniß. Aber der Magen, oft auch die Gedärme sind mehr oder weniger entzündet, ja schon brandig, und an- oder durchgefressen, wie von den arsenikalischen und mercurialischen Aetzgiften, von Aetzsäuren ꝛc.

Die narkotischen Pflanzengifte erregen mehr Zufälle von Betäubung und Ueberreizung des Nervensystems: Schwindel, Ohnmacht, Irrereden, Zuckungen, geringes Magenweh, mehr ein Gefühl von Schwere im Magen, Schlafsucht, Tod. Eine solche Leiche wird bald mit schwarzblauen Hautflecken bedeckt, fault schnell, die Haare fallen aus, der Magen ꝛc. ist selten entzündet.

Um bei dem Zusammentreffen solcher Erscheinungen den Argwohn einer möglichen Vergiftung zu berichtigen, erwäge man genau alle vorausgegangene und gegenwärtige Umstände, die Lebensverhältnisse des Vergifteten an sich, jene mit seinen Angehörigen und Allen, die um ihn sind. Man untersuche die Aufbewahrungs-, Koch-, Speise- und Trinkgeschirre im Hause. Ist von dem Genossenen noch Etwas da, so hebe man es auf, gleich dem, was der Erkrankte etwa ausgebrochen hat, um es dem schnell herbeizuholenden Arzte vorzuzeigen, und gebe einstweilen etwas davon einem Hunde oder einer Katze zu fressen.

Die allgemeine Behandlung eines Vergifteten hat zum Zweck, das Gift so schnell, wie möglich, aus dem Körper zu schaffen, oder zu verdünnen, einzuwickeln, abzustumpfen, zu neutralisiren, und die schon vorhandenen schädlichen Wirkungen desselben zu mindern, oder ganz aufzuheben.

Man suche also, wenn nicht Erbrechen von selbst, noch hinreichend erfolgt, solches durch Kitzeln des Gaumens oder Einbringen des Fingers in den Schlund zu erregen, gebe dem Kranken vieles warmes Wasser, Kamillenthee, fettes Oel, geschmolzene Butter oder Butterwasser, Fleischbrühe ꝛc. zu trinken. Ein angezeigtes eigentliches Brechmittel kann nur der Arzt verordnen. Gegen zu langes Erbrechen, kann man 1 Quentchen Weinsteinsalz nehmen, und sogleich etwas Essig nachtrinken lassen. Dann gebe man, um das Aetzgift einzuhüllen und abzustumpfen, Milch, Milchrahm, Süßmolke, Milch- oder Kartoffelbrei, Hafer-, Gersten- oder Reisschleim ꝛc.

Bei notorischer Vergiftung: a) durch scharfe Mineralgifte, als: Fliegenstein, Arsenik, Quecksilbersublimat, Grünspan ꝛc., verbiete man geradezu alle saure Speisen und Getränke, gebe zuerst viel laues Wasser, bis starkes Erbrechen folgt, dann Baumöl, Milch, Molke, Stärkewasser, Seifenwasser (aus 1 Theil Hausseife in 8 Theilen warmen Wassers aufgelöst), Eiweis in Wasser, Haferschleim ꝛc., und rufe schnell einen Arzt herbei.

b) Gegen Bleigifte gebe man Brechmittel, die obigen mildschleimigen Fettstoffe, keine Säuren, und sorge für baldige ärztliche Kunsthülfe.

c) Bei genommenen narkotisch-scharfen und reinnarkotischen Pflanzengiften, wie dort Belladonna, Schierling ꝛc., hier Opium, Kirschlorbeer, Giftschwämmen und Pilzen, Gifthonig ꝛc., bringe man den Kranken sogleich in freie, frische Luft, suche zuerst, wie oben, Erbrechen zu machen; dann gebe man abwechselnd und oft reinen, starken, schwarzen Kaffee, oder

grünen Thee, Essig, oder Citronsaft, Zuckerwasser zc. mit schleimigen Abkochungen durch den Mund sowohl, als mittelst Klystiere, oder sogleich vieles kaltes Wasser zu trinken, wasche das Antlitz mit kaltem Essigwasser, und befolge im Uebrigen pünktlich die Vorschriften des Arztes.

d) Bei Vergiftung durch starke Säuren: Vitriolöl, Scheidewasser zc., läßt man sogleich vieles Wasser trinken, und hierauf Seifenwasser, oder verdünnte Aschenlauge, oder Kreide in Wasser zertheilt, so oft wie möglich nehmen, bis der Arzt das Weitere anordnet.

e) Hätte jemand Glas oder Nadeln, Knochen, Fischgräten, Metallknöpfe, Kupfermünzen zc. verschluckt, so suche man vorerst mittelst einer eingeölten kleinen Zange, oder eines Fischbeinstäbchens mit etwas vorn daran wohl befestigtem Waschschwamm den fremden Körper, wenn er noch im Schlunde steckt, herauszuziehen, oder vollends hinunterzustoßen. Im letztern Falle, oder wenn er schon hinuntergeschluckt wäre, gebe man einstweilen Fettöle, Eidotter, steifen Mehl- oder Kartoffelbrei, Milchspeisen zc. zu essen, und suche schleunig ärztliche Hülfe.

f) Die in die Nase, Ohren oder Augen gekommenen fremden Körper suche man, erstere durch Einblasen in den Mund, oder durch Niesmittel, oder, wie letztere, auch mechanisch zu entfernen. Feilspäne, oder Eisenstäubchen, die als Stahlfunken in die Augen fliegen, und sich hier festsetzen können, nimmt der Magnet weg zc.; (vergl. die neuere Literatur: K. Kolbani Giftgeschichte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs, 2te Aufl. Wien 1807. 8. — Lehrreiche Unglücksfälle zur Warnung vor Giften und Vergiftungen, nebst einem kurzen Unterricht über die gemeinschädlichsten Gifte, von K. G. Hergang. Görlitz 1811. 8. — Tabellarische Uebersicht der vorzüglichen in Deutschland einheimisch gewordenen Giftpflanzen mit color. Abbildungen von G. M. Th. Götz. Wien 1817. 8. — Die Hülfe bei Vergiftungen zc. von Joh. Wendt. Breslau 1818. 8. — Orfila's Rettungsmittel bei Vergiftungen, a. d. Franz.

von Röscher. Basel 1818. 8. — Deutschlands Giftpflanzen, zum Gebrauche für Schulen, mit Abbild. von C. G. Plato, 8te Aufl. Leipz. 1820. 4. Erste Fortsetzung dieses Buchs von einem Ungenannten. Leipzig 1823. 8. — P. J. Schneider über die Gifte rc. 2te Aufl. Tübing. 1821. 8. — C. H. Persoon Abhandl. über die eßbaren Schwämme rc. aus d. Franz. mit Anmerk. von J. H. Duerbach, mit 4 Kupf. Heidelb. 1822. 8. — Toxicologische Charte von W. Strobe, a. d. Engl. mit Zus. Weimar 1822. 2 Tabell. Fol.).

Sechzehntes Kapitel.

Von dem Verhalten des Seelsorgers am Sterbebette.

Wohl mag es hier und da noch eifrige Kirchenlehrer geben, die, wenn es heißt, der eine oder der andere ihrer Kranken liege in den letzten Zügen, herbei eilen, mit der ängstlichsten Sorgfalt dem Todschwachen alle mögliche Andachtsformeln vorbeten, und, wenn er dabei unachtsam zu seyn scheint, nicht nur so lange und so laut ins Ohr raunen, bis er sterbend den letzten Athem verhaucht hat, sondern auch nachher noch, wenn seine Hände und Füße schon erkaltet, seine Augen gebrochen, und alle Lebensfähigkeiten in ihm erloschen sind, so lange über seinen Kopf fortschreien, bis sie glauben, daß die Seele ganz von dort gewichen sey.

Der Unsinn dieses eiteln Beginnens springt wohl Jedem in die Augen: man nützt damit dem Sterbenden nichts, und vergrößert nur die Leiden der Umstehenden.

Wenn der große Augenblick des Hinscheidens naht, so schwinden die körperlichen und geistigen Kräfte immer mehr. Die meisten Sterbenden fühlen eine besondere Angst, welche nicht allein durch Todesfurcht, sondern auch durch das mühsame, öfters aussetzende Athemholen, und durch die große Unordnung im Blutumlaufe verursacht wird. Diese Angst wird durch jede unangenehme Gemüthsbewegung, durch die mindeste Körpererschütterung vermehrt.

Der Akt des Sterbens geht manchmal sehr langsam vor sich, zumal bei denen, die an langwierigen Krankheiten verscheiden. Ein jeder heftiger Seeleneindruck, jedes unsanfte Rütteln des Körpers, jegliche Veränderung der Lage desselben, das famöse Wegnehmen des Kopfkissens, jedes Geräusch vermag den Sterbeakt zu beschleunigen, und oft den schwachen Lebensfunken plötzlich zu ersticken. Indeß ist es unsere Pflicht, den Sterbenden ihren Todeskampf so leicht wie möglich zu machen, aber auch Alles zu entfernen, was ihren Tod schneller herbeiführen kann. Deshalb sorge der Geistliche, wenn er den Sterbenden überhaupt den letzten Dienst erweiset, im Allgemeinen dafür: daß

1) alles Herzerschütternde, unzeitige Trauer Erweckende aus dem Sterbezimmer verbannt werde. Er dulde nur die Gegenwart solcher Personen, welche der Sterbende um sich wünscht;

2) sehe er darauf, daß das Zimmer nicht zu warm geheizt sey, und lasse es im Nothfall etwas lüften;

3) gestatte er nicht, daß man den Sterbenden rüttle, in seiner Lage verrücke, und mit stürmischen Umarmungen ängstige, geschweige ihm sein Kopfkissen wegziehe, welche Unsitte hier und da noch, zumal auf dem Lande, aus einem falschen Mitleid gegen Sterbende, nicht selten auch wohl aus einem bösen Verlangen nach ihrem baldigen Tode, befolgt wird;

4) lasse er dem Sterbenden eine gemächliche Lagerung geben mit etwas erhöhtem Haupte, und, wenn dieser verschieden ist, dessen Leichnam ja nicht sogleich entkleiden, und aus dem Bette nehmen. Denn zuweilen verschwinden die letzten Lebensfunken äußerst langsam; die letzten Athemzüge können mehrere Minuten aussetzen; daher es denn wohl geschieht, daß in dem Momente des vermeinten Abgeschiedenseyns ein neuer heftiger Athemzug noch Ueberreste des Lebens den erstaunten Anwesenden kund thut;

5) muß der Seelsorger die verschiedenen Arten, wie das Leben endet, genau kennen, um zu wissen, wie viel er

dereinst in diesem Zeitpunkte auf die Kräfte der Seele zu rechnen habe. Insgemein nämlich geht eine mehr oder minder schmerzhafte, sichtbare oder verborgene Krankheit, oder auch ein Grausen erregender Zufall vor dem Tode her, und nur die Verschiedenheit dieser Vorläufer modificirt die Todesart, beschleunigt oder verzögert sie, macht sie für die Augenzeugen mehr oder weniger fürchterlich. Wer die Geschichte des Sterbens kennt, und Selbstbeobachter dieser letzten Lebensscene war, muß eingestehen, daß manche Krankheit äußerst schmerzhaft, der physische Tod aber leicht sey. Kleine Kinder und Thiere fürchten ihn, gleich den meisten sogenannten wilden Nationen, nicht; nur der moralische Mensch, nur die Metaphysiker haben ihn für martervoll ausgegeben. — Der Naturmensch verliert stufenweise seine Lebenskraft. Eine Lebensverrichtung hört nach der andern auf, und er endet, wie er begonnen hat. Geboren mit stumpfem Gefühl, ohne Bewußtseyn, ohne Ueberlegung, stirbt er auch so wieder. In ihm erschöpft jede Thätigkeit mehr Lebenskraft, als er zu reproduciren vermag; die Thätigkeit wird ihm unangenehm, und angenehm die Ruhe. Langsam und nach und nach entwickelten sich seine Lebens- und Seelenfähigkeiten; langsam und gradweise nehmen sie wieder ab; und so ist denn das Ende seines Seyns eben so schmerzensfrei, als es dessen Anfang war. Daher ist ein solcher Tod des Alters, ein solcher Naturtod der leichteste. Was soll hier der Seelsorger mit seinem geistlichen Zuspruche noch nützen, hier, wo jeder heftige, mit dem Grade der Erregbarkeit in Mißverhältnisse stehende physische und moralische Reiz schneller erschöpft, geschwinder tödtet? Wie viele Kranke mag ein zu eifriger Religionslehrer mit seinen Declamationen entseelt, wie manche Familie ihren Familienvater ins Grab geweint haben! Gewiß würde dieser oder jener noch genesen, wenn er ruhig liegen könnte, wenn nicht durch ängstliches Händeringen, Jammern und Klaggeschrei der Anwesenden seine wenige Lebensthätigkeit zu schnell oder auf einmal verzehrt würde. Was kann der Prediger bei einem solchen Sterbenden noch

Gottes wirken? Man mißbrauche doch ja nicht zur Quaal der Menschen in den betrübtesten Augenblicken eine wohlthätige Religion, welche Ruhe des Gemüths und das Heil der Menschen zum Zwecke hat. Die Bemühungen des Seelsorgers am Sterbelager müssen jedesmal den Fähigkeiten seines Kranken entsprechen, wenn er ihm nicht mehr schaden, als nützen will. Sie sind hier aber im Durchschnitte eben so fruchtlos, als bei einem neugebornen Kinde. — Indeß sterben jetzt wenige Menschen den Tod des Alters; fast alle werden durch Zufälle, oder selbst erzeugte Krankheiten vor der Zeit ins Grab gestürzt, und die Verschiedenheiten ihrer Krankheiten, ihres Temperaments, ihrer Lebensart, ihrer Erziehung ꝛc. bestimmen ihre so abweichenden Todesarten, wovon hier die gewöhnlichern stehen mögen, damit man wisse, in welchen Fällen und in wie weit bei diesen Sterbenden der geistliche Zuspruch Statt habe:

a) In hitzigen, schnell verlaufenden Krankheiten unterscheidet sich die Todesart nach der Verschiedenheit des Fiebers. An Entzündungen sterben Kranke entweder im höchsten Grade derselben, oder erst dann, wenn solche in Brand übergegangen sind. Entzündungskrankheiten, die unserer weichlichen Lebensart wegen selten mehr rein und unvermischt, aber nur zu schmerzhaft sind, erzeugen vor dem Tode desto mehr Schmerz, je schneller die tödtende Ursache viele vorher noch vorhandene Lebenskraft durch Ueberreizung zerstören muß. Am fürchterlichsten sind die Entzündungen der Brust: der Kranke fühlt eine unaussprechliche Angst und rastlose Bangigkeit, wirft sich beständig im Bette herum, und kann fast nur sitzend Athem holen; sein Gesicht wird bleifarbig, die Zunge schwarz, seine Stimme verworren; er kann weder wachen, noch schlafen, und klagt über die Länge der Nächte; seine Kräfte schwinden immer mehr, seine Schwerathmigkeit nimmt von einem Augenblick zum andern zu; endlich stirbt er nach dem heißesten Kampfe eines oft schrecklichen Todes. — Was soll man einem solchen Sterbenden unter diesen unnennbaren Leiden zusprechen? Ist es

möglich, unter dieser erdrückenden Angst auch nur einen Augenblick aufmerken zu können; muß nicht das viele und laute Reden die Leiden des Sterbenden vermehren; ja muß nicht ein indiscreter Seelsorger durch gewisse Vorstellungen von Weltgericht und Ewigkeit diese physische Qual durch eine moralische verdoppeln? Alles dies geschieht gewiß, wenn der Kranke nicht etwa von der Heftigkeit seines Uebels überwältigt, in Convulsionen fällt, oder schlafsüchtig wird, oder im Delirium unter beständigem Hin- und Herschleudern der Arme seinen Geist aufgiebt. Dann aber ist alle Besinnung weg, und man kann nichts mehr auf ihn mittelst des Verstandes wirken. Sobald dagegen das entzündete Eingeweide brandig wird, so weicht der Schmerz nebst allen übrigen Zufällen; der Kranke fühlt sich ganz leidlich, und hofft deshalb auf Besserung, während sein aashafter Athem und vorzüglich sein entstelltes Antlitz den nahen Tod verkündigen. Anfangs bleibt seine Denkkraft sich noch ziemlich gleich, doch fängt er zu Zeiten an, mit der scheinbarsten Ruhe irre zu reden, und dies um so öfter und anhaltender, je näher der Tod rückt. In jenen heitern Zwischenaugenblicken wird der Seelsorger mit seinem sanften, theilnehmenden Zuspruch dem Kranken gewiß willkommen seyn. Ein dunkles Gefühl von allgemeinem, erdrückendem Uebelseyn ist das Letzte, was dieser empfindet, und sein Tod ist gemeiniglich, einige Zuckungen ausgenommen, die er nicht fühlt, ruhig und sanft.

b) Kranke, die an gastrischen, sogenannten gallichten und Faulfiebern hart danieder liegen, sterben fast immer mit verworrenen Sinnen und mit aufgetriebenem Unterleibe, fühlen den Abgang der Excremente nicht mehr, und verschmähen alle Hülfe. Sie können nur auf dem Rücken liegen, und sinken immer unvermerkt in sich zusammen, greifen um sich herum, haschen in die Luft wie nach Mücken. Mit jeder Exacerbation des Fiebers verschlimmern sie sich; ihr Puls und Athem sind klein und geschwind, ihre Bangigkeit scheint groß zu seyn, ein kalter Todesschweiß bricht aus, sie röcheln und sterben ohne alles Bewußtseyn.

c) Nervenfieberkranke äußern eine Stumpfsinnigkeit und eine Niedergeschlagenheit, die sie fast gegen Alles, und sogar gegen ihre eigne Krankheit unempfindlich macht. Die plötzliche Entkräftung, die schnelle Aenderung der Physiognomie, eine leichte und stille Sinnenverwirrung, welche sich vorzüglich durch das ungewöhnlich starre Aussehen und ein gewisses stupides, gedankenloses Staunen verräth, zeigen deutlich genug, daß hier bei dem allgemeinen Kräfteverlust alle physische und geistige Fähigkeiten gelähmt sind. Deshalb klagen dergleichen Sterbende über keinen Schmerz, blos über unbeschreibliche Mattigkeit und über die physische Schwere ihres Körpers, der nun ohne Lebenskraft auf sich selbst drückt. Ihre confusen Ideen, die in der letzten Zeit noch ihre Einbildungskraft beschäftigen, bringen sie ohne Zusammenhang vor, und sie sterben bewußtlos, schmerzensfrei, in einem dumpfen Hinbrüten und Gefühl zwischen Seyn und Nichtmehrseyn. — Was kann jenen am faulichten und diesen am nervösen Typhus Sterbenden eine geistliche Unterhaltung frommen?

d) Leicht und ohne große Todesangst, blos unter einigen Muskelverzerrungen erlöschen gleichsam Kranke, welche durch direkte Schwäche, durch Blutflüsse und schnelle Ergießungen anderer Säfte erschöpft sind. Auf ähnliche, aber langsamere Art tödten die Auszehrung, die colliquativen Durchfälle, Ruhren und andere mit starken Ausleerungen begleitete Krankheiten. Daher dünken sich Hektiker oft am wohlsten, sind noch ungewöhnlich munter, wenn sie schon am Rande des Grabes stehen. So sah ich eine wirklich gefährliche Schwindsüchtige fast in Ohnmacht sinken vor Zorn über einen Verwandten, der aus der Ferne sie besuchte, und unvorsichtig genug ihr sagte, er wäre gekommen, sie noch einmal zu sehen, weil sie so krank wäre! Ein anderer Auszehrender, der noch jung starb, hörte jeden seiner Besucher eine kurze Zeit an, wies ihn aber sogleich in ein anderes Zimmer zu seiner Familie, wo sogar im Augenblicke des Verscheidens auf sein Geheiß eine lustige Gesellschaft

bei Champagner versammlet war, während er im andern verschied. — Auch die Wassersüchtigen, wiewohl zu Zeiten mit außerordentlicher Engathmigkeit belästiget, fühlen selten das Gefährliche ihres Zustandes, und hoffen bis zum letzten Hauche immer noch gewisse Besserung. — Beim Ersticken, Ertrinken, Erwürgen dauert die Todesangst, wenn auch Anfangs physisch sehr vermehrt, nicht lange. Der Verunglückte empfindet in diesem Zustande nichts Bestimmtes mehr, und ist in eben der Lage, fühlt eben so wenig Schmerz und Bangigkeit, als der vom Schlag getroffene.

e) In Nevrosen, z. B. bei Ohnmachten, Schlagflüssen, allgemeinen Lähmungen ꝛc., sind die Sterbenden ebenfalls sich ihrer gar nicht bewußt, und enden oft unversehens schnell, so daß man ihres Todes wegen nicht immer ganz sicher ist, oder, wenn sie auch unter Convulsionen sterben, so fühlen sie dabei doch wenig oder gar nichts. Fallsüchtige wissen nach ihren Anfällen nur selten, was mit ihnen vergangen ist, eben so wenig Apoplektische, welche, wie Betrunkene, im tiefen Schlafe daliegen, vom sogenannten Blutschlag getroffene, mit rothblauem, aufgedunsenem Antlitz, rothgeschwollenen geschlossenen, oder offenen, starren Klotzaugen, offnem Munde, lautem röchelndem und schnarchendem Athem. Weil hier die Kräfte nur unterdrückt sind, so schreitet der Tod langsam ein, schneller gewöhnlich bei den vom Nervenschlag total Getroffenen, welche die ganze Leichenphysiognomie an sich tragen. — Betäubende Pflanzen- und Thiergifte, oder kohlensaures Gas (die sogenannten Schwaden in Kellern, wo viel Most oder Bier ꝛc. gährt), die bösen Grubenwetter in manchen Bergschachten, der Kohlenqualm, Gruft- und Cloakendünste ꝛc. vernichten, gleich den Contagien des ansteckenden Typhus ꝛc., die Reizbarkeit des Herzens positiv und geradezu. Scharfe Gifte, z. B. viel Arsenik ꝛc., tödten, wie ein Schlag auf den Magen, wie Quetschung der Hoden, Herzberstung, Zerreißung des Magens und der Gedärme, Hirnerschütterung, Blitzschlag, Sonnenstich, oder auch wie große Gaben geistiger Getränke und heftige Ge-

mütherschütterungen, insgemein äußerst schnell. Starr-süchtige und Lethargische dagegen können oft wochenlang wie todt erscheinen, ohne es wirklich zu seyn, und hören jedes in ihrer Nähe gesprochene Wort, ohne irgend ein Lebenszeichen von sich geben zu können.

6) Unter allen diesen Umständen wird der Seelsorger wohl einsehen, wo seine geistlichen Bemühungen mit Vortheil anwendbar, oder überflüssig, oder wohl gar nachtheilig sind. Aber auch in den dazu geeigneten Fällen fasse er sich möglichst kurz, damit der Todkranke nicht zuviel nachzudenken habe. Vieles Denken kommt diesem schwerer an, als einem Gesunden die härteste Handarbeit. Er frage ihn nicht zuviel, und schreie eben so wenig beim Vorlesen, als beim Extemporiren; jenes ermüdet den Kranken zu sehr, dieses erschüttert ihn schmerzhaft. Man verschone ihn mit allem beängstigenden Kirchenceremoniel, mit Geschichten aus der Hölle, mit den Schrecken des letzten Gerichts und mit den Zerrbildern eines ergrimmten Weltrichters! — Vorausgesetzt, daß der Sterbende von seinem Beichtvater zu dem so wichtigen Schritte in die Ewigkeit vorher schon zweckmäßig vorbereitet war: was kann, was soll dieser jetzt am Lebensziele anders thun, als wozu ihn gesunde Vernunft und Religion auffordern? — Er zeige dem Sterbenden seinen Gott nicht unter Donner und Blitzen auf Sinai, sondern als Vater! er spreche zu ihm von Jesu, dem göttlichen Menschenfreunde, dem Mittler auf Golgatha, dem Heiland, wie er Kranke gesund machte! er lese ihm deutlich, langsam und mit Wärme den Tod und die Wiederbelebung des Lazarus ꝛc. vor! er schöpfe aus der lautern, unversiegbaren Quelle des Lehramts Christi, und dessen Beispiel und grenzenloses Wirken zum Heil der Menschen wird der Seele des Sterbenden wahres Labsal seyn; seine Furcht wird Liebe, sein Tod Leben; er geht, der Sonne gleich, im Abendroth unter, um zu einem neuen, höhern Morgenglanze wieder zu erwachen;

7) sorge zugleich der Geistliche mit dafür, daß alle jene scheußlichen Karrikatur-Darstellungen des Todes aus

Kranken- und Sterbezimmern, sowie aus Gotteshäusern ꝛc. verbannt werden. Warum sollen wir nicht den Bruder des Schlafs unter einem minder furchtbaren Bilde uns versinnlichen? Die Altgriechen gestalteten ihn zu einem Jüngling oder Genius mit umgekehrter, ausgelöschter Fackel. Ihre Todesfelder liegen noch jetzt, wie bei den alten Hellenen und Römern, außer den Städten an den Heerstraßen, und sind freundliche Spatzierplätze für Jedermann. Die Brüdergemeinen nennen den Tod einen Heimgang, und ihre Begräbnißplätze sind liebliche Blumengärten, sowie jene in Dessau, München ꝛc. anmuthigen Lusthainen gleichen! — Eindrücke, welche dergleichen physische Vorstellungen auf die Gemüther machen, sind gewiß nicht unbedeutend; sie würden der Menschheit wahrlich manches O! und Ach! ersparen, und auf die Sittlichkeit den erfreulichsten Einfluß haben!

8) Es gestaltet sich aber auch die Art des Sterbens nach eigenen psychischen Verhältnissen auf diese oder eine andere Weise. — Kein Wort hier von jenen dämonischen Erscheinungen am Sterbebette, von Visionen, Ahnungen, Vorhersagungen des Todes, Versuchungen u. dergl.! sie sind fast immer Ausgeburten der Fieberhitze, einer überspannten Phantasie, von Jugend auf gepflegter Ammenmährchen und der physischen Todesangst; vor dem Richterstuhl der reinen Vernunft verlieren sie allen Werth!

9) Aufgeklärte Menschen in allen Ständen werden, wenn ihre Scheidestunde schlägt und sie sich nicht vorwerfen dürfen, durch Bosheit oder Muthwillen ꝛc. ihr Leben abgekürzt zu haben, heiter dem Tod ins Auge schauen. Als gute Menschen sicherten sie ihre Jugend durch Anderer Fehler, die sie sahen. Bei Reichthum und Weichlichkeit erzogen, würden sie wohl stolz und hartherzig geworden seyn, aber — von der Mäßigkeit genährt, jung mit der Erfahrung des Alters haben sie die gefährlichen Schmeichelreize des Ueberflusses, die ihnen ihre Ruhe verkümmert, ihr Herz verdorben hätten, verachten und fliehen gelernt. Nur das Unglück war ihre beste Schule; diese lehrte sie jedes Ungemach ohne Mur-

ren ertragen! Ruhig im Sturme, sehen sie ohne Staunen den ewigen Wechsel, das ewige Steigen und Fallen der eiteln menschlichen Entwürfe. Weise in ihren glücklichen Tagen erwarten sie mit Gleichmuth jegliche Freude, jegliches Leid, und — den Tod. — Diesen Christenmuth aus Grundsätzen habe ich in meinem ärztlichen Wirkungskreise oft angetroffen und bewundert. — Hingegen sah ich nichts Schrecklicheres, als die Leiden eines sterbenden Schwachkopfs oder Sünders, welcher der moralischen Todesangst erliegt. Diese Menschen, das beständige Spiel der Bedürfnisse und Umstände, die immerfort vom Vergnügen zur Langeweile, vom Haß zur Liebe, vom Laster zur Tugend, vom Schmerz zur Thorheit überspringen, die mitten in den Tagen des Schwindels und der Berauschung nicht die schönen Gründe, welche die Neigung der Pflicht aufopfern muß, sondern die unstatthaften Vorwände aufsuchen, mit denen sie sich einem höhern Willen zu fügen entschuldigen könnten; welche stolz oder kriechend unerkannt sind, und selten gekannt zu werden verdienen, und in ihrer Verblendung bis an ihr Ende wähnen, daß ihr Tod den Untergang der ganzen Natur nach sich ziehe, diese elenden Menschen bedürfen vorzüglich der priesterlichen Sorge auf ihrem Todbette. Schon trübt sich ihr Auge, ihre Hand gehorcht ihnen nicht mehr, der Tod macht sie starr, und — noch brennt in ihrem Busen die Sehnsucht nach diesseits und die peinlichste Furcht vor jenseits. O, die Thoren wissen nicht, daß diese Welt doch in ihrem Gleise fortgeht, ohne sie, daß sie nach ihrem Absterben vergessen sind. Machen sich doch der Weise und der Tugendhafte, die ihr Leben mit edeln Handlungen bezeichneten, keine Rechnung darauf, daß ihr Tod in einem auch nur kleinen Kreise irgend eine Aenderung hervorbringe, wie dürfen sich erst jene Unmündigen am Geiste, wie dürfen sich Lasterhafte dieser Eitelkeit schmeicheln!

10) Erziehung, Lebensart, Mangel an physischer Empfindlichkeit, angewöhnte Denkart, Leidenschaften ꝛc. modificiren nicht minder das Betragen des Sterbenden. Ich habe Bauern mit einer Ruhe

sterben sehen, die für wahre Seelengröße gelten könnte, wenn man nicht überzeugt wäre, daß bei den Meisten nur mechanische Wirkung ihrer Organisation zum Grunde läge. In diesem Falle dürfen dann die Seelsorger immer mehr gerade und offen zu Werke gehen, und mit dergleichen Leuten von der Brust wegsprechen. Aber noch weniger müssen sie bei Jenen zurückhaltend seyn, die mit wahrer Seelengröße, der Frucht reifer Ueberlegung, und tiefer Meditation sterben. — Was gesteigerte Leidenschaften und Seelenorgasmus hier vermögen, beweisen die Staatsrevolutionen älterer und neuerer Zeit. Man lief wie rasend in die Arme des Todes; man legte sich an die Mündung einer Kanone in dem Momente des Abfeuerns, und ließ sich bedächtlich in tausend Stücke zerschmettern! Wie viele unserer teutschen Brüder stürzten sich aus Patriotismus oder edler Ambition vor einigen Jahren noch muthig in den Tod! Wie viele Neugriechen thaten dasselbe in unsern Tagen, um ihr türkisches Sclavenjoch abzuschütteln! Auch die gewohnte Denkart und die verschiedenen Begriffe von Gott und Zukunft machen den Tod mehr oder weniger ruhig. Verschiedene Völker stellen sich das zukünftige Leben so reizend und herrlich vor, daß sie sich gern morden lassen. Völker, die an die Seelenwanderung, an künftiges Wohlleben, an Auferstehung in einem bessern Lande glauben, verlassen zufrieden die Welt. Völker, die von Zukunft und Unsterblichkeit gar keine Begriffe haben, oder nichts wissen mögen, sind ebenfalls gleichgültiger gegen den Tod, daher der Leicht- und Kaltsinn, mit dem z. B. die republikanischen Neufranken dem Tode entgegengingen, und ihre Verachtung aller Religion, alles Christenthums! — Die alten Germanen schöpften ihren unglaublichen Heldenmuth aus ihrem höchsten Seligkeitsbegriff, daß sie jenseits in Wallhala auf einem Hügel ihrer erschlagenen Feinde aus einem von Blut rauchenden Schädel zechen würden! — Die Muselmänner jagt vorzüglich blinder Religionshaß gegen die Christen, und Fatalismus in den Kampf auf Leben und Tod! — Der gute Christ, welcher

so schöne, so sichere Aussichten jenseits des Grabes hat, wie ruhig stirbt er in den Armen der Seinigen oder seines Seelsorgers, der ihm in seinem ganzen Leben Erzieher, Freund, Vater, Rathgeber und Tröster in Leiden, so auch im letzten Todeskampfe war! — Wie schrecklich martert aber jeden Zweifler jenes Shakespear'sche: Seyn-oder nicht Seyn — das ist die große Frage! — — (Vergl. Greg. Köhler's Anleitung für Seelsorger an dem Kranken- und Sterbebette. 5te neubearb. Aufl. herausg. von Jac. Brand. Frkf. a. M. 1819. 8.).

Siebzehntes Kapitel.

Von den Zeichen, welche die Gefahr einer Krankheit und den nahen Tod verkündigen.

Nächst dem Arzte kann wohl Niemand mehr, als dem Seelsorger eines Kranken daran liegen, zu wissen, wann dessen Krankheit lebensgefährlich, und wann der Tod im Anzuge sey?

Die allgemeinen Merkmale, welche auf Gefahr in Krankheiten hindeuten, sind:

1) ein zu geschwinder, kleiner, schwacher, unregelmäßiger oder aussetzender Puls an beiden Handwurzeln;

2) ein schnell sich folgendes Ein- und Ausathmen, oder eine tiefere mühsame Respiration, zu starkes Röcheln und Schnarchen während des Wachens;

3) auffallende Abnahme der Wärme an Händen und Füßen;

4) plötzliches Verschwinden aller bisherigen Schmerzen in den Eingeweiden oder andern Extremitäten;

5) pralles, elastisches Anschwellen des Unterleibes;

6) jähes Einsinken irgend einer Geschwulst an den Gliedmaßen, ohne äußerliche Ausleerung der Feuchtigkeit; schnelles Eintrocknen alter Geschwüre;

7) unwillkührlicher Abgang der Excremente und des Harns im wachenden Zustande, Abgang todter Eingeweidewürmer;

8) öfteres Umherfahren mit den Händen über das Bett, als wenn man etwas suchte. Oefteres Greifen nach der Bettdecke, Flockenlesen, Mückenfangen in der Luft;

9) eine auffallende Veränderung und Entstellung der Physiognomie des Kranken. Häufiges Schielen wider Gewohnheit, unwillkührliches Weinen, beständiges Schwimmen der Augen in Thränen, Einfallen der Wangen, Hohläugigkeit, Zuspitzen der Nase, Herabsinken des Unterkiefers ꝛc. (hippokratisches Gesicht);

10) Unbeweglichkeit, oder veränderliche Lagerung des Körpers; Herabrollen und Zusammensinken desselben; mehrmals ängstlich gewünschtes Umbetten ꝛc.;

11) große Veränderung im Gemüthe, heftige Raserei, Bewußtlosigkeit, Gleichgültigkeit über den Ausgang der Krankheit, Apathie gegen Personen, die dem Kranken sonst theuer waren, eine gewisse Unempfindlichkeit gegen alle Körperschmerzen, weshalb er über nichts klagt, sondern auf die Frage nach seinem Befinden jedesmal antwortet: ihm sey recht wohl!

12) Abstumpfung der Sinne, vorzüglich des Gesichts und Gehörs; Veränderung und Abnahme der Sprache.

Je mehrere dieser Zeichen bei einem Kranken zusammentreffen, auf desto größere Lebensgefahr läßt sich schließen.

Den nahen Tod zeigen im Allgemeinen und zusammengenommen an: allmählig längeres Aussetzen und Schwinden der Pulsschläge, tiefe und oft unterbrochene Athemzüge, verstärkte Herzstöße, ein kalter, oft kadaveröser Athem, das Brechen der Augen und die starre Unbeweglichkeit derselben, Verlust der Sprache, kalter, klebriger Schweiß auf der Stirn, das völlige Einfallen des Antlitzes und Zuspitzen der Nase, Eiskälte der Hände und Füße, Zuckungen der Glieder, Verzerrungen der Antlitzmuskeln, Abnahme der Bewegung und des Selbstbewußtseyns; bei manchen Kindern sahe ich

sich noch kurz vor ihrem Tode einen leuchtenden wahren Verklärungsblick. Die letzte Verrichtung des Sterbenden ist ein tiefer Athemzug und ein darauf folgendes langsames Ausathmen. Der Moment des Sterbens dauert oft nur Augenblicke, oft mehrere Stunden; bei langwierigen Krankheiten erscheinen oft sogenannte Todesschauer mehrere Tage vor dem wirklichen Ende.

Bei der großen Aehnlichkeit des Schlafs mit dem Tode leiten die Ursachen des erstern auf die des letztern. Die nächste Ursache des Schlafs ist ein theilweises Aufhören der Einwirkung des Sensorium auf den Körper, so daß die animalischen Verrichtungen: Sinne und Bewegung, feiern, während die natürlichen: Verdauung, Hautausdünstung ꝛc. und die Lebensverrichtungen: des Herzens, Hirns, der Nerven ꝛc., ruhig fortgehen. In der Fortdauer dieser liegt die Ursache der Wiedererweckung jener, und darin, daß auch sie im Tode aufhören, der Unterschied zwischen Schlaf und Tod, und der Grund der Unmöglichkeit einer Wiederbelebung wirklich todter Menschen; (vergl. Carl Himly Commentatio mortis historiam, caussas et signa sistens. Gotting. 1795. 4. — Salom. Anschel thanatologia sive in mortis naturam, caussas, genera ac species et diagnosin disquisitiones. Gott. 1795. 4.) (zwei Preisschriften).

Achtzehntes Kapitel.

Von der Behandlung verunglückter Scheintodter.

In den meisten civilisirten Staaten sind auf Befehl der Obrigkeit sogenannte Hülfstafeln gedruckt unter das Volk vertheilt, wodurch Jeder belehrt wird, wie er mit seinem in plötzliche Lebensgefahr gerathenen Mitbruder zweckmäßig verfahren müsse, um ihn wo möglich noch daraus zu retten. In vielen Hauptstädten Europa's: zu Paris, London, Petersburg, Wien, Berlin, Dresden, Kopenhagen, Hamburg ꝛc. sind Anordnungen getroffen, den plötzlich Verunglück-

ten schleunigst beizuspringen. — So wurden z. B. durch die Bemühungen der Königlichen Gesellschaft der Humanität zu London binnen zwei Jahren 2175 auf mancherlei Weise Verunglückte, in Hamburg binnen 10 Jahren 339, und seit den letzten zwei Jahren 152 ins Wasser gefallene Menschen sogleich gerettet, und von 217 aus dem Wasser leblos gezogenen 143, in diesem Jahre aber von 44 Scheintodten 34 ins Leben zurückgebracht. Wie sehr müssen uns nicht diese erfreulichen, glücklichen Resultate von Menschenrettung zur eifrigsten Nachahmung ermuntern!

Bei Scheintodten überhaupt ist die Lebenskraft blos unterdrückt, gleichsam gebunden und ohne Aeußerung, aber keineswegs erstorben. Der Körper ist kalt, nicht selten schon erstarrt; Blutumlauf und Athemholen stehen still und alle äußere Sinne sind erloschen. Jeden solchen Leblosen, der nicht entweder so bedeutend verwundet ist, daß sich an seinem Tode keineswegs zweifeln läßt, oder der von Sachkundigen für wirklich todt erklärt worden ist, muß man als Scheintodten betrachten und pflichtmäßig dafür sorgen, daß dessen Wiederbelebung ungesäumt versucht werde. Man vergesse und suche doch ja den unseligen Irrwahn zu verbannen, als dürfe kein Verunglückter vor der Ankunft der Gerichtspersonen berührt werden, ein Vorurtheil, das eben so vielen Scheintodten den gewissen Tod bereitete, als der hier und da bei Fischern und Schiffern noch spukende Aberglaube, man müsse Ertrunkene am Johannis- oder einem andern Tage im Jahre ihrem Schicksale überlassen! —

I.

Allgemeine Vorschriften zur Wiederbelebung scheintodter Menschen.

Obgleich der Scheintod nach seinen verschiedenen Ursachen auch eine verschiedene Behandlung verlangt, so giebt es doch allgemeine Mittel, welche bei allen, oder doch den meisten Arten desselben anwendbar sind.

Sobald ein Verunglückter sich irgendwo findet, muß ein Arzt oder Wundarzt gerufen werden. Bis zu seiner Ankunft wird nach den folgenden Regeln vorbereitungsweise verfahren;

1) alle zusammenpressende Kleidungsstücke: Halsbinden, Schnürleiber ꝛc., müssen sogleich vorsichtig gelöset werden.

2) Ist es zur bessern Hülfeleistung nöthig, den Verunglückten zu transportiren, so muß dies mit der möglichsten Umsicht geschehen, und es ist deshalb besser, daß er getragen, als daß er gefahren wird. Die Unterlage muß weich seyn und der Kopf und Oberleib höher liegen, als der übrige Körper. Das Aufheben, sowie das Niederlassen oder Herabnehmen des Körpers muß sanft geschehen, und alles Ziehen und Schlitteln vermieden werden.

3) Im Sommer und bei günstiger Witterung werden die Versuche unter freiem Himmel, bei unfreundlicher Witterung aber und im Winter in einem Zimmer angestellt. Dieses muß geräumig, hell, mäßig warm, trocken und dunstfrei seyn; um immer frische Luft einzulassen, müssen ein paar Fenster offen stehen, ohne jedoch Zugwind zu machen;

4) sind fünf thätige, anstellige und geschickte Personen hinreichend zur nöthigen Hülfeleistung. Mehrere sind einander im Wege. Zugleich würden sie, gleich allen müßigen Zuschauern, die Luft schneller verderben;

5) muß der Tisch oder das Bette, worauf der Verunglückte gelegt werden soll, von allen Seiten frei stehen.

6) Ist im Orte kein Rettungskasten, so müssen folgende Dinge aufs schnellste besorgt werden: a) ein Blasebalg, den man erst rein ausbläst, damit weder Staub noch Asche darin bleibe; b) einige wollene Decken; c) mehrere wollene Tücher; d) eine Klystierspritze; e) genug warmes und kaltes Wasser; f) Wein, Branntwein, Hoffmann's Liquor; g) guter Essig; h) Salmiakspiritus; i) Senfpulver; k) mehrere scharfe und weiche Bürsten; l) Würzkräuter, als: Kamillen, Fliederblumen, Pfeffermünz- oder Melissenkraut ꝛc.; m) eine Badewanne ꝛc.

7) Während einige Personen diese Vorkehrungen treffen, beschäftigen sich andere mit dem Verunglückten. Dieser wird so schnell wie möglich, doch vorsichtig, entkleidet; die Kleidungsstücke, welche sich nicht leicht abziehen lassen, werden abgeschnitten. Dann bringt man den Scheintodten ins Bett, oder auf den Tisch, legt ihn auf eine weiche Unterlage, mit dem obern Theile mehr aufrecht, gegen die rechte Seite hingeneigt, bedeckt ihn mit wollenen Decken, und reinigt Mund und Nase von allem Schleim und Unrath mit dem eingeölten Finger, oder mit einem darum gewickelten Läppchen, oder einer Federschwinge, einem Waschschwämmchen ꝛc.

A. Eigentliche, bei allen, oder doch bei den meisten Scheintodten anwendbare Wiederbelebungsmittel.

Da das Leben ohne Athmen und Wärme durchaus nicht bestehen kann, so muß man es künstlich zu ersetzen suchen. Das Geschäft der Wiederbelebung ist mithin dreifach:

AA) Ersetzung des natürlichen Athemholens.

BB) Erwärmung des Körpers.

CC) Anwendung zweckmäßiger Aufregungsmittel des erlöschenden Lebens.

AA) Von der Ersetzung des natürlichen Athemholens, oder von dem Lufteinblasen.

Die einfachste Art des Lufteinblasens besteht darin, daß ein ganz gesunder Mensch von starker Brust seinen Mund auf den Mund des Verunglückten fest andrückt, die Nase desselben zuhält, und seinen reinen, gesunden Athem in kurzen Stößen ausbläst. Oder man steckt in das eine Nasenloch eine abgeschnittene Federspuhle, oder das erste beste Röhrchen, drückt die Nase sanft um dieses an, hält den Mund fest zu, schließt beide Kinnladen genau an einander, zugleich aber auch das andere Nasenloch, und bläst Luft durch das Röhrchen

ein. Am besten geschieht dies aber mit einem Blasebalge (da jede ausgeathmete Luft warm und zum Theil schon verdorben ist). Man bringt nämlich den Blasebalg, dessen Rohrmündung mit einem weichen nassen Läppchen umwickelt ist, in das eine Nasenloch, und bläset die Luft langsam aus, während ein Gehülfe das andere Nasenloch und den Mund zuhält, und den Kehlkopf (Adamsapfel) behutsam etwas nach innen drückt, damit die Luft nicht, statt in die Luftröhre, durch den Schlund in den Magen trete, somit nicht nur nicht nützlich, sondern nachtheilig wirke. Hebt sich die Brust nicht, so ist Schleim, oder sonst etwas hinten im Munde, was die Luft nicht durchläßt, und das man erst mit einem tief in den Mund eingebrachten, an einem Fischbeinstäbchen ꝛc. befestigten Schwämmchen wegschaffen muß. Hilft dies nicht, so verschließt der Kehldeckel die Stimmritze fest, wie gewöhnlich bei Ertrunkenen ꝛc., und man muß ihn dadurch zu lösen suchen, daß man die Zunge einigemal hervorzieht. Gelingt dies nicht, so ist das Lufteinblasen zu unterlassen, bis der Wundarzt ein Röhrchen durch die Stimmritze in die Luftröhre geschoben oder den Luftröhrenschnitt gemacht hat.

Hebt sich dagegen die Brust oder der Bauch etwas, so hört man auf, Luft einzublasen, läßt Mund und Nase wieder frei, und befördert den Austritt der Luft durch sanftes Herunterstreichen der Brust und Hinaufdrücken des Unterleibes nach der Brust. Hierauf bläst man wieder Luft ein, und wiederholt dies Einblasen und Ausströmenlassen derselben so lange, als es (nach Lit. B. Nr. 6.) nöthig ist.

Die wirksamste Luft zur Wiederbelebung ist das Sauerstoffgas (Lebensluft), und sobald sie herbeizuschaffen ist, muß man mit ihr die Versuche anstellen.

BB) Erwärmung des Körpers.

Die Kunstwärme muß nur um etwas weniges stärker seyn, als die Wärme des scheintodten Körpers (deshalb sind für den Erfrornen schon Schnee und Eiswasser Erwärmungs-

mittel. Sie darf nur in dem Grade, wie der Körper warm wird, verstärkt werden.

Man erwärmt den Körper durch erwärmte Betten, durch Einwickeln in warme wollene Tücher, durch Wärmflaschen, durch Kruken, Krüge, Bouteillen, Blasen, die mit heißem Sande oder dergleichen Wasser gefüllt sind, durch feuchte Bähungen von warmen Wasser mittelst wollener Tücher, durch trockene Bähungen mit heißen Backsteinen, heißer Asche, Sand rc., die in Tücher geschlagen sind, durch halb durchgeschnittene frische, noch warme große Brode, warme Fuß- und Handbäder, und wo möglich durch ganze Bäder, durch Auflegen frisch geschlachteter Thiere oder deren noch warmer Eingeweide, und dadurch, daß zwei gesunde, starke und junge Menschen den Verunglückten im Bette zwischen sich lagern.

Alle Körpertheile muß man erwärmen, besonders aber die Herzgrube, die Geschlechtstheile und das Rückgrat; die Herzgrube am besten durch warme Tücher, durch eine Thierblase mit warmen Wasser rc., weil alles dies nicht zu sehr drückt, die Geschlechtstheile durch heiße Kruken, die man zwischen die Schenkel legt u. s. w.

CC) Mittel, die den verlöschenden Lebensfunken wieder anfachen *).

I) Das gelinde Reiben der Herzgrube, des Rückgrats, der Arme und Füße mit weichen wollenen Tüchern und weichen Bürsten, die man, nicht weich genug, in Oel taucht;

II) Elektricität; die Schläge müssen mit der Leidner Flasche gegeben werden und das Herz treffen; ihre Stärke und Zahl bestimmt ein Sachkundiger;

*) Hier sowohl, als bei den folgenden Vorschriften ist durch die Folge der angeführten Nummern auch die Ordnung bestimmt, in der die verschiedenen Arten der Belebungsversuche nach einander vorgenommen werden.

III) Essig- und Kamillen-Klystiere, deren Wärme dem Wärmegrade des Körpers entsprechen, mithin Anfangs nur milchlau, sowie aber der Körper wärmer wird, auch stärker seyn muß;

IV) Einspritzungen in den Magen von Wein oder Branntwein, später von Glühwein, oder von warmen Wasser und etwas Branntwein durch ein biegsames Röhrchen, welches durch den Mund, und bei geschlossenen Kinnladen durch die Nase tief in den Schlund geleitet wird. — Die Menge und Stärke der geistigen Flüssigkeiten darf nicht zu groß seyn, und richtet sich hauptsächlich darnach, ob der Scheintodte an geistige Getränke gewöhnt ist;

V) Bürsten der Fußsohlen und Handflächen mit scharfen Bürsten ꝛc., rauhem Flanell ꝛc.;

VI) das Tropfbad und Spritzbad von eiskaltem Wasser. Das Tropfbad besteht darin, daß man aus einer Höhe von fünf und mehr Fuß Wasser, allenfalls aus einer Theekanne, tropfenweise auf Scheitel, Nacken, Antlitz, Rückgrat, Herzgrube und Geschlechtstheile fallen läßt. — Das Spritzbad macht man, indem man mit einer Hand- oder Klystierspritze das Wasser auf die genannten Stellen spritzt;

VII) kalte Kopfbegießungen, während der Verunglückte im warmen Bade sitzt. In dieser Absicht muß sich Jemand auf einen Tisch neben der Badewanne stellen, und fünf und mehr Eimer Wasser hinter einander auf den Kopf des Scheintodten gießen;

VIII) kalte Umschläge über den Kopf aus doppelt oder vierfach zusammengeschlagenen und in eiskaltes Wasser getauchten Tüchern, die man, sobald sie etwas warm werden, erneuert;

IX) Peitschen oder Reiben mit Brennnesseln (Urtica urens);

X) Riechmittel aller Art, und Niesemittel: Schnupftaback, Zwiebelsaft, Meerrettigsaft, Salmiakspiritus in oder vor die Nase gebracht;

XI) Kitzeln des Schlundes mit einer Federschwinge, die auch mit Salmiakspiritus befeuchtet seyn kann;

XII) Einwickeln der Füße in Senfteig; siedend heiße Fußbäder;

XIII) Tröpfeln von Siegellack oder Pech (Colophonium) auf die Haut; Brennen mit einem Glüheisen oder mit heißen Wasserdampfstrahlen;

XIV) Stechen mit Nadeln unter die Nägel;

XV) Tropfbad von siedendem Wasser auf die Herzgrube, auf die linke Seite der Brust, auf die obere Hand- oder Fußfläche;

XVI) Aufsetzen großer Schröpfköpfe auf Brust und Bauch.

B. Allgemeine Vorschrift und Ordnung in dem Gebrauch dieser Mittel.

1) Die Anwendung der Rettungsmittel muß mit Ruhe und ohne alle Uebereilung geschehen, auch so lange fortgesetzt werden, bis sich Lebensspuren zeigen, oder man von der Unmöglichkeit einer Wiederbelebung vollkommen überzeugt ist.

2) Ein zu stürmisches Rettungsverfahren ist schädlicher, als ein zu langsames.

3) Die Gehülfen müssen ihre Hülfsleistungen dergestalt vertheilen, daß zwei das Reiben, zwei das Lufteinblasen übernehmen, und der fünfte das Ganze leitet.

4) Man bläst zuerst Luft ein; sind die Lungen dadurch erweitert, so fängt man zu erwärmen und stufenweise zu reiben an, erst mit Fleisch-, dann mit Kratzbürsten rc. Aeußern sich darauf Lebenszeichen, so muß man schnell nach einander, wenn eins nicht schon hinreicht, folgende Mittel anwenden: Klystiere, Einspritzungen in den Magen, Elektricität, Niesemittel, Tropfbad, Spritzbad, kalte Begießungen und Umschläge auf den Kopf, Bürsten der Fußsohlen und Kitzeln des Schlundes. — Dieselben Mittel versucht man, wenn die ersten gelindern Belebungsversuche eine halbe oder

ganze Stunde fruchtlos geblieben sind. Wird das Leben dadurch noch nicht erweckt, so schreitet man zu Nr. IX. XIII. XIV. XV. XVI. S. oben.

5) Der Scheintodte darf nicht anhaltend und ohne Noth entblößt werden.

6) Man muß das Lufteinblasen so lange fortsetzen, bis das natürliche Athemholen sich wieder einfindet, welches man demnächst nur, wenn es zu schwer vor sich geht, durch Lufteinblasen von Zeit zu Zeit befördert.

7) Die Erwärmung daure so lange fort, bis der Verunglückte sich völlig erholt hat. Im Bade muß man ihn durch vorgehaltene Tücher vor dem Einathmen der Wasserdämpfe schützen.

8) Nach dem Tropfbade und andern Bädern muß er sogleich mit warmen Tüchern schnell abgetrocknet werden.

9) Man lasse die Klystiere alle halbe oder auch alle Viertelstunden wiederholen.

10) Man darf dem Wiederbelebten, bevor er schlingen kann, nichts durch den Mund einflößen; fängt er an zu schlingen, so giebt man ihm eine Tasse Flieder-, Kamillen- oder Mellissenthee, mit einem Eßlöffel Wein oder Essig, oder 20 Tropfen Hoffmann's Liquor, warmes Bier &c.

11) Wenn sich mehrere Lebenszeichen offenbaren, so darf man die Versuche ja nicht einstellen, sie aber auch nicht eilfertiger betreiben, und nur, wann die Lebenszeichen stärker werden, läßt man mit den Versuchen allmählig nach, bis sie gar nicht mehr nöthig sind.

12) Man kann die 4—6 Stunden lang fortgesetzten Rettungsversuche vor der Hand aussetzen, und von dem unterdessen herbeigeholten Arzte die Bestimmung ihres Wiederbeginnens erwarten.

13) Man läßt, wenn die Belebungsversuche ohne allen Erfolg sind, den Verunglückten noch 24 Stunden warm zugedeckt liegen, oder überdeckt ihn, bei Ausschluß des Antlitzes, mit warmer Asche, heißen Streusand oder Pferde-

dänger, um von Zeit zu Zeit noch einzelne Rettungsversuche anzustellen.

14) Sind die Belebungsversuche gelungen, und will der Gerettete schlafen, so störe man ihn nicht, lasse aber Jemanden in seiner Nähe, der auf dessen etwa sich verschlimmernden Zustand aufmerksam ist.

II.

Specielle Vorschriften für die Behandlung nach der besondern Art des Unglücksfalles.

A. Behandlung eines Ertrunkenen.

1) Man lasse den Ertrunkenen in horizontaler Stellung aus dem Wasser ziehen, aber dann eben so wenig auf den Kopf stellen, als über ein Faß rollen. Beides ist zur Herausschaffung des verschluckten Wassers unnütz, weil nicht dieses, sondern der Mangel an Luft den Scheintod bewirkt; aber es ist auch schädlich, weil man dabei zuviel Gewalt braucht, und doch keine Art des Scheintodes eine so zarte und vorsichtige Behandlung erheischt, als diese;

2) reinige man Mund und Nase von allem Schleim und Schlamm, und lasse den Verunglückten vorsichtig ins erste beste Haus tragen, aber weder ans Feuer, noch in eine heiße Stube, sondern in ein freies, mäßig erwärmtes Gemach. Man lagere Kopf und Brust mehr aufrecht, und mit dem ganzen Körper etwas schräg, mehr nach der rechten Seite, lasse schnell ihn entkleiden, und sorgfältig abtrocknen.

3) Ob ein Aderlaß nöthig ist, wird der Wundarzt aus dem aufgetriebenen, braunrothen Antlitz abnehmen; indeß sind dies die seltnern Fälle.

4) Die Behandlung geschieht in der unter Lit. B. Nr. 4. bezeichneten Ordnung. Nur ist das Lufteinblasen bei Ertrunkenen, deren Kehldeckel immer niedergedrückt ist, unnütz oder wohl gar gefährlich, wenn man die Kehlklappe nicht zuvor mittelst der Zunge aufzieht. Im äußersten Nothfall schafft

noch der Luftröhrschnitt Hülfe. Nach vier- bis sechsstündiger fruchtloser Arbeit suche man den Körper noch einige Stunden in einem warmen trocknen Sand- oder Aschenbade zu erwärmen. — Die ersten Lebenszeichen sind: Wärme und Röthe einiger Hautstellen, Verzerrung der Antlitzmuskeln, Zittern der Lippen, Zucken der Glieder, schwaches Herzklopfen, ein langsames Auf- und Niedersteigen der Brust.

Wäre der Ertrunkene zugleich erfroren, so behandle man ihn zuerst wie

B. einen Erfrornen.

Diesen muß man 1) in ein kaltes Zimmer bringen, oder an freier Luft liegen lassen, doch sehr behutsam anfassen und handhaben, weil die von Frost erstarrten Glieder leicht brechen;

2) muß man den entkleideten und zur Behandlung vorbereiteten Körper, außer Mund und Nase, überall einen halben Fuß hoch mit Schnee bedecken; wie dieser an einer Stelle schmilzt, legt man sogleich wieder frischen auf. In Ermangelung dessen bringt man den Körper in eiskaltes Wasser, dessen Kälte durch zugesetztes Eis immerfort gleichmäßig unterhalten werden muß, oder wickelt ihn in damit getränkte Friesdecken.

3) Wenn er nun aufgethaut ist, wenn die Glieder sich biegen und bewegen lassen, so blase man ihm, nach aufgezogenem Kehldeckel, Luft ein, und reibe ihn mit Schnee oder Tüchern, die in eiskaltes Wasser getaucht sind, bürste seine Fußsohlen ꝛc.

4) Wird er warm, oder zeigen sich Lebensspuren, so trocknet man ihn ab, und legt ihn in einem ungeheizten Gemach in ein mäßig erwärmtes Bett, bläst wieder Luft ein, giebt ein lauwarmes Klystier, und wendet milchlaue Fuß- und Handbäder an.

5) Kann der Reconvalescent wieder schlingen, so flöße man ihm nach und nach eine Tasse lauwarmen Fliederthee

ten schleunigst beizuspringen. — So wurden z. B. durch die Bemühungen der Königlichen Gesellschaft der Humanität zu London binnen zwei Jahren 2175 auf mancherlei Weise Verunglückte, in Hamburg binnen 10 Jahren 339, und seit den letzten zwei Jahren 152 ins Wasser gefallene Menschen sogleich gerettet, und von 217 aus dem Wasser leblos gezogenen 143, in diesem Jahre aber von 44 Scheintodten 34 ins Leben zurückgebracht. Wie sehr müssen uns nicht diese erfreulichen, glücklichen Resultate von Menschenrettung zur eifrigsten Nachahmung ermuntern!

Bei Scheintodten überhaupt ist die Lebenskraft blos unterdrückt, gleichsam gebunden und ohne Aeußerung, aber keineswegs erstorben. Der Körper ist kalt, nicht selten schon erstarrt; Blutumlauf und Athemholen stehen still und alle äußere Sinne sind erloschen. Jeden solchen Leblosen, der nicht entweder so bedeutend verwundet ist, daß sich an seinem Tode keineswegs zweifeln läßt, oder der von Sachkundigen für wirklich todt erklärt worden ist, muß man als Scheintodten betrachten und pflichtmäßig dafür sorgen, daß dessen Wiederbelebung ungesäumt versucht werde. Man vergesse und suche doch ja den unseligen Irrwahn zu verbannen, als dürfe kein Verunglückter vor der Ankunft der Gerichtspersonen berührt werden, ein Vorurtheil, das eben so vielen Scheintodten den gewissen Tod bereitete, als der hier und da bei Fischern und Schiffern noch spukende Aberglaube, man müsse Ertrunkene am Johannis- oder einem andern Tage im Jahre ihrem Schicksale überlassen! —

I.

Allgemeine Vorschriften zur Wiederbelebung scheintodter Menschen.

Obgleich der Scheintod nach seinen verschiedenen Ursachen auch eine verschiedene Behandlung verlangt, so giebt es doch allgemeine Mittel, welche bei allen, oder doch den meisten Arten desselben anwendbar sind.

Sobald ein Verunglückter sich irgendwo findet, muß ein Arzt oder Wundarzt gerufen werden. Bis zu seiner Ankunft wird nach den folgenden Regeln vorbereitungsweise verfahren:

1) alle zusammenpressende Kleidungsstücke: Halsbinden, Schnürleiber ꝛc., müssen sogleich vorsichtig gelöset werden.

2) Ist es zur bessern Hülfeleistung nöthig, den Verunglückten zu transportiren, so muß dies mit der möglichsten Umsicht geschehen, und es ist deshalb besser, daß er getragen, als daß er gefahren wird. Die Unterlage muß weich seyn und der Kopf und Oberleib höher liegen, als der übrige Körper. Das Aufheben, sowie das Niederlassen oder Herabnehmen des Körpers muß sanft geschehen, und alles Ziehen und Schütteln vermieden werden.

3) Im Sommer und bei günstiger Witterung werden die Versuche unter freiem Himmel, bei unfreundlicher Witterung aber und im Winter in einem Zimmer angestellt. Dieses muß geräumig, hell, mäßig warm, trocken und dunstfrei seyn; um immer frische Luft einzulassen, müssen ein paar Fenster offen stehen, ohne jedoch Zugwind zu machen;

4) sind fünf thätige, anstellige und geschickte Personen hinreichend zur nöthigen Hülfeleistung. Mehrere sind einander im Wege. Zugleich würden sie, gleich allen müßigen Zuschauern, die Luft schneller verderben;

5) muß der Tisch oder das Bette, worauf der Verunglückte gelegt werden soll, von allen Seiten frei stehen.

6) Ist im Orte kein Rettungskasten, so müssen folgende Dinge aufs schnellste besorgt werden: a) ein Blasebalg, den man erst rein ausbläst, damit weder Staub noch Asche darin bleibe; b) einige wollene Decken; c) mehrere wollene Tücher; d) eine Klystierspritze; e) genug warmes und kaltes Wasser; f) Wein, Branntwein, Hoffmann's Liquor; g) guter Essig; h) Salmiakspiritus; i) Senfpulver; k) mehrere scharfe und weiche Bürsten; l) Würzkräuter, als: Kamillen, Fliederblumen, Pfeffermünz- oder Melissenkraut ꝛc.; m) eine Badewanne ꝛc.

mitteln. Sie darf nur in dem Grade, wie der Körper warm wird, verstärkt werden.

Man erwärmt den Körper durch erwärmte Betten, durch Einwickeln in warme wollene Tücher, durch Wärmflaschen, durch Kruken, Krüge, Bouteillen, Blasen, die mit heißem Sande oder dergleichen Wasser gefüllt sind; durch feuchte Bähungen von warmen Wasser mittelst wollener Tücher, durch trockene Bähungen mit heißen Backsteinen, heißer Asche, Sand rc., die in Tücher geschlagen sind; durch halb durchgeschnittene frische, noch warme große Brodte, warme Fuß- und Handbäder, und wo möglich durch ganze Bäder, durch Auflegen frisch geschlachteter Thiere oder deren noch warmer Eingeweide, und dadurch, daß zwei gesunde, starke und junge Menschen den Verunglückten im Bette zwischen sich lagern.

Alle Körpertheile muß man erwärmen, besonders aber die Herzgrube, die Geschlechtstheile und das Rückgrat; die Herzgrube am besten durch warme Tücher, durch eine Thierblase mit warmen Wasser rc., weil alles dies nicht zu sehr drückt, die Geschlechtstheile durch heiße Kruken, die man zwischen die Schenkel legt u. s. w.

CC) Mittel, die den verlöschenden Lebensfunken wieder anfachen *).

I) Das gelinde Reiben der Herzgrube, des Rückgrats, der Arme und Füße mit weichen wollenen Tüchern und weichen Bürsten, die man, nicht weich genug, in Oel taucht;

II) Elektricität; die Schläge müssen mit der Leidner Flasche gegeben werden und das Herz treffen; ihre Stärke und Zahl bestimmt ein Sachkundiger;

---

*) Hier sowohl, als bei den folgenden Vorschriften ist durch die Folge der angeführten Nummern auch die Ordnung bestimmt, in der die verschiedenen Arten der Belebungsversuche nach einander vorgenommen werden.

III) Essig- und Kamillen-Klystiere, deren Wärme dem Wärmegrade des Körpers entsprechen, mithin Anfangs nur milchlau, sowie aber der Körper wärmer wird, auch stärker seyn muß;

IV) Einspritzungen in den Magen von Wein oder Branntwein, später von Glühwein, oder von warmen Wasser und etwas Branntwein durch ein biegsames Röhrchen, welches durch den Mund, und bei geschlossenen Kinnladen durch die Nase tief in den Schlund geleitet wird. — Die Menge und Stärke der geistigen Flüssigkeiten darf nicht zu groß seyn, und richtet sich hauptsächlich darnach, ob der Scheintodte an geistige Getränke gewöhnt ist;

V) Bürsten der Fußsohlen und Handflächen mit scharfen Bürsten ꝛc., rauhem Flanell ꝛc.;

VI) das Tropfbad und Spritzbad von eiskaltem Wasser. Das Tropfbad besteht darin, daß man aus einer Höhe von fünf und mehr Fuß Wasser, allenfalls aus einer Theekanne, tropfenweise auf Scheitel, Nacken, Antlitz, Rückgrat, Herzgrube und Geschlechtstheile fallen läßt. — Das Spritzbad macht man, indem man mit einer Hand- oder Klystierspritze das Wasser auf die genannten Stellen spritzt;

VII) kalte Kopfbegießungen, während der Verunglückte im warmen Bade sitzt. In dieser Absicht muß sich Jemand auf einen Tisch neben der Badewanne stellen, und fünf und mehr Eimer Wasser hinter einander auf den Kopf des Scheintodten gießen;

VIII) kalte Umschläge über den Kopf aus doppelt oder vierfach zusammengeschlagenen und in eiskaltes Wasser getauchten Tüchern, die man, sobald sie etwas warm werden, erneuert;

IX) Peitschen oder Reiben mit Brennnesseln (Urtica urens);

X) Riechmittel aller Art, und Niesemittel: Schnupftaback, Zwiebelsaft, Meerrettigsaft, Salmiakspiritus in oder vor die Nase gebracht;

mitteln. Sie darf nur in dem Grade, wie der Körper warm wird, verstärkt werden.

Man erwärmt den Körper durch erwärmte Betten, durch Einwickeln in warme wollene Tücher, durch Wärmflaschen, durch Kruken, Krüge, Bouteillen, Blasen, die mit heißem Sande oder dergleichen Wasser gefüllt sind, durch feuchte Bähungen von warmen Wasser mittelst wollener Tücher, durch trockene Bähungen mit heißen Backsteinen, heißer Asche, Sand rc., die in Tücher geschlagen sind, durch halb durchgeschnittene frische, noch warme große Brode, warme Fuß- und Handbäder, und wo möglich durch ganze Bäder, durch Auflegen frisch geschlachteter Thiere oder deren noch warmer Eingeweide, und dadurch, daß zwei gesunde, starke und junge Menschen den Verunglückten im Bette zwischen sich lagern.

Alle Körpertheile muß man erwärmen, besonders aber die Herzgrube, die Geschlechtstheile und das Rückgrat; die Herzgrube am besten durch warme Tücher, durch eine Thierblase mit warmen Wasser rc., weil alles dies nicht zu sehr drückt, die Geschlechtstheile durch heiße Kruken, die man zwischen die Schenkel legt u. s. w.

CC) Mittel, die den verlöschenden Lebensfunken wieder anfachen *).

I) Das gelinde Reiben der Herzgrube, des Rückgrats, der Arme und Füße mit weichen wollenen Tüchern und weichen Bürsten, die man, nicht weich genug, in Oel taucht;

II) Elektricität; die Schläge müssen mit der Leidner Flasche gegeben werden und das Herz treffen; ihre Stärke und Zahl bestimmt ein Sachkundiger;

*) Hier sowohl, als bei den folgenden Vorschriften ist durch die Folge der angeführten Nummern auch die Ordnung bestimmt, in der die verschiedenen Arten der Belebungsversuche nach einander vorgenommen werden.

III) Essig- und Kamillen-Klystiere, deren Wärme dem Wärmegrade des Körpers entsprechen, mithin Anfangs nur milchlau, sowie aber der Körper wärmer wird, auch stärker seyn muß;

IV) Einspritzungen in den Magen von Wein oder Branntwein, später von Glühwein, oder von warmen Wasser und etwas Branntwein durch ein biegsames Röhrchen, welches durch den Mund, und bei geschlossenen Kinnladen durch die Nase tief in den Schlund geleitet wird. — Die Menge und Stärke der geistigen Flüssigkeiten darf nicht zu groß seyn, und richtet sich hauptsächlich darnach, ob der Scheintodte an geistige Getränke gewöhnt ist;

V) Bürsten der Fußsohlen und Handflächen mit scharfen Bürsten ꝛc., rauhem Flanell ꝛc.;

VI) das Tropfbad und Spritzbad von eiskaltem Wasser. Das Tropfbad besteht darin, daß man aus einer Höhe von fünf und mehr Fuß Wasser, allenfalls aus einer Theekanne, tropfenweise auf Scheitel, Nacken, Antlitz, Rückgrat, Herzgrube und Geschlechtstheile fallen läßt. — Das Spritzbad macht man, indem man mit einer Hand- oder Klystierspritze das Wasser auf die genannten Stellen spritzt;

VII) kalte Kopfbegießungen, während der Verunglückte im warmen Bade sitzt. In dieser Absicht muß sich Jemand auf einen Tisch neben der Badewanne stellen, und fünf und mehr Eimer Wasser hinter einander auf den Kopf des Scheintodten gießen;

VIII) kalte Umschläge über den Kopf aus doppelt oder vierfach zusammengeschlagenen und in eiskaltes Wasser getauchten Tüchern, die man, sobald sie etwas warm werden, erneuert;

IX) Peitschen oder Reiben mit Brennnesseln (Urtica urens);

X) Riechmittel aller Art, und Niesemittel: Schnupftaback, Zwiebelsaft, Meerrettigsaft, Salmiakspiritus in oder vor die Nase gebracht;

XI) Kitzeln des Schlundes mit einer Federschwinge, die auch mit Salmiakspiritus befeuchtet seyn kann;

XII) Einwickeln der Füße in Senfteig; siedend heiße Fußbäder;

XIII) Tröpfeln von Siegellack oder Pech (Colophonium) auf die Haut; Brennen mit einem Glüheisen oder mit heißen Wasserdampfstrahlen;

XIV) Stechen mit Nadeln unter die Nägel;

XV) Tropfbad von siedendem Wasser auf die Herzgrube, auf die linke Seite der Brust, auf die obere Hand- oder Fußfläche;

XVI) Aufsetzen großer Schröpfköpfe auf Brust und Bauch.

B. Allgemeine Vorschrift und Ordnung in dem Gebrauch dieser Mittel.

1) Die Anwendung der Rettungsmittel muß mit Ruhe und ohne alle Uebereilung geschehen, auch so lange fortgesetzt werden, bis sich Lebensspuren zeigen, oder man von der Unmöglichkeit einer Wiederbelebung vollkommen überzeugt ist.

2) Ein zu stürmisches Rettungsverfahren ist schädlicher, als ein zu langsames.

3) Die Gehülfen müssen ihre Hülfsleistungen dergestalt vertheilen, daß zwei das Reiben, zwei das Lufteinblasen übernehmen, und der fünfte das Ganze leitet.

4) Man bläst zuerst Luft ein; sind die Lungen dadurch erweitert, so fängt man zu erwärmen und stufenweise zu reiben an, erst mit Fleisch-, dann mit Kratzbürsten rc. Aeußern sich darauf Lebenszeichen, so muß man schnell nach einander, wenn eins nicht schon hinreicht, folgende Mittel anwenden: Klystiere, Einspritzungen in den Magen, Elektricität, Niesemittel, Tropfbad, Spritzbad, kalte Begießungen und Umschläge auf den Kopf, Bürsten der Fußsohlen und Kitzeln des Schlundes. — Dieselben Mittel versucht man, wenn die ersten gelindern Belebungsversuche eine halbe oder

ganze Stunde fruchtlos geblieben sind. Wird das Leben dadurch noch nicht erweckt, so schreitet man zu Nr. IX. XIII. XIV. XV. XVI. S. oben.

5) Der Scheintodte darf nicht anhaltend und ohne Noth entblößt werden.

6) Man muß das Lufteinblasen so lange fortsetzen, bis das natürliche Athemholen sich wieder einfindet, welches man demnächst nur, wenn es zu schwer vor sich geht, durch Lufteinblasen von Zeit zu Zeit befördert.

7) Die Erwärmung daure so lange fort, bis der Verunglückte sich völlig erholt hat. Im Bade muß man ihn durch vorgehaltene Tücher vor dem Einathmen der Wasserdämpfe schützen.

8) Nach dem Tropfbade und andern Bädern muß er sogleich mit warmen Tüchern schnell abgetrocknet werden.

9) Man lasse die Klystiere alle halbe oder auch alle Viertelstunden wiederholen.

10) Man darf dem Wiederbelebten, bevor er schlingen kann, nichts durch den Mund einflößen; fängt er an zu schlingen, so giebt man ihm eine Tasse Flieder-, Kamillen- oder Melissenthee, mit einem Eßlöffel Wein oder Essig, oder 20 Tropfen Hoffmann's Liquor, warmes Bier ꝛc.

11) Wenn sich mehrere Lebenszeichen offenbaren, so darf man die Versuche ja nicht einstellen, sie aber auch nicht eilfertiger betreiben, und nur, wann die Lebenszeichen stärker werden, läßt man mit den Versuchen allmählig nach, bis sie gar nicht mehr nöthig sind.

12) Man kann die 4—6 Stunden lang fortgesetzten Rettungsversuche vor der Hand aussetzen, und von dem unterdessen herbeigeholten Arzte die Bestimmung ihres Wiederbeginnens erwarten.

13) Man läßt, wenn die Belebungsversuche ohne allen Erfolg sind, den Verunglückten noch 24 Stunden warm zugedeckt liegen, oder überdeckt ihn, bei Ausschluß des Antlitzes, mit warmer Asche, heißen Streusand oder Pferde-

dinger, um von Zeit zu Zeit noch einzelne Rettungsversuche anzustellen.

14) Sind die Belebungsversuche gelungen, und will der Gerettete schlafen, so störe man ihn nicht, lasse aber Jemanden in seiner Nähe, der auf dessen etwa sich verschlimmernden Zustand aufmerksam ist.

II.

Specielle Vorschriften für die Behandlung nach der besondern Art des Unglücksfalles.

A. Behandlung eines Ertrunkenen.

1) Man lasse den Ertrunkenen in horizontaler Stellung aus dem Wasser ziehen, aber dann eben so wenig auf den Kopf stellen, als über ein Faß rollen. Beides ist zur Herausschaffung des verschluckten Wassers unnütz, weil nicht dieses, sondern der Mangel an Luft den Scheintod bewirkt; aber es ist auch schädlich, weil man dabei zuviel Gewalt braucht, und doch keine Art des Scheintodes eine so zarte und vorsichtige Behandlung erheischt, als diese;

2) reinige man Mund und Nase von allem Schleim und Schlamm, und lasse den Verunglückten vorsichtig ins erste beste Haus tragen, aber weder ans Feuer, noch in eine heiße Stube, sondern in ein freies, mäßig erwärmtes Gemach. Man lagere Kopf und Brust mehr aufrecht, und mit dem ganzen Körper etwas schräg, mehr nach der rechten Seite, lasse schnell ihn entkleiden, und sorgfältig abtrocknen.

3) Ob ein Aderlaß nöthig ist, wird der Wundarzt aus dem aufgetriebenen, braunrothen Antlitz abnehmen; indeß sind dies die seltnern Fälle.

4) Die Behandlung geschieht in der unter Lit. B. Nr. 4. bezeichneten Ordnung. Nur ist das Lufteinblasen bei Ertrunkenen, deren Kehldeckel immer niedergedrückt ist, unnütz oder wohl gar gefährlich, wenn man die Kehlklappe nicht zuvor mittelst der Zunge aufzieht. Im äußersten Nothfall schafft

noch der Luftröhrschnitt Hülfe. Nach vier- bis sechsstündiger fruchtloser Arbeit suche man den Körper noch einige Stunden in einem warmen trocknen Sand- oder Aschenbade zu erwärmen. — Die ersten Lebenszeichen sind: Wärme und Röthe einiger Hautstellen, Verzerrung der Antlitzmuskeln, Zittern der Lippen, Zucken der Glieder, schwaches Herzklopfen, ein langsames Auf- und Niedersteigen der Brust.

Wäre der Ertrunkene zugleich erfroren, so behandle man ihn zuerst wie

B. einen Erfrornen.

Diesen muß man 1) in ein kaltes Zimmer bringen, oder an freier Luft liegen lassen, doch sehr behutsam anfassen und handhaben, weil die von Frost erstarrten Glieder leicht brechen;

2) muß man den entkleideten und zur Behandlung vorbereiteten Körper, außer Mund und Nase, überall einen halben Fuß hoch mit Schnee bedecken; wie dieser an einer Stelle schmilzt, legt man sogleich wieder frischen auf. In Ermangelung dessen bringt man den Körper in eiskaltes Wasser, dessen Kälte durch zugesetztes Eis immerfort gleichmäßig unterhalten werden muß, oder wickelt ihn in damit getränkte Friesdecken.

3) Wenn er nun aufgethaut ist, wenn die Glieder sich biegen und bewegen lassen, so blase man ihm, nach aufgezogenem Kehldeckel, Luft ein, und reibe ihn mit Schnee oder Tüchern, die in eiskaltes Wasser getaucht sind, bürste seine Fußsohlen rc.

4) Wird er warm, oder zeigen sich Lebensspuren, so trocknet man ihn ab, und legt ihn in einem ungeheizten Gemach in ein mäßig erwärmtes Bett, bläst wieder Luft ein, giebt ein lauwarmes Klystier, und wendet milchlaue Fuß- und Handbäder an.

5) Kann der Reconvalescent wieder schlingen, so flöße man ihm nach und nach eine Tasse lauwarmen Fliederthee

ein, weil von sehr warmen leicht Brandblasen im Munde entstehen.

6) Die hinterher sich etwa einstellenden Entzündungszufälle überläßt man der ärztlichen Behandlung.

7) Sollten nach dem Aufthauen nicht bald Lebenserscheinungen sich zeigen, so wendet man Nr. IV. V. VI. II. X. XI. von den obigen Mitteln an; sind auch diese etwa eine Stunde vergebens angewandt, so geht man über zu Nr. IX. XIII. XIV. XV. XVI.

8) Wären nur einzelne Theile erfroren, die man indeß, wie das Antlitz, die Hände und Füße, durch Bestreichen mit Gänsefett ꝛc. dagegen schützen kann, so müssen diese, bis Gefühl und Wärme wieder kommen, in einer ungeheizten Stube mit Schnee oder Eis bedeckt, und, ganz aufgethaut, mit Branntwein gewaschen werden.

9) Um bei heftiger Frostkälte der Gefahr des Erfrierens zu entgehen, halte man sich stets in starker Bewegung, auch bei der dringendsten Schläfrigkeit, um nicht in einen sanften ewigen Schlaf zu versinken, vermeide Branntwein und dergleichen hitzige Getränke, genieße kräftige Speisen: warme Suppen, Warmbier ꝛc.

C. Behandlung eines Erwürgten und Erhenkten.

1) Eile man, beim ersten Anblick eines solchen Unglücklichen, er sey Selbstmörder, oder nicht, sogleich das Band um den Hals zu lösen, oder zu zerschneiden, doch mit der Vorsicht, daß unterdessen der hängende Körper fest gehalten wird, damit er durch das Herabfallen keinen Schaden leide, oder die etwa noch lockere Schlinge sich nicht vollends fest zuziehe.

2) Ist die That eben geschehen, so erwacht der Scheintodte schon wieder durch Besprengen des Antlitzes mit kaltem Wasser, durch Zufächeln kalter Luft, durch kalte Umschläge auf den Kopf, und Bürsten der Fußsohlen.

3) Wenn dies nicht hilft, oder wenn der Körper schon erkaltet ist, so lasse ein Wundarzt aus der innern Halsblutader, oder aus einer andern Ader ½ — 1 Pfd Blut ab, und unterhalte das Bluten durch warmes Wasser. Kommt kein Blut, so muß er dennoch die Ader verbinden, damit nachher bei der Lebensrückkehr keine Verblutung entstehe. — Nur bei sehr schwachen alten und abgelebten Scheintodten fällt der Aderlaß weg, und läßt sich durch Blutigel, oder blutige Schröpfköpfe auf die Stirn, hinter die Ohren und im Nacken ersetzen.

4) Man bläst nun Luft ein, erwärmt und frottirt den Körper. Damit verbindet man warme Fuß- und Handbäder, Streichen mit Brennnesseln, Einwickeln der Füße in Senfteige, und Klystiere, sodann die Mittel unter Nr. IV. V. VI. VII. XI. XIII. XIV. XV. XVI.

5) Wenn der Scheintodte wieder zu sich kommt, hält man ihm Riechmittel vor die Nase, giebt ihm eine Tasse Thee mit Essig, Wein oder 20 Tropfen Hoffmanns Liquor, und wäscht die Stelle des Halses, die das Band oder der Strang gedrückt hat, mit warmen Branntwein.

6) Wird der Reconvalescent wieder schwindelig und betäubt, so macht man kalte Ueberschläge auf seinen Kopf.

D. Behandlung eines Erstickten.

Der Erstickungstod erfolgt durch zu langes Verweilen in Räumen, deren Luft verdorben ist; z. B. durch Glühkohlendampf, frische Oelfarben, frischen Kalkanstrich, Ausdünstungen von starkriechenden Blumen, Kräutern, Früchten, Wurzeln, frischem Heu und Hopfen in lange verschlossen gewesenen Gemächern, in Kellern, wo Bier oder Most rc. gährt, in Gruben, wo Pflanzen und thierische Theile faulen, in Grüften, Kloaken, in tiefen Brunnen und Bergschachten. — So lange noch ein Licht in dergleichen eingeschlossenen Räumen verlöscht, ist es gefährlich, sich hinein zu wagen. Es muß also die Luft, um einen darin Erstickten daraus wegzuschaffen,

erst dadurch gereinigt werden, daß man besonders viel Kalkwasser in solche Orte schüttet, brennende Strohwische hineinwirft und Schießpulver darin abbrennt.

Der Retter muß einen mit Essig oder verdünntem Salmiakgeist angefeuchteten Schwamm in den Mund nehmen, seine Kleider mit Essigwasser besprengen, und nach Beschaffenheit des Orts, in den er sich begeben soll, ein Seil um den Leib anlegen, auch einen Strick in der Hand befestigen, um das Zeichen des Herausziehens geben zu können. Auch haben wir mehrere Sicherungsapparate, namentlich die Davy'sche, von Mehrern verbesserte Sicherheitslampe, eigentlich für Bergleute gegen schlagende Wetter, d. i. gegen ein explodirendes Gemenge von Lebens- und brennbarer Luft in manchen Bergschachten, wovon eine Beschreibung und Abbildung Oken's Isis Jahrg. 1817. Nr. 29. enthält; ferner ein Respirationsrohr von Alex. v. Humboldt, beschrieben in Poppe's allgemeinem Rettungsbuche, S. 274., und von Anton Calavini eine diesem ähnliche Respirationsflasche für solche, welche Menschen aus einer Atmosphäre schädlicher Luftarten retten wollen. Sie besteht aus einem von Wachsleinwand gefertigten, mit einem Ventil versehenen Sack in Flaschenform mit einem doppelten Rohre, von welchen das eine auch ein Ventil hat, das sich nach außen öffnet. Der Sack wird mit reiner atmosphärischer Luft gefüllt, und an der einen Seite des Körpers, ein Rohr aber an den Mund befestiget, — damit durch dasselbe das Athmen in solcher verdorbenen Luft einige Zeit fortgesetzt werden könne.

Den so schnell wie möglich aus dem verdächtigen Orte an die freie Luft gebrachten Scheintodten setze man

1) auf einen Stuhl aufrecht, entkleide ihn schleunig, und treibe zuerst dadurch, daß man seine Brust abwärts, und den Bauch aufwärts drückt, die schädliche Luft aus den Lungen. Hierauf übergieße man ihn

2) einigemal mit kaltem Wasser, reibe Antlitz und Brust wiederholt mit kaltem Essig, lasse zur Ader, wenn das

Antlitz sehr aufgetrieben und braun ist, und die Adern vom Blute strotzen, wende nach einander Nr. VI. VII. VIII. III. IV. V. XI. und XIII. an, und blase mit einem Blasebalge Luft ein.

3) Bei Lebensäußerungen wird der Körper abgetrocknet und erwärmt, von Zeit zu Zeit aber noch das Antlitz mit kaltem Wasser oder Essig bespritzt.

4) Hat sich der Kranke noch mehr erholt, so giebt man Fliederthee mit Essig, oder einige Eßlöffel guten Wein oder Glühwein;

5) geht man, bei bisher fruchtlosen Rettungsversuchen, zu Nr. XIII. XIV. XV. XVI. über.

K. Behandlung eines vom Blitz Getroffenen.

1) Man bringe ihn eiligst entkleidet in die frische Luft, wo möglich, in den Gewitterregen, und bereite ihn zu den Rettungsversuchen vor;

2) spritze man ihm kaltes Wasser ins Gesicht, und lasse es aus beträchtlicher Höhe auf ihn herabfallen; wende die Mittel Nr. VII. II. IV. X. XI. und kalte Klystiere an, und reibe ihm Antlitz, Schläfe und Brust mit Branntwein;

3) gebe man ihm beim Wiederaufleben Melissenthee mit etwas Wein oder Hoffmanns Tropfen mit Wasser. Kehrt er aber hierauf

4) nicht ins Leben zurück, oder hat man ihn nicht sogleich zu Hülfe kommen können, so bläst man Luft ein, und fängt das Reiben mit warmen Flanell an. Fruchtet dies nicht bald, so legt man den Körper nackt, mit erhöhtem Kopfe und freiem Halse, unter Fortsetzung der Belebungsversuche, in eine frisch ausgeworfene Erdgrube, oder bedeckt ihn 1 — $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch mit lockerer Erde, und übergießt diese öfters mit Wasser.

Um sich bei einem Gewitter gegen den Blitz möglichst zu schützen, gehe man in ein Haus, das neben einem oder zwischen zwei höhern Häusern steht, aber ja in keines, wo der Blitz eben eingeschlagen hat, weil ein zweiter Schlag oft dem ersten folgt; man wähle die Mitte eines mehr nördlich gelegenen, untern, hohen, geräumigen, luftreinen, trockenen Zimmers, halte sich von den Wänden, Thüren, Pfeilern, Pfosten, Eisengittern, Feuerheerden, Oefen, Kaminen, rauchenden Schornsteinen, vergoldeten Rahmen, Klingeldräthen und allem Metall entfernt, lege dergleichen selbst von sich, trete keinem Spiegel gegenüber, weiche jedem starken Luftzuge aus, lasse jedoch während des Gewitters, wenn dieses von der Seite herkommt, wo die Thür ist, das Fenster offen, die Thür aber, wenn es von der Fensterseite her naht, um nicht, wenn der Blitz durch das Zimmer fahren sollte, zu ersticken. Man schütze seine Augen gegen den nahen Blitzstrahl, verlasse des Nachts sein Bett und Schlafgemach, vermeide alle Erhitzung, alles Schwitzen, und wechsle die davon feuchte Kleidung. Außer dem Hause umgehe man allzuenge Gassen, wähle lieber den Mittelweg auf breiten Straßen, abseits von hohen Gebäuden, Thürmen, Alleen, Schaafställen ꝛc. Auf Thürmen ist der sicherste Aufenthalt innerhalb eines ganz mit zusammenhängenden Metallplatten gedeckten Daches, der unsicherste in der Spitze, oder zunächst den Glocken, der Uhr und ihrem Zifferblatte, in der Nähe von Eisenwerk, Ketten, und andern unzusammenhängenden Metallen; in der Kirche entferne man sich von der Orgel, dem Kronleuchter ꝛc. Im Freien halte man sich bei Annäherung eines Gewitters von Felsenspitzen, Hügeln, Wäldern, Gebüschen, Bäumen, Viehweiden, Gewässern, Windmühlen, Aasangern, Pferden und Wagen, Heu-, Getreide- und Strohschobern, Feimen, Scheuern ꝛc. 20 — 30 Schritte entfernt, laufe nicht zu schnell, suche Schutz in trocknen Höhlen, oder lege sich im Nothfall auf die Erde hin. Beim Reiten oder Fahren halte man lieber still, steige ab, und stelle sich nach der dem Stande des Gewitters entgegen-

ge-

gesetzten Seite, abseits von Pferden und Wagen gegen dessen Hintertheil. (Mancherlei Sicherungsanstalten und Maschinerieen gegen Beschädigungen von Blitz s. in Röver's popul. Diätetik ꝛc. S. 103 ꝛc.).

F. Behandlung eines Leblosscheinenden nach einem Falle.

Man lege ihn mit etwas aufgerichtetem Kopfe und Oberleibe auf ein weiches Lager, besprenge sein Gesicht mit kaltem Wasser, oder mache über seinen ganzen Kopf eiskalte Umschläge von 6 kaltem Wasser und 1 Weinessig, und erneuere sie immerfort, wende das Tropfbad auf den Kopf an, und gebe ein Klystier. Das Weitere muß der bald gerufene Arzt besorgen.

G. Behandlung eines durch Feuer mehr oder weniger Beschädigten.

Man bringe ihn, nachdem die Flamme an seinem Körper, ohne den geringsten Luftzug zu machen, durch Umwerfen eines Mantels ꝛc. schnell erstickt ist, sogleich nackt in eiskaltes Wasser, und lasse ihn darin aber unter beständig fort unterhaltenen gleichmäßigem Kältegrade, bis die Wunden außer dem Bade nicht mehr schmerzen. Die übrige Behandlung regulirt der Arzt.

H. Behandlung todtscheinender neugeborner Kinder.

Um ihren Mund und Schlund von Schleim zu säubern, und die etwa am Gaumen klebende Zunge mit loszudrücken, gehe man mit seinem, in ein feines Läppchen eingewickelten Zeigefinger so tief wie möglich in die hintere Mundhöhle ein, und wische mit einem Federbart die Nase aus.

Bei blaurothem, aufgedunsenem Antlitz des Kindes, blauen Lippen, hervorstehenden Augen, durchschneide man schnell die Nabelschnur, und lasse aus dem

kindlichen Theile derselben etwa ein bis zwei Eßlöffel Blut laufen, und sie unterbinden. Hierauf bringe man das Kind, in warme Tücher geschlagen, vorsichtig in frische, aber nicht zu kalte Luft, und bespritze Kopf und Brust mit kaltem Wasser.

Wären im Gegentheil Antlitz und Körper des schwächlichen asphyktischen Kindes blaß, seine Glieder schlaff und welk, so warte man einige Augenblicke mit dem Durchschneiden des Nabelstrangs, um die Verbindung zwischen Mutter und Kind nicht so plötzlich aufzuheben, oder bringe letzteres mit der schon gelösten und ausgestoßenen Nachgeburt ungetrennt in ein warmes, mit etwas Wein oder Weingeist versetztes Wasserbad, blase ihm Luft ein, zuerst ohne ihm dabei die Nase zuzuhalten, damit aller Schleim sich vollends ausleere, und erst, wenn nichts mehr von diesem heraus kommt, drücke man sie beim fernern Lufteinblasen zu. — Das Lufteinblasen muß in kleinen Absätzen geschehen, und nach jedesmaligem Einblasen muß man die Brust gelind zusammendrücken. Beim ersten Athmen des Kindes schütze man es durch vorgelegte Tücher vor dem Einathmen der Wasserdämpfe. Kommt es noch nicht zu sich, so reibt man Kopf, Brust und Nacken mit der flachen Hand, giebt ihm mit dieser gelinde Schläge vor dem Hintern, nimmt es von Zeit zu Zeit aus dem Bade, und bewegt es durch Schaukeln auf dem Arme in der Luft lebhaft hin und her. — Zugleich bespritzt man Gesicht und Brust mit Wasser, läßt Wasser mit etwas Branntwein vermischt, von 2 und mehr Fuß Höhe tropfenweise auf Brust und Herzgrube fallen, und giebt ein Klystier von warmen Wasser mit Seife, Wein oder wenig Branntwein. — Reicht dies noch nicht aus, so bringt man einige Tropfen Wein oder Hoffmann's Liquor auf die Zunge und Lippen des Kindes, hält eine geschnittene Zwiebel, Meerrettig, oder die mit Salmiakgeist bestrichene Hand ihm unter die Nase, und reibt den Körper etwas stärker mit Tüchern, die mit Wein, Branntwein oder Salmiakgeist befeuchtet sind. — Nach mehrstündiger vergeblicher Arbeit legt man das Kind warm

eingewickelt in ein erwärmtes Bett, und erhält es immerfort in gleicher Wärmetemperatur, worin oft mehrere zum Leben wieder erwachten, die man für rettungslos gehalten hatte.

I) Behandlung erdrückter Kinder.

Man entkleidet sie alsobald, bringt sie, in warme Tücher gewickelt, an die frische Luft, und verfährt mit ihnen, wie oben mit scheintodten Neugebornen.

K) Behandlung scheintodter Betrunkener.

Nachdem man sie durch Bespritzen und Begießen mit kaltem Wasser wieder zu sich gebracht hat, flößt man ihnen so lange warmes Wasser ein, bis sie sich erbrechen. Dann kann man ihnen wechselsweise Essig und schwarzen Kaffee geben.

Literatur.

Versuch über die Kunst Scheintodte zu beleben, von C. A. Struve. Hannover 1797. 8.
Dessen Noth- und Hülfstafeln, in Royalfolio.
Ueber die Behandlung der Scheintodten, von J. C. Flachsland. Carlsruhe 1816. 8.
Orfila's oben S. 499 angeführtes Werk, herausgegeben von Roscher.
J. Wendt's oben S. 499 genannte Schrift.
Anweisung zur zweckmäßigen Behandlung und Rettung der Scheintodten. Berlin 1820. 8.
C. A. W. Schmalz Rettungen des Menschenlebens. Breslau 1820. 8.
K. W. Metzgers volksth. Gesundheitskatechismus ꝛc. (s. oben) 2te Abtheil.
J. B. Bourens Anleitung zur Rettung der Ertrunkenen, Erstickten ꝛc. Crefeld 1822. 8. — Ueber Tod und Scheintod, oder die Gefahren des frühen Begrabens, von K. L. Kaiser. Frankf. a. M. 1829. 8.

Neunzehntes Kapitel.

Von der Sorge für unsere Todten, und von der Vorsicht bei deren Beerdigung.

In fast jedem civilisirten Staate bestehen gewisse Gesetze, welche eine vernünftige Behandlung der Verblichenen und die Bestellung der Gräber betreffen. In den meisten Ländern geschehen die Beerdigungen unter den Augen der Seelsorger, und die Begräbnißplätze gehören unter ihre Aufsicht. Wenn nun diese mit allem dem bekannt sind, was man bei den Verstorbenen, bei deren Bestattung zur Erde, und bei den Gräbern zu beobachten hat, so werden sie dadurch in den Stand gesetzt, desto aufmerksamer auf die genaue Befolgung der dahin zielenden Gebote zu seyn, aber auch es sich zur Pflicht machen, vorzüglich Leichenwäscherinnen ꝛc. über Tod, Scheintod und zu frühe Beerdigung faßlich zu unterrichten.

I) Vom Verhüten des Lebendigbegrabens.

Ein Mensch wird zu früh begraben, so lange noch keine völlige Gewißheit da ist, daß er unwiderruflich todt sey; ein Todter wird zu spät beerdigt, wenn die Lebenden durch längere Aufbewahrung seiner Leiche ihre Gesundheit gefährden. Die Erfahrung lehrt, daß einen Kranken Zufälle treffen können, welche das Trugbild des Todes annehmen, ohne daß dieser wirklich erfolgt ist.

Alle Krankheiten können in den Scheintod übergehen, doch am häufigsten die Neurosen oder Nervenkrankheiten, wie Ohnmachten, Apoplexieen, Krämpfe, Zuckungen ꝛc., desgleichen Stickhusten, Blutungen, Eitenergießungen von geborstenen innern Abscessen der Lunge und anderer Eingeweide. Der Scheintod kann Stunden, Tage, ja Wochen dauern, und die physische Thätigkeit ohne alles Athemholen einige Zeit fortwähren. Dieser heißt denn Lethargie oder Todtenschlaf (Todtenerstarrung), davon nur folgende denkwürdige wahre Beispiele aus älterer und neuerer Zeit hier stehen mögen.

Zu Versailles ward 1752 ein lethargisches Mädchen schon 24 Stunden nach seinem Erblassen von Mädchen gleichen Alters zu Grabe getragen. Unterwegs fühlten sie eine Bewegung im Sarge, und warfen diesen im ersten Schrecken zur Erde. Man öffnete denselben und zog das wieder tief aufathmende Mädchen hervor, welches sich bald erholte und noch mehrere Jahre gesund lebte.

Apotheker Spalding zu Küstrin, der 1786 im November an einer Brustkrankheit gestorben schien, ward als Leiche auf Stroh gelegt. Den Tag darauf bemerkte an derselben die Todtenwärterin zuckende Bewegungen, und rief eiligst einen Arzt herbei, der den Scheintodten in sein Bett zurückbringen ließ, wo dieser, wie aus einem tiefen Schlafe, erwachte. Er genas vollkommen, und starb erst nach 16 Jahren des wirklichen Todes.

Hofrath Böhme, im Anfange der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts Professer der Geschichte zu Leipzig, sank, als er mit meinem Vater in Schulpforte studirte, vor seiner Zelle zu Boden, und wurde, als Scheinlebloser, in die Siechstube gebracht; hier lag er, nachdem alle mögliche Wiederbelebungsversuche an ihm fehlgeschlagen waren, in einer dreiwöchentlichen Erstarrung, aus der er von selbst erst zu einem noch ziemlich langen Leben wieder erwachte.

Als kleiner Schüler begleitete ich die Leiche eines Mundkochs, Fritzsche, in meiner Vaterstadt Zeitz selbst mit zum Grabe, der einige 20 Jahre zuvor schon als Lebloser auf ein Bret befestigt, und wegen Raummangel im Hause hinter eine Feueresse gelehnt, wieder zu sich gekommen, und sammt dem Brete auf dem Rücken in die Wohnstube getreten war, zum Entsetzen seiner vor ihm fliehenden Hausgenossen.

Einige lustige Brüder wachten bei der Leiche ihres Bekannten, und punschten. Man trank auf dessen Wohlergehen in einer andern Welt, und flößte ihm selbst ein Gläschen warmen Punsch nach dem andern ein, durch dessen Geist und Wärme er wiederbelebt, mit der Gesellschaft die ganze Nacht hindurch fortpunschen konnte.

Ein Knabe, der an bösartigen Menschenpocken schwer erkrankt war, starb, wurde eingekleidet, und auf Stroh gelegt. Seine Wärterin wollte ihren Liebling, als Leiche, noch einmal sehen, und fand ihn — aufsitzend, wie er die Blatternschorfe von seinen Augen losklaubte. Er genaß vollkommen, und lebt noch jetzt als glücklicher Familienvater.

Widmann, ein Granatenbohrer zu Freiburg in Schwaben, war als eingesargter Todter schon bis ans Stadtthor getragen, als er wieder erwachte und noch zeitig genug gerettet wurde.

Dem verstorbenen Campe erzählte eine vornehme Handelsfrau in Basel von sich selbst folgende schauderhafte Geschichte: sie war nervenkrank und starb, wenigstens hielt sie Jedermann für eine wirkliche Leiche. Sie selbst aber war und blieb sich ihrer bewußt, hörte Alles um und neben sich, hörte von den Anstalten zu ihrer stattlichen Beerdigung reden, und konnte doch nicht das geringste Lebenszeichen von sich geben. Erst am folgenden Tage, als man ihr die Sterbekleider anlegen wollte, strengte sie sich in der schrecklichsten Todesangst so lange an, bis es ihr endlich gelang, eine ganz kleine Bewegung mit einem Finger zu machen, die glücklicherweise nicht unbemerkt blieb, und sie noch bei Zeiten vom Lebendigbegraben erlösete. (s. Campe's Neue Samml. merkwürdiger Reisebeschreibungen f. die Jugend. Braunschweig 1803. 8. V.).

Eine ganz ähnliche, mehrere Tage andauernde Todeserstarrung beobachtete ich an einem nervenschwachen Mann in Erlangen, welchem jeder noch so sanfte Belebungsreiz, geschweige ein gesteigerter, ohne dies äußern zu können, äußerst peinlich, Höllenquaal aber die Besorgniß gewesen war, lebendig beerdigt zu werden. Er richtete sich endlich von selbst wieder auf, und lebte noch mehrere Jahre.

Ein Kapuziner, Engelbert, in Schwaben war lange in demselben lethargischen Zustande, und versicherte nachher, seine Sinne während desselben wohl behalten zu haben, aber ihrer nicht mächtig gewesen zu seyn.

Eine Dame, die aus einem eben so langen Scheintode wieder erwachte, konnte mit fast wörtlich den Zwist erzählen, den ihre Familie im Beiseyn der vermeintlich Gestorbenen wegen der Erbschaft schon angefangen hatte.

Ein höchst merkwürdiges und verbürgtes Beispiel von ausharrender Mutterliebe, welche die Tochter selbst vom Scheintode gerettet haben soll, enthält die Berliner Zeitung vom 4ten Junius 1822: „Im December des Jahres 1812 „wird das seit längerer Zeit nervenschwache Fräulein von M. „in S. von einer bedeutenden Krankheit befallen, die in „Starrkrampf übergeht. Zwei Aerzte und die Verwandten „halten sie für todt, ein dritter aber und die Mutter behaupten „das Gegentheil. Letztere nimmt das leblose Mädchen in ihre „Arme, wärmt es Tag und Nacht mit ihrer eigenen Körper„wärme, und trennt sich nur nothgedrungen auf einige Mi„nuten von demselben. Erst nach neun Wochen bewegt das „scheintodte Mädchen die Finger, und kehrt endlich wieder „ins Leben zurück, erlangt aber erst nach fünf Monaten seine „Sprache wieder. Seiner selbst sich bewußt, ängstete es al„lein der Gedanke: ob die Mutter standhaft ausharren werde, „als Alles in sie stürmte, die todte Tochter doch zu verlas„sen? — Diese lebt und genießt seit 1815 die vollkom„menste Gesundheit auf dem Gute ihrer wackern, noch jetzt „von ihr unzertrennlichen Mutter."

Eine ähnliche Schauergeschichte erzählt von sich ein in seiner Todeserstarrung lebendig Begrabener, aber auch Geretteter, im Morgenblatte von 1822, und im Journale Geist der Zeit, Wien 1822. 8. März, S. 414 u. f. (Si fabula vera).

In Bartels Briefen über Kalabrien sind viele höchst merkwürdige Beispiele des Wiedererwachens, durch das kalabrische Erdbeben (1783) mehrere Tage verschüttet gewesener, aus ihrem Todtenschlafe aufgeführt. Von Thieren hat die damalige Zeit Beispiele eines noch viel längern Lebens unterm Schutte.

Wie manche Kinder wurden dem wirklichen Tode noch entrissen, deren Leichen schon in die Gruft gesenkt werden sollten! —

Auch die Versuche, welche man in neuerer Zeit an hingerichteten Menschen angestellt hat, zeigen, daß die Lebenskraft bei solchen mit der Enthauptung nicht sogleich erloschen sey. So öffnete Nysten bei einem um 2 Uhr 4 Minuten guillotinirten Menschen um $\frac{1}{2}$ über 2 Uhr die Brusthöhle. Brust- und Bauchmuskeln zogen sich, gleich den rechten Herzhöhlen, auf die Reizung durch das Messer stark zusammen. Von 3 bis $\frac{1}{2}$ über 6 Uhr bewirkte der Galvanismus noch starke Contractionen des Herzens. Die Armmuskeln zogen sich dagegen um 4 Uhr 2 Minuten auf mechanische Reizung nur schwach zusammen. — An dem Leichnam eines Erhenkten, der schon eine volle Stunde in London ausgestellt geblieben war, beobachtete Aldini nach Anwendung des galvanischen Reizes die heftigsten Antlitzverzerrungen und gewaltsame Armmuskelbewegungen. Die willkührlichen Muskeln waren $7\frac{1}{2}$ Stunden nach der Execution durch diese Reizung noch erregbar. Wendt's, Rosenmüller's und Anderer Versuche der Art an so eben vom Rumpfe getrennten Köpfen zum Schwerd Verurtheilter gehören auch hierher. Aus diesem Allem läßt sich schließen, daß bei manchen Todesarten das Leben mit dem letzten Athemzuge nicht so augenblicklich ende, noch auch die Lebenskraft aus allen Theilen gleich plötzlich verschwinde.

Die Zeichen des wahren Todes lassen sich allein auf das Erloschenseyn aller Lebenskraft reduciren. Da jedoch diese oft in das Innerste des Körpers zurückweicht, so erhellt schon daraus, daß nur die Folge davon allgemeine Fäulniß oder chemische Entmischung sicher ihr Aufhören voraussetzt, mithin einzig über Leben oder Tod entscheiden kann. Alle übrige angebliche Todeskennzeichen bleiben für sich allein unzuverlässig, namentlich:

1) Das Verschwinden aller Reizbarkeit:

a) in den willkührlichen Muskeln. Beim wirklichen Tode, sagt man, bleibe der Mund und die Augenliderspalte offen, wenn man den Unterkiefer herunter und die Augendeckel auseinander ziehe. Allein jede Ohnmacht zeigt die Trüglichkeit dieses Criterium, und man sieht keinen Grund, warum die Aufhebemuskeln der untern Kinnlade und die Schließmuskeln der Augenlider ihre Lebenskraft vorzugsweise bis zum wirklichen Tode behalten sollten. Auch haben Beispiele das Gegentheil gelehrt. Auf der andern Seite giebt es kein charakteristisches Merkmal, wodurch man einen in der Zusammenziehung fortwirkenden Muskel von einem, der blos in der während des Lebens geschehenen Contraction verbleibt, unterscheiden könnte. Das Umsinken des auf die Seite geneigten Körpers und sein scheinbar vermehrtes Uebergewicht sind eben so täuschende Zeichen, die blos von der Unwirksamkeit der Muskeln herrühren.

b) Das Aufhören der unwillkührlichen Muskelactionen des Herz- und Pulsschlags, findet auch in der Asphyxie, Ohnmacht, im Scheintode rc. Statt. Selbst der Versuch, durch eine zwischen den Rippen gemachte Oeffnung nach der Bewegung des Herzens zu fühlen, ist nicht ein mal sicher, denn es muß doch einen Zeitpunkt geben, in welchem nicht der gewohnte Blutreiz, wohl aber ein fremder, stärkerer, z. B. Luft rc., in die Blutgefäße gebracht, die schlummernde Reizbarkeit wieder aufregen kann, und lange, nachdem das Herz sich nicht mehr zusammenzieht, zittern seine Fasern noch immer fort. Im Menschen folgt wohl diesem Zustande der Tod unausbleiblich, aber wirklich da ist er noch nicht, und kann folglich als Scheintod durch passende Reizmittel auch wieder in wirklich thätiges Leben verwandelt werden. — Eben so trügerisch ist die Reizlosigkeit des Darmkanals und deren Zeichen: Unwirksamkeit der Brechmittel, Hinabrollen aller Flüssigkeiten in die Speiseröhre rc.

c) Stillstand der gemischten Bewegungen, und zwar aa) des Athemholens, von dessen Abwesenheit man sich durch das Nichtanlaufen eines vor den Mund des Todten gehaltenen blanken Spiegels, oder durch das Beobachten einer Lichtflamme, einer Flaumfeder rc., die dann unbeweglich bleiben, überzeugen will, findet sich auch bei tiefer Ohnmacht, in welcher der Mensch keines Athems bedarf. Hierzu kommt, daß der Spiegel von den Ausdünstungen des Leichnams, wie vom Athem eines lebenden Menschen, beschlagen, daß die Lichtflamme, Flaumfeder rc. durch jeden andern auch leisen Impuls bewegt werden kann. bb) Erschlaffung der Schließmuskeln, der Harnblase, des Afters rc., worauf Camper so viel bauete, hat theils bei manchen Kranken schon Statt, die unwillkührlich Alles unter sich gehen lassen, und fehlt theils bei manchem wirklich Todten.

Wird übrigens die Reizbarkeit durch natürliche Reize nicht mehr geweckt, so kann dies durch künstliche geschehen, z. B. durch Verwundung mit schneidenden Werkzeugen, Reizung mittelst chemischer Schärfen, durch Kälte, Hitze, besonders durch Einspritzen fremdartiger Flüssigkeiten in das Blutsystem, durch Bluttausch, Electricität, Galvanismus rc.

2) Das Aufhören der Empfindlichkeit ist bekanntlich trügend genug. Man hat Scheintodte gebrannt, gestochen rc., und doch erwachten sie nicht eher, als bis ihr Todtenschlaf vorüber war. Die durchs Brennen entstandenen Brandblasen sind dagegen kein gewisses Merkmal eines zurückgebliebenen Lebensfunken. — Eben so wenig wirkt auf manche Scheintodte der Metallreiz, den Creve und Schneidemann dazu vorschlugen.

3) Sehr trügerisch sind auch das Nachlassen des Tons der Faser, und die Folgen davon: Durchschwitzen der wässerigen Augenfeuchtigkeiten und der Galle, sowie die Wasseranhäufungen in den Körperhölen und aller Nachlaß der Absonderungen. Denn das sogenannte Brechen der Augen, deren Hornhaut dann trübe, matt, eingefallen ist, geht oft

mehrere Stunden dem Tode vorher, und erfolgt nach manchen Todesarten gar nicht, oder man findet wenigstens die drei Tage nach dem Tode seine Haut noch hell und klar. Gleich unzuverlässig ist die Mißfarbe der Hautdecken des Unterleibes, der innern Hand- und Fußsohlenflächen, das Nichtmehrdurchscheinen des Bluts der aneinandergelegten und gegen eine Lichtflamme gehaltenen Finger etc. Ueberhaupt darf man von den natürlichen Körperverrichtungen keine Zeichen des Todes entlehnen.

Die *Todtenkälte* ist oft bei hysterischen Ohnmachten, immer bei Ertrunkenen und Erfrornen zugegen, fehlt jedoch bei manchen wirklich Todten, wie denn die Leichen der am Schlagflusse etc. Verstorbenen ihre Wärme langsam verlieren. Am besten sucht man hier noch, die Wärmetemperatur des Körpers mit dem in dessen Höhlungen gebrachten Hunter'schen Thermometer zu bestimmen. Jedoch zeigen Thiere im Winterschlafe, z. B. Igel, Haselmäuse etc., wie sehr im Leben die Wärme abnehmen kann, da bei erstern im Winterschlafe das durch eine Bauchwunde zwischen die Därme geschobene Thermoskop nur um einen bis höchstens 5° über 0 steigt, und da diese Wärme um so höher ist, je näher dem Herzen der Theil liegt, also der Maßstab wahrscheinlich nur den Wärmegrad der Atmosphäre haben würde. Eben so unzulänglich ist die *Todtenerstarrung*, welche nicht sowohl von Kälte, als von einem krampfigen Zustand der Muskel entsteht, weil man diese über den Tod hinaus fortdauernde Zusammenziehung deutlich gesehen hat, und nach jeder Todesart, wodurch die Nervenkraft plötzlich erlöscht, der Leichnam nicht steif wird. Daher bei Ohnmachten, Krämpfen und Convulsionen, sowie in Scheintodesfällen oft die Glieder starr und unbeweglich sind, dagegen bei mancher wirklichen Leiche, zumal im Sommer, oder im Bette etc. mehrere Stunden noch nach dem Tode biegsam bleiben. Entsteht nun die Steifigkeit erst, wenn der Körper vorher wie todt, aber biegsam war, so ist sie eine Folge der durch die Kälte sich bildenden Säftegerinnung, und ist dann nicht so elastisch.

6) Der Todten- oder Leichengeruch beweist nichts, weil diesen noch lebende Faulfieber- und andere Kranke nur zu merklich ausduften, und er sich auch aus einzelnen Theilen des lebendigen Körpers entwickeln kann.

7) Die Leichenphysiognomie (das sogenannte hippokratische Gesicht) tragen auch manche Scheintodte an sich.

Noch einmal: da alle bisher genannten Zeichen u. dergl. bei einem Scheinleblosen zusammentreffen können, so giebt allein Totalfäulniß des Körpers den einzig richtigen Maaßstab für dessen wirklichen Tod. Aber diese chemische Zersetzung muß auch schon einen gewissen Grad erreicht haben, und der Zeitpunkt, wo sie allgemein wird, ist oft schwer zu bestimmen. Den faulichten Geruch können nämlich Geschwüre rc. von sich geben, und Sachkundige witterten schon Todtengeruch bei Kranken, die gleichwohl genasen. Die schwarzblauen sogenannten Todtenflecken kommen auch schon bei bejahrten Menschen zum Vorschein, welche dennoch lange leben können. Die ersten Spuren der Verwesung zeigen sich an den grünfarbigen Bauchmuskeln. Allein die Zeichen, daß der Grund dieser Mißfarbe tiefer, als in den Muskeln liegt, sind zweideutig, namentlich: eine in den Mund heraustretende, ausfließende schwarze Jauche, welche jedoch bei am innern Brande Sterbenden oft ziemlich lange vor ihrem Tode ausbrechen, desgleichen ein meteoristisch aufgeschwollener Bauch, der indeß nicht immer und oft schon vor dem Tode erscheint. Es muß also zugleich Aufgedunsenheit und teigige Weichheit der ganzen Körperoberfläche dabei seyn. Auch läßt sich wohl durch chemische Reagentien der Zersetzungsgrad in den Leichen ausmitteln. Diese gehen nämlich in die saure und faulichte, oder ammonialische Gährung über. Die saure verräth sich, wenn man ein mit Aetzsalmiak befeuchtetes Holzstäbchen mehreren Stellen der Leiche nähert, und weiße Dämpfe sich entwickeln sieht, gebildet durch die Vereinigung des sauern Leichendunstes mit dem ammonialischen des Salmiaks. Eben so offenbart sich die faulichte Gährung, selbst

von dem Todtengeruch, durch die Anwendung eines mit der stärksten Essigsäure bestrichenen Hölzchens, wobei ebenfalls Stickdämpfe sichtbar werden.

Um sich jedoch von der Gegenwart des wahren Todes vollgültig zu überzeugen, muß man zugleich sein Augenmerk auf die vorausgegangene Krankheit, auf die Todesart und auf die vorhandenen Gesammterscheinungen am Todten richten. Aus der sorgfältigen Vergleichung aller dieser Ergebnisse gelangt man endlich zu der Gewißheit, ob der Verblichene wirklich todt sey, oder nicht.

Denn es ist, nach den mancherlei wohlverbürgten Fällen, keineswegs zu läugnen, daß Scheintodte oft so lange in ihrem lethargischen Zustande bleiben, bis sie beerdigt werden sollen. Bringt man nun vollends die wirklich schauderhaften Beispiele vom Lebendigbegraben, welche einige Schriftsteller aus der Geschichte mit mehr oder weniger Uebertreibung und Leichtgläubigkeit aufgenommen haben, noch dazu in Anschlag, so ist's wahrlich kein Wunder, daß sich vor einigen Jahrzehenden ein panischer Schrecken durch ganz Teutschland verbreitete, weshalb man allgemein auf Errichtung von Leichenhäusern antrug, und diese auch hier und da einführte. Nicht genug, man bestellte Todtenbeschauer, Leichenwärter etc.; es wurde der Befehl, Verstorbene zweimal 24 Stunden, und in zweifelhaften Fällen, welche durch gerichtliche Todtenbeschau und durch das Zeugniß der Aerzte bestimmt werden sollten, drei Tage lang liegen zu lassen, in mehrern Staaten geschärft; ja auf die wirklich zu frühen Judenbeerdigungen hier und da [illegible]; auch ließen einige Familien auf den Gottesäckern Todtenhäuschen erbauen, in denen ihre gestorbenen Angehörigen in offenen Särgen so lange stehen bleiben mußten, bis unverkennbare Spuren der allgemeinen Fäulniß eintraten. Kurz, man that Alles, um dem schrecklichsten aller Gefühle — lebendig begraben zu werden! — zu begegnen. Denn man will Scheintodte beim Oeffnen ihrer Särge mit schrecklichen Wunden bedeckt, ihr Haupt zerschlagen, ihre Augen ausgekratzt, ihre Hände abgenagt etc. gefunden haben! Diesen

gräßlichen Anblick soll vor noch nicht langer Zeit zu Nördlingen in Schwaben ein lebendig begrabener Handwerksgesell dargeboten haben! Gleiches Mißgeschick traf den berühmten englischen Schriftsteller Scot, und manche andere dergleichen Unglückliche! —— —— Wie viele mögen auf Schlachtfeldern scheintodt verscharrt, wie viele von der Kriegspest vermeintlich Getödtete lebendig unter die Erde gekommen seyn! ——

Nur die Schwierigkeit, obigen an sich guten Vorschlägen zur Verhütung des Lebendigbegrabens beym Volke allgemeinern Eingang zu verschaffen, legte der Sache überall Hindernisse in den Weg. Es ward also diese von den Aerzten näher untersucht, und ihr Ausspruch fiel dahin aus, daß man das zu frühe Beerdigen weder zu ängstlich fürchten, noch die Sitten und Gebräuche des Volks zu rasch beeinträchtigen dürfe. Wo Krankheiten ärztlich besorgt werden, oder wo Leichenbeschau eingeführt ist, da bedarf's ja nur einer solchen Behandlung, wodurch die sinkende Lebenskraft, welche nun nicht mehr alle Organe in Thätigkeit zu setzen vermag, so lange geschont wird, bis deren Ueberrest total erschöpft ist, oder, im Fall Wiederbelebung zu hoffen, die erforderlichen Mittel angewandt sind.

Wenn also der Geist des Volks vorerst an die ärztliche Pflege seiner Kranken gewöhnt wird, wenn dieses dann sich gegen seine Todten mit mehr Schonung und Achtung benimmt, wozu die Seelsorger alles mögliche mitwirken können, wenn von Seiten der Obrigkeit eine zweckmäßige Leichenuntersuchung veranstaltet ist, und eigene Todtenwächter angestellt sind, so dürfte wenigstens für die meisten Fälle gesorgt seyn. Nur bei Armen und manchen Landleuten möchte dies schwerer halten, wenn sie nur eine heizbare Stube haben, folglich ihre Verstorbenen im Winter nicht gehörig unterbringen können. Indeß sollte man hier den etwa zweifelhaft Todten wohl in der mäßig geheizten einzigen Stube so lange noch beherbergen, bis sein wirklicher Tod entschieden wäre; ansteckende oder heftige epidemische Krankheiten [illegible] ja ohne

dies Aufsehn halten oder wie diese Ungewißheit zurück. Am allerschlimmsten aber ist's dort in jenen einsam, von der Pfarre weit entlegenen einzelnen Bauerhöfen und Hütten, wo die Menschen sich immer selbst überlassen, und von aller Welt gleichsam abgesondert, ihren alten Gebräuchen sklavisch anhängen, oder oft bei Wasserüberschwemmungen, bei tiefem Schnee rc., wie letzteres z. B. im sächsischen Erzgebirge, auf dem Schwarzwalde rc. häufig geschieht, ihre Wohnungen lange Zeit nicht verlassen können, und wo man deshalb die Todten auch wirklich vierzehn und mehrere Tage unbeerdigt lassen muß. Das Erstarren durch den Frost hindert zwar glücklicherweise die Fäulung, aber wie dieser nachläßt, kann man auch nicht genug mit dem Begraben eilen! —

Dessen ungeachtet bleibt es heilige Menschenpflicht, entweder alle Mittel zur Wiederbelebung unserer Scheintodten anzubieten, oder die Unrettbaren in eine solche Lage zu bringen, wo sie um so eher ruhig erkalten können, als die Menschlichkeit erheischt, daß man in diesen oft zweifelhaften Fällen wenigstens mit denselben nichts Nachtheiliges vornimmt, oder vornehmen läßt. Dies ist freilich zunächst Sache der Polizei, aber die Landpfarrer sind immer hierin sich selbst überlassen und an manchen Orten die einzigen Rathgeber. Folgende Regeln mögen sie dann gewissenhaft beobachten!

1) Ist ein Mensch verschieden, so darf man ihn nicht sogleich entkleiden, und etwa auf Stroh in ein kaltes Gemach legen, eben so wenig ihm gleich nach dem letzten sichtbaren Athemzug die Kinnlade hinaufdrücken, oder den Mund mit einem Tuche zubinden, noch auch die Hände damit zusammenknüpfen, vielweniger ihn in dicke Leinwand einnähen, oder auf ein Brett binden, und in einen entfernten Hauswinkel legen lassen. Vielmehr bleibe er während der ersten 24 Stunden in seinem Bette wohlbedeckt und ruhig liegen, wie ein Kranker, unter Obhut eines Todtenwächters. Diese Vorsicht ist um so nöthiger, wenn der Mensch plötzlich, oder

an Zufällen gestorben ist, welche manchmal die Gestalt des Todes annehmen, und selbst die Erfahrensten täuschen können;

2) müssen unter diesen Umständen, sowie bei der Ungewißheit des wirklichen Hintritts, sogleich nach dem Erblassen alle mögliche Belebungsversuche einige Stunden lang gemacht werden.

3) Man sollte die Leiche nicht eher ohne Aufsicht lassen, noch früher in den Sarg legen und einschnüren, noch vielweniger diesen zunageln oder zuschrauben lassen, als bis zur Stunde der dringend angezeigten Beerdigung.

Keine Leiche werde eher begraben, bevor sie nicht Spuren der totalen Fäulniß an sich trägt. Schon die Alten waren um ihre Todten sehr besorgt. In Egypten durften diese nach Herodot vor dem vierten Tage nicht beigesetzt werden. Die alten Griechen beweinten ihre Dahingeschiedenen drei Tage lang, ehe sie sich von ihnen trennten. — In Oesterreich ꝛc. muß jede Leiche von einem dazu bestellten Wundarzt erst besichtigt, und darf ohne dessen schriftliche Todesbescheinigung, die bei uns der Hausarzt ausfertigt, von keinem Pfarrer zur Erde bestattet werden. Ebendaselbst, sowie in ganz Deutschland, ist nach Verlauf von 48 Stunden die Beerdigung nachgelassen! — Billig sollte aber diese bis zum völligen Ablauf wenigstens von dreimal 24 Stunden verschoben bleiben, weil, wie Beyspiele lehren, Scheintodte erst nach 70 und mehren Stunden ins volle Leben zurückkehrten. Bei denen, die an bösartigen Krankheiten sterben, deren Leichen schnell faulen, und durch längeres Aufbewahren über der Erde für Gesunde nachtheilig werden können, leidet freilich diese Vorschrift eine gerechte Ausnahme, und gewöhnlich wird auch dann von den Obern eine frühere Beerdigung anbefohlen. Doch auch hier ist große Vorsicht nöthig. So wurden nach Paul Zachias Bericht, in Rom zur Pestzeit 1656 mehrere Kranke lebendig begraben; ein Jüngling z. B. erwachte, als man ihn mit andern Todten aus dem

heil.

heil. Geist-Spital als Pestleiche weggeführt hatte, auf der Elber im Schiffe wieder, und wurde ins Spital zurückgebracht. Nach zwei Tagen sank derselbe abermals in Ohnmacht, und ward wieder transportirt, kam das zweitemal zu sich, ward nochmals zurückgeliefert, und lebte noch lange fort. Auch Diemerbroeck erwähnt eines Bauern, der an der Pest gestorben schien, und am dritten Tage wieder auflebte. Wie viele Pestkranke mögen noch jetzt im Orient scheintodt begraben werden!? — (Vergl. J. A. Donndorff über Tod, Scheintod, und zu frühe Beerdigungen; ein Buch für Jedermann. Quedlinb. u. Leipz. 1820. 8. — K. L. Kaiser a. a. O. s. oben S. 531. — C. W. Hufeland, über die Ungewißheit des Todes, und das einzige untrügliche Mittel, sich von seiner Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendigbegraben unmöglich zu machen; wieder abgedruckt in Dessen kleinen medic. Schriften. Berlin 1822. 8. I.)

II) Ueber die Bestellung der Gräber.

Endlich haben es die dringendsten Vorstellungen der Aerzte dahin gebracht, daß man zum Heil der Lebenden die Todten nicht mehr weder in den Kirchen, noch in den Städten begräbt. Ungeachtet dieser heilsamen Veranstaltung können dennoch Grüfte und Gräber den Gesunden wohl gefährlich werden, wenn man sie nicht zumal für die an ansteckenden, oder sonstigen bösartigen Krankheiten Gestorbenen gehörig besorgen läßt. Schon der unerträgliche Gestank, den ein schlecht bestellter, mit Leichen übervölkerter Todtenacker bei anhaltender warmer oder feuchter Witterung verbreitet, läßt eine dergleichen Verpestung mit Recht fürchten.

Alle Begräbnißplätze sollten aber nicht allein weit genug von Menschenwohnungen, sondern auch hoch und trocken liegen, um gehörig tief die Gräber graben zu können, ohne auf unten hervordringendes Wasser zu stoßen.

Das Gesetz befiehlt, jedes Grab wenigstens 6 Fuß tief zu graben, und es über den Sarg ganz mit Erde auszufüllen. Sehr oft übertreten aber nachlässige oder gewinnsüchtige Todtengräber dieses Gebot, zumal bei den Gräbern der Armen, als wenn diese, welche so Manches in ihrem Leben entbehren müssen, auch im Grabe weniger Erde über ihren Leichnamen bedürften, als die Reichen. — Der Prediger hat die beste Gelegenheit, über einen solchen Unfug der Todtengräber zu wachen, und sie erforderlichen Falls bei ihrer Obrigkeit zu belangen.

Eine andere sehr schlimme Gewohnheit ist es hier und da, daß man, während des Grabmachens auf einen alten Sarg treffend, diesen zerschlägt, und dessen oft erst halb vermoderten Inhalt sammt den Sargbrettern auf den Kirchhof wirft, ohne dafür zu sorgen, daß alles gehörig wieder eingescharrt werde, daher nicht selten halb verwitterte Menschenknochen, wie Aeser, auf Todtenäckern zerstreut umher liegen. Diese Unsitte ist der faulichten Ausdünstungen wegen eben so gefährlich für die Lebenden, als sie wegen der Achtung, die man den Ueberresten seiner Mitbrüder schuldig ist, die Menschheit wahrhaft entehrt. Hierzu kommt noch, daß man auf manchen Begräbnißplätzen das liebe Vieh weiden, und Schweine die Gräber umwühlen läßt!! Allem diesem höchst ärgerlichen Unwesen muß der Ortspfarrer kräftigst mit zu steuern suchen.

Die Mephitis der Grüfte kann nur durch gut schließende Fallthüren oder Einsetzsteinplatten zurückgehalten, oder durch Ventilatoren, Abzugsröhren ꝛc. entfernt werden.

Um aber nicht sobald auf halb verwes'te Leichname zu gerathen, sollte, wie es hier und da eingeführt ist, mit dem Aufwerfen der Gräber an irgend einem Platze des Todtenackers begonnen, und so der Reihe nach damit fortgefahren werden, bis dieser endlich ganz voll wäre; dann würde in derselben Ordnung wieder von vorn angefangen. —

Ferner sollten die ganz trocknen Menschengebeine, wenn man sie ja nicht tief genug vergraben könnte, in eigenen ver-

schlossenen Beinhäusern, wie an mehreren Orten geschieht, niedergelegt, und heilig aufbewahrt werden. — Solche sehr stattliche Katakomben sind unter den Straßen von Paris, und hier und da in Italien anzutreffen.

Endlich ist der beschäftigte Todtengräber manchen Nachtheilen für seine Gesundheit ausgesetzt, vorzüglich wenn bösartige und ansteckende Volksseuchen herrschen. Er darf deshalb nie nüchtern an seine Arbeit gehen, sollte dabei Taback rauchen oder Zwiebeln rc. kauen, zwischendurch einen Schluck Branntwein rc. zu sich nehmen, und sein Werk nicht lässig, noch mit Unlust oder Ekel treiben! Müßte er lange verschlossen gebliebene Todtengrüfte und Gewölbe öffnen, und hineinsteigen; so geschehe dies nicht eher, als bis er sich durch das helle Fortbrennen einer hinabgelassenen Lichtflamme von der Athembarkeit und Salubrität der eingeschlossenen Luft überzeugt hat; im entgegengesetzten Falle mag er den gefährlichen Ort meiden, und dem Ortsprediger es anzeigen, der dann die hier angezeigten mineralsauren Räucherungen veranstalten kann.

III) Ueber die Bestattung der Leichen zur Erde.

Diese ist nach den Sitten und Gebräuchen jedes Landes und Ortes sehr verschieden. Es giebt Gegenden, wo die Verstorbenen kalt oder noch warm in Linnen eingenäht, und in einem gemeinschaftlichen Sarg zusammengepackt werden, der einen beweglichen Boden hat; dieser Communsarg wird über das offene Grab gestellt, um eine Leiche nach der andern durch dessen geöffneten Boden ins Grab zu senken. Daher stammte wohl, um auch diese und andere Todtensärge zu ersparen, der Vorschlag des Sackbegrabens, wogegen aber mehrere Stimmen laut wurden. — Vor einigen Jahren wollte man sogar das Verbrennen der Leichen wieder eingeführt wissen! — Ich kenne einen Ort, an dem man wegen seines zu kleinen Todtenackers, die Leichen ins Grab setzt, und darob wirklich sehr unhöflich mit denselben umgehen muß. —

Auf dem Lande und in vielen zumal kleinen und mittlern Städten bahrt man gewöhnlich seine Todten auf, läßt sie von wenigern oder mehreren Männern auf den Schultern bis ans Grab tragen, in Begleitung der ganzen Sippschaft, und aller guten Freunde und Nachbarn, zu jeder Tageszeit. So alt diese Gewohnheit immer seyn mag, so wenig ist sie zu billigen. Denn es giebt Todte, die je nach Verschiedenheit ihrer letzten Krankheit zumal bei schwüler Gewitterluft ꝛc. entweder schnell in Fäulniß gehen, oder durch mancherlei Effluvien einen solchen Uebelgeruch zurücklassen, daß *man* oft alle Kunstmittel zu Hülfe nehmen muß, um dem Ent*schlafe*nen diesen letzten sogenannten christlichen Liebesdienst zu *er*weisen. Abgerechnet, daß jede solche Ehrenbezeugung für den Todten wahrhaft nichts und lächerlich ist, so wird dagegen das Einathmen seiner Mephitis für die Leichenbeisitzer, Träger und Begleiter so auffallend schädlich, daß man sich sehr wundern muß, warum diese gefährliche Sitte noch nicht durchaus abgeschafft ist. Die Träger insbesondere *gerathen* in Schweiß, stellen dann ihre Bürde ans offene Grab auf dem Todtenacker, oder in einer kalten, luftzügigen Kirche nieder, sind vom Gestank, vom Ekel, von der Furcht, angesteckt zu werden, und von dem wohl wirklich eingeathmeten *Faulgifte* der am ansteckenden Typhus oder dergleichen Ruhren Verstorbenen krank, und theilen den Zunder dieser Krankheiten zu Hause ihren Familien und Nachbarn mit. Was nützt bei diesen tödtlichen Ausdünstungen das Riechen an eine Citrone, oder an einen Rosmarinstengel?

Man beurtheile die Sache doch ja nicht nach dem Grunde, als wären schon viele Tausende unbeschadet Anderer, zu Grabe getragen worden; er ist blos Scheingrund! Vernunft und Erfahrung lehren ja zu gut, wie verderblich dem Leben das thierische Faulgift ist. In herrschenden Epidemieen, zumal typhöser Art, wenn einmal mehrere Menschen an einem Orte daran gestorben sind, ist dies noch auffallender und um so mehr zu beherzigen, weil nicht nur die Furcht vor Ansteckung schon aller Gemüther sich bemächtigt hat, son-

sondern weil auch wirklich vorzugsweise diese Leichen dann die Ansteckung weiter verbreiten. Hierzu kommt, daß diejenigen, welche durch eine längere Krankenwartung, durch Schlaflosigkeit, Unordnungen in ihrer bisherigen Lebensart, durch niederschlagende Affecte aller Art, durch trübe Aussichten in die Zukunft bei dem Verlust ihrer Versorger und Lebensstützen zur Aufnahme des Krankheitsstoffs empfänglicher werden, daß ihr Jammer und ihre Geneigtheit zum Krankwerden durch Vermehrung der Traurigkeit beim Anblick des Leichenconducts, des Versenkens einer ihrer Lieben, durch einen diese Uebel oft noch vergrößernden zu rührenden Leichensermon, durch das lange Verweilen am Grabe bei ungünstiger Witterung ꝛc. sichtlich gesteigert werden muß! Gründe genug, daß Aerzte diese Leichenprozessionen, als ein vorzügliches Mittel, Krankheiten zu verbreiten, von Rechts wegen anklagen, und abgeschafft wissen wollen.

In den meisten großen Städten, wo dergleichen Gepränge nur die zunächst Angehörigen, das übrige Publicum aber wenig oder gar nicht interessirt, und wo man auch ganz eigentlich wahrnimmt, daß diese Ambassaden nur den Lebenden, nicht den Todten zu Liebe und Ehren gefeiert werden, hat man sich leicht entschlossen, von dieser bedenklichen Sitte abzugehen. Man beerdigt dort die Todten nur des Nachts, oder am frühesten Morgen in der Stille, und bringt sie auf eigenen Leichenwagen an ihre Ruhestätten, mit wenigem Gefolge. Wünschenswerth wäre es, diesen löblichen Gebrauch überall und allgemein geltend zu machen, wobei auch eine andere schlimme Sitte wegfallen möchte, daß nämlich die Geistlichen unmittelbar hinter dem giftaushauchenden Sarge hergehen. Zugleich aber könnte dann allem Luxus kostspieliger Leichengewänder, Trauerkleider, Todtenmahle ꝛc. auf einmal und für immer gesteuert werden.

Register.

A.

B.

H.

J.

K.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

W.

Z.

Druckberichtigungen und Zusätze.

S. 2. Z. 26. statt kommt lies kann.
— 2. — 34. wo er fällt weg.
— 3. — 1. streiche kann.
— 4. sind folgende Schriften nachzutragen: Ueber Pastoralmedicin; von einem Arzte. Tübingen 1825. 8. — Gesundheitspflege oder Diätetik von Phil. Edlen von Büttner. Prag 1825. 8.
— 102. Z. 6. st. 81jährige l. 74jährige.
— 136. — 17. st. vernünftigen l. unvernünftigen.
— 247. — 7. ist einzuschalten: Fr. Hildebrandt's Taschenbuch für die Gesundheit. Erl. 1801. Kl. 8. 6te Aufl. 1820. 8.
— 254. Z. 2. st. angenehmen l. angemessenen.
— 255. — 25. st. Waller l. Weller.
— 270. — 6. st. Schwach l. Menke.
— 284. — 5. st. dopelt l. doppelt.
— 305. — 33. st. Speise l. Speisen.
— 310. Note *) Z. 8. statt S. lies H.
— 348. Z. 19. st. bald zu einem l. zu einem bald ꝛc.
— 355. — 4. st. Schwefels l. schwefels
— 355. — 29. st. unten l. oben.
Statt der Seitenzahl 386 lies 384.
S. 387. Z. 2. st. müsse l. müßte.
— 389. — 11. den st. dem.
— — — 12. st. Kindern l. Kinde.
— 392. — 7. st. trete l. tritt.
— 407. — 4. st. roher l. rohes.
— 412. — 15. st. Köpers l. Körpers.
— 415. — 35. den st. dem.
— 416. — 30. st. dem l. den.
— 425. — 16. st. den l. der.
— — — 17. st. beleidigen l. beleidiget.
— 468. Zur Literatur der Seelenheilkunde: Sammlungen der Heilkunde der Gemüthskrankheiten, von Max. Jacobi ꝛc. Elberfeld. 1. Bd. 1822. 8.
— 473. Z. 17. st. sollten l. sollte.
— 474. — 37. st. Fälle l. Zufälle.
— 488. — 31. st. widrig schmeckender l. widriger schmeckend.
— 500. Z. 10. l. Stove.
— 508. — 30. st. Jugend l. Tugend.
— 511. — 29. st. andern l. an den.

Halle,
gedruckt in der Gebauerschen Buchdruckerei.

Tariff of the United States, with proposed revision thereof, being the argument presented to the Tariff commission by the Metropolitan industrial league. [New York, 1882]

cover-title, 1 p. l., 198 p. 8 fold. diagr. 23½cm.

1. Tariff—U. S. 2. Free trade and protection—Protection.

